



This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

- + *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.
- + *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.
- + *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.
- + *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at <http://books.google.com/>



Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

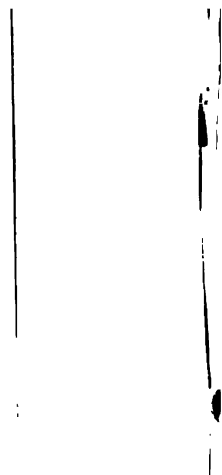
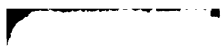
Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

- + *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
- + *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
- + *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
- + *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter <http://books.google.com> durchsuchen.



FROM THE LIBRARY OF

Cyphur Dozmu

.

.

Internationaler Amerikanisten-Kongress

**Vierzehnte Tagung
Stuttgart 1904.**



Stuttgart.
Druck und Verlag von W. Kohlhammer.
1906.

Harvard Defining L. Soc. 150.3 14th Session

RECEIVED

JUL 2

**TOZZER LIBRARY
PEABODY MUSEUM**

**MICROFILMED
AT HARVARD**

Durch Beschluss des im Oktober 1902 in New-York
abgehaltenen XIII. Internationalen Amerikanisten-Kongresses
wurde bestimmt:

*„dass der nächste Kongress 1904 in Stuttgart abgehalten
und die Geschäftsleitung den Herren Graf von Linden,
Professor von den Steinen und Professor Seler anvertraut
werde“.*



Organisations-Komitee.

Protektor:

Seine Majestät König Wilhelm II. von Württemberg.

Ehren-Präsident:

Seine Exzellenz Dr. von **Weizsäcker**, Staatsminister des Kirchen- und Schulwesens.

Vize-Ehren-Präsidenten:

Seine Magnifizenz Dr. theol. **Haering**, Rektor der Kgl. Universität zu Tübingen.
Dr. von **Weyrauch**, Prorektor der Kgl. Technischen Hochschule.

Vorsitzender:

Dr. **Karl von den Steinen**, Professor an der Universität Berlin, Direktor am Kgl. Museum für Völkerkunde, Charlottenburg.

Stellvertretende Vorsitzende:

Karl Graf von Linden, Kgl. Ober-Kammerherr a. D., Vorsitzender des Württembergischen Vereins für Handelsgeographie zu Stuttgart, Vorsitzender des Ortsausschusses, Stuttgart.

Dr. **Eduard Seler**, Professor an der Universität Berlin, Direktor am Kgl. Museum für Völkerkunde, Steglitz.

General-Sekretär:

Dr. **Kurt Lampert**, Oberstudienrat, Professor, Stuttgart.

Schatzmeister:

Theodor G. Wanner, Stuttgart.

Mitglieder:

Dr. **Rich. Andree**, Professor, München.

Dr. **Arth. Baessler**, Geh. Hofrat, Professor, Berlin.

- † Dr. **Ad. Bastian**, Geh. Reg.-Rat, Professor, Direktor des Kgl. Museums für Völkerkunde, Berlin.
- Dr. **J. Bohls**, Lehe.
- Dr. **Herm. Credner**, Geh. Ober-Bergrat, Direktor der Kgl. geologischen Landes-Anstalt, Professor an der Universität, Leipzig.
- Dr. **Emil Deckert**, Steglitz.
- Dr. **Paul Ehrenreich**, Privatdozent an der Universität, Berlin.
- Dr. **Joh. Felix**, Professor, Leipzig.
- Dr. **E. Foerstemann**, Geh. Hofrat, Professor, Charlottenburg.
- Dr. **Eberh. Fraas**, Professor, Stuttgart.
- Dr. **L. Friedrichsen**, Verlagsbuchhändler, Hamburg.
- Heinr. Gauss**, Ober-Bürgermeister der Stadt Stuttgart.
- Dr. **Paul Guessfeldt**, Geh. Regierungsrat, Professor am Kgl. Seminar für orientalische Sprachen, Berlin.
- Dr. **G. Hellmann**, Geh. Reg.-Rat, Professor, Berlin.
- Dr. **Alfr. Hettner**, Professor an der Universität, Heidelberg.
- Dr. **Theodor von Holleben**, Exzellenz, Wirkl. Geh. Rat, kaiserl. Botschafter a. D., Berlin.
- Herm. von Kern**, Ministerial-Direktor des Ministeriums für Kirchen- und Schulwesen, Stuttgart.
- Dr. **Hans Lenk**, Professor an der Universität, Erlangen.
- Dr. **Hans Meyer**, Professor, Leipzig.
- Dr. **Herrmann Meyer**, Leipzig.
- Edward H. Ozmun**, U. S. Consul, Stuttgart.
- Dr. **H. Polakowsky**, Berlin.
- Dr. **Fr. Regel**, Professor an der Universität, Würzburg.
- Dr. **Wilh. Reiss**, Geh. Reg.-Rat, Präsident des VII. Internationalen Amerikanisten-Kongresses (Berlin 1881), Schloss Könitz.
- † Dr. **Ferd. Freiherr von Richthofen**, Magnifizenz, Rektor der Kgl. Friedrich-Wilhelms-Universität, Vorsitzender der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin, Berlin.
- Dr. **S. Ruge**, Geh. Hofrat, Professor an der Technischen Hochschule, Dresden, Klotzsche.
- Dr. **Karl Sapper**, Professor an der Universität, Tübingen.
- Dr. **Emil Schmidt**, Professor, Jena.
- Dr. **C. F. Seybold**, Professor an der Universität, Tübingen.
- Ernst Sieglin**, Fabrikant, Stuttgart.
- Dr. **Wilh. Sievers**, Professor an der Universität, Giessen.
- Dr. **Karl Steiff**, Oberstudienrat, Oberbibliothekar der Kgl. Landesbibliothek, Stuttgart.
- Dr. **Herm. Strebel**, Hamburg.
- † Dr. **Alph. Stuebel**, Dresden.
- Dr. **A. Supan**, Professor, Herausgeber von Petermanns Mitteilungen, Gotha.
- Dr. **I. Urban**, Geh. Reg.-Rat, Professor, Direktor am Kgl. Botanischen Museum, Berlin-Friedenau.
- Dr. **W. Waldeyer**, Geh. Med.-Rat, Professor an der Universität, Vorsitzender der Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte, Berlin.
- Paul Zilling**, Kommerzienrat, Stuttgart.

Programm der Tagung.

Der Internationale Amerikanisten-Kongress behandelt:

- a) Die eingeborenen Stämme von Amerika nach Ursprung, geographischer Verteilung, Geschichte, körperlicher Beschaffenheit, Sprachen, materieller Kultur, Mythologie, Kultus, Sitten und Gebräuchen.
 - b) Die Denkmäler und die Altertumskunde Amerikas.
 - c) Die Geschichte der Entdeckung und Besiedelung des neuen Kontinentes.
-

Verzeichnis der Delegierten.

A. Vertretungen von Staaten.

Europa.

Belgien.

E. De Jonghe, Docteur en philosophie et lettres, Sanbergen.

Frankreich.

Lejeal, Léon, Prof. chargé d'un cours complémentaire d'antiquités américaines au Collège de France, Paris.

Hamburg.

Dr. Hermann Strebel, Hamburg.

Italien.

W. Federer, Generalkonsul der Kgl. Italienischen Regierung, Stuttgart.

Niederlande.

Dr. J. D. E. Schmeltz, Direktor des staatlichen ethnographischen Museums in Leiden.

Jonkheer L. C. van Panhuys, Commis adjoint à la Direction des Indes Occidentales au Département des Colonies, La Haye.

Norwegen.

Dr. Yngvar Nielsen, Professor der Ethnographie an der Universität Christiania.

Preussen.

Dr. Karl von den Steinen, Professor an der Universität Berlin, Direktor am Museum für Völkerkunde in Berlin.

Dr. Eduard Seler, Professor an der Universität Berlin, Direktor am Museum für Völkerkunde in Berlin.

Schweden.

† Dr. **Hjalmar Stolpe**, Professor, Mitherausgeber des Internationalen Archivs für Ethnographie, Stockholm.

Spanien.

Don **Antonio Sanchez Moguel**, Professeur de la faculté de Philosophie et lettres de l'Université centrale Madrid. Membre de l'Académie Royale de l'histoire, Madrid. Membre du Conseil supérieur de l'instruction publique.

Württemberg.

Professor Dr. **Karl Sapper**, a.o. Professor der Geographie an der Universität Tübingen.

Oberstudienrat Dr. **K. Lampert**, Stuttgart, Kgl. Naturalien-Kabinett.

Professor Dr. **E. Fraas**, Stuttgart, Kgl. Naturalien-Kabinett.

Amerika.**British Guiana.**

The Honourable **Jacob H. de Jonge**, member of the Executive Council of British Guiana, Georgetown.

Guatemala.

Don **Enrique Gomez Carrillo**.

Mexico.

Don **Francisco del Paso y Troncoso**, Director del Museo Nacional de Mexico.

† Don **Gustavo A. Baz**, Secretario de la Legacion de Mexico en Paris.

Nicaragua.

Don **J. Alberto Gámez**, Managua, Nicaragua.

Vereinigte Staaten von Nordamerika.

Duc de **Loubat**, Joseph Florimond, correspondant de l'Académie des Inscriptions et Belles-Lettres, Paris, 53 rue Dumont d'Urville.

Dr. **Franz Boas**, Professor der Anthropologie an der Columbia University, New York und Head Curator of Anthropology, American Museum of Natural History, New York.

Dr. **C. Warren Currier**, Rev., Catholic University of America, Washington.

Dr. **George A. Dorsey**, Curator of Department of Anthropology, Field Columbian Museum, Chicago.

Dr. **Paul Haupt**, of Johns Hopkins University, Baltimore.

W. H. Holmes, Chief of the Bureau of American Ethnology and Honorary Curator of the Division of Prehistoric Archaeology in the United States National Museum, Washington.

Marshall H. Saville, Curator of Department of Archaeology, American Museum of Natural History, New York.

B. Vertretungen von Gesellschaften.

Europa.

Deutschland.

Berliner Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte: Dr. Paul Ehrenreich, Privatdozent an der Universität Berlin, Dr. Paul Träger, Schriftführer der Gesellschaft.

Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin: Geh. Regierungsrat Dr. W. Reiss auf Schloss Könitz i. Thür.; Geh. Hofrat Arthur Bässler, Berlin.

Verein für Erdkunde in Leipzig: Professor Dr. Hans Meyer, Leipzig.

England.

Royal Geographical Society, London: Sir Clements R. Markham, K.C.B., F.R.S., London.

University Office, Clarendon Building, Oxford: Mr. David Randall-Mac Iver.

Frankreich.

Institut de France. Académie des Inscriptions et Belles-Lettres, Paris: Dr. Erneste Theodore Jules Hamy, Professeur au Muséum d'Hist. Natur.; Conservateur au Musée d'Ethnogr., Paris.

Institut de France, Académie des Sciences Morales et Politiques: Mr. Luchaire, Membre de l'Académie, Paris.

Société de Géographie, Paris: Comte G. de Créqui-Montfort, Paris; Dr. E. T. Hamy, Professeur au Muséum d'Hist. Natur., Paris.

Société de Américanistes à Paris: Henry Froidevaux, Archiviste-Bibliothécaire de la Soc. de Géogr. de Paris; ancien Secrétaire général du Congrès de Paris en 1900, Versailles.

Norwegen.

Videnskabselskabet (Gesellschaft für Wissenschaften) Christiania: Dr. Yngvar Nielsen, Professor der Ethnographie, Christiania, Oscars Gade 48.

Portugal.

Sociedade de Geographia de Lisboa: Freifrau von Gemmingen-Guttenberg, geb. Teixeira de Vasconcellos.

Russland.

Académie Impériale des Sciences, St. Pétersbourg: Hofrat Leo Sternberg.

Museum für Anthropologie und Ethnographie der Kaiserl. Akademie der Wissenschaften Petersburg: Hofrat Leo Sternberg.

Russische Gesellschaft der Naturfreunde der Anthropologie und Ethnographie in Moskau: Wladimir Ivanovitsch Bogoras.

Schweden.

Schwedische Anthropologische Gesellschaft in Stockholm: Graf Eric von Rosen, Stockholm.

Schweiz.

Akadem. Senat der Hochschule Zürich: Prof. Dr. Rudolf Martin, Zürich.

Société Neuchâteloise de Géographie, Neuchâtel: Mr. Henri Jaccard, Professeur à l'Ecole de Commerce de Neuchâtel, Suisse.

Ungarn.

Ungarisches National-Museum, Budapest: Dr. **Vilibald Semayer**, leitender Kustos der ethnographischen Abteilung, Budapest IX. Csillag-utca 3.

Amerika.

Amerika (Nord).

American Anthropological Association Washington: Professor Dr. **Franz Boas**, Head Curator of Anthropology, American Museum of Natural History, New York.

American Association for the Advancement of Science, Washington: Dr. **Wm. H. Holmes**, Chief of the Bureau of American Ethnology, Washington.

American Geographical Society, New York: **Geo. C. Hurlbut**, Librarian, New York, 15 West 81st Street.

American Museum of Natural History, New York: Professor Dr. **Franz Boas**, Head Curator of Anthropology, New York; Professor **Marshall H. Saville**, New York.

American Philosophical Society, Philadelphia: Professor Dr. **Paul Haupt**, Johns Hopkins University, Baltimore.

Catholic University of America, Washington: **C. W. Currier**, Rev., Washington. Field Columbian Museum, Chicago, Illinois: Dr. **George A. Dorsey**, Chicago.

Johns Hopkins University, Baltimore, Md.: Professor Dr. **Paul Haupt**, Baltimore. National Geographical Society: Dr. **W. H. Holmes**, Chief of the Bureau of American Ethnology, Washington.

Smithsonian Institution, Washington: Dr. **W. H. Holmes**, Chief of the Bureau of American Ethnology.

California Academy of Sciences zu San Francisco: Dr. **Alfred L. Kröber**, Francisco. University of California, San Francisco, Department of Anthropology: Dr. **John C. Merriam**, Francisco.

Amerika (Süd).

Sociedad Geográfica de Lima: **Pablo Patron**, Médico, Doctor en Letras, Lima. La Facultad de Filosofía y Letras de la Universidad de Buenos Aires, representada por el Sr. **Robert Lehmann-Nitsche**, Dr. phil. et med., Jefe de la Sección Antropológica del Museo de la Plata.

Mitglieder und Teilnehmer.

(Die an der Tagung in Stuttgart persönlich teilgenommen haben, sind durch ein * gekennzeichnet.)

Adam, Lucien, Président de Chambre, Rennes [Ille et Vilaine], 30 Quai Saint Cast.

* **Adler**, Emanuel, Lehrer, Stuttgart, Hospitalstrasse 14.

† **Ambrosetti**, Juan, B., Professor, Museo Nacional de Buenos-Aires, Buenos-Aires Argentina.

- American Geographical Society** (Geo. C. Hurlbut, Librarian), New York, 15 West 81st Street.
- Andree, Richard**, Dr. phil., Professor, München, Friedrichstrasse 9.
- ***Andrews, H. A.**, Miss, Secretary Ethnological Department, American Museum of Natural History, New York.
- Arata, Pedro N.**, Dr., Professeur de Chimie biologique à l'Université, Buenos Aires, Argentina, Calle Rivadavia 2261.
- Arechavaleta, Joseph**, Director General del Museo Nacional de Montevideo; Montevideo, Calle del Uruguay 369.
- ***Autenrieth, Gottlieb**, Privatier, Stuttgart, Königstrasse 19.
- ***Baessler, A.**, Dr., Professor, Geheimer Hofrat, Berlin.
- Baillaigé, Chr.**, Chev., Quebec.
- ***Barth, Th.**, Dr. phil., Stuttgart, Kernerstrasse 40.
- † **Bastian, Ad.**, Dr., Geh. Regierungsrat, Professor, Direktor des Kgl. Museums für Völkerkunde, Berlin.
- ***Baur, Rich.**, Dr., Professor, Stuttgart, Danneckerstrasse 35.
- de Baye, Baron**, Membre du comité des Travaux scientifiques au Ministère de l'Instruction publique, Paris, 58 Avenue de la Grande armée.
- ***Beneke, Max**, Dr., Amtsrichter, Beeskow.
- ***Berliner Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte**, Berlin.
- ***von Beroldingen, Graf Alfred**, Stuttgart, Blücherstrasse 11.
- ***von Bülfinger, Freiherr, Exzellenz**, General der Infanterie, Generaladjutant Sr. Majestät des Königs, Stuttgart, Neckarstrasse 3.
- ***Blair, S.**, Mrs.
- Blankenhorn, Adolf**, Dr. Professor, Konstanz und Blankenhornsberg.
- Blasius, Wilhelm**, Dr. med. et phil., Professor an der Herzogl. techn. Hochschule, Direktor des Herzogl. naturhistor. Museums, Geh. Hofrat, Braunschweig, Gausestrasse 17.
- ***Bloch, Adolphe**, Dr., Paris, Rue d'Aumale 24.
- ***Bloch, Iwan**, Dr., Berlin W., Friedrichstrasse 169.
- ***Blum, Otto**, Feldpropst, Stuttgart, Rotebühlstrasse 64.
- ***Boas, Franz**, Dr., Professor der Anthropologie an der Columbia University, New York, und Head Curator of Anthropology, American Museum of Natural History, New York.
- ***Boas, Frau Professor**, Dr., New York.
- ***Boas, Helene**, Fräulein, New York.
- Boban-Duvergé, Eugène André**, Paris, 18 Rue Thibaud.
- ***Bogoras, Wladimir Ivanovitsch**, Moskau.
- Bohls, J.**, Dr., Lehe.
- Boman, E.**, Professeur de la Mission scientifique française dans l'Amérique du Sud, Buenos Aires calle Paraguay 2846.
- Bonaparte, Prince Roland**, Paris, 10 Avenue d'Jena.
- Bowditch, Charles P.**, Boston, 28 State Street.
- ***Brackebusch, Karl**, Arzt, Göttingen.
- ***Breton, Miss**, Bath, England.
- ***Broennle, Paul**, Dr., F. R. G. S.; F. R. Hist. S., 2 Lancaster Gardens, West Ealing, London W.

- *Bubeck, G. N., Konsul der Republik Bolivia, Stuttgart, Reinsburgstrasse 6.
- Bumpus, H. C., Dr., Direktor, American Museum of Natural History, New York;
New York City 77, Street and 8. Avenue.
- *Cattaneo, G., Professor an der Techn. Hochschule, Kgl. ital. Vizekonsul, Stuttgart, Wilhelmstrasse 13.
- *Chabot, J. J. Taudin, Degerloch.
- *Chamberlin, Abe, Mrs.
- *Chamberlin, E., Miss.
de Charencey, Comte Hyacinthe, Membre du conseil gén. de l'Orne, Paris,
72 Rue de l'Université.
- Chavero, Don Alfredo, Mexico D. F., 27 Avenida Madrid.
- *Christa, Max, Professor, Stuttgart, Johannesstrasse 7.
- *Christa, Frau Professor, Stuttgart, Johannesstrasse 7.
- *Cordell, Oskar, Schriftsteller, Berlin.
- *Cordell, Frau Oskar, Berlin.
Cordell, Robert, Schriftsteller, Berlin.
- Coulry, Igino, Comm., Professeur de Géologie et Palaeontologie, Membre du
conseil des mines. Florence, 51 Via Pinti.
- Credner, Herm., Dr., Geh. Oberbergrat, Director der Kgl. geolog. Landesanstalt,
Professor an der Universität Leipzig.
- *de Créqui-Montfort, Comte, Georges, Chargé de Mission du Ministère de l'In-
struction Publique Paris, 58 Rue de Londres.
- Culin, Stewart, Curator of Ethnology, Brooklyn Institute Museum, Brooklyn.
- *Currier, Charles Warren, Rev., Vice President of the Catholic Seminary School
of Maryland, Washington D. C., St. Mary's Rectory 727 5th Street N. W.
- *von Dameck, Hjalmar, Solo Violinist, New York, 1377 Lexington Avenue.
- *von Dameck, Hjalmar, Mrs., New York, 1377 Lexington Avenue.
- *Deckert, Emil, Dr., Steglitz bei Berlin.
- *von Diefenbach, J., Oberregierungsrat a. D., Stuttgart, Marienstrasse 35.
- Dixon, Roland B., Dr., Instructor in Anthropology, Harvard University, Cam-
bridge, Mass., U.S.A., Peabody Museum.
- *Doerner, Friedrich, Pianofortefabrikant, Stuttgart.
- *Doertenbach, Georg, Dr. jur., Bankier, Kgl. bayr. Konsul und Kommerzienrat,
Stuttgart, Goethestrasse 14.
- *Doertenbach, G., Frau Kommerzienrat, Dr. jur., Stuttgart, Goethestrasse 14.
- von Donop, Adolar, Fürstl. lippischer Kammerherr, Detmold, Freiligrathstrasse 23.
- *Dorn, Hanns, Dr., Schriftsteller, München.
- Douay, Leon, Nizza, 7e Avenue Durant, Villa Ninck.
- *Drehmann, Frau Martha, Stuttgart, Neckarstrasse 4.
- *Ehni, Wilhelm, Stuttgart, Seestrasse 51.
- *Ehrenreich, Paul, Dr. med. et phil., Privatdozent an der Universität Berlin,
Berlin W., Nettelbeckstrasse 9.
- *Eichler, J., Prof., Kustos am Kgl. Naturalienkabinett, Stuttgart, Hauptstätterstr. 133.
- *Endell, Frau Mary, Stuttgart, Reinsburgstrasse 99.
- Esser, Max, Dr. jur., Berlin, Sommerstrasse 6.
- Falk, Th., Bruxelles, 15 Rue du Parchemin.
- *Federer, Wilhelm, Kgl. ital. Generalkonsul, Bankier, Stuttgart, Seestrasse 10.

- Felix**, Johannes, Dr., Professor an der Universität Leipzig, Gellertstrasse 3.
- ***Finck**, F. N., Dr., Privatdozent d. allg. Sprachwiss. an der Universität Berlin, Charlottenburg, Kirchstrasse 33/34.
- ***Finck**, Fräulein, Charlottenburg.
- ***Fischer**, Heinrich, Präparator am Kgl. Naturalienkabinett Stuttgart, Stuttgart, Sophienstrasse 40.
- ***Fischer**, Jos., Professor, Feldkirch (Vorarlberg).
- Flaacke**, Miss Marie Luise, Stuttgart, Cottastrasse 3.
- Foehr**, Julius, Prokurist des Norddeutschen Lloyd, Bremen, Feldstrasse 19.
- Foerstemann**, E., Dr., Professor, Geh. Hofrat, Charlottenburg.
- Fors**, Louis Richard, Dr., Avocat, Directeur de la Bibliothèque de la Province de Buenos-Aires, La Plata, Rep. Argentina.
- ***Foy**, W., Dr., Direktor des Rautenstrauch-Joest-Museums für Völkerkunde, Köln a. Rh., Rolandstrasse 82.
- ***Fraas**, E., Dr., Professor, Stuttgart, Stitzenburgstrasse 2.
- ***Fraas**, Frau Professor, Stuttgart, Stitzenburgstrasse 2.
- Friederichsen**, L., Dr. phil., Generalsekretär der Geographischen Gesellschaft Hamburg, Hamburg, Neuer Wall 61.
- Froidevaux**, Henri, Dr. des Lettres, Secrétaire de l'Office Colonial près la Faculté des Lettres de Paris, Archiviste-Bibliothécaire de la Soc. de Géogr. de Paris, 47 rue d'Angivillers, Versailles.
- ***Fues**, Alfred, Fabrikant, Stuttgart, Augustenstrasse 9.
- Gagnon**, M. Philéas, Archiviste, Quebec.
- Garabelli**, W., Dr., Ministre del Uruguay.
- Garcia**, Genaro, Abogado, Diputado al Congreso de los Estados Unidos Mexicanos, Profesor de Historia en el Museo Nacional de Mexico, Mexico, Apartado postal 337, Calle de Donceles Nr. 23.
- Garcia Pimentel**, Luis, Paris, Rue de Berri 24.
- ***Garcia y Cruz**, Manuel, spanischer Konsul, Bremen.
- Gauss**, Oberbürgermeister der Stadt Stuttgart.
- *†**Gauthiot**, Ch., Membre du Conseil supérieur des Colonies, secrétaire perpétuel de la Société de Géographie commerciale, Paris, Rue de Tournon 8.
- ***Geiger**, Karl, Chemiker, Stuttgart, Hegelstrasse 60.
- ***Geiger**, Karl, Dr., Oberbibliothekar an der Universitätsbibliothek Tübingen.
- ***von Gemmingen-Guttenberg**, Freifrau, geb. Teixeira de Vasconcellos, Ulm a. D., Friedenstrasse 9.
- ***Gjandschezian**, E. L., Dr. phil., Yokohama-Charlottenburg.
- ***Glenk**, Adolf, Kaufmann, Stuttgart, Kernerstrasse 5.
- ***Göldi**, Emil A., Dr. phil., Professor, Direktor des Staats-Museums Göldi für Naturgeschichte und Ethnographie in Para, Nord-Brasilien.
- ***Gomez Carillo**, Enrique, Guatemala.
- Goso**, Antonio G., Membro de la Camara de Representantes de la Republica O. del Uruguay, Montevideo, Calle Arapey 313.
- ***Gradmann**, E., Dr., Professor, Kgl. Konservator und Vorstand der Staatssammlung vaterl. Kunst- und Altertumsdenkmale, Stuttgart, Neckarstrasse 8.
- ***Gradmann**, Frau Professor Dr. E., Stuttgart, Neckarstrasse 8.
- de la Grasserie**, Raoul, Lauréat de l'Institut de France, Juge au tribunal; Nantes.

- *Grau, P., Ministerialsekretär, Stuttgart, Urbanstrasse 90 B.
- *Griesinger, Walter, Leutnant im Dragonerregiment Nr. 26, Stuttgart.
- *Gross, M., Konsul von Mexiko, Stuttgart, Mörikestrasse 44.
- *Guessfeldt, Paul, Dr., Geheimer Regierungsrat, Professor am Kgl. Seminar für orientalische Sprachen, Berlin.
- Guimet, Emile, Directeur du Musée Guimet, Paris.
- *Gundermann, G., Professor an der Universität Tübingen.
- *von Haag, Philipp, Ministerialdirektor im Kgl. Ministerium des Innern, Stuttgart, Panoramastrasse 9.
- Haebler, Konrad, Dr., Professor, Bibliothekar an der Kgl. öffentl. Bibliothek, Dresden.
- *Haering, Th., Dr., Professor, derzeit Rektor der Universität Tübingen, Tübingen.
- Halkin, Dr. Joseph, Chargé de Cours à l'Université de Liège, Directeur du Séminaire de Géographie de l'Université de Liège. 36 Rue des Houblonnières, Liège.
- *Hallmayer, Robert, Kaufmann, Stuttgart, Büchsenstrasse 28.
- *Hallmayer, Frau Robert, Stuttgart, Büchsenstrasse 28.
- *Hamy, E. T., Dr., Membre de l'Institut de France et de l'Académie de Médecine de Paris, Professeur au Muséum d'Histoire Naturelle, Paris, 36 Rue Geoffroy-St. Hilaire.
- *Hamy, M., Mademoiselle, Paris.
- *Harwitz, Hans, Kaufmann, Stuttgart, Tübingerstrasse 19 b.
- *Haupt, Paul, Ph. D., LL. D., Professor of the Semitic languages and Director of the Oriental Seminary in the John Hopkins University, Baltimore, Md., Honorary Curator of the Division of Historic Archaeology in the U. S. National Museum, Washington, D. C.; Baltimore, Md. 2511 Madison Ave.
- *Haupt, Mrs., Paul, Baltimore, Md.
- *Hausmeister, Emil, Bankier, Stuttgart, Reinsburgstrasse 35 B.
- *Heermann, Karl, Kaufmann, Cannstatt.
- *Heineken, Friedrich Wilhelm, Privatmann, Cannstatt.
- Hellmann, G., Dr., Professor, Geh. Regierungsrat, Berlin W., Margaretenstrasse 2.
- *Helmke, Frau Privatier Luise, Stuttgart, Gänsheidestrasse 15 a.
- *Helmke, Anna, Frl., Stuttgart, Gänsheidestrasse 15 a.
- *Helmke, Luise, Frl., Stuttgart, Gänsheidestrasse 15 a.
- Helmolt, Hans F., Dr., Leipzig-Stötteritz, Marienhöhe.
- Henning, Paul A. E., Member B. Y. Ac. Exp. to Central and South America, Guatemala.
- *Herwig, K. G., Vertreter des Neuen Wiener Tagblatt, Stuttgart.
- von Hesse-Wartegg, Ernst, Generalkonsul, Luzern.
- Hettner, Alfred, Dr., Professor an der Universität Heidelberg.
- Hiersemann, Karl W., Verlagsbuchhändler, Leipzig, Königstrasse 3.
- Hoering, Dr., Hofrat, Oberstabsarzt der Seewehr, Oberamtsarzt, Weinsberg.
- Hoermann, Konstantin, Hofrat, Direktor des bosn.-herz. Landesmuseums, Sarajevo (Bosnien).
- *Hofacker, Major im Generalstab, Stuttgart, Danneckerstrasse 22.
- Holland, W. T., Ph. D., Sc. D., L.L.D. Director, Carnegie Museum, Pittsburgh; Carnegie Institute, Pittsburgh, Pa., U.S.A.

von Holleben, Theodor, Dr., Wirkl. Geh. Rat, Exz., Kaiserl. Botschafter a. D., Berlin.

Holmes, Wm. H., Dr., Chief of the Bureau of American Ethnology, Washington.

Humbert, Jules, Professeur agrégé au Lycée de Bordeaux, 5 Rue Cousin Bordeaux.

*Jaccard, Henri, Professeur à l'Ecole de Commerce de Neuchâtel, Neuchâtel, Vieux-Châtel.

Jahn, Alfredo, Ingenieur, Caracas, Venezuela, Alto de Ramella No. 12.

*Jochelson, Waldemar, Assistant of the American Museum of Natural History, New York.

*de Jonge, Th. Honble, J. H., Member of the Executive Council of British Guiana, Consul of Sweden und Norway und The Netherlands, Acting Consul of Spain, Georgetown, British Guiana.

*de Jonghe, Edouard, Docteur en philosophie et lettres, Santbergen (Flandre orientale), Belgique.

*Kapff, Paul, Dr., Professor, Rektor, Stuttgart, Hölderlinstrasse 26.

*Kapff, E., Rektor, Dr., Wertheim a. N.

Karutz, Richard, Dr., Museum für Völkerkunde, Lübeck.

ten Kate, H., Dr. med. et phil., ehemaliger Sektionschef für Anthropologie des Museums zu La Plata, Argentinien, Batavia, Java.

Katzer, Friedrich, Dr., Landesgeologe für Bosnien-Herzegowina, Sarajevo, Bosnien.

von Kern, Hermann, Ministerialdirektor im Kgl. Ministerium des Kirchen- und Schulwesens, Stuttgart, Reinsburgstrasse 35a.

*Killermann, Seb., Dr., Kgl. Professor, Regensburg.

*Klett, Adolf, Oberfinanzrat, Bankdirektor, Stuttgart, Mörikestrasse 24.

*Klett, Adolf, Frau Oberfinanzrat, Stuttgart, Mörikestrasse 24.

*Kluepfel, Gustav, Dr., Oberbergrat, Stuttgart, Neckarstrasse 19.

Koch, Theod., Dr., Hilfsarbeiter am Kgl. Museum für Völkerkunde, Berlin.

*von Koenig-Koenigshofen, Elisabeth, Freifrau, Stuttgart, Seestrasse 8.

*Kohl, C., Dr. phil., Privatgelehrter, Stuttgart, Kriegsbergstrasse 15.

*Kohlhammer, Walter, Stuttgart, Urbanstrasse 14.

*Kohlhammer, Frau Kommerzienrat, Stuttgart, Urbanstrasse 14.

*Koller, Emil, Professor, Bibliothekar an der Kgl. techn. Hochschule, Stuttgart, Danneckerstrasse 4.

Kroeber, A. L., Departement of Anthropology, University of California, San Francisco.

*Kromer, Kurt, stud. med., Breslau.

*Kroner, Th., Dr., Kirchenrat, Stuttgart, Hospitalstrasse 36.

Kuehl, W. Hans, Verlagsbuchhändler, Berlin W., Jägerstrasse 73.

*Kurtz, Erwin, Buchhändler, Stuttgart, Stiftstrasse 7.

Laflamme, J. C. K., M. A., Professeur à l'Université Laval, Quebec, Canada.

Lafone Quevedo, Samuel A., Prof. Museo de La Plata, La Plata, Argentinien.

*Lampert, Kurt, Dr., Obersudienrat, Professor, Stuttgart, Archivstrasse 3.

*Landauer, Eugen, Oberlandesgerichtsrat, Stuttgart, Silberburgstrasse 117.

*Langmantel, V., Dr., Oberleutnant a. D., München.

Laufer, B., Dr., Köln, Hohestrasse 125.

Lecocq, Maria, Mademoiselle, Paris, 111 rue du Bac.

- Lehmann, Walter**, Dr. med., Hilfsarbeiter am Kgl. Museum für Völkerkunde Berlin, Berlin W. 62, Nettelbeckstrasse 11.
- ***Lehmann-Nitsche, Robert**, Dr. phil. et med., Sektionschef für Anthropologie am Museum zu La Plata, La Plata, Argentinien.
- ***Lejeal, Léon**, Prof. chargé d'un cours complémentaire d'antiquités américaines au Collège de France, Paris.
- Lenk, Hans**, Dr. Professor an der Universität Erlangen.
- Leon, Nicolas**, Dr., Encargado del departamento de antropologia en el Museo Nacional de Mexico, Mexico D. F., Calle del Fresno 1500.
- ***von Linden, Graf Karl**, Kgl. Oberkammerherr a. D., Vorsitzender des Württ. Vereins für Handelsgeographie zu Stuttgart, Vorsitzender des Ortsausschusses Stuttgart, Neckarstrasse 47.
- ***von Linden, Gräfin Karl**, Stuttgart, Neckarstrasse 47.
- Lindsey, Edward**, Warren Pa.
- ***Linné, A. C.**, Institutslehrer, Stuttgart, Kernerstrasse 42 B.
- ***de Loubat, Duc Joseph Florimond**, Correspondant de l'Académie des Inscriptions et Belles-Lettres, Paris, 53 rue Dumont d'Urville.
- Lufft, P.**, Ingenieur, Esslingen a. N.
- ***Luppold, G. A.**, Pfarrer, Stuttgart, Landhausstrasse 12.
- ***Mader, Wilh.**, Pfarrer, Eschelbach bei Neuenstein.
- Maier, Frau**, Stuttgart.
- ***von Malsen, Hans**, Freiherr, Lindau i. B., Villa Amsee.
- ***Malsen, Baronin Johanna**, Hofdame I. K. Hoheit Prinzessin Therese von Bayern, München.
- ***Markham, Sir Clements**, K.C.B.; F.R.S.; F.S.A. President Royal Geographical Society, London.
- ***Markham, Lady**, London.
- ***Marquardt, Dr.**, Regierungsrat, Referent des Ministeriums des Kirchen- und Schulwesens, Stuttgart, Moltkestrasse 18.
- ***Marquardt, Herm.**, Stuttgart, Hotel Marquardt.
- ***Marquardt, Otto**, Stuttgart, Hotel Marquardt.
- Martin, A.**, Frl., Strassburg i. E., Ruprechtsauer Allee 41.
- Martinez, A. Gustavo**, Comerciante Campeche, Mexico, Calle de la Muralla No. 11.
- v. Matzenau, Graf**, Minister und Gesandter von Nicaragua in Rom.
- May, Karl**, Dr., Reiseschriftsteller, Dresden-Radebeul.
- May, Frau Karl**, Dresden-Radebeul.
- ***Mayer, Wilhelm**, Kommerzienrat, Stuttgart, Rotebühlstrasse 84.
- Menzel, Hans**, Dr., Geologe an der Kgl. preuss. geolog. Landesanstalt zu Berlin N. 4, Invalidenstrasse 44.
- Messikommer, H.**, Antiquar, Zürich.
- ***Meyer, Hans**, Dr., Professor, Leipzig, Haydnstrasse.
- ***Meyer, Hermann**, Dr., Verlagsbuchhändler, Leipzig, Bismarckstrasse 9.
- ***Mezger, Hugo**, Oberamtsrichter a. D., Stuttgart, Alexanderstrasse 73.
- ***Mikurya, S.**, Dr., Yokohama.
- ***Ministerium**, Kgl. Württ., des Kirchen- und Schulwesens, Stuttgart.
- † **Moellhausen, Balduin**, Kustos der Bibliotheken in den Kgl. Schlössern in und bei Potsdam, Berlin W., Augsburgerstrasse 22.

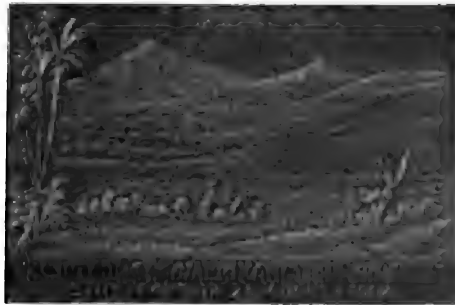
- *Moguel, Don Antonio Sanchez, Professeur de la faculté de Philosophie et lettres de l'Université centrale Madrid. Membre de l'Académie Royale de l'histoire, Madrid. Membre du Conseil supérieur de l'instruction publique.
- Moore, Clarence B., Member Academy of Natural Sciences of Philadelphia, Philadelphia, Pa. U.S.A., 1321 Locust Street.
- *Mueller, Gust., Kaufmann, Stuttgart, Kanzleistrasse 26.
Museo Nacional de Buenos Aires, Buenos Aires.
Museo Nacional de Montevideo, Montevideo.
Museo de La Plata, La Plata, Argentina.
- *Naegle, E., Verlagsbuchhändler, Stuttgart, Marienstrasse 31.
Nationalmuseum, Kopenhagen.
de las Navas, Conde, Bibliotecario mayor de S. M. el Rey de España, Madrid, Palacio Real.
- Neubaur, Paul, Dr., Schriftsteller, Charlottenburg, Knesebeckstrasse 72/73.
Neubaur, Frau Dr., Charlottenburg, Knesebeckstrasse 72/73.
- *Neues Tagblatt, Stuttgart, Torstrasse.
von Neumayer, Georg, Dr. phil., Professor, Wirkl. Geh. Rat, Exzellenz, Neustadt a. Haardt, Hohenzollernstrasse 9.
- *Nielsen, Yngvar, Professor der Ethnographie, Christiania, Oscars Gade 48.
- *Nüesch, J., Professor, Dr., Schaffhausen.
- *Nüesch, Dora, Frä., Schaffhausen.
Nuttall, Zelia, Mrs., Hon. Special Assistant, Peabody Museum, Harvard University and University of California, Casa Alvarado, Coyoacan, Mexico, D. F.
- *Ottenthaler, Adolf, Kommerzienrat, Stuttgart, Jägerstrasse 11.
- *Ozmun, Edward H., United States Consul, Stuttgart, Herdweg 37.
- *Ozmun, Edward H., Frau Konsul, Stuttgart, Herdweg 37.
- *van Panhuys, Jonkheer L. C., Fonctionnaire au Ministère des Colonies, La Haye, Holland, Paramaribostraat 157.
- *Patron, Pablo, Dr., Altos de la Bibliotheca Nacional, Lima, Peru.
- *Patron, Frau Pablo, Lima.
Pawlow, Alexander W., Dr., Dozent an der Universität Moskau, Dolgorukovskaja 6 Minnsky proezd haus Soloviev N° 9.
- *Payer, Friedrich, Rechtsanwalt, Präsident der Kammer der Abgeordneten Stuttgart, Reichstagsabgeordneter, Kgl. öffentl. Notar, Stuttgart, Olgastrasse 3.
- *Pedemonte, Luigi, Rom.
Pendola, A. J., Bibliothécaire du Musée National, Buenos Aires.
Penna, Enrique, Buenos Aires, Argentina, Calle Esmeralda No. 138.
Peñafiel, Antonio, Dr., Director general de estadística de Mexico, Mexico, San Andres 15.
Pepper, George H., Departement of Anthropology, American Museum of Natural History, New York.
- *von Pfaff, General der Infanterie z. D., Exzellenz, Stuttgart, Olgastrasse 90.
- *Pfleiderer, E. G., Professor am Athénée, Mitglied der Société Royale de Géographie Bruxelles, 53 Rue du Mont Blanc.
- *Philippi, Julius, Advokat, Santiago de Chile.
Pietschmann, Richard, Dr. phil., Professor an der Universität und Direktor der Universitäts-Bibliothek, Göttingen.

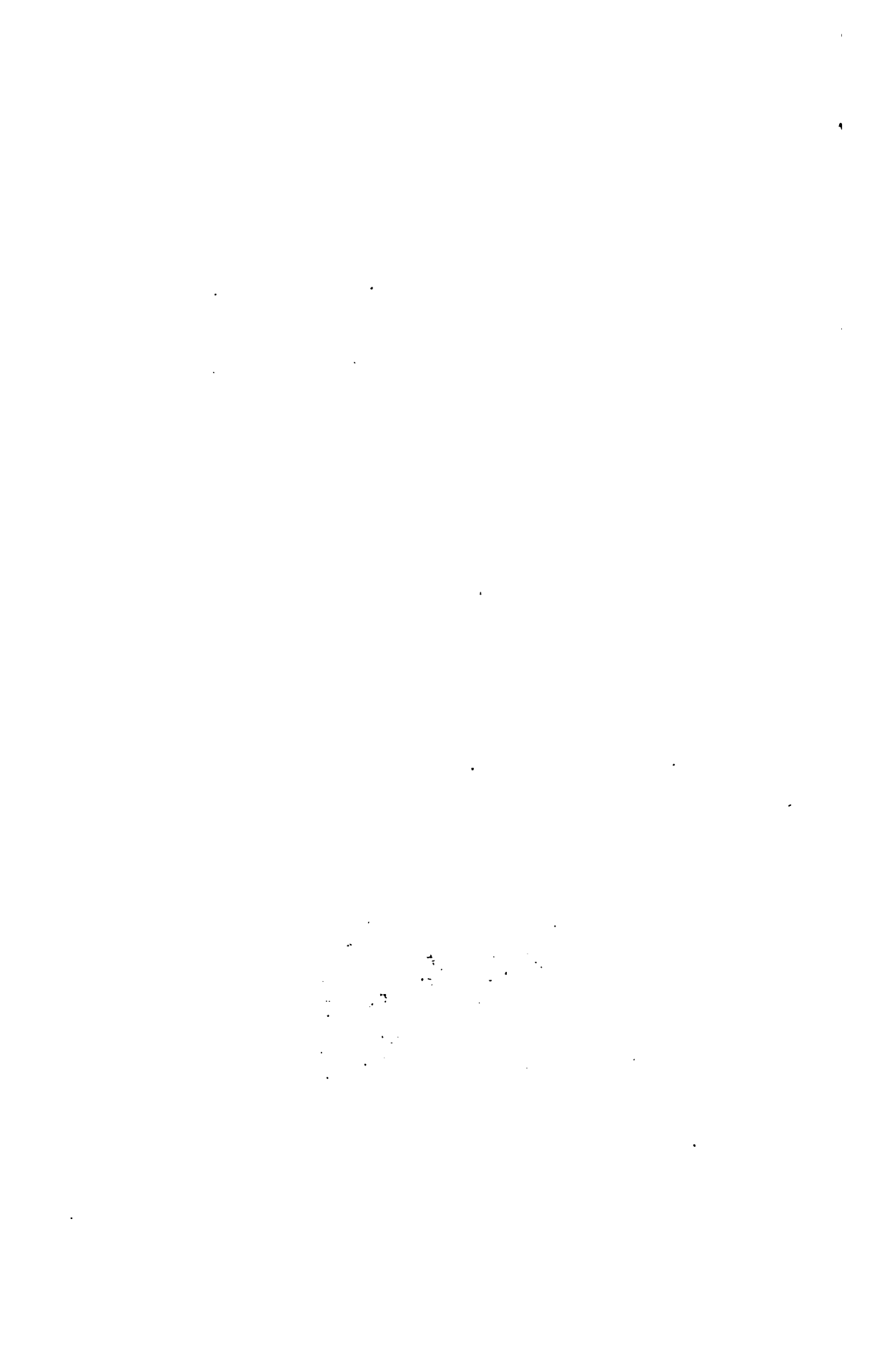
- Pietschmann, Frau Emmy, Göttingen.
- *Pilgrim, Dr., Professor, Cannstatt.
- Pittier de Fabrega, H., Naturaliste, San José de Costa Rica, Apartado 278.
- *Plagemann, A., Dr., Hamburg, Besenbinderhof 68.
- Polakowsky, H., Dr., Privatgelehrter, Berlin NW., Lübeckerstrasse 6.
- *Preuss, K. Th., Dr. phil., Direktorialassistent am Kgl. Museum für Völkerkunde zu Berlin, Steglitz, Schlossstrasse 40.
- Putnam, F. W., Professor of American Archaeology and Curator of the Peabody Museum, Harvard University, Director of the Department of Anthropology, University of California, Cambridge, Massachusetts, U.S.A.
- Quiroga, Adan, Dr., Catamarca Argentinien.
- *Rammenstein, Gotth., Kaufmann, Stuttgart, Hermannstrasse 17.
- *Randall-Mac Iver, David, M.A., Worcester College, Oxford.
- Reale Accademia dei Lincei, Roma, Palazzo Corsini.
- *Regel, Fritz, Dr. phil., Kgl. bayer. Universitätsprofessor, Würzburg.
- Reihlen, Max, Dr. med., Stuttgart, Augustenstrasse 41.
- von Reinhardt, General, Ezzellenz, Cannstatt.
- *Reiss, W., Dr., Geh. Regierungsrat, Schloss Könitz in Thüringen.
- *Reise, Frau Geh. Regierungsrat, Schloss Könitz in Thüringen.
- *Rettich, Aug., Professor, Stuttgart.
- *Richter, Georg, late Inspector of Schools British India, Stuttgart, Urbanstrasse 87 A.
- † von Richthofen, Freiherr, Dr., Ferd., Magnifizenz, Rektor der Kgl. Friedrich-Wilhelms-Universität, Vorsitzender der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin, Berlin.
- *Rominger, N., Kommerzienrat, Degerloch.
- *von Rosen, Graf Eric, Stockholm.
- *Rosenstein, Ernst, Kaufmann, Stuttgart, Schlossstrasse 12.
- Roy, Jos. Edm., Dr., Lewis, Canada.
- Rudolph, Bruno, Apotheker, Theophilo Ottoni, Brazil-Estado de Minas Geraes.
- *Ruge, Walter, Dr., Gymnasialoberlehrer, Leipzig, Waldstrasse 6 III.
- *Salzmann, Frl. Lina, Esslingen a. N.
- Salzmann, Max, Friedrichshafen.
- *Sapper, Karl, Dr., Professor der Geographie an der Universität, Tübingen.
- *Sapper, Richard, Kaiserl. deutscher Vizekonsul Coban, Stuttgart, Sonnenbergstrasse 1.
- Sapper, Frau Konsul, Stuttgart, Sonnenbergstrasse 2.
- Sarasin, Paul, Dr., Basel.
- Saville, Marshall H., Curator of Archaeology, American Museum of Natural History, Professor of American Archaeology, Columbia University; New York.
- *Schanz, Moritz, Forschungsreisender, Chemnitz, Weststrasse 28.
- *Scharrer, Eduard, & Comp., Hopfen-Grosshandlung, Cannstatt, Badstrasse.
- Schellhas, P., Dr., Amtsrichter, Rixdorf-Berlin, Richardplatz 16.
- *Schickhardt, Hans, Kaufmann, Stuttgart, Marktplatz 4.
- *Schilling, Direktor der »New York« Lebensversicherung, Stuttgart, Königstrasse 36.
- *Schilling, Frau Direktor, Stuttgart, Königstrasse 36.
- *Schleicher, Gottlob, Privatier, Stuttgart, Kronenstrasse 25.

- *Schmeltz, J. D. E., Dr., Direktor des Staatl. Ethnogr. Museums Leiden (Niederlande), Rapenburg 69.
- *Schmeltz, Frau Direktor, Dr., Leiden.
- *Schmidt, August, Dr., Professor, Vorstand der Meteorologischen Zentralstation, Stuttgart, Hegelstrasse 32.
- *Schmidt, Emil, Dr., Universitätsprofessor, Jena.
Schmidt, E., Frau Professor, Jena.
Schmidt, Max, Dr. med., Muskaca, Andalgala Argentinien.
- *Schmidt, Max Dr. jur., Direktorialassistent am Kgl. Museum für Völkerkunde, Berlin.
Schmidt, Valdemar, Dr., Professor am National-Museum, Kopenhagen.
Schuller, Rudolf R., Dr., Jefe de la seccion etnologica del Museo Nacional de Montevideo, Montevideo.
- *Schwaebischer Merkur, Redaktion, Stuttgart.
- *Schweickardt, Architekt, Stuttgart, Bopserwaldstrasse 18A.
- *von Schweizerbarth, Frau Oberst Melitta, Stuttgart, Azenbergstrasse 36.
- *Seler, Eduard, Dr., Universitätsprofessor, Direktor am Kgl. Museum für Völkerkunde, Berlin-Steglitz, Kaiser-Wilhelmstrasse 3.
- *Seler, Frau Professor Cäcilie, Berlin-Steglitz, Kaiser Wilhelmstrasse 3.
- *Semayer, Vilibald, Dr., leitender Kustos der Ethnographischen Abteilung des Ungarischen National-Museums, Budapest.
- *Semayer, Frau Dr. V., Budapest.
Séminaire de Géographie de l'Université de Liège.
- *Senn, Ernst, stud. med., Hechingen.
Smith, Harlan Ingersoll, Departement of Anthropology, American Museum of Natural History, New York.
- *Seybold, C. F., Dr., Professor, Tübingen.
- *Seyerlen, Egmont, Stuttgart, Reinsburgstrasse 13 III.
- *Sieglin, Ernst, Fabrikbesitzer, Stuttgart, Hohenheimerstrasse 119.
- *Sieglin, Frau Fabrikbesitzer E., Stuttgart, Hohenheimerstrasse 119.
Sievers, Wilh., Dr., Professor an der Universität Giessen.
- Singer, H., Herausgeber des »Globus«, Schöneberg-Berlin, Hauptstrasse 58.
Société de Géographie de Lisbonne.
Société Neuchâteloise de Geographie, Neuchâtel.
- *von Soden, Eugenie, Freiin, Schriftstellerin, Cannstatt a. N.
- *Solberg, Ole, Christiania.
Soler, Mariano. Archevêque de Montevideo, Rep. de l'Uruguay, Montevideo.
- *Spaeth, A., Dr., Philadelphia-Esslingen.
- *Spemann, Wilh., Geh. Kommerzienrat, Stuttgart, Reinsburgstrasse 27a.
- *Sproesser, Theodor, Kommerzienrat, Stuttgart, Panoramastrasse 7.
- *Stadtgemeinde Stuttgart.
- *Stadtverwaltung Stuttgart.
- *Stamm, Korrespondenzbureau, Stuttgart, Kanzleistrasse 7 I.
Steiff, Karl, Dr., Oberstudienrat, Oberbibliothekar an der Kgl. Landesbibliothek, Stuttgart, Werastrasse 24.
- *von den Steinen, Karl, Dr., Professor, Direktor am Kgl. Museum für Völkerkunde, Berlin-Steglitz, Friedrichstrasse 1.
von den Steinen, Frau Professor, Karl, Berlin-Steglitz, Friedrichstrasse 1.

- *von den Steinen, W., Kunstmaler, Gross-Lichterfelde.
Steiner, Bernard C., Librarian, The Enoch Pratt Free Library, Baltimore, Md.
- *Sternberg, Léon, Hofrat, Dr., Älterer Ethnograph des Museums für Anthropologie und Ethnographie an der Kgl. Akademie der Wissenschaften zu St. Petersburg.
- *von Stockmayer, Karl, Professor, Stuttgart, Alexanderstrasse 19.
- *† Stolpe, Hjalmar, Dr., Professor, Direktor des Ethnographischen Reichsmuseums Stockholm, Stockholm.
- *de Stoppelaar, F., Verleger, in Firma E. J. Briel, Leiden.
- *Strebel, H., Dr., Hamburg 23, Papenstrasse 79.
- *Strebel, Frau Dr. H., Hamburg, Papenstrasse 79.
- *Streich, Ivo, Konsul a. D., Schw. Gmünd.
- *Streich, Frau Konsul, Schw. Gmünd.
- † Stuebel, Alphons, Dr. phil., geolog. Privatgelehrter, Dresden.
- *Stuecklen, Karl, Kaufmann, Stuttgart, Hohenheimerstrasse 75.
- *Stuecklen, Karl, Frau, Stuttgart, Hohenheimerstrasse 75.
Sueddeutsches Korrespondenz-Bureau, Stuttgart.
- Supan, A., Dr., Professor, Gotha.
- *Svoboda, Helene, Frau Professor, geb. Freiin von Thüngen, Stuttgart, Hotel Textor.
- *Tessdorpf, Ludwig, Mathem.-mech. Institut, Stuttgart, Forststrasse 71.
- *Thalbitzer, William, Dr., Kopenhagen V., Amicivej 25.
- *Therese, Prinzessin von Bayern, Dr. phil. h. c., Kgl. Hoheit, München, Residenz.
- *Thilenius, Georg, Dr., Professor, Direktor des Museums für Ethnologie, Hamburg.
- *Traeger, Paul, Dr., Schriftführer der Berliner Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte, Berlin.
- Uhle, Max, Dr., Archäologische Expedition der Universität von Kalifornien, Lima, Peru.
- Ulrich, C. O., Lehrer, Colonie Sto Antonio, Rio Grande do Sul, Brasilien.
Universidad de Buenos Aires, La Facultad de Filosofia y Letras.
Universitaetsbibliothek, Kgl., Upsala, Schweden.
- Urban, J., Dr., Professor, Geh. Regierungsrat, Unterdirektor des Kgl. botanischen Gartens und Museums zu Berlin, Friedenau bei Berlin.
- De Urioste, A., 1. Secrétaire de la Legation de Bolivie en France, Paris, 48 Avenue Victor-Hugo, XVI*.
- *Valdelièvre, A., Madame, Paris.
- *von Vellnagel, Rudolf, Geh. Hofrat, Kgl. niederländ. Generalkonsul, Bankier, Stuttgart, Reinsburgstrasse 1.
- Verneau Vemeau, Dr., Assistant au Musée d'Histoire Naturelle, Paris XIII*, 148 Rue Broca.
- Vignaud, Henry, Secrétaire de l'Ambassade des Etats-Unis à Paris, Vice-Président de la société des Americanistes de Paris, Paris, Ambassade des Etats-Unis, 18, Avenue Kleber.
- Vohsen, Ernst, Konsul a. D. und Verlagsbuchhändler, Berlin SW. 48, Wilhelmstrasse 29.
- Wagner, Rudolf, Redakteur und Schriftsteller, Berlin SW., Königgrätzerstrasse 109
- Waldeyer, W., Dr., Geh. Medizinalrat, Professor an der Universität, Vorsitzender der Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte zu Berlin Berlin.

- *Wanner, Theodor G., Stuttgart, Königstrasse 35.
- *Weiss, Frau Major, Stuttgart, Werastrasse 30.
- *von Weissaecker, Dr., Exzellenz, Staatsminister des Kirchen- und Schulwesens, Stuttgart, Alter Postplatz 4.
- *von Welsch, Ludwig, Freiherr, Kgl. bayer. Kämmerer und Regierungspräsident, Exzellenz, Ansbach.
- *Werlitz, Hugo, Hauptmann a. D., Stuttgart, Weimarstrasse 43.
- *Werlitz, Hugo, Frau Hauptmann, Stuttgart, Weimarstrasse 43.
- *Werner, Chr., Professor, Stuttgart, Keplerstrasse 20.
- *Wildermuth, Hermann, Kaufmann aus Rosario, Stuttgart, Alexanderstrasse 4.
- *Wildt, Oskar, Export-Geschäft, Stuttgart, Feuerseeplatz 12.
- *Wilhelm, Franz, Fabrikant, Stuttgart, Augustenstrasse 51.
- *Wilkes, L. E., Mrs.
- *Williams, Harold W., Dr. phil., Schriftsteller, Stuttgart, Kanonenweg 184.
- *Wirth, A., Dr., Privatdozent, München-Thalkirchen.
- *Wirth, Amely, Frl., Stuttgart, Gaisburgstrasse 2A.
- *Wolkenhauer, August, Dr., Assistent am Geogr. Institut der Universität, Göttingen.
- *Wutke, C., Kunstmaler, München, Georgenstrasse 40.
- *Zeller, Paul, lic. theol., Dekan, Freudenstadt.
- *Zentralstelle, Kgl. Württ., für Gewerbe und Handel, Stuttgart.
Zichy, Graf Eugen, K. u. K. Geheimrat, Reichstagsabgeordneter, Mitglied der wissenschaftlichen Akademie in Budapest etc. etc., Exzellenz, Budapest, Rosa utca 61.
- *von Ziegessar, Heinrich, Freiherr, Techniker, Stuttgart, Landhausstrasse 42.
- *Zilling, Paul, Kommerzienrat, Direktor des Exportmusterlagers, Stuttgart, Kriegsbergstrasse 13.
- *Zoeller, Hugo, Redakteur und Berichterstatter der Köln. Zeitung, München, Museumstrasse 1.
- Zoeppritz, Viktor, Fabrikant, Mergelstetten.





Konstituierende Sitzung.

Donnerstag, den 18. August, vormittags 10 Uhr, fand statutengemäss die konstituierende Sitzung statt. Herr Prof. Boas aus New York überbrachte in Vertretung des im letzten Augenblick an der Abreise behinderten Generalsekretärs der XIII. Tagung, Mr. M. H. Saville, die Vollmachten des letzten Kongresses. Auf Vorschlag des Herrn Geh. Reg.-R. Dr. Wilhelm Reiss wurde der Vorstand des Organisationskomitees einstimmig zum definitiven Vorstand der XIV. Tagung gewählt.

Der Präsident, Herr Karl von den Steinen, beantragte alsdann die übliche Erweiterung des Vorstandes, die mit Rücksicht auf die überaus zahlreichen Vorträge und die hierdurch bedingte grosse Anzahl der Sitzungen eine ungewöhnlich ausgedehnte sein musste. Durch einstimmige Wahl setzte sich der neue Vorstand nunmehr wie folgt zusammen.

Ehrenpräsidenten:

Ihre Königl. Hoheit Prinzessin Therese von Bayern.

Duc de Loubat, Paris.

Seine Exzellenz Dr. von Weizsäcker, Staatsminister des Kirchen- und Schulwesens.

Vize-Ehrenpräsidenten:

Seine Magnifizenz Dr. theol. Häring, Rektor der Kgl. Universität zu Tübingen.

Dr. von Weyrauch, Prorektor der Kgl. Techn. Hochschule zu Stuttgart.

Geh. Regierungsrat Dr. Reiss, Schloss Könitz.

Präsident:

Professor Dr. Karl von den Steinen, Berlin.

Vizepräsidenten:

Karl Graf von Linden, K. Oberkammerherr a. D., Stuttgart.
(Deutschland.)

Professor Dr. Eduard Seler, Berlin. (Deutschland.)

Professor Dr. Emil A. Göldi, Pará. (Brasilien.)

Sir Clements Markham, London. (England.)

Professor E. T. Hamy, membre de l'Institut, Paris. (Frankreich.)

Francisco del Paso y Troncoso, Mexiko. (Mexiko.)

Professor Dr. Hjalmar Stolpe, Stockholm. (Skandinavien.)

Professor Antonio Sanchez Moguel, Madrid. (Spanien.)

Professor Dr. Franz Boas, New York. (Vereinigte Staaten.)

Rev. Charles Warren Currier, Washington. (Ver. Staaten.)

Dr. Wm. H. Holmes, Chief of the bureau of Ethnology,
Washington. (Vereinigte Staaten.)

Generalsekretär:

Oberstudienrat Professor Dr. Kurt Lampert, Stuttgart.

Sekretäre:

Kustos J. Eichler, Stuttgart.

Heinrich Fischer, Stuttgart.

David Randall-Mac Iver, Oxford.

Dr. Hermann Meyer, Leipzig.

Jonkheer L. C. van Panhuys, Haag.

Ole Solberg, Christiania.

Professor Dr. Karl von Stockmayer, Stuttgart.

Schatzmeister:

Theodor G. Wanner, Stuttgart.

Beirat:

Argentinien: Dr. Lehmann-Nietsche.

Belgien: Dr. Ed. de Jonghe.

Bolivia: Konsul Bubeck.

British Guiana: The honourable Jacob H. de Jonge.

Dänemark: Dr. W. Thalbitzer.

Deutschland: Dr. Paul Ehrenreich. Dr. H. Strebel.

Ecuador: Konsul Bubeck.

Frankreich: Comte de Créqui-Monfort. Prof. Léon Lejeal.

Guatemala: Enrique Gomez Carrillo.

Italien: Generalkonsul W. Federer.

Japan: Mikurya S., Dr.

Mexiko: Luis Garcia Pimentel.

Nicaragua: J. Alberto Gámez.

Niederlande: Dr. J. D. Schmeltz.

Norwegen: Professor Dr. Yngvar Nielsen.

Oesterreich: Professor Dr. J. Fischer, S. J.

Peru: Dr. Pablo Patron.

Portugal: Freifrau von Gemmingen-Guttenberg, geb.

Teixeira de Vasconcellos.

Russland: Hofrat Leo Sternberg.

Schweden: Graf Eric von Rosen.

Schweiz: Professor Henri Jaccard. Dr. Nuesch.

Ungarn: Dr. Villibald Semayer.

Vereinigte Staaten von Amerika: Dr. Paul Haupt.

Eröffnungssitzung

Donnerstag, den 18. August, 11 Uhr vormittags.

Wie alle Sitzungen, fand die feierliche Eröffnungssitzung in dem festlich mit Fahnen, Palmen und Blumen geschmückten Prachtsaal des Königsbaus statt. Eine zahlreiche und distinguierte Gesellschaft hatte sich versammelt, als pünktlich um 11 Uhr S. M. der König erschien, die Prinzessin Therese von Bayern am Arm geleitend. Die Fürstlichkeiten nahmen gegenüber der Rednerbühne Platz. Bevor er diese bestieg, nahm der Präsident des Kongresses, Prof. Dr. Karl von den Steinen, das Wort zu folgender Ansprache:

Euere Majestät! Königliche Hoheit!

Hochgeehrte Anwesende!

Nachdem in der konstituierenden Sitzung der Vorstand des Organisationskomitees zum Vorstand des Kongresses ernannt und mir das Präsidium übertragen worden ist, empfinde ich es als erste ehrenvolle Pflicht, im Namen der Versammlung ein Wort tiefempfundenen Dankes auszusprechen.

Euere Majestät!

(Die Versammlung erhebt sich.)

Vertrauensvoll konnten die Mitglieder von fern und nah der Einladung folgen, die an ihrer Spitze verkünden durfte, dass der erlauchte Herrscher Württembergs selbst die Stuttgarter Tagung unter seinen Schutz gestellt habe. Und mit gehobener Stimmung können wir heute unser Werk beginnen, wo Euere Majestät ihm auch durch Allerhöchst Ihre Anwesenheit die Weihe geben. Was wir Deutsche von Kind auf wissen, dass nirgendwo in heimischen Landen ein glücklicheres — ein sprichwörtlich gewordenes — Verhältnis zwischen Fürst und Volk von jeher besteht als in Württemberg: wir sind stolz darauf, dies unsern Gästen aus der Fremde, die es vielleicht noch nicht wissen, zeigen zu dürfen.

Unsere Vereinigung von Amerikanisten ist eine internationale Gesellschaft, die mit besonderen Schwierigkeiten zu kämpfen hat. Sind die Fachgenossen doch über die Nationen einer halben Welt zerstreut und wirken vielfach in einsamer Arbeit oder

weilen auf ferner Forschungsreise. Sind unsere Probleme doch rein wissenschaftlicher Natur und liegen in den vergangenen Zeiten der Entdeckungsgeschichte, bei den dahingeschwundenen Kulturvölkern, bei den geringen Resten der Naturstämme, bei den noch von dichtem Dunkel umhüllten Urbewohnern eines andern Erdteils: wie könnten wir überall auf Verständnis rechnen, wie überall unsere Aufgaben als die dringendsten hinstellen!

Bei solchem Sachverhalt müssen wir die gnädige Anerkennung unserer Bestrebungen durch Euere Königliche Majestät mit wahrhaft innerer Genugtuung begrüssen, und ich gestatte mir, des Augenblicks wahrnehmend, Euerer Majestät für die Allerhöchste Huld den ehrerbietigen Dank des Kongresses zu Füssen zu legen.

Seine Majestät der König nahm sofort das Wort zur Erwiderung:

Ich danke dem Herrn Vorsitzenden wärmstens für die freundlichen Worte der Begrüssung. Es bedarf keiner Versicherung, dass ich mit Freuden dem Ruf gefolgt bin, den Schutz über diese Versammlung zu übernehmen. Gern ergreife ich die Gelegenheit, die Amerikanisten in der Hauptstadt meines Landes willkommen zu heissen. Lassen Sie mich die Hoffnung hegen, dass sich alle Teilnehmer in Stuttgart wohl und behaglich fühlen und freundliche Eindrücke mit nach Haus nehmen. Möge das Ergebnis Ihrer Verhandlungen von bleibendem Nutzen sein!

Der Präsident hielt nunmehr die Eröffnungsrede wie folgt.

Von den dreizehn internationalen Amerikanisten-Kongressen, die der Strom der Zeiten bereits verschlungen hat, bilden die zehn ersten eine Gruppe für sich, beginnend mit dem Kongress von Nancy 1875, schliessend mit dem von Stockholm 1894. Es waren ausschliesslich europäische Veranstaltungen. In Stockholm wurde infolge einer Einladung nach Mexiko die Frage lebhaft diskutiert, ob der Kongress nach Amerika gehen dürfe. Am stärksten bekämpft wurde der Gedanke von Virchow. Man einigte sich, eine sogenannte ausserordentliche Tagung im Aztekenlande zu bewilligen. Sie wurde auch schon 1895 abgehalten, sie war ein Erfolg und zählt nun heute als die elfte der Reihe.

In Europa selbst dagegen schien das soziale Leben der Amerikanistik erloschen. Erst 1900 wurde es aufs neue geweckt, und zwar auch diesmal in Frankreich, dem Vaterlande des Kongresses, von den beiden hochverdienten Männern, die wir heute unter uns zu sehen die Ehre und Freude haben, Herrn Hamy, als dem Vorsitzenden, und dem Herzog von Loubat, als dem Ehrenpräsidenten.

Neue Statuten bestimmten eine grundlegende Aenderung. Der Kongress soll alle zwei Jahre, und zwar nach Möglichkeit abwechselnd in der Alten und in der Neuen Welt tagen. So kamen wir 1902 in New York zusammen, so vereinigten wir uns 1904 in einem Lande Europas und haben jetzt wiederum für 1906 nach einem Kongressort jenseits des grossen Wassers Umschau zu halten, um dort für 1908 den nächsten europäischen Kongress zu beschliessen.

Dieser Artikel der Pariser Statuten bedeutet einen entscheidenden Wendepunkt in unserer Geschichte.

Zunächst ist einer gewissen äusseren Aenderung zu gedenken. Obwohl in den Vorträgen und Verhandlungen stets fünf europäische Sprachen im Gebrauch gewesen waren, so hatte bis einschliesslich der Berliner Tagung — ausgenommen in Madrid 1881 — das Französische als offizielle Geschäftssprache gegolten. Dann aber wurde in Huelva und in Mexiko die Sprache des Landes als Geschäftssprache verwandt, und erwies sich weiterhin in New York der frühere Modus ganz undurchführbar. So erscheint denn das Französische durch die Sprache des Landes abgelöst, solange es sich um die anerkannten Kongresssprachen handelt.

Es ist wohl zuzugeben, dass das Bedenken Virchows: „den Kongress nach Amerika schicken, heisst ihn dem Zufall ausliefern,“ an und für sich des Eindrucks nicht entbehrt. Ausserordentlich schwierig muss es ohne Zweifel selbst in unserm Zeitalter des Verkehrs erscheinen, den organischen Zusammenhang einer Gesellschaft zu wahren, die in den Vereinigten Staaten beschliesst, nach Württemberg zu gehen, und hier vor die Frage treten kann, ob sie sich nach Kanada oder nach Argentinien wenden soll.

Zum erstenmal haben leibhafte Amerikaner an der Berliner Tagung 1888 teilgenommen, und seither sind wohl immer ver-

einzelte Delegierte zur Stelle gewesen. Nachdem in New York sieben europäische Delegierte, und zwar aus Deutschland, England, Frankreich, den Niederlanden und Schweden erschienen waren, sind diesmal in dem amerikanischen Kongresslande acht Delegierte von Regierung, Universitäten und Gesellschaften ernannt worden, die wir freilich nicht sämtlich in unserer Mitte begrüßen. Wir erfreuen uns der Gegenwart von William H. Holmes, dem Oberhaupt des Ethnologischen Bureaus in Washington, das wir neidlos für das erste ethnologische Institut der Welt erklären müssen. Wir dürfen also, was auch die Zukunft bringe, mit dem tatsächlichen Anfang des Wechselverkehrs zwischen hüten und drüben wohl zufrieden sein.

Dem unzweifelhaften Risiko stehen so grosse und so ideale Vorteile gegenüber, dass wir für die Durchführung der Pariser Beschlüsse alle Kraft einsetzen sollten.

Brauche ich darzulegen, welchen Gewinn es dem amerikanistischen Ethnologen, Archäologen, Anthropologen, Linguisten Europas bringt, nach Amerika zu gehen, und dass er mit Schätzen beladen heimkehrt? In welches Land er auch geführt wird, es ist keines, das die Reise nicht auch, allein wegen der Studien am Urmaterial, reichlich lohnte. Denn trotz des ehernen Ganges der Zivilisation ist dieses Material noch überall viel zu gross, als dass die drüben vorhandenen Kräfte es zu bewältigen vermöchten. Was aber insbesondere die Vereinigten Staaten betrifft, so muss ich es auch hier freimütig aussprechen, wie ich es schon in Berichten über den New Yorker Kongress getan habe: wir europäischen Ethnologen haben dort durchaus in die Schule zu gehen, was die Arbeit im Feld, was die Sammelwissenschaft und die literarische Publikation anlangt. Und das ist nicht unnatürlich, weil gegenüber der „Indianerfrage“ die Pflege der völkerkundlichen Wissenschaft von den Lebensinteressen des Landes gefordert wurde und eine politische Notwendigkeit war.

Andererseits stossen wir hier auch auf den Punkt, der uns am ersten berechtigt, dem Nordamerikaner zu sagen, dass er seinerseits mit Nutzen auch nach Europa kommen kann. In den Vereinigten Staaten ist es leicht, alle Mittel zur Untersuchung des Eingeborenen zu erlangen, solange man sich auf Nordamerika beschränkt. Für Südamerika aber begegnet man

schon einem gewissen Widerstand. Wieviel mehr, sobald andere Weltteile in Betracht kommen! Unsere amerikanischen Freunde würden z. B. in ganz Amerika nicht so vieles und so gutes afrikanisches Material finden, wie allein Graf Linden ihnen in seiner stolz aufblühenden Sammlung zu demonstrieren vermag. Und doch ist auch der Indianer nicht ohne die Menschheit der alten Welt zu verstehen, und muss also auch der Verkehr mit den Fachgenossen von Wert sein, die an eine engere Fühlung mit der Völkerkunde anderer Weltteile gewöhnt und zu vergleichen und zu ergänzen bereit sind.

Unsere amerikanischen Freunde werden aber auch anerkennen, dass trotz aller Isoliertheit des Indianers und trotz aller Selbständigkeit der vorkolumbischen Kulturentwicklung der heutige Ureingeborene einmal oder auch viele Male in Amerika eingewandert ist, sei es vor, sei es nach der Eiszeit, sei es von Europa, sei es von Asien. Diese letzten urgeschichtlichen Fragen erfordern geradezu gebieterisch den gegenseitigen Austausch der Meinungen. Unendlich viel können unsere Prähistoriker in Amerika lernen, doch wahre Schätze urältester Dokumente findet der Amerikaner überall, je nach den Ländern eigenartig charakterisiert, im Norden Europas, in Frankreich, in den Mittelmeerländern, in der Schweiz — wo ein ausgezeichnetes Beispiel unseres Besuches wartet — und, last not least, im Schwabenland.

Vor tausend Jahren und wiederum vor vier Jahrhunderten wurde alsdann der westliche Kontinent von unsern geschichtlichen Vorfahren erschlossen. Es kann nicht wunder nehmen, dass die Forschung auf diesem historischen und rein amerikanistischen Gebiet gerade bei uns in weit höherem Masse gepflegt worden ist. Hier sind wir an den Ergebnissen stärker interessiert, hier fließen in Europa naturgemäss die Quellen reichlicher.

Alles dies gilt mutatis mutandis für die andern Kongressländer, die unserer in der Zukunft drüben noch harren. Wir bedürfen der Amerikaner, und die Amerikaner bedürfen unserer!

So lassen Sie uns, hochverehrte Mitglieder, an die Arbeit schreiten!

Mit wärmstem Dank an alle Regierungen, Institute und

Gesellschaften, die unserer Einladung durch Entsendung von Delegierten entsprochen haben, mit wärmstem Dank an jeden Einzelnen, der aus der Ferne hierhergeeilt ist, um sich an unsern Aufgaben zu beteiligen, heisse ich Sie alle herzlich willkommen!

Das angekündigte Vortragsmaterial ist reich, ja überreich und stellt für die Stuttgarter Tagung einen Compté-rendu in Aussicht, der nach Inhalt und Umfang den 14 vorhandenen Bänden nicht nachsteht. Was aber nicht in die toten Buchstaben eines Verhandlungsberichts gebannt werden kann und doch vielleicht der beste Teil der Kongresse ist, der anregende Gedankenaustausch von Person zu Person (vom Fachgenossen zum Fachgenossen, wie nicht minder vom Fachgenossen zum Laien), — jener flüchtige, edle Geist, der sich in den unprotokolierten Stunden, in den Sitzungen ohne Präsidenten und Schriftführer, am fruchtbarsten entfaltet — möge auch er unsere Zusammenkunft in reicher Kraft durchdringen und erfüllen!

Und so erkläre ich den XIV. Internationalen Amerikanistenkongress für eröffnet.

Wenn wir unter glücklichen Auspizien beginnen, wenn wir uns der Anwesenheit so vieler ausgezeichneten Forscher freuen dürfen, so müssen wir doch in diesem Augenblick zunächst bei dem Gedächtnis zweier Männer verweilen, die beide dem Organisationskomitee angehörten und die uns der Tod genommen hat.

Am 23. Dezbr. v. J. ist Sophus Ruge dahingeschieden, der gründliche Kenner der frühen amerikanischen Karthographie, der unbestechliche Geschichtsschreiber des Zeitalters der Entdeckungen. In voriger Woche, am 9. August, starb auf der Höhe seines Schaffens Friedrich Ratzel, unser geistvoller, kenntnisreicher und als Lehrer unersetzlicher Geograph und Ethnograph, dessen wissenschaftliche Bedeutung durch seine Arbeiten über Nordamerika begründet wurde. In tiefer Trauer gedenken wir dieser beiden Unvergesslichen.

Ich habe nunmehr die Zusammensetzung des in der konstituierenden Sitzung erwählten Vorstandes mitzuteilen.

(Folgt die Verlesung der Namen, vgl. S. XXIII, XXIV.)
Indem ich mich der Hoffnung hingebe, dass alle Gewählten

uns durch die Uebernahme ihres Amtes verpflichten, gestatte ich mir, unserm hohen Ehrenpräsidium ganz besonders zu danken. Ihre Kgl. Hoheit die Prinzessin Therese begrüßen wir ehrerbietigst als echte Amerikanistin und Forschungsreisende. Seine Exzellenz, der Herzog von Loubat, wegen seiner grossartigen Verdienste um unsere Wissenschaft, Ehrenpräsident der Kongresse von Paris und New York, erweist auch uns die Auszeichnung seiner Anwesenheit.

Tiefen Dank schulden wir Seiner Exzellenz dem Herrn Kultusminister Dr. v. Weizsäcker, der, obwohl unserer Forschung fernstehend, zu tatkräftiger Förderung bereit war, für die gütige Erlaubnis, seinen Namen schon von Anbeginn in unsern Vorstand aufzunehmen.

Kultminister Dr. v. Weizsäcker antwortete darauf mit folgender Ansprache:

E. K. Majestät! E. K. Hoheit! Hochverehrte Versammlung! Mit verbindlichem Danke habe ich die Berufung zum Ehrenpräsidenten dieser hohen Versammlung angenommen. So ziemlich in der Mitte zwischen der Nordsee und dem mittelländischen Meere, also in dem echten europäischen Binnenlande, haben sich die Teilnehmer dieses Kongresses aus allen Ländern zusammengefunden zu wissenschaftlichen Untersuchungen, deren Objekte weit drüben über dem Ozean liegen. Es ist bemerkenswert und — ich füge hinzu — es ist hoch erfreulich, dass man sich im Herzen Schwabens der Erforschung Amerikas widmet. Wer die Universalität der Wissenschaft ins Auge fasst, wer erwägt, wie diese Universalität, an sich uralte, in der Neuzeit durch die Leichtigkeit des Verkehrs sich in der glücklichsten Weise gesteigert hat, der wird sich darüber nicht wundern. Die heutigen Verkehrsverhältnisse dienen nicht bloss dem wirtschaftlichen Wohle; mit den Schnelldampfern und den Expresszügen wird auch der wissenschaftliche Fortschritt gefördert. Aber nicht darauf lege ich heute den Nachdruck. Vor allem fällt in die Wagschale die Solidarität der Gelehrtenwelt, die ihren letzten Grund darin hat, dass es nur eine Wahrheit gibt. Gewiss hat, um Beispiele zu nennen, der amerikanische, der englische, der französische, der italienische, der deutsche Gelehrte — wenn ich so sagen darf — seinen besonderen Typus. Allein diese Verschiedenheit ist es, die eine harmonische Ge-

staltung des Ganzen sichert, wie der Zauber eines geselligen Kreises in der verschiedenen geistigen Nuancierung der Teilnehmer besteht. Gerade darin liegt ein besonderer Reiz der internationalen Kongresse; und die ausgezeichneten Forscherinnen und Forscher, deren Namen in die Liste dieses Kongresses eingetragen sind, verbürgen auch in diesem Betracht das schönste Gelingen. Sie finden in Schwaben reges Interesse an Amerika. Für die Lage und Grösse des Landes sind es recht viele Fäden, die von hier hinüberlaufen über den Ozean. Und ich darf wohl sagen, etliche der Erforschung werthe Tatsachen amerikanischen Lebens sind schwäbischen Ursprungs. Umgekehrt sucht ein um diesen Kongress sehr verdienter Mann hier mit schönem Erfolg amerikanische Dokumente zu sammeln und zur allgemeinen Anschauung zu bringen. Von der Theologie bis zur Geologie reicht die wissenschaftliche Verbindung. Unsere versteinerten Freunde aus dem schwäbischen Jura haben auch ihre Vettern aus Amerika, aus der damaligen Zeit. Nicht nur als Ehrenpräsident dieses Kongresses, sondern auch im Namen der württembergischen Staatsregierung heisse ich Sie hier aufs wärmste willkommen und danke Ihnen, vor allem Ihrer Kgl. Hoheit und den Herren Delegierten der hohen auswärtigen Regierungen, aufs lebhafteste für Ihr Erscheinen. Ich bin fest überzeugt, dass dieser Kongress, der sich in selbstloser Weise lediglich wissenschaftliche Ziele gesetzt hat, schöne Früchte zeitigen wird in Württemberg, in dem Lande, das unter der Führung seines erhabenen Monarchen die vorwärtsschreitende Wissenschaft liebt.

Die Grüsse der Stadt Stuttgart überbrachte Gem.-Rat Dr. Rettich.

Eine Versammlung von solcher wissenschaftlichen Bedeutung und solcher Internationalität bildet ein Ereignis in der Geschichte einer Stadt. Sie ist stolz, Männer in ihrer Bürgerschaft zu haben, denen es gelungen ist, die Aufmerksamkeit des Kongresses, der vor zwei Jahren in der Riesenstadt des Westens getagt hat, nach Stuttgart zu lenken und sie hinzuführen in das Herz des kleinen Schwabenlandes. Freilich, mancher gute Stuttgarter Bürger wird keine Ahnung haben, was ein Amerikanistenkongress sei. Er hält die Versammlung vielleicht für nichts mehr und nichts weniger als für ein paar smarte Amerikaner,

die hierher den Weg gefunden haben, um die Jagd nach dem Dollar an die Gestade des Nesenbachs zu verlegen. Um so angenehmer wird ein jeder berührt sein, der Gelegenheit findet, die Bestrebungen des Kongresses kennen zu lernen. Sie zeigen uns Amerika auch einmal von einer anderen Seite. Sie bringen das Land nicht nur unserer verstandesmässigen Erkenntnis, sondern auch dem Gemüt und Herzen näher. Möge der Kongress seinen Zielen auch in Stuttgart ein gutes Stück näher gebracht werden!

Namens der Landesuniversität begrüßte der Rektor Prof. Dr. Häring den Kongress mit folgender Ansprache:

Im Namen der Landesuniversität habe ich die Ehre, Sie herzlich zu begrüßen. Es scheint zunächst ein grosser Gegensatz: unser kleines Tübingen in seinem Neckarwinkel und Ihr Kongress, aus allen Teilen der Welt vom Weltverkehr zusammengeführt, um die Ergebnisse Ihrer Forschung in allen Weiten und Tiefen, in Natur, Leben, Geschichte der neuen Welt auszutauschen. Aber trotz des scheinbaren Gegensatzes innere Gemeinschaft und Zusammengehörigkeit. Unsere Universität, nur kurze Zeit vor Amerikas Entdeckung gegründet, selbst ein Neuland für unsere Heimat, eines vorwärtsschauenden Fürsten wirkungsvolles Werk, hat in ihrem Stiftungsbrief eine herrliche Aufgabe mitbekommen, dass sie grabe einen Brunnen der Wahrheit, das böse Feuer des Irrtums und der Leidenschaft zu dämpfen. Sie hat diese Aufgabe zu lösen versucht nach der Art unseres schwäbischen Stammes: in die Weite der Wirklichkeit, in die Ferne des Gedankens zu schweifen vom kleinsten Punkt eigentümlicher Betrachtung aus und dann dieses Sondergut wirksam in den Dienst der Gesamtheit zu stellen. Darum fand ein schönes Wort, das im März dieses Jahres auch auf einer denkwürdigen Versammlung in der Königin des Westens gesprochen wurde, in unserer Schwabenecke besonders freudigen Widerhall, das Wort: nirgend sonst ist die Achtung vor einer geistigen Individualität grösser als im Strom des modernsten amerikanischen Lebens. Darf ich dies Wort als Losung der inneren Einheit fassen, welche den Amerikanistenkongress mit unserer Universität verbindet: Im Reich individueller geistiger Arbeit gibt es nicht alt und jung, nicht nah und fern, nicht klein und gross, sondern nur eine wohl vielgestaltige aber ein-

heitliche Wahrheit. Denn nicht nur jede Strasse führt ans End der Welt, sondern auch jede Frage der Erkenntnis, die bis zu Ende durchgefragt wird; und je mehr unsere Wege in die Breite gehen, desto mehr werden sie auch wieder in die Tiefe führen. Diese Arbeit kennt auch nicht den Gegensatz von Schule und Leben; ihr Wahlspruch lautet weder „der Schule, nicht dem Leben“, noch „dem Leben, nicht der Schule“, sondern, wie über dem Tor der ältesten Bildungsstätte Tübingens steht, „der Schule und dem Leben“. Ist ja doch alle wirklich eigenartige Gedankenarbeit Antrieb für den Willen, der mit dem Kleinsten das Grösste, mit dem Einzelsten das Ganze fördert, den Willen, von dem wir in der alten wie in der neuen Welt unter ungelösten alten und ungezählten neuen Fragen in Kants Jubeljahr die alte neue Wahrheit bezeugen dürfen, dass im Himmel und auf Erden nichts gut genannt werden mag als ein guter Wille. Gestatten Sie denn, den XIV. Amerikanistenkongress als eine Stätte solcher eigenartigen Geistesarbeit namens der Universität als auch einer Stätte solcher Arbeit aufs wärmste zu begrüßen und Ihrer Arbeit jenen grossen Gewinn zu wünschen, den sie ihrer eigenen wünscht.

Als Vertreter der Kongressmitglieder aus den Vereinigten Staaten und im Namen aller übrigen Delegierten ergriff Prof. Dr. Franz Boas-New York das Wort, um sich zunächst in englischer Sprache seines amerikanischen Auftrags zu entledigen, und sodann in altheimatlichem Deutsch fortfahrend namens sämtlicher fremden Vertreter die Versammlung zu begrüßen. Zu einer Zeit, als drüben das genauere Verständnis noch fehlte, ist es für die Amerikaner wichtig gewesen zu sehen, wie auf europäischer Seite Sammlungen angelegt und Forschungsreisen gemacht wurden. Dies war die Grundlage, auf der die amerikanische Wissenschaft entstanden ist. Dank der Unterstützung von Staat und Stadt ist es dem Ausschuss gelungen, diesen Kongress würdig vorzubereiten und mit Genugtuung finden wir unter den Teilnehmern die hervorragendsten Namen. Wir sind überzeugt, dass der Kongress den Erfolg haben wird, den er verdient.

Hiermit waren die Begrüssungsansprachen erledigt. Zwei nach ihrem Thema dem Charakter der Eröffnungssitzung angepasste Vorträge folgten.

I. Herr Prof. E. T. Hamy, Membre de l'Institut, Paris:
Le Centenaire du retour en Europe d'Alexandre de Humboldt et d'Aimé Goujaud de Bonpland (3 août 1804).

Lorsqu'en octobre 1890 s'ouvrit à Paris, dans notre vieux Collège de France, la septième session du Congrès International des Américanistes, le sympathique secrétaire-général, qui avait si habilement conduit les travaux de la réunion précédente, M. le professeur Hellmann, prit l'un des premiers la parole pour transmettre les pouvoirs du bureau de Berlin, à défaut du président empêché et offrir le beau volume dont il venait d'achever l'impression.

Je viens, à mon tour, au nom de mes collègues de Paris, faire le même dépôt entre vos mains et vous présenter les actes de la session que j'ai eu l'inoubliable honneur de présider en l'année 1900.

Le Congrès de Stuttgart, que nous inaugurons aujourd'hui se rattache, en effet, directement au nôtre, et s'il y a eu dans l'intervalle une session intercalaire à New-York, en 1902, c'est en vertu de la décision que vous avez prise à Paris de consacrer l'existence de deux séries alternées de Congrès Américanistes dans les deux hémisphères. New-York a ainsi succédé à Mexico, comme aujourd'hui Stuttgart succède à Paris, et le bureau américain demeure chargé d'organiser la réunion qui aura lieu dans deux ans au Nouveau-Monde, comme il appartient à votre bureau, à vous, de provoquer un nouveau Congrès européen en 1908 et de transporter nos mobiles pénates dans la ville que vous aurez choisie.

Humboldt, dont je me propose de vous entretenir dans cette allocution préliminaire, n'avait pas beaucoup de tendresse pour ces réunions de *savants nomades* qu'il opposait aux *académies sédentaires*, en déclarant, dans une de ces boutades qui lui sont familières, que les unes ne sont guère plus spirituelles que les autres! Mais le grand patriote sentait bien le prix de l'effort ainsi fait par les naturalistes et les médecins allemands pour l'*unité intellectuelle* de son pays, et je suis persuadé que, comme autrefois à Breslau, il se prodiguerait aujourd'hui au milieu de nous, pour le succès d'une œuvre qui tend, elle aussi, à assurer de plus en plus, suivant sa propre formule, l'*unité intellectuelle* de tous ceux qui s'intéressent aux belles études dont il fut jadis le promoteur le plus actif et le plus fécond . . .

Il faut convenir, Messieurs, que le choix de Stuttgart pour y tenir nos assises en 1904 a été particulièrement heureux. N'est-ce pas, en effet, votre belle ville qui a eu l'insigne honneur d'inscrire son nom avec celui du célèbre éditeur Cotta, en tête des éditions allemandes de l'œuvre de l'homme illustre dont les savants de tous pays, les Américanistes en particulier, célèbrent en ce moment même, le glorieux *centenaire*?

Ce fut en effet le 3 août 1804, il y a cent ans et quelques jours, que l'expédition d'Alexandre de Humboldt s'en vint débarquer à Bordeaux, après le long voyage de quatre ans et dix mois que vous connaissez tous, rapportant les matériaux de plusieurs grands ouvrages qui ont véritablement *renouvelé les études Américaines*

Les débuts de l'illustre chef de cette expédition mémorable ont été racontés avec des détails si minutieux qu'il semble tout à fait inutile de nous y arrêter, même en passant. Au surplus Humboldt ne nous appartient vraiment qu'au moment où, enflammé par les récits enthousiastes de Georges Forster, le compagnon de Cook, avec lequel il s'est lié à Göttingue, il arrête dans son esprit la résolution de se signaler, lui aussi, par quelque grande entreprise du même genre.

Sa mère vient de mourir en novembre 1796; elle était le seul obstacle à ses lointains projets. Il est démissionnaire depuis quelques mois de ses fonctions publiques: il vend sa part d'héritage et après deux stations prolongées, à Vienne et à Salzburg, le voici à Paris où il est venu préparer son voyage avec les conseils de La Place et de Delambre, de Lalande et de Hallé, de Chaptal et de Prony, de Fourcroy et de Vauquelin, de Desfontaines et de Jussieu, de Cuvier et de Valenciennes. Il prend part à Lieusaint à la détermination de la base de notre triangulation et fréquente assidûment l'École Polytechnique, l'Observatoire et le Muséum. Il ne manque pas une séance de la Classe des Sciences de l'Institut de France à laquelle, dans le courant de 1798, il n'a pas fait moins de trois lectures accueillies avec faveur par l'illustre Assemblée et Fourcroy, rapporteur (14 février 1791), proclame qu' „on doit *plusieurs découvertes précieuses* à M. Humboldt connu avantageusement dans la carrière de la physique moderne, quoique sa jeunesse ne lui ait permis d'y entrer que depuis quelques années“, et déclare

que „le dernier de ses travaux ne peut qu'ajouter encore à sa réputation.“

„La Classe, poursuit Fourcroy, qui l'a possédé plusieurs mois à ses séances et qui a jugé par elle-même de ses connaissances étendues, de sa sagacité, de sa persévérance et de son courage dans la recherche expérimentale, pensera sans doute avec nous que son *Mémoire sur l'absorption de l'oxygène par les terres simples et son influence dans la culture du sol* mérite d'être accueilli et inséré dans la collection des savans étrangers qu'elle se propose de publier.“

Au moment où Fourcroy écrit ce rapport flatteur, Humboldt n'est déjà plus à Paris; dès la fin de 1798 il a gagné Madrid, Barcelona et Valence et recueilli chemin faisant toute une suite d'observations géographiques qu'il transmettra plus tard à Delambre (24 juin 1799).

Après avoir vu échouer ses premières tentatives d'expéditions en Égypte et au Maroc, et sans renoncer à rejoindre le capitaine Baudin à bord duquel le Directoire l'a autorisé à embarquer, il sollicite et obtient, non sans peine, du Gouvernement espagnol les moyens de se rendre de plus en plus digne des éloges du monde savant et de l'Académie en particulier, en explorant aussi complètement que possible les grandes colonies hispano-américaines . . .

Lorsque l'on étudie de près la vie du *rénovateur de l'Américanisme*, on constate bien nettement qu'il se montre avant tout, sous les apparences d'un *savant éminemment sociable*. Il semble que l'isolement, cher à certaines natures renfermées et discrètes, ait toujours pesé à Humboldt et qu'il n'ait jamais pu se passer du confident dont la présence l'excite à donner aussitôt une forme arrêtée et précise aux idées qui viennent en foule assiéger son puissant cerveau. Jeune encore, ses journées s'écoulaient dans les laboratoires et les académies, ses soirées se passent dans les salons où il a conquis de bonne heure la renommée d'un causeur savant et d'un homme de beaucoup d'esprit. Même son immense travail nocturne est encore employé pour une large part, à *causer* par écrit avec d'innombrables correspondants. Un tel homme ne saurait *voyager seul* (je ne parle pas des allées et venues d'une capitale à l'autre), et toujours on le voit s'associer dans ses explorations quelque com-

pagnon d'élite. Naguère dans les divers pays d'Europe c'était Forster et c'était Léopold de Buch; plus tard, au fond de l'Asie, ce seront Ehrenberg et Rose. Dans le grand voyage d'Amérique, le collaborateur, associé constamment aux travaux et aux découvertes, aux aventures et aux fatigues, est un naturaliste plus jeune que Humboldt de quatre ans, qu'il a rencontré chez Corvisart et retrouvé dans les serres et les herbiers du Muséum, Aimé-Jacques-Alexandre Goujaud de Bonpland.

Né le 28 août 1773 à La Rochelle (Frédéric-Guillaume-Henri-Alexandre, baron de Humboldt était né à Tegel le 14 septembre 1769), Bonpland, fils et frère de médecins, venait de servir comme aide-chirurgien à bord de *l'Ajax*; il avait la passion de l'histoire naturelle et surtout de la botanique, qu'il étudiait sous Thouin et Lamarck. Les deux jeunes hommes se plurent. Bonpland donnait à son nouvel ami des leçons d'anatomie comparée et de botanique; celui-ci lui enseignait par contre la minéralogie ou la physique du globe et lorsqu'il fut question du grand voyage dont nous commémorons le retour, ils décidèrent que ce serait ensemble et la main dans la main, qu'ils marcheraient à la conquête de l'inconnu. La part de chacun d'eux fut fort inégale sans doute dans les labeurs de cette longue exploration. La postérité a néanmoins ratifié le pacte conclu par les deux voyageurs et leurs noms restent inscrits ensemble au frontispice de l'œuvre tout à fait unique, sortie de leurs communs efforts.

Dès leur arrivée sur le sol américain, en juillet 1799, les voyageurs s'étaient empressés de correspondre avec leurs amis d'Europe et Humboldt, en particulier, tantôt seul et tantôt associant à son nom celui de son camarade, avait écrit — en France seulement — une vingtaine de lettres parfois fort détaillées, que le *Moniteur Universel*, le *Magasin Encyclopédique*, les *Annales de Chimie*, le *Journal de Physique*, les *Annales du Muséum* s'empressaient de mettre sous les yeux de leurs lecteurs. Wilhelm de Humboldt transmettait d'autre part à Cuvier la traduction, des récits développés qu'il tenait de son frère et les hommes instruits de notre pays étaient ainsi en mesure de suivre les principales étapes du laborieux itinéraire des deux voyageurs.

Leur retour, plusieurs fois annoncé, était attendu avec curiosité et l'accueil qu'ils reçurent à Paris où ils arrivèrent le

13 août, fut particulièrement sympathique. Humboldt vint pour la première fois siéger à la Classe des Sciences de l'Institut de France sur le banc des correspondants où un vote unanime venait de lui faire une place (6 février 1804) et les deux explorateurs furent cordialement reçus par les professeurs du Jardin des Plantes, enrichi par eux de précieux envois de fossiles et de minéraux, de graines et de plantes.

Humboldt retrouvait avec bonheur, à peine modifiés, ces milieux parisiens où il s'était plu fort en 1798 et au sein desquels le prestige, dont l'entourait son magnifique voyage, lui avait préparé une place exceptionnelle. Il était l'homme du jour; tout le monde se le disputait. Sept mois durant il demeura l'hôte privilégié des salons de la Capitale, l'orateur préféré des académies et des sociétés savantes. C'est seulement le 12 mars de l'année suivante qu'il se décidait à aller voir son frère à Rome en utilisant de son mieux son itinéraire dans les Alpes et en Italie, pour les recherches qu'il poursuivait en compagnie de Gay-Lussac sur la physique du globe.

Il n'est arrivé à Berlin, toujours accompagné de l'illustre physicien, que le 16 novembre 1805. Des hommages exceptionnels l'attendaient à la cour de Prusse; le roi fit frapper une médaille à son effigie et il fut nommé Chambellan de S. M. Mais au milieu de tous ces honneurs, Humboldt est resté triste et préoccupé; sa perspicacité toujours en éveil lui a fait entrevoir les abîmes et il ne cache pas à Cuvier les impressions pénibles qu'il a ressenties à Berlin. Il est d'ailleurs malade des suites du voyage, ce qui ne l'empêche pas de pousser vigoureusement l'éditeur parisien qui a entrepris la lourde tâche de mener à bien l'immense ouvrage sur l'Amérique espagnole auquel travaillent dès lors Humboldt, Cuvier, Latreille, Willdenow, Oltmans et Bonpland. Ce dernier est resté à Paris et classe son immense herbier; deux cahiers des *Plantes équinoxiales* paraissent en 1805, en même temps qu'un premier cahier d'*Observations de zoologie et d'anatomie comparée*, et Humboldt s'apprête à donner le premier volume de la *Rélation historique* que suivront de près les célèbres *Vues des Cordillères*.

Les herbiers sont triés en entier dès la fin de 1807 et le 18 décembre de cette année, Humboldt et Bonpland offrent au Muséum 45 caisses de plantes sèches contenant plus de 6.000

échantillons, dont un grand nombre se rapportent à des genres nouveaux et qui forment une collection ayant ce caractère original «de ne pas présenter un végétal dont on ne puisse indiquer la *hauteur* à laquelle il croît au-dessus du niveau de la mer».

Humboldt a généreusement saisi cette occasion de faire valoir les travaux de son compagnon de route. «Si mon expédition, écrit-il au Muséum, a eu quelque succès, une très grande part en est due à M. Bonpland qui, élevé pour ainsi dire dans votre établissement, a marché sur les traces de ses maîtres. Nous avons recueilli ensemble les plantes que nous rapportons, j'en ai dessiné un grand nombre, mais c'est M. Bonpland qui seul en a décrit plus des 4/5, c'est lui seul qui a formé l'herbier que nous vous présentons. Lié avec lui par l'amitié, la plus tendre, j'ose vous supplier de vouloir bien le recommander à la générosité du Gouvernement qui récompense les travaux entrepris pour le progrès des sciences. Les fruits de notre expédition paroîtront sous le nom de M. Bonpland et le mien, et peut-être le Gouvernement daignera-t-il s'intéresser à un voyage qu'ont exécuté des personnes qui appartiennent à deux nations étroitement liées sous tant d'autres rapports . . . Si quelque chose pouvoit ajouter à la reconnaissance que je dois à un pays dans lequel on m'a honoré d'un intérêt aussi général que peu mérité, ce sera la bienveillance avec laquelle vous voudrez bien, messieurs, recommander mon ami etc. . . . »

Bonpland eut une pension, et quelques mois plus tard il obtenait, grâce à Corvisart, le poste envié d'intendant de la Malmaison (1808). Humboldt s'était établi à Paris pour de longues années, les volumes s'ajoutaient aux volumes. *L'Essai politique sur la Nouvelle-Espagne* succédait aux *Vues des Cordillères*, sous la plume infatigable, pendant que la monographie des *Melastomacées* paraissait plus lentement, à la suite du 1^{er} volume des *Plantes équinoxiales* de Bonpland.

Absorbé par ses fonctions auprès de Joséphine, qui se console de sa disgrâce au fond de sa retraite fleurie, Bonpland néglige beaucoup trop, au gré de son ami, la suite de ses descriptions. Il court de Berlin à Vienne, des jardins de la princesse de Hatzfeld il passe à ceux du palais de Schönbrunn et

il rapporte à la Malmaison des plantes exotiques inconnues, en grande quantité, de beaux moulages de fruits, des herbiers, etc., etc. Un jour il est au Mans chez le préjardinier Paul; un autre jour il visite à Nantes le pharmacien Boisteaux, il surveille des travaux dans l'Eure, à l'établissement de Navarre, ou bien il dresse sous la dictée de Joséphine des listes de plantes d'échange.

Et Humboldt attend sa copie avec une impatience toujours plus grande. Il a vu les gigantesques avortements de voyageurs botanistes espagnols, les manuscrits et les albums inachevés d'un Mociño et d'un Mutis et la *Flora Peruana et Chilensis* restée en route à son troisième volume, et il ne veut pas laisser enfouir, suivant son expression, les résultats de cinq ans de labeur. Il presse son collaborateur en des termes énergiques et déjà Willdenow et Kunth sont à la besogne pour suppléer à ses défaillances.

Bonpland, homme d'action incomparable, ressemble comme écrivain à beaucoup d'autres voyageurs-naturalistes; comme les Lesueur et les Verreaux par exemple; il ramasse, il classe, il inventorie en perfection, mais il se décide difficilement à arrêter les termes d'une rédaction; il hésite, il recommence sans cesse, et en huit mois, comme dit Humboldt, il termine à peine ce que d'autres finiraient en quinze jours!

Bonpland a perdu sa protectrice, morte presque subitement, dans ses bras, en 1814; la Malmaison est abandonnée; le nouveau régime lui fait horreur et il va lâcher Humboldt, qui l'a d'ailleurs à peu près remplacé tout en demeurant son ami. Laissant là les *Rexias* dont il n'y a plus que trois livraisons à paraître, il gagne avec sa femme et sa jeune fille Emma le port du Havre, où il va s'embarquer pour retourner chercher fortune dans cette Amérique du Sud qui lui a laissé d'inoubliables souvenirs.

Humboldt, de plus en plus répandu dans la société parisienne, trouve néanmoins le temps d'achever l'œuvre sur l'Amérique espagnole, qui ne forme pas moins de 11 vol. in-4^o et 8 in-folio avec 400 gravures et 70 cartes géographiques, physiques et géologiques. Logé sur le quai de l'École, alors quai Napoléon, dans une maison modeste que rien ne désigne à l'attention des passants, il étonne tous ceux qui l'approchent à la fois par l'étendue de sa science, l'intensité de son travail in-

tellectuel et l'extrême simplicité de sa vie. Boussingault qui fut son élève favori nous a laissé dans ses mémoires, récemment publiés à petit nombre, le curieux portrait que voici:

„Il demeurait dans un appartement ayant vue sur la Seine, à peu près vis-à-vis la Monnaie. Humboldt avait alors 55 ans¹⁾, taille moyenne bien prise, cheveux blancs, regard indéfinissable²⁾, physionomie mobile, spirituelle, marquée de quelques grains de petite-vérole, maladie qu'il avait contractée à Carthagène des Indes. Son bras droit était paralysé des suites d'un rhumatisme gagné en couchant sur les feuilles mouillées dans les forêts des bords de l'Orénoque. Quand il voulait écrire, lorsqu'il voulait vous offrir sa main droite, il relevait avec sa main gauche l'avant-bras infirme à la hauteur nécessaire. Son costume était resté le même depuis l'époque du Directoire; habit bleu, boutons dorés, gilet jaune, culotte en étoffe rayée, bottes à revers, les seules qui se trouvaient à Paris en 1822, cravate blanche, chapeau noir bossué, éreinté. Je m'attendais, continue Boussingault, à trouver le chambellan du roi de Prusse dans un splendide appartement, mon étonnement fut grand quand j'entrai chez le célèbre voyageur; une petite chambre à coucher, un lit sans rideaux; dans la pièce où il travaillait quatre chaises de paille, une grande table en sapin sur laquelle il écrivait; elle était couverte de calculs numériques, de logarithmes. Lorsque la surface de la table était remplie de chiffres, il faisait venir son menuisier pour la raboter. Presque pas de livres, les *Tables de Callet*, la *Connaissance des Temps*.

„Il dînait aux *Frères Provençaux*; dans la matinée il passait toujours une heure ou deux au *Café de Foy* où il s'endormait après avoir déjeuné. . . . Il n'omit rien pour mon instruction pratique, dit toujours Boussingault . . . tous les calculs étaient faits en écrivant sur le bois de la fameuse table. Je fus bientôt familiarisé avec l'usage du sextant, etc. . .

„Tel était Humboldt avant mon départ . . . il était occupé à finir son interminable ouvrage, son projet était de se fixer à Mexico avec une société de jeunes travailleurs dont je devais faire partie. Ce projet ne s'est pas réalisé à cause de révolu-

¹⁾ Plus exactement 53 ans: c'était en juin 1822.

²⁾ Il dit ailleurs qu'il avait „un fin sourire qui n'appartient qu'à lui“.

tions, mais sans révolution, j'ai la conviction que son auteur n'aurait pas pu toujours vivre au Mexique. Il y serait mort d'ennui malgré son amour pour la science."

Humboldt était lié d'une étroite amitié avec Gay-Lussac et Arago. „J'ai vu ces trois hommes réunis, dit Boussingault, je me suis trouvé à la même table avec eux, leur union était touchante, malgré leurs opinions différentes sur bien des points, ils se tutoyèrent comme au temps de leur jeunesse et l'un de mes meilleurs souvenirs, l'une des jouissances de mon existence, est d'avoir été aimé et apprécié par ces esprits éminents." Humboldt et Gay-Lussac avaient fait ensemble, nous l'avons dit, le voyage d'Italie et d'Allemagne (1805) et visité le Vésuve en compagnie du fameux Bolivar. Humboldt avait été le premier à saluer cordialement Arago venant de mesurer au péril de ses jours la méridienne d'Espagne (1808). C'est alors que „le *triumvirat* se complète et l'intimité de ces hommes illustres dura tant qu'ils vécurent. . . ."

Les desseins sur le Mexique révélés ainsi par Boussingault n'empêchaient pas Humboldt de penser à la Haute Asie. Il s'ouvrait déjà à Cuvier d'un projet d'exploration dans cette direction dès le 24 décembre 1805 et l'on sait que le Czar facilita de son mieux en 1829 la grande expédition qui conduisit alors Humboldt, Ehrenberg et Rose jusqu'à l'entrée de la Mongolie chinoise.

Dans l'intervalle il avait profité du Congrès de Vérone où l'appelait le service du Roi pour diriger quelques excursions géologiques et minéralogiques dans les Alpes et visiter de nouveau le Vésuve profondément altéré par la grande éruption d'octobre 1822.

Depuis longtemps déjà Humboldt a résolu d'appliquer le reste de ses forces à la publication d'un grand ouvrage général de philosophie naturelle, sur le titre duquel il hésite encore, mais dont il a longuement mûri le plan. L'Amérique est passée en sous-ordre dans les préoccupations de son esprit et quoique le *vieux de l'Orénoque*, comme il se plaît à se nommer encore dans une lettre au baron Gérard, s'intéresse toujours beaucoup au théâtre de ses premières entreprises géographiques, la mise au point de l'œuvre considérable qu'il commence à faire paraître à l'âge de plus de 75 ans en 1845, sous le nom bien

choisi de *Cosmos*, occupera désormais tous les instants de l'illustre encyclopédiste redevenu Berlinoïse (1^{er} oct. 1826) pour le reste de ses jours.

Revenons à Bonpland que nous avons laissé au Havre prêt à s'expatrier pour l'Amérique (octobre 1816) avec sa femme et sa jeune fille. Il avait gagné Buenos-Ayres où on lui avait fait bon accueil et donné une chaire. Il y exerçait la médecine et avait fondé un établissement botanique important où il cultivait des espèces rares ou nouvelles. Que se passa-t-il chez le malheureux servant? Comment disparurent coup sur coup et la mère et la fille? Ce qui est assuré c'est qu'en 1820 Bonpland était tout seul et se préparait à gagner l'intérieur du continent pour y créer, dit le vieux *Journal des Voyages*¹⁾, une tannerie sur le Parana.

Il a quitté Buenos-Ayres dans les derniers mois de cette année sur un petit vaisseau de la maison Roguin et Meyer et en compagnie des deux armateurs il est monté au Paraguay pour y faire un établissement.

En visitant, dit un biographe rochellais, les anciennes Missions, comprises entre le fleuve Uruguay, alors ravagées et presque désertes, il entrevit la possibilité d'y cultiver en grand le *Yerba-maté*, nommé vulgairement le *thé du Paraguay*, qui fournit aux habitants de l'Amérique méridionale leur boisson la plus habituelle. „Ce territoire, objet de contestation entre la Confédération Argentine et le Paraguay était alors comme abandonné par les deux parties. Installé dans les ruines de la mission de Santa-Ana, Bonpland y développait son industrie avec l'appui du gouverneur argentin de Corrientes.“ Cet appui irrita le dictateur tristement célèbre du Paraguay, le trop fameux docteur Francia; il y vit une prise de possession indirecte de ce territoire contesté. „Blessé dans son orgueil, inquiet selon d'autres, de la concurrence commerciale que pouvait lui faire la culture intelligente de Bonpland, il envoya des soldats qui, traversant de nuit le Parana, le 3 décembre 1821, tombèrent comme des brigands sur le botaniste et ses domestiques, les blessèrent et emmenèrent de force Bonpland à Itapua et de là à Santa-Maria de la Fé qu'il reçut l'ordre de ne pas quitter.

¹⁾ *Journ. des Voyages*, t. IX, p. 150, janvier 1821.

„Pendant neuf ans qu'il le garda captif, le fantasque tyran refusa de le voir. Ni les instances de l'empereur du Brésil, Don Pedro I^{er}, ni celles du ministre des Affaires Étrangères de France, Châteaubriand, ni une démarche hardie de M. Grand-sire qui alla le réclamer au nom de l'Institut, ne purent rien obtenir. Bonpland cependant avait énergiquement pris son parti. Vivant de la vie rude et simple des gens du pays, comme eux nu-pieds et vêtu de la chemise flottante et du *calsoncillo*, il partageait son temps entre les soins d'une agriculture éclairée et ceux de la médecine, de la charité surtout! La mémoire de ses services est restée au Paraguay. En mai 1829 une résolution de Francia, aussi peu expliquée que la première, lui intima l'ordre de quitter le pays. Mais lorsqu'il voulut y obéir, il fut encore arrêté à Itapua, ou le *laissez-passer* du dictateur n'était pas parvenu et où il dut l'attendre pendant vingt mois.“

Enfin le 2 février 1831 il traversait le fleuve, libre d'aller où il pourrait, mais dépouillé une seconde fois de tout ce qu'il avait acquis. J'ai sous les yeux une lettre qu'il écrivait quelques années plus tard, de Montevideo au Mécène des botanistes; il fait à Delessert le rapide récit de nouvelles infortunes. Il a travaillé avec courage à rétablir pour la troisième fois ses affaires, menant de front avec une indomptable énergie ses travaux agricoles et ses recherches scientifiques. Il a ramassé un pécule qui lui donne l'espoir de retourner en France et de publier ses découvertes. Et voici qu'une révolution éclate dans la province de San Pedro et vient de nouveau traverser ses desseins. Avec ce qui lui reste, il a acquis en 1840 un terrain de cinq lieues carrées sur la rive orientale de l'Uruguay, au *paso de Santa Ana*, et la bataille de Pagolargo devient l'occasion de la dispersion des grands troupeaux de mérinos et de juments mulassières qu le pauvre colon vieillissant était parvenu à réunir.

Plus de six mille têtes de bétail lui on été volées par les combattants, et du vaste établissement d'élevage constitué en quelques années de persévérant labeur, il ne reste à Bonpland que quelques ânes. Il a 67 ans, mais il conserve encore assez de forces pour travailler à réparer ses pertes. L'espoir de rentrer au pays natal et de publier ses travaux le soutient et

l'encourage. Il a commencé à repeupler Santa Ana et il songe toujours au retour: „Mon âge est avancé, écrit-il à Delessert, mais ma santé est égale à celle dont je jouissais à vingt ans.“

Dix ans plus tard, il écrivait encore à Arago: „Mes herbiers composés de plus de trois mille plantes et que je conserve en bon état, ainsi que mes manuscrits, ont fait envie à bien des personnes. Plusieurs fois on m'a proposé de les acheter, et naturellement j'ai refusé toutes les offres, mes travaux appartiennent à la France.“

Ce patriotisme se montrait en toute occasion. Les voyageurs de notre pays que des missions scientifiques ou politiques poussaient vers ces régions, Marin de Moussy, Demersay etc., allaient d'abord vers lui. Tous louent avec effusion sa bienveillance, son amabilité, le charme de sa conversation, la richesse de ses connaissances. Tous s'accordent à dire que ces qualités ne s'épanchaient pas pour eux seuls, mais pour tous les hommes qui avaient affaire à lui, quelle que fût leur couleur.

La France non plus ne l'avait pas oublié. Supprimée sous la Restauration, sa pension avait été rétablie par les soins de Delessert. En 1849 M. de Falloux, réparant un trop long oubli, lui avait envoyé en Uruguay la croix de la Légion d'honneur.

Toujours actif, malgré ses 77 ans, il courait encore à cheval au travers des forêts et des plaines, ou descendait avec sa petite goëlette de l'Uruguay à Montevideo. Un nouveau projet vint encore le distraire de ses idées de retour. On croyait qu'il existait auprès du village de La Cruz une mine de mercure sulfuré, et à la prière du gouverneur de Corrientes, Bonpland s'était laissé charger de conduire les travaux destinés à s'en assurer. A la fin de 1855, — il avait plus de 82 ans — il avait réuni tous les instruments, tous les réactifs propres à pousser à bout ces recherches délicates avant de s'embarquer définitivement pour l'Europe. On renonçait en 1856 à trouver du mercure à La Cruz et Bonpland, que son activité physique n'avait pas abandonné mais dont la mémoire et la vigueur intellectuelle baissaient visiblement, se disposa enfin à partir. Il voyageait pour régler ses dernières affaires et remontait vers Asuncion lorsqu'il tomba malade au mois d'avril dans le bourg de Restauracion, à sept lieues de son établissement de Santa

Ana. Il succombait le 11 mars, surpris au milieu de ses derniers projets, à l'âge de près de 85 ans.

Le Gouvernement de Corrientes, qui avait toujours regardé Aimé Bonpland comme un de ses plus utiles citoyens, fit transporter ses restes avec honneur dans la capitale où un monument lui fut élevé aux frais de l'État.

Humboldt a suivi de fort près dans la tombe son ancien collaborateur; treize mois plus tard (6 mai 1859) il succombait âgé de 90 ans, ayant pu donner encore à Bonpland une dernière marque de sa fidèle amitié, en tentant d'actives démarches pour sauver ses papiers et ses collections.

Les plus grands honneurs furent décernés à la mémoire de l'illustre encyclopédiste. En même temps que la Prusse, sa terre natale; sa seconde patrie, la France, lui élevait une statue.

Quarante-six ans se sont écoulés depuis lors et loin de s'obscurcir, en s'enfonçant dans les profondeurs du passé, la gloire de Humboldt a brillé d'un plus vif éclat.

Son culte a trouvé de nouveaux fidèles dans les Congrès, dans les Associations savantes, dans les Recueils scientifiques, toujours plus nombreux et plus répandus, voués à ces études américaines dont il avait pénétré en partie les secrets, lorsqu'il y a un siècle, suivi de Bonpland et de Montufar, il débarquait sur le quai de Bordeaux après cinq longues années d'un incessant labeur.

Der Präsident gab in seinem Dank an den Vortragenden dem Wunsche Ausdruck, dass das edle Freundschaftsverhältnis zwischen den beiden Heroen der Forschung, dem Deutschen und dem Franzosen, allzeit ein Vorbild gemeinschaftlicher internationaler Arbeit sein möge. Mit ihrer denkwürdigen Reise hat die Amerikanistik begonnen.

Das glückliche Omen, dass der 100jährige Gedenktag der Rückkehr Alexanders v. Humboldt nach Europa fast genau mit dem diesjährigen Kongress zusammenfällt und gerade in derjenigen Stadt begangen werden kann, in der Humboldts deutscher Verleger Cotta wohnte, war auch in Stuttgart erkannt und willkommen geheißen worden.

Herr Graf Linden machte die Mitteilung, dass der Württembergische Verein für Handelsgeographie zur Erinnerung an den Kongress eine Humboldt - Bonpland - Plakette

habe herstellen lassen. Er bat Seine Majestät den König, das erste Exemplar entgegennehmen zu wollen. Weitere Exemplare überreichte er der Prinzessin Therese von Bayern und dem Vortragenden Prof. Hamy. Die Plakette, die von der Stuttgarter Firma Mayer & Wilhelm in künstlerischer Vollen- dung ausgeführt ist, zeigt auf der einen Seite die Bildnisse von Humboldt und Bonpland, auf der andern eine südamerikanische Gebirgslandschaft und die Inschrift „XIV. Internationaler Amerikanistenkongress. Stuttgart 18.—23. August 1904.“ Die beiden Seiten der Plakette sind als Kopf- und Schlussvignette des Mitgliederverzeichnisses wiedergegeben, vgl. S. V u. XXI.

II. Herr Prof. Dr. Kapff-Stuttgart erhielt das Wort zu seinem Vortrag:

Anteil der Württemberger an der Kolonisation Amerikas.

Die Wanderlust der Schwaben ist seit alter Zeit sprich- wörtlich. Kein anderes Land aber war ein so starker Magnet für die Auswanderung wie Amerika. Hunderttausende sind aus Württemberg über den Ozean gesegelt, um drüben eine neue Heimat zu suchen, darunter auch solche, deren Namen zu den hervorragendsten der Kolonialgeschichte der Neuen Welt gehört. Es ist daher nicht engherziger Lokalpatriotismus, son- dern sachlich wohl begründet, wenn zumal bei einer Tagung des Amerikanistenkongresses in hiesiger Stadt von dem An- teil der Württemberger an der amerikanischen Kolonisation in Kürze gehandelt wird.

Vielleicht war unter den ersten Entdeckern Amerikas ein Schwabe. Als Leif, der Glückliche im Jahre 1001 an der Küste Nordamerikas landete, befand sich unter seinen Leuten auch ein Deutscher, Namens Tycker. Von ihm wird erzählt, dass er die Frucht eines wilden Weinstocks erblickend freudig ausgerufen habe: „Trauben, Weintrauben, wie ich sie in meinem Vaterlande sah.“ So rührt der älteste, nun halb vergessene Name „Winland“ von einem Deutschen her. Ob er ein Schwabe gewesen, berichten die Quellen allerdings nicht; aber sein Name erinnert unwillkürlich an bekannte schwäbische Weinorte, und die Freude an der Traube weist an den Neckar oder Rhein.

Sichere Kunde dagegen haben wir davon, dass unter den frühesten Ansiedlern Südamerikas Schwaben gewesen sind, und zwar Ulmer, die mit den Welsern in Augsburg in Geschäfts-

verbindung standen. Die überseeische Politik dieser Kaufherrn zeugt von ausserordentlichem Weitblick und kühnem Unternehmungsgeist. Kaum war die neue Welt entdeckt worden, so wurde in St. Domingo eine Faktorei errichtet, deren erster Leiter ein Ulmer war, Ambrosius Ehinger; auch dessen Nachfolger war ein Ulmer, Sebastian Rentz, der auch als Geograph, als „Kartenmaler“ berühmt war.

Von St. Domingo aus richteten sie ihre Blicke nach Südamerika und suchten auch dort festen Fuss zu fassen. Kaiser Karl V unterstützte das Unternehmen, in der Ueberzeugung, dass es seinem rasch sich ausbreitenden Kolonialreich nur förderlich sein könne, wenn möglichst zahlreiche Kräfte zu seiner wirtschaftlichen Erschliessung herbeigezogen würden. So gelang es zwei Ulmer Kaufleuten, Heinrich Ehinger und Hieronymus Sailer im Jahre 1528 einen Vertrag mit der spanischen Regierung abzuschliessen, wonach ihnen das Land zwischen dem Kap Maracapanä und dem Kap de la Vela und zwar von dem Karibischen Meer bis zur Südsee mit allen Hoheitsrechten zum Zweck der Kolonisation überlassen wurde. Der Name der Welser ist in dem Vertrag nicht genannt, aber es unterliegt keinem Zweifel, dass sie von Anfang an an dem Unternehmen beteiligt gewesen sind.

Noch im gleichen Jahre segelten 300 Mann nach Südamerika ab, landeten glücklich in Coro, einem auf Pfählen erbauten Dorfe, was den Anlass zur Bezeichnung „Klein-Venedig“, Venezuela, gab. A. Ehinger übernahm die Statthalterschaft, als Leutnant war ihm Bartolomäus Sailer, ein Bruder des vorhin Genannten, beigegeben. In Coro wurde eine Handelsniederlassung gegründet, bald darauf eine zweite am Golf von Maracaibo, und eine dritte weiter landeinwärts. Im folgenden Jahre kam ein Zuzug von 150 Mann aus der Heimat unter der Führung des Nikolaus Federmann, ebenfalls eines Ulmers, und wiederum eine Verstärkung von 300 Kolonisten unter Leitung des Heinrich Seissenhofer. Diesmal schlossen sich auch eine Anzahl Frauen an, wahrscheinlich aus der Ulmer Gegend, die ersten Europäerinnen, welche sich in die Neue Welt hinüberwagten, um dort ihre friedlichen Eroberungen zu machen. Aus all dem, sowie aus den Verzeichnissen der Zölle geht hervor, dass die Kolonie emporblühte und ein lebhafter

Handel mit Kolonialprodukten, edlen Metallen und Indianersklaven sich entwickelte.

Trotzdem liess sich der Statthalter dazu bewegen, den Geschäftsbetrieb zu ändern, verlockt durch die Kunde von fabelhaften Reichtümern, die im Innern des Landes sich finden sollten. Dort — hiess es — sei das Dorado, dort herrsche ein König, der ganz mit Goldstaub überzogen sei, so dass er aussehe, wie ein vom besten Meister entworfenes Bild. Unsere unternehmungslustigen Landsleute duldeten es nicht länger an der Küste, mit allen Kräften strebten sie hinaus in die geheimnisvollen Regionen des Hinterlandes, und so beginnen im Jahre 1586 eine Reihe von kühnen Entdeckungsreisen und abenteuerlichen Eroberungskriegen, die sich in ferne, unbekannte Länder, bis zum Hochland von Bogotá und bis zu den Tiefländern des Orinoco, ja selbst des Marannon erstreckten. Dabei wurde reiche Beute an Gold und Schmuck aller Art gemacht. Aber fortwährende Kämpfe, übermenschliche Strapazen und ein mörderisches Klima forderten zahlreiche Menschenopfer; auch der Statthalter fand bei einem feindlichen Ueberfall den Tod. Das schlimmste aber war, dass inzwischen die Ansiedlungen in Venezuela mehr und mehr verkümmerten; es entstanden Streitigkeiten unter den Kolonisten, namentlich zwischen Deutschen und Spaniern und führten zum Zusammenbruch aller Zucht und Ordnung. Vergebens eilte Bartolomäus Welser hinüber, um den Verfall aufzuhalten; er wurde meuchlings mit seinem Begleiter, Philipp v. Hutten, ermordet. Endlich griff die Regierung ein und schickte einen spanischen Gouverneur. Es kam zu einem Prozess, der mehrere Jahre in Madrid schwebte und 1556 zu Ungunsten der Welser entschieden wurde. Damit waren die Spanier Herren des Landes; die Schwabenkolonie in Venezuela war für immer vernichtet.

Vom 17. Jahrhundert an wandte sich die Auswanderung Nordamerika zu. Nachdem die Engländer Herren der Küste vom Lorenzo bis zum Savannah geworden waren, gaben sie ihrer Politik, die Kolonien durch deutsche Einwanderer zu bevölkern, weitere Ausdehnung. Sie fanden namentlich in Württemberg ein fruchtbares Feld für diese Bestrebungen.

Die Ursachen liegen klar zu Tag. Württemberg hatte unter dem 30jährigen Krieg und sodann unter den Raubkriegen

Ludwigs XIV besonders schwer zu leiden gehabt; der Wohlstand des Volks war vernichtet, das Land ein Bild der Verwüstung. Dazu kamen religiöse Bedrängnisse. Staatlich anerkannt war nur die evang.-luth. Kirche; wer sich ihr nicht anschloss, lief Gefahr, als Sektierer verfolgt zu werden. So blickten Tausende hilfesuchend in die Ferne und schenkten den Verheissungen fremder Agenten williges Gehör. Besonderen Eindruck machte eine Flugschrift, das goldene Buch genannt, weil sein mit dem Bild der Königin Anna geschmückter Titel mit goldenen Lettern gedruckt war. Er verhiess freie Ueberfahrt und — den süßen Traum der Bauern jener Zeit — freies Grundeigentum ohne Entgeld.

So begannen denn schon gegen Ende des 17. Jahrhunderts einzelne Familien aus Württemberg auszuwandern. Mit Beginn des 18. Jahrhunderts aber kam es vollends unter dem Druck eines furchtbar harten Winters im Frühjahr 1709 zu einer Massenauswanderung aus Württemberg, der sich auch viele Pfälzer anschlossen. Zu Tausenden fuhren die Bauern rheinabwärts, Schiff auf Schiff landete in London, allmählich waren 15000, nach andern Berichten 20000 Personen angekommen. Auf der schwarzen Heide wurde ein Zeltlager für sie aufgeschlagen, und die schaulustigen Grossstädter besuchten es wie eine öffentliche Sehenswürdigkeit. Auch einige Häuptlinge der Mohawkindianer, die gerade in London weilten, wurden dorthin geführt, und als sie vernahmen, dass diese armen Leute nichts anderes wollten, als Land in Amerika, da versprachen sie, ihnen von ihren Jagdgründen geben zu wollen, soviel sie nur wünschten; ja sie nannten ausdrücklich das Tal der Shoharie, ein Seitental des Mohawk. Von da an schwebte dieses den Auswanderern vor, wie den Israeliten das gelobte Land.

Die Regierung stand keiner leichten Aufgabe gegenüber und beschloss die Massen zu zersplittern. Ein Teil wurde nach Pennsylvanien befördert, ein andrer nach Nord- und Südcarolina, die Hauptmasse nach New York. Der Gouverneur Hunter siedelte sie am Hudson, etwa 100 engl. Meilen oberhalb New York an. Allein anstatt den Einwanderern Land zum Bebauen anzuweisen, zwang er sie, in den dortigen Wäldern zu arbeiten, um Schiffsharze für den Bedarf der englischen Flotte zu gewinnen. Das war für die Bauern und Weingärtner ungewohnte

Arbeit, doppelt drückend dadurch, dass sie einer strengen Aufsicht unterstellt wie Dienstknechte, ja Zwangsarbeiter behandelt wurden. Kein Wunder, wenn die Erbitterung immer mehr wuchs und endlich die Empörung in hellen Flammen ausbrach. Der Wortführer war Konrad Weiser, der mit Frau und acht Kindern aus Grossaspach bei Backnang ausgewandert war, eine echt schwäbische Bauernnatur, treu und bieder, fleissig und ehrlich, aber auch schroff und eckig, eigensinnig und querköpfig. Offen erklärte er dem Gouverneur, nicht dazu sei er nach Amerika gekommen, um sein Haupt unter die Knechtschaft zu beugen, hoch und stolz wolle er seinen Nacken tragen, wie es einem freien Mann gezieme. Ohne die Erlaubnis des Gouverneurs abzuwarten, griff er abermals zum Wanderstabe, ein grosser Teil seiner Landsleute folgte ihm, mitten im Winter fanden sie den Pfad durch die Wildnis nach Shoharie, verständigten sich mit den Indianern und siedelten sich 1712 dort an.

Die Geschichte dieser Niederlassung, eine wahre Robinsonade im Grossen, ist eine geradezu typische für die Kolonisierung der Vereinigten Staaten überhaupt; denn sie veranschaulicht uns das allmähliche Entstehen eines zivilisierten Gemeinwesens in seinem stufenweisen Fortschritt vom äussersten Mangel bis zur Wohlhabenheit, von der Rechtlosigkeit bis zur Freiheit.

Die schwäbischen Bauern wären verloren gewesen, wenn ihnen nicht die Indianer geholfen hätten, Hütten zum Schutz gegen die Kälte zu errichten; sie hatten weder Pferde noch Vieh, und es war ein grosses Ereignis, als 9 Bauern zusammen das erste Pferd kauften; das arme Tier machte dann die Runde bei seinen Eigentümern, jeder benützte es einen Tag der Reihe nach; das Geräte mussten sie sich selbst verfertigen, statt des Pflugs bediente man sich zunächst der Sicheln, um den Boden umzugraben; in Ermangelung von Mühlen wurde das Korn zwischen Steinen zerstampft. Aber die Arbeit trug Früchte; der erste Scheffel Weizen brachte 83 Scheffel; 40 Jahre später schickten die Bauern von Shoharie jährlich 36000 Scheffel auf den Markt von Albany. Anfangs bereiteten sich die Kolonisten ihre Kleider aus Hirschfellen, welche ihnen die Indianer schenkten, zur Kopfbedeckung dienten Mützen aus dem Fell des Bibers und Fuchs. Nun fingen die verschiedenen Handwerke an, ihre

Kunst zu üben. Es ist uns der Name des ersten Schneiders, des ersten Schuhmachers u. s. w. überliefert; ein Hutmacher liess sich nieder und verdrängte die Pelzmütze durch die dreispitzigen Filzhüte, die wir noch an unsern Bauern bewundern. Die Ansiedlung blühte mehr und mehr auf, allmählich erhoben sich 7 schmucke Dörfer am Shoharie. Auf die Kunde davon fanden sich zahlreiche Landsleute ein, so dass die schwäbische Besiedlung am Mohawk und seinen Seitentälern 50 engl. Meilen weit sich erstreckten.

Freilich blieben ihnen ernste Kämpfe nicht erspart. Der Gouverneur Hunter konnte es nicht verwinden, dass die Bauern ohne seine Erlaubnis sich am Shoharie angesiedelt hatten und bereitete ihnen bald allerlei Schwierigkeiten. Schliesslich begab sich K. Weiser sogar nach London, um mit der Regierung zu verhandeln, und ruhte nicht, bis er sein Ziel erreicht, und der Fortbesitz des Landes gesichert war.

Auch an äusseren Kämpfen fehlte es nicht. In dem langjährigen Kriege, in dem die Engländer und Franzosen um die Hegemonie über Nordamerika miteinander rangen, haben jene Kolonisten oft genug durch ihren Todesmut die neue Heimat vor den Brandpfeilen und der Mordaxt der Indianerhorden geschützt.

Nicht minder tapfer hielten sie sich in dem Unabhängigkeitskrieg. Die Milizregierenden des Mohawktales haben nach dem Zeugnis von Washington selbst an dem endgültigen Siege einen ruhmreichen Anteil genommen; so war es z. B. ein aus der Haller Gegend eingewanderter Farmer Leysig, der Washington nach der unglücklichen Schlacht am Brandyriver einen Weg über das Gebirge zeigte und damit ihn vor der Kapitulation rettete. So haben unsere Landsleute auch jenseits des Ozeans den württembergischen Wahlspruch befolgt: „Furchtlos und treu.“

Ebenso wichtig wie für den Staat New York war die Einwanderung aus Württemberg für die Kolonisierung Pennsylvaniens. Im Jahre 1681 hatte William Penn ein Stück Land westlich vom Delaware erworben, um eine Zufluchtsstätte für verfolgte Religionsgemeinschaften zu errichten. Seine auch in deutscher Uebersetzung erschienene Schilderung des Landes erregte namentlich in den frommen Kreisen Deutschlands ge-

waltiges Aufsehen; und schon zwei Jahre darauf gründeten einige rheinländische Familien in der Nähe des heutigen Philadelphia the „German Town“, die erste Heimstätte der Deutschen in Nordamerika. Sehr früh fanden sich auch Württemberger dort ein, und zwar durch religiöse Gründe zur Auswanderung veranlasst. Ein Geistlicher, Diakonus Zimmermann aus Bietigheim, der wegen Sektiererei im Jahre 1684 seines Amtes entlassen worden war, begab sich mit seinen Anhängern nach Pennsylvanien, wo sie von den Quäkern freundlich aufgenommen wurden und unentgeltlich Land zum Bebauen erhielten. Die Kunde hiervon wirkte in der Heimat wie ein zündender Funke: Tausende eilten in das Land „der Freiheit und der Bruderliebe“ und das ganze 18. Jahrhundert hindurch flutete der Strom der Auswanderung dorthin in ungeschwächter Kraft, so dass weite Strecken Pennsylvaniens von schwäbischen Bauern besiedelt wurden. Wie gross ihre Zahl gewesen ist, lässt sich auch nicht annähernd mehr bestimmen, aber es waren viele Tausende. Die zweite Massenauswanderung aus Württemberg im Jahre 1717, mindestens auf 10 000 sich belaufend, wandte sich vorwiegend Pennsylvanien zu; einige Jahre später kamen 6000 Württemberger auf einmal, 1759 etwa 20 000, 1782 22 000 Personen.

Vergebens suchte die württembergische Regierung Einhalt zu tun; eine Reihe von Reskripten warnte vor unbedachter Auswanderung, Herzog Karl suchte sogar persönlich auf die Leute einzuwirken, indem er sie an Audienztagen zu sich kommen liess. Aber alle Warnungen verhallten im Winde, alle Verordnungen blieben wirkungslos.

Und doch fanden gar manche das ersehnte Glück nicht. Schon die Reise war kein Vergnügen, sie dauerte etwa so viel Monate als jetzt Tage. Dabei waren die Schiffe vielfach überladen, so dass verheerende Krankheiten ausbrachen. Am schlimmsten aber waren diejenigen daran, welche die Ueberfahrt (100 fl.) nicht bezahlen konnten und dafür einen Schuldschein ausstellten, der durch Arbeitsleistung einlösbar war. Daraus entwickelte sich ein völliger Handel, der sogenannte „Deutschenhandel“. Kam ein Schiff in Philadelphia an, so wurde bekannt gemacht: so und so viele Arbeiter sind zu kaufen. Die Kontrakte waren übertragbar, und „der verbundene Knecht“, der „serve“, ging wie ein Handelsartikel von Hand

zu Hand. Wie mögen sich diese Aermsten in ihre Heimat zurückgesehnt haben!

Andere dagegen machten ihr Glück, erfreuten sich der politischen und religiösen Freiheit. Letztere lockte im 18. Jahrhundert auch viele württembergische Theologen nach Pennsylvanien. Dies war für die Kolonisation nicht ohne Bedeutung; denn jene Männer, im Besitz einer höheren Bildung, haben bei ihren Landsleuten das meist winzig kleine Saatkorn der Kultur, das nur gar zu leicht zu verdorren drohte, gehegt und gepflegt; denn die grosse Masse der Ansiedler waren einfache Bauern mit einem bescheidenen Mass von Bildung. Trotzdem haben sich manche von ihnen zu einflussreicher Stellung emporgeschwungen, z. B. ein Sohn des obengenannten Konrad Weiser, der wiederholt mit schwierigen diplomatischen Sendungen beauftragt war und im Indianerkriege im Jahre 1755 als Oberst eines Milizregimentes sich auszeichnete. Ja selbst unter den Gouverneuren finden sich solche schwäbischen Namens.

Auch in den übrigen Küstenstaaten, insbesondere in Nord- und Südkarolina, siedelten sich im 18. Jahrhundert zahlreiche Württemberger an. Wie stark z. B. in Charleston das schwäbische Element vertreten war, davon nur ein Beispiel. Eine Frau aus Herrenberg, die 1786 dorthin zog und von der wir eine anmutige Reisebeschreibung besitzen, erzählt ganz naiv, wie sie ohne einen Kreuzer Geld in der Tasche in Charleston gelandet sei; allein beherzt fragt sie nach dem Metzger Niethammer aus Herrenberg, und wirklich wird sie in dessen Haus geführt und freundlich aufgenommen. Kaum ist sie dort, so kommen zahlreiche Besuche, lauter Landsleute, so dass sie sich wie zu Hause vorkommt.

Dass die Württemberger sogar bis in den äussersten Süden der Union, bis in die Gegend von New-Orleans, gekommen sind, beweist ein herzogl. württ. Reskript von 1722, worin ganz besonders gewarnt wird vor der Auswanderung „auf die in Amerika liegende Insel Mississippi“.

Gegen Ende des 18. Jahrhunderts kam die Auswanderung nach Nordamerika ins Stocken infolge der Wirren, welche der Unabhängigkeitskrieg mit sich brachte, und sodann unter dem Einfluss der Napoleonschen Kriege, welche Menschenleben ohne Zahl kosteten. Sobald aber ruhigere Zeiten zurückgekehrt

waren, begann die Auswanderung aufs neue. König Friedrich hatte die Auswanderungsfreiheit, welche schon der Tübinger Vertrag von 1514, die älteste Magna Charta Württembergs, gewährleistet hatte, einfach aufgehoben. König Wilhelm I gab seinem Volke auch dieses Recht wie so manches andere wieder. Tausende machten davon Gebrauch. Die Statistik berechnet die Zahl der Auswanderer aus Württemberg im 19. Jahrhundert auf rund eine halbe Million; davon wandten sich 98 % in die Vereinigten Staaten, die übrigen nach Brasilien und Zentralamerika, wo namentlich Ravensburger Kaufleute eine Reihe von Plantagen gegründet haben.

Bei dieser grossen Zahl von Auswanderern darf es uns nicht wundern, dass ganze Schwabenkolonien in Amerika entstanden sind. Die eigenartigsten sind ohne Zweifel die von Georg Rapp gegründeten, einem Sektierer, der im Jahre 1803 aus Iptingen bei Maulbronn mit 700 seiner Anhänger auswanderte, um das Ideal der Urkirche zu verwirklichen. Er gründete zuerst die Kolonie Harmony bei Pittsburg, dann New-Harmony in Indiana, und nachdem beide vorteilhaft verkauft waren, Ekonomy am Ohio. Die Grundlage war die Gütergemeinschaft und Ehelosigkeit; Rapp selbst war der unumschränkte geistliche und weltliche Leiter, ein Mann von eiserner Willenskraft, umfassender Geschäftskennntnis und ungewöhnlichem Organisationstalent, aber auch schwärmerisch und fanatisch, herrschsüchtig und habgierig. Die Kolonie gelangte zu ungeheuren Reichtümern, ist aber jetzt der Auflösung nahe, da der Zuzug aus der Heimat aufgehört hat, denn das Prinzip der Ehelosigkeit ist nicht für jedermann verlockend.

Aehnlicher Art ist die Niederlassung Zoar am Ohio, ebenfalls von württembergischen Separatisten errichtet, mit dem Prinzip der Gütergemeinschaft, aber ohne das der Ehelosigkeit. Die Gemeinde zählt etwa 300 Mitglieder und steht im Ruf der Arbeitsamkeit und Wohlhabenheit.

Eine andere blühende Schwabenkolonie wurde in den 30er Jahren in Michigan gegründet, Ann-Arbor, wo sich 5—6000 Einwanderer aus der Stuttgarter Gegend niederliessen. Weniger glücklich waren dagegen Bauern aus der Ulmer Gegend, welche ihre Kolonie Neu-Ulm in Minnesota weit in die Wildnis verschoben und im Jahre 1862 einen schrecklichen Indianer-Ueberfall zu erdulden hatten.

Noch manche Schwabenkolonie mag da und dort auf dem Lande entstanden sein; die Mehrzahl aber unserer Landsleute zog sich in die Städte. Es ist natürlich, dass die meisten von ihnen sich in dem grossartigen Volks- und Geschäftsleben verloren haben; nicht wenige aber haben sich hervorgetan in Wissenschaft und Kunst, Technik und Industrie, Handel und Politik. Ich erinnere nur an Naturforscher wie Rominger, Weinland, Fritzgärtner, an Nationalökonomien wie Friedrich List, an Theologen wie Mann und Spät, an Ingenieure wie Bonzano und Röbling (Erbauer der Eastriverbrücke), an Schriftsteller wie Heerbrandt, an Dichter bzw. Dichterinnen wie Bürkle und Marie Raible, an Maler wie Leutze (Verfertiger des Gemäldes: Washingtons Uebergang über den Delaware), Geschäftsleute wie Gustav Schwab. Wir könnten noch eine stolze Reihe von schwäbischen Namen anführen, die weithin in der Neuen Welt einen guten Klang besitzen, für die Kolonialgeschichte Amerikas von bleibender Bedeutung sind und so auch jenseits des Ozeans das Wort unseres Schiller bestätigen:

Auch manchen Mann,
Auch manchen Held,
Im Frieden gut und stark im Feld,
Gebär das Schwabenland.

Schluss der Eröffnungssitzung 12 Uhr 45 Min.

Zweite Sitzung.

Freitag den 19. August, vormittags.

Vorsitzende: Prinzessin Therese von Bayern, Ehrenpräsidentin, Graf Linden, Vizepräsident. Später Geh. Reg.-Rat Dr. Reiss, Ehrenpräsident.

Herr Generalsekretär Lampert macht Mitteilungen über einige dem Kongress gewidmete Publikationen.

Es folgen die Vorträge:

Prof. Dr. Fraas-Stuttgart: *Vergleichung der amerikanischen und europäischen Juraformation.* Abgedruckt S. 41—45.

Prof. Dr. Hans Meyer-Leipzig: *Die Vorzeit des Menschen im äquatorischen Andengebiet*. Abgedruckt S. 47—56.

Geh.-Rat Prof. Dr. W. Reiss spricht Herrn H. Meyer für die im Anschluss an seine eigene Reise gemachten Studien in Ecuador die wärmste Anerkennung aus. Alex. v. Humboldt, dem man die erste Kenntnis des Gebiets verdankt, stellte den Satz auf: Südamerika hat keine Gletscher gehabt. Boussingault stimmte ihm bei. Spanische Gelehrte wiesen in Kolumbia zum erstenmal Gletscher nach. Reiss und Stübel fanden vor 30 Jahren Gletscher in Ecuador auf. Der Redner ficht Meyers Behauptung an, dass die vielen Vulkane eine Periode vieler Ausbrüche gehabt haben müssen, die das Land unbewohnbar machten, und glaubt vielmehr, dass das Land immer bewohnbar war. Es bildeten sich Inseln im verwüsteten Aschenland; überall wo eine Aschenschicht nicht vorhanden war, gab es Tiere und Pflanzenleben.

Prof. Fr. Regel-Würzburg bemerkt, dass er am Ruiz, dem gegen 5500 m hohen Vulkanberg im Süden von Manizales, den er bis zum Ende des Gletschereises im Mai 1897 erstiegen habe, die Wirkungen früherer stärkerer Vergletscherung gleichfalls wahrgenommen habe, die sich namentlich in typischer Entwicklung von Rundhöckern und Gletscherschliffen zeigten. Letztere waren bis einen Kilometer unterhalb des in 4600 m aufgehörenden Gletschereises allenthalben zu sehen (vgl. die Bemerkung zu dem Vortrag von Hans Meyer über die Vergletscherung des Kilimandscharo in den Verhandlungen des internationalen Geographentages zu Berlin vom Jahre 1899, Berlin 1901).

Prof. Dr. Y. Nielsen-Christiania spricht über die *ältesten Verbindungen zwischen Norwegen und Amerika*. Abgedruckt S. 91—99.

Prof. Dr. Boas-New York begründet in kurzem die Ansicht, dass die Bewohner von Nova Scotia Mischlinge von Eskimos und Indianern seien. Er stützt sie auf anthropologische Beweise und gewisse Ähnlichkeiten von Gebrauchsgegenständen in Neu-England und Grönland.

Graf Linden übergibt den Vorsitz an Geh. Reg.-Rat Dr. Reiss.
Vorträge:

Dr. W. Ruge-Leipzig: *Ein Globus von Gemma Frisius*. Abgedruckt S. 3—10.

Dr. Aug. Wolkenhauer-Göttingen: *War die magnetische Deklination vor Kolumbus erster Reise nach Amerika (1492) tatsächlich unbekannt?* Abgedruckt S. 11—29.

Prof. Dr. Lejeal-Paris: *Les Mémoriales de Fray Toribio „Motolinia“*. Abgedruckt S. 193—221.

Prof. Dr. Seler bemerkt zu diesem Vortrag das folgende:

Ich möchte zunächst meinem aufrichtigen Bedauern darüber Ausdruck geben, dass wir den verdienten Herausgeber, des von dem Herrn Vorredner analysierten Buches nicht, wie wir gehofft hatten, unter uns sehen. Herr Luis Garcia Pimentel ist der Sohn des unvergesslichen Joaquin Garcia Icazbalceta, dem die mexikanische Geschichtswissenschaft mehr als irgend einem andern zu Danke verpflichtet ist. Herr Garcia Icazbalceta hat ein langes Leben daran gesetzt, nicht nur eine Reihe der wichtigsten historischen und sprachlichen Denkmale, in Abschriften oder im Original, zu sammeln. Er hat auch einen grossen Teil dieser Denkmale in seiner Coleccion de Documentos para la Historia de Mexico (Vol. I—III) und seiner Nueva Coleccion de Documentos para la Historia de Mexico (Vol. I—V) zum Teil auch als gesonderte Schriften (Leben des Bischofs Zumárraga, Mayagrammatik des P. Buenaventura u. a.) in geradezu mustergültiger Weise herausgegeben, Bücher, die er nicht nur selbst zum grossen Teil abgeschrieben, sondern selbst gesetzt, gedruckt und korrigiert hat. Eine grössere Zahl von Aufsätzen und Schriften sind dem weitem Publikum erst durch die vor einigen Jahren beendigte Gesamtausgabe seiner Werke bekannt geworden. In ihnen werden insbesondere für die Lokalgeschichte Mexikos wichtige Punkte in scharfer, kritischer Weise beleuchtet und richtig gestellt. Die kostbare Sammlung von Manuskripten und Druckwerken, die Herr Garcia Icazbalceta in seinem Hause in Mexiko aufbewahrte, ist jetzt in den Besitz seines Sohnes Luis Garcia Pimentel übergegangen. Es ist mit grosser Freude zu begrüßen, dass Herr Garcia Pimentel jetzt in die Fussstapfen seines Vaters getreten ist und mit der Herausgabe des von meinem Kollegen Lejeal analysierten Buches und Herausgabe weiterer Stücke der Sammlung seines Vaters begonnen hat. Das Werk selbst, das das erste Stück dieser neuern Sammlung darstellt, verdient alles Interesse der Historiker und Archäologen. Fray Toribio de Benavente, der sich

selbst mit einem mexikanischen Worte Motolinia „der Arme“ nannte, weil er sich selbst als Genosse der Armen und Unglücklichen fühlte, war einer der ersten Apostel, die nach Neuspanien herüberkamen. Er lernte sehr schnell die Sprache der Eingeborenen und hat sich — das gibt seinen Schriften einen besonderen Wert — nicht nur in der Nähe der Hauptstadt, sondern in verschiedenen Provinzen des mexikanischen Landes bewegt. Die Memoriales, die hier zum erstenmale in Druck vorliegen, enthalten zum Teil Kapitel, die in der schon von Joaquin Garcia Icazbalceta veröffentlichten *Historia de los Indios de la Nueva España* desselben Autors wiedergegeben sind. Aber — darin stimme ich mit meinem Kollegen Lejeal vollkommen überein —, sie sind ungleich wichtiger als diese, da sie augenscheinlich die ersten, von dem Pater zusammengestellten Materialien darstellen. Nachher ist irgend eine bessernde Hand, ein Schulmeister, über das Manuskript des Paters gekommen, hat den Stil verbessert, hat aber auch eine ganze Menge Kapitel als unwichtig gestrichen, die uns gerade die wichtigsten sind, da sie über die Anschauungen der Eingeborenen, ihre Sitten und Gebräuche, Kalender u. s. w. die interessantesten Aufschlüsse bringen. Es gebührt daher Herrn Garcia Pimentel der wärmste Dank aller beteiligten Kreise, dass er dieses Werk allgemeiner Benützung zugänglich gemacht hat.

Der Vorsitzende schliesst die Sitzung mit herzlichen Dankesworten an das Organisationskomitee.

Dritte Sitzung.

Freitag den 19. August, nachmittags.

Vorsitzender: Rev. Ch. W. Currier, Vizepräsident.

Der Vorsitzende dankt namens der katholischen Universität in Washington für die durch die Wahl ihm erwiesene Ehrung.

Vortrag mit Lichtbildern:

Prof. Jos. Fischer, S. J.-Feldkirch: *Die kartographische*

Darstellung der Entdeckungen der Normannen in Amerika. Abgedruckt S. 31—39.

Dr. H. Froidevaux-Versailles hatte angekündigt: *Un nouveau chapitre de l'histoire des Flibustiers des Antilles* (les Flibustiers du Darien au XVIII. siècle). Herr Froidevaux konnte nicht zum Kongress erscheinen. Der von ihm gelieferte Auszug findet sich abgedruckt S. 355—356.

Privatdozent Dr. A. Wirth-München machte zu dem Gegenstand einige Mitteilungen.

Vortrag mit Lichtbildern:

Graf Eric Rosen-Stockholm: *The Chorotes Indians in the Bolivian Chaco*. Der Vortragende hatte ein mit einer Karte und 18 schönen Tafeln ausgestattetes Heft zur Verteilung gelangen lassen, in dem er einen „preliminary report“ über den Aufenthalt der „Swedish Cordiller-Chaco Expedition“ bei den Chorotes am oberen Pilcomayo lieferte. Abgedruckt S. 649—658.

Ein zweites Heft, betitelt: *Archeological Researches on the Frontier of Argentina and Bolivia in 1901—1902* mit zehn schönen Lichtdrucktafeln, das auch zur Verteilung gelangte, ist in den Smithsonian Reports veröffentlicht worden.

Vierte Sitzung.

Sonnabend, den 20. August, vormittags.

Vorsitzender: Dr. E. T. Hamy, Vizepräsident.

Dr. Iwan Bloch-Berlin: *Der Ursprung der Syphilis* (*Morbus americanus*). Abgedruckt Seite 57—79. An den Vortrag schloss sich eine längere Diskussion mit Demonstrationen.

Dr. Lehmann-Nitsche-La Plata: Dank der vorzüglichen Organisation des Kongresses erhielt ich das detaillierte Programm noch unmittelbar vor meiner Abreise aus Argentinien und konnte daher diejenigen Präparate aus der anthropologischen Sammlung des Museums zu La Plata speziell zu dem Vortrage des Herrn Bloch mitnehmen, welche syphilisverdächtig waren. In erster Linie ist es eine sehr alte Schädelkapsel aus dem Rio Negro-Tale, von Moreno gefunden und bereits 1880

zu Paris der Anthropologischen Gesellschaft vorgelegt, wo sie von Bordier, Bertillon Vater und Broca für syphilitisch erklärt wurde. Herr Stegmann, den ich zu dem Studium pathologischer Knochen im Museum zu La Plata veranlasste, glaubt dagegen an traumatische Osteomyelitis. Ich selber glaube, dass nur ein erfahrener Spezialist richtig urteilen wird und möchte daher keine selbständige Meinung abgeben; auf jeden Fall wollte ich Ihnen das interessante Stück, das nun zum zweiten Male die Reise über den Ozean macht, zur Besichtigung vorlegen und werde dafür sorgen, dass es einem sorgfältigen Studium von seiten eines Spezialisten unterzogen wird. (Ist seitdem geschehen; s. Zeitschrift für Ethnologie 1905, S. 854 ff. Anm. der Schriftleitung.)

Prof. Ed. Seler legt ein briefliches Gutachten von Prof. Dr. von Hansemann in Berlin über einen dort befindlichen peruanischen Schädel vor, in dem dieser mit einem zweifellos syphilitischen Schädel deutscher Herkunft verglichen wird, und demonstriert die beiden Schädel.

Professor von Hansemann schreibt:

Über das von mir übersandte Schädeldach kann ich Ihnen nur wenig Historisches mitteilen. Es stammt von einer zirka 45jährigen Frau und zeigt Veränderungen, die mit Sicherheit syphilitisch sind, wie die Sektion ergeben hat. Da Sie nicht Pathologe sind, darf ich vielleicht zur Orientierung hinzufügen, dass von anderen Affektionen nur eine in Betracht kommen konnte, nämlich eine bösartige Neubildung, etwa ein Krebs. Das Vorhandensein eines solchen liess sich aber bei der Sektion mit Sicherheit ausschliessen. Eiterungen, Tuberkulose, Aktinomykose und was sonst noch am Schädel vorkommt, kann hier gar nicht in Frage kommen. Die Usur des Knochens, die in diesem Falle zu einer vollständigen Perforation geführt hat, mit der gleichzeitigen geringfügigen Neubildung, ist durchaus charakteristisch. Das lose Knochenstück, das bei dem Schädeldach liegt, ist ein durch den syphilitischen Prozess abgestossener Sequester, der in ähnlicher Weise, wie Sie es noch an einer anderen Stelle des Schädeldaches sehen, dem Schädeldefekt auflag. Man muss sich denken, dass dieser Defekt ursprünglich grösser war, und dass dieser Sequester in dem Defekt gelegen hat. Allmählich ist der Defekt durch Heilungsvorgänge kleiner geworden und hat den Sequester gehoben, der nun auf dem Defekt darauflag. Wenn Sie dieses Schädeldach mit dem Peruaner vergleichen, so werden Sie deutlich finden, dass eine sehr weitgehende Ähnlichkeit vorhanden ist. Dieselbe geht zufälligerweise, was natürlich mit der Affektion an und für sich nichts zu tun hat, so weit, dass der Defekt in beiden Fällen bei dem Peruaner wie auch bei dem von mir gesandten, eine Kleeblattform besitzt. Auch die eigentümliche Knochenneubildung, verbunden mit Rarifikation, wie sie in der Umgebung des von mir gesandten

Schädels zu sehen ist, ist in der Umgebung des Defektes an dem Peruaner Schädel in charakteristischer Weise vorhanden. Natürlich könnte man nun noch hier diskutieren, ob es sich nicht um eine Geschwulst gehandelt hätte, denn ich kann nicht leugnen, dass eine Geschwulst, z. B. ein Sarkom oder ein Carcinom etwas ganz ähnliches hervorbringen könnten. Aber hier ist die Übereinstimmung zwischen den beiden vorliegenden Exemplaren, von denen das eine sicher syphilitisch ist, doch so weitgehend, dass man nicht daran zweifeln kann, dass es sich auch bei dem Peruaner um Syphilis handelt. Je mehr Untersuchungen man über solche Dinge macht, um so mehr wird man Zweifler. Ich habe so viele prähistorische Knochen der alten Welt auf syphilitische Veränderungen untersucht, als ich irgendwie erlangen konnte, und ich kann versichern, dass ich unter diesen nie etwas gefunden habe, was ich als syphilitisch hätte ansprechen können. Alle Veränderungen, die sich gelegentlich an solchen Knochen fanden, waren sicherlich nicht syphilitisch. Viele prähistorische Knochen der neuen Welt mit pathologischen Veränderungen habe ich nicht gesehen, und so kann ich sagen, dass mir hier zum ersten Male ein prähistorisches Spezimen vorliegt, das ich mit Sicherheit als syphilitisch ansprechen möchte.

Ich autorisiere Sie, falls Sie das für wünschenswert halten, meine Angaben bei dem Kongress zu verlesen und zu Protokoll zu geben.

Rektor Dr. E. Kapff-Wertheim a. Main: Der leider zu früh verstorbene landwirtschaftliche Sachverständige bei der kaiserlich deutschen Gesandtschaft in Buenos Ayres, Dr. H. Kärger, bringt in seinem zweibändigen Werke „Landwirtschaft und Kolonisation im spanischen Amerika“ eine Notiz bezüglich der Heimat der Syphilis, die Beachtung verdient. Danach halten manche die unter den Alpakkaschafen in Peru häufig auftretende, Caracha genannte Krankheit für die Syphilis, weshalb man sie auch durch Anwendung einer Salbe aus Quecksilber oder Schwefel mit Fett zu heilen sucht. Man behauptet dort, die Syphilis sei von den Alpakkas auf die Menschen übertragen worden und durch diese von Amerika nach Europa gelangt. Die jungen Indianer in jenem Andengebiet sollen sich vielfach der Sodomie mit Alpakkas und Llamas hingeben, wie ja auch z. B. in Persien Soldaten, die auf einen entlegenen Posten im Gebirge kommandiert sind, häufig Eselinnen zum selben Zweck mitnehmen. Die Richtigkeit dieser Vermutung liesse sich ja wohl durch Impfversuche mit dem Syphilisgift beim Alpakka erproben und vielleicht dadurch ein Weg für die therapeutische Bekämpfung der Krankheit finden.

Nach einigen weiteren Bemerkungen des Dr. P. Patron-Lima schliesst der Vorsitzende die Diskussion. Er selbst

glaubt die Frage durch die historischen Untersuchungen des Vortragenden noch nicht endgültig entschieden.

Direktor Schmeltz-Leiden, Delegierter der niederländischen Regierung, überreichte im Auftrag des Herrn Ministers des Innern des Königreichs der Niederlande die auf Kosten der Regierung herausgegebene, den Teilnehmern des Kongresses gewidmete Festschrift: „Beiträge zur Anthropologie, Ethnographie und Archäologie Niederländ.-Westindiens“ (Veröffentlichungen des Niederländischen Reichsmuseums für Völkerkunde, Serie II, Nr. 9), der Hauptsache nach eine kurze Uebersicht enthaltend der Sammlungen, welche vor ungefähr 30 Jahren durch Herrn C. J. Hering aus Surinam und durch Pastor A. J. van Koolwijk von Bonaire, Aruba und Curaçao dem Reichsmuseum für Altertümer zugesandt wurden und seit 1903 gleich den übrigen indischen Pseudoaltertümern etc. dem Reichsmuseum für Völkerkunde angegliedert sind; ausführlicher und durch Abbildungen erläutert sind die Gegenstände von den drei genannten Inseln besprochen.

Ferner übergab Herr Schmeltz mit Zustimmung des vorgenannten Ministers eine Anzahl faksimilierte Reproduktionen der sogenannten „Leidener Nephritplatte“¹⁾ zur Verteilung an die Vorstände der auf dem Kongress vergegenwärtigten grösseren Museen. Gleichzeitig wurde das Original selbst vorgelegt, woran Herr Prof. Seler einige erläuternde Worte knüpfte.

Zum Schluss besprach Herr Schmeltz die grosse Menge durch Pastor van Koolwijk angefertigter und dem Museum übergebener Zeichnungen von Piktographien in den Höhlen der Insel Aruba und knüpfte daran einige Bemerkungen mit bezug auf das, was auf dem Kongress in New York über den Wert derartiger Zeichnungen verhandelt²⁾ wurde; dass dieselben nur als Erzeugnis der Langeweile der Eingeborenen aufzufassen sind, verneinte der Vortragende. Auch er ist der Ueberzeu-

¹⁾ Siehe Prof. Ed. Seler in Verhandl. Berl. Gesellsch. für Anthr., Ethn. und Urgesch. 1900, S. 224, und E. Förstemann in Zeitschrift f. Ethnol. 1903, S. 553 ff.

²⁾ Siehe W. J. Holland: The Petroglyphs at Smith's Ferry, Penna (Proceedings Int. Congr. of Americanists XIIIth Session. New York 1902), pag. 1 sq. und L. C. van Panhuys: Verslag van de dertiende zitting v/h Int. Cong. van Americ. ('s-Gravenhage, 1903), pag. 6.

gung, dass denselben eine tiefere Bedeutung innewohnt, und hofft, das ihm vorliegende Material in kürzerer Zeit publizieren und den Fachgenossen zugänglich machen zu können.

Prof. Ed. Seler: Ich glaube, wir alle müssen der königlich niederländischen Regierung besonders dankbar sein, dass sie die Einwilligung dazu gegeben hat, dass Herr Direktor Schmeltz dieses ehrwürdige Stück, in meinen Augen den grössten Schatz des seiner Obhut anvertrauten Museums, hier dem Kongresse im Original vorlegen durfte. Die Nephritplatte des Leidener Museums ist, wie ich nachweisen konnte, das älteste datierte Monument der mexikanisch-zentralamerikanischen Kultur, das bisher bekannt geworden ist. Sie alle kennen, aus Nachbildungen und Abbildungen, einige unter ihnen wohl auch im Original, die grossartigen Monumente des im engeren Sinne mittelamerikanischen Kulturgebiets, die Altarplatten, die Stelen und andere Skulpturwerke, wo man auf der einen Seite ernste Göttergestalten oder Priester in reichem symbolischen Schmuck, auf der andern eine Fülle von Hieroglyphen in geordneten Reihen die Fläche der Steine einnehmen sieht. Von diesen Hieroglyphen sind leider eine ganze Menge noch stumm für uns. Aber einige haben in ihrer Bedeutung doch mit Sicherheit sich feststellen lassen. Auf den Altarplatten, den Stelen und den andern Skulpturwerken sieht man am Kopfe der Hieroglyphenreihen zunächst ein grosses Symbol, das „Zeitperiode“ oder „Jahrhundert“ (sozusagen), genauer Katun, bedeutet, d. h. die Periode von 20×360 Tagen, die für die historischen und anderen Vorgänge der Mayavölker das Hauptmass abgab. Darunter folgen fünf Hieroglyphen, die in aufeinander beziehbaren Varianten auf allen Monumenten gleichzeitig wiederkehren, und die, wie jetzt durch Förstemanns, Goodmaps und meine eigenen Untersuchungen festgestellt ist, zusammen eine grosse Zahl ausmachen. Auf diese fünf Hieroglyphen folgt an sechster Stelle ein Datum. Und die eben genannte grosse Zahl gibt den Abstand an, — einen Zeitraum von 3–4000 Jahren, in Tagen ausgedrückt, — der zwischen diesem auf dem Monumente verzeichneten Datum und einem Ur- oder Anfangsdatum liegt, das für die sämtlichen Monumente und die Handschriften das gleiche ist. Die genannte grosse Zahl setzt sich aus Einern, Zwanzigern, Dreihundertundsechzigern, Zwanzigfachen

von dreihundertundsechzig und zwanzigmal Zwanzigfachen von dreihundertundsechzig zusammen. Auf der Hauptmasse von Monumenten sind von der letztgenannten grössten Periode neun als seit jenem Ur- oder Anfangsdatum verflossen angegeben. Die Hauptmasse der Monumente der mittelamerikanischen Region fällt also in einen und denselben vergleichsweise beschränkten Zeitraum. Auf einigen wenigen der bisher bekannten Monumente sind zehn solcher grössten Perioden als verflossen angegeben. Diese Monumente, — wozu ein paar Stelenbruchstücke, die wir, meine Frau und ich, aus Sacchaná an den Grenzen von Chiapas und Guatemala mitgebracht haben, und eine Platte von Chichènitzá gehören, die jüngst durch Edward H. Thompson bekannt geworden ist, — sind also jünger als die Hauptmasse der bisher bekannt gewordenen Monumente. Auf der Nephritplatte des Leidener Museums aber, die seinerzeit im Departement von Izabal in Guatemala ausgegraben wurde, sind nur acht solcher grössten Perioden verzeichnet, es wurden also für sie nur acht dieser Perioden als seit jenem Ur- oder Anfangsdatum verflossen angenommen, d. h. sie ist älter als die sämtlichen bisher bekannt gewordenen hieroglyphischen Denkmale, also in der Tat das ältest datierte Monument der mexikanisch-mittelamerikanischen Kultur. Eine absolute chronologische Fixierung ist leider zurzeit noch nicht möglich, da es noch nicht gelungen ist, die Chronologie der Monumente mit der der europäischen Kulturvölker zu verknüpfen. Es ist aber wohl zweifellos, dass wir die Entstehung dieser Monumente nicht verschiedene Jahrtausende zurückzuerlegen haben, sondern nur etwa einige Jahrhunderte vor das Conquista. Auf dem ältesten dieser Monumente aber, dem hier vorliegenden Steine des Leidener Museums, tritt uns die bildnerische Kunst, die hieroglyphische Schrift und die wissenschaftliche Kultur, deren Ausdruck diese Hieroglyphik ist, schon als fertiges Gebilde entgegen. Und Jahrtausende mögen verflossen sein, ehe von den im Dunkel der Zeiten verborgenen Anfängen aus die Kultur jener Stämme bis zu dieser Höhe sich entwickelte.

Dr. W. H. Holmes-Washington überbringt dem Kongress die lange Serie der von der Smithsonian Institution herausgegebenen Bände und behandelt das Thema: *Contributions of American archaeology to human history*. Abgedruckt S. 345—354.

Sir Clements Markham-London: *The megalithic age in Peru*. Abgedruckt S. 521—529. Hierzu nahm das Wort

Dr. Pablo Patron-Lima: Hé escuchado atentamente el discurso del honorable caballero Markham sobre la época megalítica del Perú. En sustancia es la repetición de lo que este distinguido americanista ha dicho en sus obras anteriores ¹⁾.

Siento mucho no estar de acuerdo con sus opiniones, pues no creo que haya habido, en los tiempos primitivos, ninguna raza especial en el Perú diversa de las actuales y constructora de obras ciclópeas. Todas las existentes en el Perú han sido hechas por los mismos aimaraes y kechuas en la época de su mayor cultura.

Las mas notables de todas, las de *Tiahuanako* así lo comprueban. Las ruinas que hoy contemplamos son las del templo levantado por los aimaraes en honor de *Huirakocha* en recuerdo de la creación del mundo hecha por él, según sus creencias cosmogónicas, en el lago *Titikaka*.

No es necesario recurrir á argumentos indirectos para demostrarlo. En la portada monolítica de *Akapana* aparece en medio *Huirakocha* con un pez de cara humana esculpido en su busto; por ser este supremo dios de los andinos el "abismo de las aguas", como lo era *Ea* entre los caldeos ²⁾.

Por último, repetidas veces está esculpido el nombre de *Huirakocha* en la misma portada según el sistema iconofónico de la escritura general de América.

Vortrag mit Lichtbildern:

Jonkheer L. C. van Panhuys-Haag: *Ueber die letzte niederländische Expedition nach Surinam*. Abgedruckt S. 427 bis 432.

Nach Schluss der Sitzung demonstriert Prof. Ed. Seler die von Miss Adela Breton in der Vorhalle ausgestellten Kopien der Wandgemälde von Chich'en Itzá in Yucatan.

Die farbigen Zeichnungen, die Sie hier auf dem Gestell und zum Teil an den Wänden des Saales ausgestellt sehen, sind das Resultat wiederholter Kampagnen, monatelanger angestrengter Arbeit in heisser Tierra caliente, ausgeführt von

¹⁾ History of Peru.

²⁾ Mas tarde *Huirakocha* fué confundido con la tempestad.

Fräulein Adela Breton, die wir die Freude und die Ehre haben, hier unter uns zu sehen, der wir nicht dankbar genug sein können, dass sie, auf meine Bitte, sich bereit finden liess, diese äusserst merkwürdigen und äusserst interessanten Dinge hier zur Schau zu stellen. Die Originale dieser Zeichnungen bedecken die Innenwände der Zelle des Tempels der Jaguare und der Schilde in Chich'en itzá in Yucatan, — des Tempels, der auf dem Südende der Ostmauer des grossen Ballspielplatzes sich erhebt, der in unmittelbarer Nachbarschaft des Hauptgebäudes, des hoch aufragenden sogenannten „Castillo“, seiner Westseite vorgelagert, in seinen Hauptteilen wohl erhalten noch heute dort zu sehen ist. An der Hinterfront dieses Tempels der Jaguare und der Schilde, an der Aussenseite der Mauer des Ballspielplatzes, aber am Fusse der letzteren, befindet sich der Saal, den Maudslay in seiner Beschreibung der Ruinen von Chich'en itzá mit dem Buchstaben E bezeichnet, dessen Wände in ihrer ganzen Ausdehnung, ebenso wie die die Türbalken tragenden Pfeiler, mit Reliefs bedeckt sind. Dem Charakter der Figuren dieser Reliefs ähneln die in Farben ausgeführten Originale der hier ausgestellten Zeichnungen. Und beide, die Reliefs wie die Malereien, weichen von dem, was man sonst in Yucatan und allgemein in dem Mayagebiete sieht, beträchtlich ab. Hier sieht man nicht die verdrückten Köpfe, wie in den Palenquefiguren und denen der ändern verwandten Ruinenstätten. Die Erbauer dieser Denkmale waren nicht Maya-Stämme, sondern Völker toltekischer Deszendenz, Nautl, d. h. Mexikanisch, sprechende Leute. Das geht aus dem Stile der Skulpturen, der Tracht der Figuren und der Verteilung von ort- und stammbezeichnenden Hieroglyphen zwischen den Figuren auf das deutlichste hervor und wird auch durch die geschichtliche Tradition des Landes bewiesen. Die Malereien, von denen Sie hier diese gewichtige Kopie ausgestellt sehen, scheinen denselben Gegenstand zu behandeln, wie die Skulpturen des Saales E. In beiden handelt es sich um die Ehrung eines grossen Toten, dessen Mumienbündel in den Reliefs des Saales E in der Mitte der Hinter- und Hauptwand zu sehen ist, dessen ausgestreckte Leiche in der Zelle des Tempels der Jaguare und der Schilde an der Türseite über dem Türeingange in farbiger Malerei zur Anschauung gebracht ist. Aber abweichend von dem strengen

Stile und der gedrängten Komposition der Reliefe des Saales E sind die Malereien der Zelle des Tempels der Jaguare und der Schilde mit mythologischen Darstellungen und genrehaften Szenen, z. B. der Darstellung des Angriffes eines feindlichen Stammes auf ein Dorf, in freier Weise untermischt, — Darstellungen und Szenen, die in dieser Art und diesem Charakter einzig dastehen von allem was bisher von Bildnissen, figürlichen und malerischen Wiedergaben aus der Kulturwelt der alten Stämme von Mexiko und Mittelamerika bekannt geworden ist.

Fünfte Sitzung.

Sonnabend, den 20. August, nachmittags.

Vorsitzender: Sir Clements Markham.

Geh. Hofrat Prof. A. Baessler-Berlin legt ein Werk über »Altperuanische Metallgeräte« vor, und erörtert dabei das Thema, ob die alten Peruaner das Material, welches sie zum Verfertigen ihrer Metallgeräte verwandten, durch Schmelzen von natürlich vorkommenden Erzgemengen oder durch künstlich hergestellte Metallmischungen gewannen.

Er legt ferner ein zweites Werk vor, betitelt: »Peruanische Mumien, Untersuchungen mit X-Strahlen«, und demonstriert an Lichtbildern, die nach den mit X-Strahlen gemachten Aufnahmen von Mumienballen hergestellt sind, in welch verschiedener Art und Weise die Verstorbenen in diesen im Inkareich beigesetzt worden waren.

Prof. Boas ist mit dem Vortragenden der Ansicht, dass es sich bei einigen Mumienballen, die zwei oder drei Schädel und Skeletteile enthalten, um eine Wiederbestattung nach Eröffnung handelt. Darauf deutet auch ein Erlass des spanischen Vizekönigs aus dem 18. Jahrhundert hin, wonach das Oeffnen und Wiederbegraben von Mumien verboten wurde.

Comte de Créqui-Montfort-Paris hält zwei mit Lichtbildern ausgestattete Vorträge: 1. Les fouilles de la Mission Française à Tiahuanaco. Abgedruckt 531—550.

2. Fouilles dans la nécropole préhispanique de Calama. Abgedruckt 551—565.

Prof. Karl von den Steinen gibt der Bewunderung für die Arbeiten der französischen Expedition Ausdruck.

Dr. Adolf Bloch-Paris: Ich erlaube mir, einige Worte über die interessante Mittheilung meines Landsmannes Herrn de Créqui-Montfort hinzuzufügen. Die Forscher, deren es mehrere, jeder in seiner Spezialität, waren, haben uns aus Südamerika (Bolivia, Argentinien, Chile, Peru) ein sehr reiches Material, das im Monat Juni und Juli dieses Jahres in Paris (Trocadéro) ausgestellt war, mitgebracht. Was die Anthropologie betrifft, so haben sie fast 500 Schädel, unter welchen viele deformiert waren, gefunden. Das Mitglied, das sich mit Anthropologie beschäftigte, hat auch die Rassenmerkmale der lebenden Indianer aus Bolivien studiert und sagt¹⁾, dass viele von ihnen dicke Lippen haben, wie es ausserdem schon längst bekannt ist. Aber das ist eins der besonderen Rassenmerkmale, die für uns, um den Ursprung der Amerikaner zu studieren, sehr wichtig sind. Diese Dicke der Lippen ist ein Rückschlagszeichen, das mit andern atavistischen Zeichen, wie der breiten Nase, der roten oder braunen Haut (schwarze Amerikaner hat man noch im 18. Jahrhundert gesehen) u. s. w., für uns beweist, dass alle Amerikaner von einer schwarzen Rasse abstammen, obgleich Indianer existieren, die feine Lippen und eine helle Haut haben. Ich glaube, dass diese schwarze Rasse eine negerähnliche Rasse war, dass sie während der Diluvialzeit von aussen kam und dass sie sich unter dem Einfluss der Klimaverwandlung sodann in Amerika nach und nach verändert hat — also ohne Mischung.

Dies ist eine persönliche Meinung, aber ich habe schon längst die Umbildung der menschlichen Rassen in mehreren Vorträgen der Anthropologischen Gesellschaft zu Paris zu beweisen mich bemüht.

¹⁾ De Créqui-Montfort et Sénechal de la Grange: Rapport sur une mission scientifique en Amérique du Sud. Paris 1904.

Sechste Sitzung.

Montag, den 22. August, vormittags.

Vorsitzender: Chief William H. Holmes, später Professor
Ed. Seler, Vizepräsidenten.

Vorträge:

Dr. E. de Jonghe-Santbergen: *Thévet, Mexicaniste*. Abgedruckt S. 223—240.

Prof. Dr. Sapper-Tübingen: *Sitten und Gebräuche der Pokonchi-Indianer*. Abgedruckt S. 403—417. — Die Mitteilungen beruhen auf einem „*Estudios geográficos históricos y etnológicos de San Cristóbal Verapaz*“ betitelten Manuskripte des in dem genannten Dorfe angestellten Lehrers Vicente A. Narciso, das dieser der 1897 in Guatemala abgehaltenen internationalen Ausstellung eingesandt hatte. Redner legt dieses Manuskript dem Kongresse vor, zugleich mit einem von dem genannten Lehrer aufgefundenen und mitgeteilten Pokonchi-Manuskripte aus dem Jahre 1565: „*Titulo del Barrio de Santa Ana. Agosto 14 de 1565*“ (abgedruckt S. 373—381), das Prof. Dr. Otto Stoll analysiert und bearbeitet hat (abgedruckt S. 383—482). Zum Schlusse demonstriert der Redner eine ethnographische Sammlung der *Pokonchi-Indianer*.

Prof. Ed. Seler-Berlin: Vorlage der Mitteilung von E. P. Dieseldorff-Coban: *Auszüge aus dem Buch der cofradia von S. Pedro Carchá*. Abgedruckt S. 399—402.

Es folgt der Vortrag von Frau Cäcilie Seler-Berlin: *Zur Tracht der mexikanischen Indianerinnen*. Abgedruckt S. 419—426.

Die Rednerin demonstriert eine Reihe moderner Indianerkleider aus Mexiko und einige Bilder aus den alt-mexikanischen Codices, welche die Tracht darstellen.

Prof. Sapper antwortet auf eine Frage von Frau Prof. Seler, dass nach seiner Beobachtung die selbstgewobenen Stoffe wieder häufiger als eingeführte wiederzufinden seien, da dieselben billiger als die eingeführten sind. Die Ornamentik sei zum Teil eingeführt und von den Indianern modifiziert.

Geh. Reg.-Rat Dr. Reiss dankt Frau Seler für ihre interessanten Studien.

Dr. H. Strebel-Hamburg legt seine neueste Arbeit über *Ornamente auf Tongefässen aus Alt-Mexiko* vor. Auszug abgedruckt S. 305—307.

Dr. E. Deckert sein Buch „*Nordamerika*“, den zweiten Band der von dem Bibliographischen Institut in Leipzig herausgegebenen „*Allgemeinen Länderkunde*“.

Vortrag:

Prof. Franz Boas-New York: *Neue Untersuchungen bei den Indianern der Vancouver-Insel*. Abgedruckt S. 141—148.

Dr. W. H. Holmes übergibt eine Sammlung von Photographien amerikanischer Indianer.

Der Präsident teilt mit, dass der Generalsekretär Oberstudienrat Dr. Lampert durch einen Todesfall in seiner Familie verhindert ist, sein Amt weiter zu versehen, und dass Prof. v. Stockmayer-Stuttgart an seine Stelle treten wird.

Vorträge:

Ole Solberg-Christiania: *Ueber die Federopfer der Moki*. Der Vortrag ist vom Redner an anderer Stelle (Archiv für Anthropologie, neue Folge, Bd. IV, Heft 1) veröffentlicht worden. Der Redner demonstriert eine Sammlung von Federopfern.

Dr. K. Th. Preuss-Berlin: *Sonnenfeste der Alt-Mexikaner und Moki*. Auszug abgedruckt S. 343—344.

Prof. Dr. F. Regel-Würzburg: *Die Reste der Urbevölkerung in der kolumbischen Westkordillere nach Beobachtungen 1896—1897*. Abgedruckt S. 517—520.

Jonkheer van Panhuys-Haag: *Näheres über die Ornamente der Naturvölker Surinams*. Abgedruckt S. 437—439.

Dr. Hermann Meyer-Leipzig: *Ueber die Kunst der Schingú-Indianer*. Abgedruckt S. 455—471.

Der Redner demonstriert die Ornamentik der Schingú-Indianer.

Jonkheer van Panhuys bemerkt, dass einige Ornamente der Ojanas, die in dem Berichte über die niederländischen Ganini-Expedition abgebildet und erklärt werden, denen der Nabuqua-Akuku sehr ähnlich zu sein scheinen.

Prof. Karl von den Steinen bestätigt die Bemerkungen Dr. Meyers über den Untergang der Kunst der Schingú. Er hofft, dass die Publikationen Meyers bald erscheinen.

Zum Schluss greift noch Dr. Boas in die Diskussion ein.

Prof. Karl von den Steinen legt ein Buch vor, „*Dictionario Scipibo*. Abdruck der Handschrift eines Franziskaners mit Beiträgen zur Kenntnis der Pano-Stämme am Ucayali“, das er der XIV. Tagung des Internationalen Amerikanistenkongresses gewidmet hat. Die nähere Erläuterung abgedruckt S. 607—610.

Er gibt ferner einige Bemerkungen über den Autor des von Lucien Adam 1890 herausgegebenen Buches „*Arte de la lengua de los Indios antis o Campas*“. Abgedruckt S. 603—605.

Ferner teilt er eine von Prof. von Ihering-S. Paulo eingegangene Schrift über einen Nephritblock in Brasilien mit. Abgedruckt S. 507—515.

Vortrag:

Prof. Göldi-Pará: *Ueber die Gebrauchsweise der Steinaxt bei den jetzt lebenden Indianerstämmen des Amazonasstroms*. Abgedruckt S. 441—444.

Prof. Göldi-Pará: *Altindianische Begräbnisurnen und merkwürdige Ton- und Steinidole aus der Amazonas-Region*. Abgedruckt S. 445—453.

Hierzu äussern sich die Herren Prof. von den Steinen, Schmidt und Zöller.

Prof. Göldi erklärt sich bereit, das von ihm mitgebrachte Demonstrationsmaterial am Schlusse des Vortrags zu zeigen.

Siebente Sitzung.

Montag, den 22. August, nachmittags.

Vorsitzender: Prof. Dr. Antonio Sanchez Moguel-Madrid,
Vizepräsident.

Vorträge mit Lichtbildern:

Prof. Dr. Hjalmar Stolpe-Stockholm: *Ueber die Forschungsergebnisse der schwedischen Grönland-Expedition vom Jahre 1899*. Abgedruckt S. 101—105.

Dr. A. Plagemann-Hamburg: *Mitteilung über chilenische „Pintados“*. Abgedruckt in dem Supplementbände.

Jonkheer van Panhuys, Haag, macht auf eine Notiz aufmerksam, die sich in der als Supplement zu Band XIII des Internationalen Archivs für Ethnographie veröffentlichten Arbeit Dr. Theodor Kochs „Zum Animismus der südamerikanischen Indianer“ findet, dass die Indianer von Britisch Guyana, kurz bevor sie einen der gerade dort ziemlich zahlreichen, mit Skulpturen versehenen Felsen zu Gesicht bekommen, sich die Augen mit dem Saft von roten Capsicumpfefferschoten reiben, um die Missgunst der hier hausenden Geister von sich abzuwenden.

Prof. Dr. Ed. Seler-Berlin zeigt einige Bilder aus der von Dr. Nikolas Leon-Mexiko eingesandten Arbeit: *Der Haupttempel Tépari Yácala der vorhispanischen Tarasken während der Epoche der Eroberung* (abgedruckt S. 309–319), und aus der von Dr. Lehmann-Berlin eingesandten Arbeit: *Einige Fragmente mexikanischer Bilderhandschriften* (abgedruckt S. 321–344).

Es folgen die Vorträge:

Prof. Dr. Ed. Seler-Berlin: *Das Grünsteinidol des Stuttgarter Museums für Völkerkunde*. Abgedruckt S. 241–261.

Prof. Dr. Ed. Seler-Berlin: *Die Altertümer von Castillo de Teayo*, Abgedruckt S. 263–304.

Der Redner übergibt den I. Band seiner *Erläuterung des Codex Borgia*. Dieser Band ist gleich den früher veröffentlichten Kommentaren zu dem Tonalamatl der Aubinschen Sammlung, dem Codex Fejerváry-Mayer und dem Codex Vaticanus 3773, auf Kosten des Herzogs von Loubat gedruckt worden. Der Redner dankt dem Herzog für die hochherzige Förderung, die er den amerikanistischen Studien zu teil werden lässt. Ausserdem übergibt der Redner den II. Band seiner „*Gesammelten Abhandlungen zur amerikanischen Sprach- und Altertumskunde*“.

Geschäftssitzung des Vorstands und Beirats.

Dienstag den 23. August, 9 Uhr vormittags.

Der Präsident eröffnet die Beratung über die der nachfolgenden Geschäftssitzung des Plenums vorzulegenden Anträge.

Drei Anträge:

1. Prof. Jos. Fischer zur Ausgabe der Vespucci-Briefe.
2. Herzog von Loubat zur Veröffentlichung eines mexikanischen Codex der Wiener Hofbibliothek.
3. Prof. Seler zum Druck des Dictionario Motul in Washington werden nach kurzer Diskussion (Hamy, Herzog von Loubat, Reiss) genauer formuliert und angenommen.

Nach § 14 der Statuten ist ein Ausschuss zur Veröffentlichung des Kongressberichtes zu ernennen. Es werden vorgeschlagen: Graf Linden, von den Steinen, Seler, Lampert, v. Stockmayer.

Der Präsident gibt nach Mitteilungen des Generalsekretärs der New Yorker Tagung, Mr. Saville, Auskunft über die Verspätung der Drucklegung des dortigen Kongressberichts. Der Herzog von Loubat, Ehrenpräsident der New Yorker Tagung, hatte hierüber in einem offenen Briefe an den Präsidenten eine Erklärung veröffentlicht.

Der Herzog von Loubat wirft die Frage auf, ob die Vereinigten Staaten im Verhältnis zu dem Satz der Statuten, dass der Kongress nicht zweimal hintereinander in demselben Lande zusammentreten kann, als ein Land oder als verschiedene Länder anzusehen sind. Man einigt sich, dass diese wichtige Frage dem Kongress von 1906 in Amerika vorzubehalten sei.

Der Präsident berichtet über seine Verhandlungen zur Wahl von Quebec als Kongressort für 1906.

Prof. Boas verliest einen Brief von Monseigneur Laflamme, Bischof und Rektor der Universität von Quebec, der seine guten Dienste bereitwilligst zur Verfügung stellt.

Rev. Currier unterstützt diese Wahl, da die von Washington, die Präsident Roosevelt gern gesehen hätte, für 1906 nicht in Betracht kommen könne.

Achte Sitzung.

Dienstag den 23. August, vormittags.

Vorsitzender: Prof. Dr. Franz Boas-New York, später Prof. Göldi-Pará, Vizepräsidenten.

Vorträge mit Lichtbildern.

Rev. Charles Warren Currier: *Indian Languages in the United States*. Abgedruckt S. 149–157.

Hierzu bemerkt Prof. Seler: Dem von dem Vortragenden ausgedrückten Wunsche, es möchten überall die noch vorhandenen sprachlichen Reste gesammelt werden — wo eine indische Sprache noch gesprochen wird, zum mindesten ein möglichst vollständiges Vokabular und das grammatische Material aufgenommen werden —, kann ich mich nur rückhaltlos anschliessen. Ich möchte indes hier noch einen Punkt zur Sprache bringen. Ein bekanntes Scherzwort, das die Künstler im Munde zu führen pflegen, lautet: „Bilder malen ist wohl schwer, sie verkaufen noch viel mehr.“ In ähnlicher Weise kann man, mit Beziehung auf linguistische Aufnahmen sagen, es ist nicht immer leicht, solche Aufnahmen zustande zu bringen, aber bisher leider Gottes noch schwerer gewesen, sie irgendwo zum Drucke zu bringen, wenigstens wenn das gesammelte Material an Umfang etwas über die bescheidensten Grenzen hinausgeht. Es ist mir nun im letzten Vierteljahr gelungen, Verhandlungen mit einem leistungsfähigen Verlagshause anzuknüpfen behufs Gründung der Zeitschrift für amerikanische Sprachen, die als ein Repertorium gedacht ist, in dem die zerstreuten Materialien gesammelt werden könnten. Der Verleger hat sich bereit erklärt, den Versuch zu machen. Und da mir von Seiten verschiedener unserer amerikanischen Fachgenossen Unterstützung zugesagt ist, so schien das geplante Unternehmen schon so weit gesichert zu sein, dass ich hoffen konnte, mit einem bestimmten Programm hier vor diese Versammlung zu treten. Leider ist die ganze Sache dadurch fraglich geworden, dass der Verleger, mit dem ich über diese Zeitschrift verhandelt habe, schwer erkrankt ist. Ich hoffe und wünsche, dass im Lauf des Winters sich sein Gesundheitszustand soweit gebessert haben wird, dass er mit frischem Interesse auch an diese für uns so wichtige

Sache wird herangehen können. Und jedenfalls wollte ich nicht versäumen, das von uns geplante Unternehmen noch hier zur Sprache zu bringen und mir Ihre Unterstützung und Förderung holen. Es ist ein Unternehmen, das, wenn es uns gelingen sollte, es auf eine finanzielle Basis zu bringen, für die amerikanische Linguistik von der allergrössten Bedeutung sein würde.

Waldemar Jochelson-St. Petersburg: *Ueber asiatische und amerikanische Elemente in den Mythen der Koryäken*. Abgedruckt S. 119—127.

Es folgen die Vorträge:

Waldemar Bogaras-Moskau: *Shamanism among the Chukchees*. Abgedruckt 129—135.

Hofrat Dr. Leo Sternberg-Petersburg: *Bemerkungen über Beziehungen zwischen der Morphologie der gilyakischen und amerikanischen Sprachen*. Abgedruckt S. 137—140.

Dr. Paul Ehrenreich-Berlin: *Die Verbreitung der Mythen und Legenden bei den südamerikanischen Naturvölkern*. Abgedruckt S. 659—680.

Dr. R. Lehmann-Nitsche-La Plata: *Europäische Märchen unter den argentinischen Amerikanern*. Abgedruckt S. 681—694.

Jonkheer L. C. van Panhuys-Haag: *A European custom of pagan times brought over to America* (Halloween at Chicago). Abgedruckt S. 695—699.

Dr. W. Thalbitzer-Kopenhagen: *Eskimo dialects and wanderings*. Abgedruckt S. 107—118.

Folgende Manuskripte, die dem Kongresse eingesandt worden sind, werden vorgelegt:

Lucien Adam-Rennes: *Le Caraïbe du Honduras et le Caraïbe des Iles*. Abgedruckt S. 357—371.

Ad. J. Bandelier-New York: *Ueber Trepanieren unter den heutigen Indianern Boliviens*. Abgedruckt S. 81—89.

Comte H. de Charencey-Paris: *Sur les idiômes de la Famille Chichimèque*. Abgedruckt S. 159—191.

Raoul de la Grasserie-Nantes: *Langue Tebuelche*. Abgedruckt S. 611—647.

C. O. Ullrich-St. Antonio, Rio Grande do Sul: *Die Tapes*. Abgedruckt S. 473—506.

Es folgen Vorlagen von Werken und Manuskripten der Herren Bell, Jones, Kröber, Rudolph, Seybold, von den Steinen.

Hieran anschliessend

Allgemeine Geschäftssitzung.

12 p. m. 03.

Der Präsident Prof. von den Steinen, übernimmt den Vorsitz. Er verliest einige Telegramme und eine von Herrn Hamy übermittelte liebenswürdige Einladung Sr. Hoheit des Fürsten von Monaco zur Teilnahme an dem Congrès International d'Anthropologie et d'Archéologie préhistoriques (April 1906).

Er erklärt die Verspätung des New Yorker Kongressberichts, die zu dem offenen Brief des Herzogs von Loubat Anlass gegeben hatte (vgl. S. LXXV).

Der Generalsekretär i. V. Prof. v. Stockmayer, verliest die drei folgenden Resolutionen in französischer und deutscher Sprache, die nach der Reihe genehmigt werden.

1. Antrag von Prof. Jos. Fischer-Feldkirch: *Der XIV. Internationale Amerikanistenkongress spricht den dringenden Wunsch und die frohe Hoffnung aus, dass es dem um die Toscanelli- und Vespucciforschung hochverdienten Professor Dr. Gustav Uzielli in Florenz aufs baldigste ermöglicht werde, seine seit dem Jahre 1900 im Manuskript vollendete kritische Ausgabe der Briefe Vespuccis im Druck erscheinen zu lassen.*

Begründung. Eine kritische Ausgabe der Briefe des Amerigo Vespucci ist die unerlässliche Vorbedingung zur endgültigen Lösung einer Reihe sehr wichtiger Fragen über die Entdeckungsgeschichte der nach Amerigo benannten neuen Welt und deren kartographischen Fixierung. Würde sich z. B. auf Grund der neuen kritischen Ausgabe die erste Fahrt Vespuccis vom Jahre 1497 als echt ergeben, so fänden damit eine Anzahl Darstellungen und Legenden auf der Waldseemüller-Karte von 1507 und deren Vorlage, der Caneiriokarte von 1502, ihre einfachste Erklärung.

Ein abschliessendes Urteil über die wissenschaftliche Bedeutung und den Charakter Vespuccis ist unmöglich, solange die kritische Ausgabe der Briefe fehlt.

2. Proposition de S. E. le Duc de Loubat: Le manuscrit mexicain, dit „Codex de Vienne“ ne doit pas sortir,

ainsi que le gouvernement autrichien a décidé, de la Bibliothèque de la Cour de Vienne. Comme Mr. le Duc se voit ainsi privé de la possibilité de la publication de ce codex, il propose au Congrès la résolution suivante: *Le Congrès exprime son espoir vis-à-vis du gouvernement autrichien, que les moyens soient trouvés pour la publication du Codex de Vienne dont la haute importance scientifique ne saurait être contestée.*

3. Antrag von Prof. Ed. Seler: *Der Kongress spricht den Wunsch aus, dass die Veröffentlichung des berühmten „Diccionario Motul“ in Washington, dessen Drucklegung sich leider verzögert hat, zu Ende geführt werden könne, ohne auf neue Hindernisse zu stossen.*

In den Ausschuss zur Veröffentlichung des Stuttgarter Kongressberichts werden gewählt: Prof. Seler, und von den Steinen-Berlin, Oberstudienrat Lampert, Graf Linden, Prof. von Stockmayer-Stuttgart.

Auf den Bericht des Präsidenten und eine von Prof. Boas überbrachte Einladung beschliesst die Versammlung, dass der nächste Kongress 1906 in Quebec, Canada, abzuhalten sei und den Herren Dr. R. Bell, Mgr. J. C. K. Laflamme und M. David Boyle die Organisation anvertraut werde.

Der Präsident weist darauf hin, dass am Nachmittag noch ein Lichtbildvortrag des Delegierten von Lima in Aussicht stehe, wo Herr Prof. Seler den Vorsitz übernehmen wolle, so dass alsdann der formelle Schluss der Tagung erfolge.

Im übrigen, fährt er fort, sind wir jetzt am Ende unseres wissenschaftlichen Programms angelangt und so erscheint es angezeigt, in diesem Augenblick, wo wir noch vollzählig versammelt sind, Einiges auszusprechen, was ich auf dem Herzen habe.

Ich erbitte Ihre Zustimmung, unserm erhabenen Protektor, der den Kongress in einer ganz aussergewöhnlichen Weise ausgezeichnet hat und ihn morgen noch einmal zu sich nach Friedrichshafen entbietet, das folgende Telegramm zu senden: „Der XIV. Internationale Amerikanistenkongress bittet beim Abschluss seiner Verhandlungen E. K. Majestät für die allergnädigsten Huldbeweise, die sämtlichen Mitgliedern von fern und nah eine unvergessliche und kostbare Erinnerung bleiben werden, den tiefst empfundenen Dank aussprechen zu dürfen.“

Ehrerbietigst danke ich unserer Ehrenpräsidentin. Ich vermag nichts besseres zu sagen als einfacher Wahrheit gemäss, dass Eure Königliche Hoheit das unermüdlichste Mitglied dieser anstrengenden Tagung gewesen sind und alle Vortragenden durch Ihr unausgesetztes Interesse hoch beglückt haben.

Ich danke noch einmal aufs wärmste für alle Förderung dem Herrn Kultminister, den hohen Behörden, der Landesuniversität, den Instituten und Museen, ich danke aufs wärmste der Verwaltung der Stadt Stuttgart und ihren Bürgern.

Stuttgart ist das Ideal einer Kongressstadt. Stimmungs-volle Erinnerungen alter Zeit sind hier mit dem Komfort der modernen Gegenwart, die prächtigsten Schöpfungen von Wissenschaft, Kunst, Handel, Technik — ihrer Lage nach wunderbar zentralisiert — mit den herrlichen Reizen der waldumgebenen Rebenhügelstadt vereint! Hat der Vertreter der Stadt in der Eröffnungssitzung gemeint, dass mancher gute Bürger kaum gewusst habe, was unter einem „Amerikanisten“ zu verstehen sei, so möchte ich mich damit revanchieren, dass einige Amerikaner, als ich 1902 in New York die Einladung nach Stuttgart überbracht hatte, verwundert ausriefen: „Oh, tell us something about Stuttgart! what place may it be? somewhere in the Black Forest, we guess?“

In keiner Weise ist es notwendig, dass an dem Ort der Tagung zahlreiche Beziehungen zu den Spezialaufgaben des Kongresses vorhanden sind. Dieser bringt seine Themata, seine Diskussion mit: was er sucht, ist Gastfreundschaft für eine arbeitsreiche Woche. Aber freilich, er bedarf der Organisation durch einen unermüdlich tätigen und keine Mühe scheuenden Ortsausschuss. Ich kann keine Worte finden, um dem Vorsitzenden des Stuttgarter Ortsausschusses, dem Leiter des württembergischen Vereins für Handelsgeographie, unserm verehrten Grafen Linden, für alles das, was er an Arbeit und Liebenswürdigkeit für den Kongress geleistet hat, den ihm gebührenden Dank auszusprechen.

Bei dem allgemeinen Beifallsklatschen der lebhaft zustimmenden Versammlung erhob sich Graf Linden, um das ihm zuerkannte Verdienst für seine Mitarbeiter im Ortsausschuss in Anspruch zu nehmen, und der Präsident sprach auch seinerseits den einzelnen Mitgliedern, insbesondere dem Generalsekretär

Oberstudienrat Lampert, seinem Stellvertreter Professor von Stockmayer und dem getreuen Schatzmeister Herrn Theodor Wanner, sowie den Schriftführern den wärmsten Dank des Kongresses aus. Er gedachte auch voller Anerkennung der Leistungen der Presse und insbesondere derer des Schwäbischen Merkurs, der sich durch musterhafte und schnellste Berichterstattung auszeichnete.

Sir Clements Markham, der Nestor der Amerikanisten, beantragte zum guten Schluss den Dank der Versammlung für den Präsidenten.

Neunte Sitzung.

Dienstag, den 23. August, Nachmittags.

Vorsitzender: Prof. Ed. Seler. Vizepräsident: später Prof. Karl von den Steinen.

In dieser Nachmittagssitzung war dem Kongress noch ein spanischer Vortrag mit Lichtbildern des Delegierten der Geographischen Gesellschaft von Lima, Herrn Dr. Pablo Patron vorbehalten: *Estudios iconomaticos*.

Ueber die Kultur- und Naturvölker beider Amerika findet der Redner eine Bilderschrift aus Laut- und Begriffszeichen verbreitet, die er mit Hilfe seiner altbabylonischen Sprachkenntnisse auch entziffern kann. Der Vorsitzende unternimmt es, ebenfalls in spanischer Sprache, ihm die wissenschaftlichen Gegengründe vorzuhalten.

Hiermit ist das Arbeitsprogramm erschöpft.

Der Präsident: Ich habe das folgende Telegramm aus dem Kabinett des Königs zu Ihrer Kenntnis zu bringen: „Se. Königliche Majestät haben die von Ihnen ausgesprochene Dankagung mit besonderem Wohlwollen entgegengenommen. Allerhöchst dieselben empfinden es mit lebhafter Befriedigung, wenn schöne Erinnerungen die Mitglieder des Kongresses in die Heimat begleiten.“

Möge der Kongress mit diesem Wunsch Sr. Majestät ausklingen! Ich erkläre die XIV. Tagung des Internationalen Amerikanistenkongresses für geschlossen.

Festliche Veranstaltungen und Ausflüge.

Nur in chronologischem, mit kurzen Bemerkungen erläuterten Umriss kann hier das genussreiche Programm festgehalten werden, das den Kongressbesuchern ausserhalb der angestrengten Sitzungen im Königsbau dargeboten wurde. Es ist aber dafür gesorgt, dass eine Woche schwäbischer Gastfreundschaft sich der Erinnerung von selbst dauernd einprägt.

Mittwoch den 17. August, abends 8 Uhr: Einladung des Württembergischen Vereins für Handelsgeographie zu einer geselligen Vereinigung mit Büfett in seinem Vortragssaal, dem grossen Saal des Oberen Museums.

Zahlreiche Kongressisten, auswärtige und einheimische, fanden sich mit ihren Damen ein. Graf Linden entbot ihnen herzlichsten Willkommengruss.

Donnerstag den 18. August, nachmittags 3 $\frac{1}{2}$ Uhr lässt Seine Majestät der König die Mitglieder und Teilnehmer des Kongresses zu einem Imbiss in das Kgl. Schloss Wilhelmma allergnädigst einladen.

Etwa 300 Herren und Damen, für die zwischen 2 und 3 Uhr Sonderwagen der Strassenbahn am Schlossplatz bereit standen, hatten der Einladung Folge geleistet. Nachdem sich die Gäste, die von Oberkammerherrn Freiherrn von Neurath und vom Grafen von Linden empfangen wurden, in dem reizenden maurischen Saal des Schlosses versammelt hatten, erschien bald nach 3 Uhr der König mit Prinzessin Therese von Bayern. Der König und die Prinzessin liessen sich eine Anzahl Persönlichkeiten vorstellen. Dann nahm man an den im Saal aufgestellten runden Tischen Platz. Im Verlauf der Tafel brachte der Präsident, Prof. von den Steinen den folgenden Trinkspruch aus:

„Euer Majestät bitte ich um allergnädigste Erlaubnis, das Wort nehmen zu dürfen. — Ein fleissiger Kongress führt ein Doppelleben in gesundem Wechsel zwischen Arbeit und Erholung, indem er für beides den gleichen Eifer und die gleiche Leistungsfähigkeit zu entwickeln weiss.

Amerika ist das Land rastloser Arbeit und Ausdauer — ihm streben wir in unsern Sitzungen nach — der schöne Orient das Vorbild reizvollen Geniessens. Euer Majestät bieten dem Kongress auch diesen Orient mit Kuppeln, Terrassen, Springbrunnen und lebender Blumenpracht, bieten ihm eine unvergessliche Stunde gastlicher Erholung.

Wollen Euer Majestät uns allergnädigst gestatten, dass wir unserer Dankbarkeit begeisterten Ausdruck geben, indem wir alle einstimmen in den Ruf: Unser hoher Gastgeber, unser erhabener Protektor, Seine Majestät der König, er lebe hoch!“ Unmittelbar darauf ergriff der König das Wort, um für die freundliche Ansprache zu danken. Er könne nur wiederholen, was er am Vormittag schon gesagt habe: er beglückwünsche die Hauptstadt seines Landes, dass die Wahl für den Kongress auf sie gefallen sei, und heisse alle Gäste herzlich will-

kommen. Für seine Stadt und sein Land sei es ein freudiges Gefühl, so viele Männer der Wissenschaft und Forschung zu beherbergen. Er könne nur wiederholt wünschen, dass sich alle hier recht wohl fühlen und angenehme Erinnerungen mit sich nehmen möchten. Er wünsche aber auch, dass die Arbeit zum Segen und Nutzen der Wissenschaft und der speziellen Bestrebungen des Amerikanistenkongresses ausfallen möge. Er trinke auf das Wohl und Gedeihen des Kongresses, insonderheit aber auf das Wohl der Prinzessin Therese von Bayern, der hohen Frau, die es nicht verschmäht habe, in diesem Kreise zu erscheinen, und der die Wissenschaft so viel verdanke. Das Hoch auf die Prinzessin fand freudigen Widerhall. Nach Aufhebung der Tafel begab man sich hinaus in den herrlichen Garten, wo die Gesellschaft noch längere Zeit bei einem kühlen Trunk und einer guten Zigarre versammelt blieb. In zwanglosester Weise verweilte der König unter seinen Gästen, bald diesen, bald jenen freundlich ins Gespräch ziehend. Vor der Heimfahrt machten die Teilnehmer noch einen Rundgang durch die herrlichen Schloss- und Gartenanlagen.

Freitag den 19. August, abends 8 $\frac{1}{2}$ Uhr laden Graf und Gräfin von Linden die Mitglieder und Teilnehmer des Kongresses zu zwangloser Vereinigung zu sich.

Etwa 200 Herren und Damen, unter ihnen die Prinzessin Therese von Bayern und der Kultminister von Weizsäcker, verbrachten in fröhlicher Stimmung genussreiche Stunden in dem mit kostbaren Kunst- und Altertumschätzen gefüllten Heim der liebenswürdigen Gastgeber.

Sonabend den 20. August, abends 7 Uhr lädt die Stadtgemeinde Stuttgart zu einem Fest in den Stadtgarten ein.

In dem zentral gelegenen prächtigen Stadtgarten, dem Schmuckstück der Schwabenresidenz, gemütliches Beisammensein bei festlichem Konzert und „florentiner Beleuchtung“ mit tausenden und abertausenden weisser und farbiger Lichtchen und Lämpchen.

Sonntag den 21. August, Ausflug nach Schloss Lichtenstein und Reutlingen.

Fahrt mit Sonderzug. Besuch des unvergleichlich gelegenen Bergschlösschens, der klassischen Stätte der Hauffschen Erzählung, und Weiterfahrt nach Reutlingen. Mittagessen im Hotel Kronprinz mit angeregten Trinksprächen. Besuch des pomologischen Instituts, wo den Gästen zu Ehren eine Ausstellung köstlichen Obstes vorbereitet war, und Orgelkonzert in der Marienkirche.

Montag, den 22. August, abends 8 $\frac{1}{2}$ —11 Uhr, Empfang und zwanglose Vereinigung im Saale des *Königin-Olgabaus*, veranstaltet von den Herren Generalkonsuln von Italien und der Niederlande, sowie den Herren Konsuln von Bayern, Bolivia, Portugal und den Vereinigten Staaten von Nordamerika.

Dienstag, den 23. August, nachmittags 3 Uhr, Führung durch die Museen.

Nachmittag 5 $\frac{1}{2}$ Uhr laden Ernst Sieglin und Frau zu einer zwanglosen Gartengesellschaft ein.

Ausflug nach Friedrichshafen und Schaffhausen.

Mittwoch, den 24. August, 7 Uhr 45 Min. vormittags, Abfahrt nach Friedrichshafen.

Seine Majestät der König lädt die Teilnehmer um 12 Uhr allergnädigst zu einem Imbiss in den Schlossgarten ein. Auch Ihre Majestät die Königin war bei dieser liebenswürdigen Verabschiedung des Kongresses durch seinen Protektor zugegen.

Die letzte Veranstaltung des Kongresses, die den Mittwochnachmittag und den halben Donnerstag noch in Anspruch nahm, war ein Besuch der prähistorischen Fundstätten von Kesslerloch und Schweizersbild in der Nähe von Schaffhausen. Hier hat Dr. Jakob Nuesch seine für die Vorgeschichte des Menschen so wichtigen und erfolgreichen Arbeiten in langjähriger Tätigkeit und unter Ueberwindung vielfacher Hindernisse ausgeführt. Dank seinem bereitwilligen Entgegenkommen war dieser interessante Ausflug im Anschluss an den Kongress ermöglicht worden, und der Stadtrat von Schaffhausen hatte die grosse Freundlichkeit, die Teilnehmer an der Fahrt zu einem festlichen Nachtessen in dem „Hotel Schweizerhof“ einzuladen.

Das Kesslerloch bei Thaingen wurde, indem man die Fahrt zwischen Friedrichshafen und Neuhausen unterbrach, am Mittwoch nachmittag, die einstige Niederlassung von Schweizersbild nebst den Höhlen von Freudenthal und Dachsenbüel am Donnerstag morgen besucht und von Dr. Nuesch in Vorträgen erläutert. Von besonderem Interesse war aber die Besichtigung des an jenen Orten ausgehobenen Materials: neben einer Sammlung von Dr. B. Joos, die grosse Ausbeute von Nuesch im Kesslerloch an Feuersteingerät (mehr als 10 000 Nummern), an Knochenartefakten (darunter naturalistische und rein ornamentale Skulpturen oder Gravierungen), an Ueberresten der Mammutjägermahlzeiten und an paläontologischen Stücken von 45 Tierpezies. — Eine Ueberraschung für den Amerikanisten boten alte und wertvolle Fellstickereien nordamerikanischer Indianer und eine schöne Sammlung aus Surinam in dem städtischen Museum.

Naturgemäss hatte schon gar manches Kongressmitglied von Stuttgart aus eine andere Wegrichtung einschlagen müssen, allein es war doch noch eine sehr stattliche Anzahl am Mittwoch abend an der gastlichen Tafel des Stadtrats von Schaffhausen versammelt. Preisend mit viel schönen Reden lösten sich noch einmal in wechselnder Folge die Kongresssprachen ab und stellten der württemberger Tagung ein gutes Zeugnis aus. Und als man um 10 Uhr von den Fenstern und der Terrasse des auf hohem Felsen thronenden Hotels durch die dunkle Nacht das erhabene Bild des Rheinfalls in bengalischem Feuerschein erglänzen sah, tauchte vor dem geistigen Auge der grosse amerikanische Bruder, der Niagara, auf, in dessen Nähe der Kongress von 1906 zu tagen bestimmt ist.



Druckschriften, die dem Kongress überreicht wurden.

- Études étymologiques sur l'antiquité américaine par Léon Douay. Paris 1891.
Nouvelles recherches philologiques sur l'antiquité américaine. Contenant une Contribution à l'Américanisme du Cauca, par Léon Douay.
Rapport sur une Mission scientifique en Amérique du Sud, Bolivie, République Argentine, Chili, Pérou par M. de Crequi Montfort et M. Sénéchal de la Grange. Paris 1904.
Catalogo de la Biblioteca de la Facultad de Derecho y Notariado del Centro. Seccion Latino-Americana y Deposito para Canjes.
Ateneo de Guatemala. Revista bimestral Ciencias-Letras-Artes.
Das Weltall, Illustrierte Zeitschrift für Astronomie und verwandte Gebiete. Herausgegeben von F. S. Archenhold, Direktor d. Treptow-Sternwarte 1904. Heft 3, 9, 11, 13, 19.
A Costumed Human Figure from Tampico, Washington. By Harlan I. Smith. Author's Edition, extracted from Bulletin of the American Museum of Natural History, Vol. XX. Article XVI, pp. 195—203. New-York 1904.
University of California Publications. American Archaeology and Ethnology:
The Languages of the Coast of California South of San Francisco. By A. L. Kroeber. Vol. 2, Nr. 2. Berkeley 1904.
Types of Indian Culture in California. By A. L. Kroeber. Berkeley 1904. Vol. 2, Nr. 3.
The Exploration of the Potter Creek Cave. By William J. Sinclair. Berkeley 1904, Vol. 2, Nr. 1.
Hupa Texts. By Pliny Earle Goddard. Vol. 1, Nr. 2. Berkeley 1904.
Life and Culture of the Hupa. By Pliny Earle Goddard. Vol. 1, Nr. 1. Berkeley 1903.
The Royal Ethnographical Museum in Stockholm. Archaeological.
Researches in Costa Rica. By C. V. Hartman. Stockholm 1901.
Collection de mémoires et documents publiés par ordre de S. A. S. le Prince Albert I^{er} de Monaco. Les anciens Patagons. Contribution à l'étude des races précolombiennes de l'Amérique du Sud — — — par R. Verneau. Monaco 1903.
Comparative philology. A comparison between Semitic and American languages by Arnold C. M. Leesberg. Leyden 1903.
Congrès International des Américanistes. XII^e Session, tenue à Paris en 1900. Paris 1902.
Allgemeine Länderkunde hrsg. v. Wilhelm Sievers. Nordamerika. 2. Aufl. Von Emil Deckert. Leipzig u. Wien 1904.

- Diccionario Sipibo. Abdruck der Handschrift eines Franziskaners, hrsg. v. Karl von den Steinen. Berlin 1904.
- Journal de la Société des Américanistes. Tomes 1—5. Paris 1895—1904. Nouv. Série Tome 1. Paris 1903—1904.
- Seler, Gesammelte Abhandlungen zur amerikanischen Sprach- und Altertumskunde. Band 1. 2. Berlin 1904.
- Codex Borgia. Eine altmexikanische Bilderschrift der Bibliothek der Congregatio de Propaganda Fide. Hersg. auf Kosten Sr. Exz. des Herzogs v. Loubat. Erläutert von Eduard Seler. Band 1. Berlin 1904.
- Historia Verdadera de la Conquista de la Nueva España por Bernal Díaz del Castillo. Tomo 1. Mexico 1904.
- Luis García Pimentel. Descripción del Arzobispado de Mexico. Hecha en 1570. y otros documentos. Mexico 1897.
- Memoriales de Fray Toribio de Motolina. Manuscrito — — — publicalo por primera vez su hijo Luis García Pimentel. Méjico, Paris, Madrid 1903.
- Relacion de los Obispos de Tlaxcala, Michoacan Oaxaca y otros Lugares en el siglo XVI. Manuscrito de la Coleccion del Señor Don Joaquin García Icazbalceta. Publicalo por primera vez su hijo Luis García Pimentel. Méjico, Paris, Madrid 1904.
- Über Ornamente auf Tongefässen aus Alt-Mexiko von Hermann Strebel. Hamburg und Leipzig 1904.
- The Jesup North Pacific Expedition. Memoir of the American Museum of Natural History, New York. Vol 5. Part 1. Contributions to the ethnology of the Haida by J. R. Swanton. Leiden. New York 1904.
- — Vol. 7. The Chukchee, by Waldemar Bogoras. I. Material Culture. Leiden, New York 1904.
- Peruanische Mumien. Untersuchungen mit X-Strahlen. Von Arthur Baessler. Berlin 1904.
- Altperuanische Metallgeräte. Nach seinen Sammlungen, von Arthur Baessler. Berlin 1904.
- Anales del Museo Nacional de Montevideo. Sección historico-filosófica. Tomo 1. Geografía física y esférica de las provincias del Paraguay, y Misiones Guaraníes. Compuesta por don Félix de Azara. Montevideo 1904.
-

1. The first step in the process of the scientific method is to ask a question. This question should be based on observation and should be specific and measurable. For example, "Does the amount of sunlight affect the growth rate of a plant?"

2. The second step is to form a hypothesis. A hypothesis is a statement that can be tested. It should be based on the question and should be a prediction of the outcome. For example, "If a plant receives more sunlight, then it will grow faster."

3. The third step is to design an experiment. The experiment should be designed to test the hypothesis. It should include a control group and an experimental group. For example, one group of plants would receive a lot of sunlight, while the other group would receive a little sunlight.

4. The fourth step is to collect data. This involves measuring the growth rate of the plants in both groups. This can be done by measuring the height of the plants at regular intervals.

5. The fifth step is to analyze the data. This involves comparing the growth rates of the two groups. If the plants in the experimental group grew faster than the plants in the control group, then the hypothesis is supported.

6. The sixth step is to draw a conclusion. This is a statement that summarizes the results of the experiment. For example, "The results of the experiment show that the amount of sunlight does affect the growth rate of a plant."

7. The seventh step is to communicate the results. This involves sharing the results of the experiment with others. This can be done by writing a report or giving a presentation.

Vorträge.

Ein Globus von Gemma Frisius.

Von W. Ruge - Leipzig.

Auf die Anregung von Hermann Wagner¹⁾ hat die Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen beschlossen, alles ältere kartographische und geographische Material katalogisieren zu lassen, das sich in deutschen Bibliotheken findet. Als untere Grenze wird etwa das Jahr 1570 angenommen. Mit der Ausführung der Arbeit bin ich beauftragt worden. Dabei haben sich auch eine Reihe von Karten und Druckwerken gefunden, die speziell für den Amerikanisten von Interesse sind. Ich nenne da z. B. die niederdeutsche Ausgabe der Neuen Landte von Henning Ghetelen, soviel ich sehe, das einzige Exemplar, das in Europa vorhanden ist. Ferner mehrere seltene, teilweise unbekannte Ausgaben des Vespuccibriefes und den kleinen Auszug des Sprengerschen Reiseberichtes, veranstaltet von Johann Doesborch, der ihn, offenbar um Käufer anzulocken, durch einen kurzen Abschnitt des Vespuccibriefes eingeleitet hat. Unter den kartographischen Darstellungen sind neu die Weltkarte von Caspar Vopell, von der bisher nur das schlecht erhaltene Exemplar in Wien bekannt war, und ein Globus von Gemma Frisius.

Über diesen Globus will ich im folgenden etwas ausführlicher berichten. Er befindet sich im Gymnasium Franciscum zu Zerbst. Leider ist er nicht gut erhalten, sondern an mehreren Stellen wie eingedrückt und am Äquator entlang ein grosses Stück aufgesprungen. Dadurch hat natürlich auch die Zeichnung gelitten, sie ist hie und da schwer erkennbar, sogar gänzlich zerstört worden, aber in der Hauptsache ist sie völlig erhalten.

¹⁾ Vgl. Nachr. d. Kgl. Ges. d. Wissensch. in Göttingen 1904, S. 1 ff., 65 f.

Einen Vorteil bringen diese Beschädigungen mit sich, man erhält einen Einblick in die Art der Herstellung. Der Globus besteht aus zwei Halbkugeln von Pappe, die Dicke der Papplagen beträgt ungefähr 3 mm. Darauf ist dann eine feine Gipsmasse aufgetragen von ca. 1½ mm Stärke, und auf die dadurch gewonnene glatte Fläche sind 12 Segmente von je 30° aufgeklebt, die von Pol zu Pol reichen.

Den Namen des Verfassers, sowie des Stechers und Druckers gibt folgende Inschrift an: *Gemma Frisius Medicus ac Mathematicus ex varijs descripsit geographicorum observationibus, atque in hanc formam redegit: Gerardus Mercator Rupelmundanus coelavit cum Gaspare a Myrica, cui et sumptibus permaximis et laboribus nequaquam minoribus opus constat.* Gemma Frisius ist vor allem bekannt als der Herausgeber der Kosmographie von Petrus Apianus. Ein von ihm gezeichneter Globus wird auf dem Titel seines Werkes *de principiis astronomiae et cosmographiae deque usu Globi ab eodem editi* (1530, 1548) genannt. Ein Globus selbst war bisher nicht bekannt, der Zerbster ist der erste. Er gehört allerdings nicht zu der Ausgabe von 1530, sondern ist jünger. Eine direkte Angabe über das Jahr fehlt zwar, man kann die Zeit aber ungefähr bestimmen, vor allem nach der Zeichnung von Südamerika.

Während an der Ostküste die Legenden bis zur Magalhaesstrasse reichen, enden sie an der Westküste schon unter ca. 5° S. Die letzten Namen von N nach S sind: *Tumbes, tangerara siue s. michaelis* und *Turicarami fluvius*. S. Michaelis wurde 1532 gegründet, die Nachricht von Pizarros Zug kann in ihren Einzelheiten nicht vor 1534 in Europa bekannt geworden sein, also muss man dieses Jahr als *terminus post quem* annehmen. Nun erzählt Ghymmius in seiner *vita Mercatoris*, dass Mercator zuerst Philosophie studiert, sich dann aber der Mathematik zugewendet habe. Dabei schloss er sich an Gemma Frisius an (*privata instructione celeberrimi quondam doctoris Gemmae Frisii . . . usus*). Bald fing er an Karten zu zeichnen und zu publizieren, die erste war die von Palästina 1537. Der Zerbster Globus muss vorher entstanden sein. Denn man kann unmöglich annehmen, dass Mercator noch nachher sich an einem Werke nur als Stecher beteiligt hat, nachdem er schon selbständig Karten publiziert hat. Und er hat ja eben mit Gemma Frisius

in enger Verbindung gestanden; es ist durchaus verständlich, dass der Lehrer seinen befähigten Schüler mit an seinem Werke hat arbeiten lassen. Zu dem Ansatz zwischen 1534 und 1537 passt es, dass ein ebenfalls in Zerbst vorhandener Himmelsglobus von denselben Verfassern aus dem Jahr 1537 datiert ist. Die Aufschrift lautet: *Faciebant Gemma Frisius medicus ac mathematicus, Gaspar à myrica & Gerardus Mercator Rupelundanus anno a partu virgineo 1537*. Vielleicht ist es nicht zu spitzfindig, wenn man aus der Fassung dieser Inschrift herausliest, dass der Himmelsglobus jünger ist als der Erdglobus. Denn dort wird Mercator nur als Stecher genannt, Gemma Frisius allein als der, der ihn entworfen hat; hier aber stehen die drei Namen wie gleichberechtigt nebeneinander. Nach alledem haben wir in dem Zerbster Globus nicht nur den einzigen Globus von Gemma Frisius, sondern auch die früheste bisher bekannte Arbeit Mercators.

Die Darstellung von Europa zeigt noch völlig das ptolemäische Bild. Italien hat den charakteristischen Knick im Süden, die afrikanische Küste des Mittelmeers, die von Syrien, das Schwarze und das Asowsche Meer sind ptolemäisch, Schottland setzt sich an England nach Osten, statt nach N an. Die Nordwestküste Afrikas am Atlantischen Ozean fällt steil nach S ab. Für Asien ist es charakteristisch, dass es ausser Arabien, Vorderindien und Hinterindien noch eine vierte Halbinsel hat, die von den andern durch den Sinus Magnus Sinarum getrennt ist. Am wichtigsten aber ist für uns hier die Darstellung von Amerika. Nordamerika trägt die Inschrift: *HISPANIA MAIOR a Nuño Gusmano deuicta anno 1530*. An der Westküste hört ungefähr unter 20° N die genaue Zeichnung auf, dann kommt noch, ca. 25° N, der Name *Matonchel siue petra portus*, und nun beginnt der völlig hypothetische Teil der Küste, in flachem Bogen nach NO geschwungen. Vom Nordpolarland ist Amerika getrennt durch eine ganz schmale Meeresstrasse: *Fretum arcticum siue trium fratrum, per quod lusitani in orientem et ad Indos et moluccas nauigare conati sunt*. Der nordöstliche Vorsprung des Festlandes ist die *BACCALEARVM REGIO*, mit dem *Promotoriū agricule seu cabo del laborador*. Östlich vorgelagert ist langgestreckt die *Terra Cortereal*. Das Land um den Nordpol hängt an zwei Stellen mit Asien zu-

sammen, im Westen und im Osten, so dass das MARE GLACIALE nördlich von Asien zum Binnenmeer wird. Zentralamerika mit seiner Inselwelt ist ausführlich und gut dargestellt, CVBA VEL FERNÄDINA reicht bis $23\frac{1}{2}^{\circ}$ N. Südamerika hat keinen Gesamtnamen. Im NW PERV PROVINCIA, im östlichen Vorsprung BRESILIA. Die Ostküste ist vollständig gezeichnet und mit Namen versehen. Anders auf der Westseite. Da hören die Namen, wie gesagt, unter ca. 5° S auf, die Zeichnung ist aber in annähernd richtiger Weise hypothetisch bis zur Südspitze fortgeführt. Insbesondere ist der scharfe Übergang der Küste in die Südrichtung genau markiert. Der Amazonasstrom ist als homaranham nur ganz klein angegeben, der R. de la platta dagegen um so mächtiger und tief ins Land mit breiten Armen eingreifend. Im Innern sind ein paar Orte angegeben: Caxamalca fuit regis Atabalipe, Cuzco, Cincha, Collao. Zu dem letzten und zu Peru gehören zwei längere Legenden, die deshalb besonders wichtig sind, weil sie sich auch in der von Gemma Frisius besorgten Ausgabe der Apianschen Kosmographie von 1539 finden, eingeleitet durch die Worte: Ex globo geographico Gemmae Phr. Mathem. maximi.

Die Frage nach den Quellen kann ich heute nur andeutungsweise beantworten. Gemma Frisius selbst gibt Ptolemaeus, Marco Polo, Cortereal an, und eine längere Legende enthält einen allgemeinen Hinweis auf spanische Vorbilder. In der Tat zeigt die Nomenklatur Südamerikas spanische Formen, la laguna poblada, R. de los esclauos, R. d. los fumos, Cabo corto u. s. w. Die südamerikanischen Namen in ihrer Gesamtheit bilden mit dem Mercatorglobus von 1541 und der anfangs erwähnten Weltkarte Vopells eine selbständige Klasse und haben mit keiner der andern Karten, die ich habe vergleichen können, weitreichende Ähnlichkeit. Die Karte Vopells ist zwar nur in der Ausgabe von 1570 erhalten, aber es spricht viel dafür, dass diese spätere in Zeichnung und Namen genau mit der von 1545 übereinstimmt. Daher kann man bei einem Vergleich mit gutem Recht von ihr ausgehen. Ich habe nun an anderer Stelle gezeigt¹⁾, wie man in der Vopellschen Kartographie von Amerika mit dem Jahre 1545 eine Änderung konstatieren kann. Bestimmte Züge

¹⁾ In: In Friedrich Ratzels Gedächtnis. Leipzig, Seele, 1904, S. 313 f.

in der Führung der Küste von Zentralamerika treten neu auf, vor allem aber wird die Nomenklatur Südamerikas ganz anders. Während sie bis dahin von Orontius Finaeus entlehnt war, findet sich jetzt eine völlig neue, und zwar dieselbe wie auf dem Globus von Gemma Frisius. Nun erzählt Vopell in einer langen Inschrift, dass er in Cöln vom Kaiser Karl V. selbst über die Ausdehnung Nordamerikas Auskunft erhalten hat und dass er hierdurch in seiner Auffassung vom Kontinentalzusammenhang Amerikas mit Asien bestärkt worden ist. Diese Zusammenkunft wird im August 1545 erfolgt sein; wenn nun die bald darauf ausgegebene Weltkarte plötzlich ganz andere und zwar spanische Namen zeigt, so liegt die Vermutung nahe, dass auch diese Änderung im Zusammenhang mit der Audienz Vopells bei Karl V. steht, mit andern Worten, dass ihn Karl V. auf spanische Karten verwiesen hat. Man könnte ja auch daran denken, dass Vopell den Globus von Gemma Frisius benützt hätte, aber einmal ist er viel ausführlicher wie dieser, ferner hätte es für ihn 1545 doch wohl näher gelegen, den Mercatorglobus von 1541 zu benützen, und endlich ist es nicht sehr wahrscheinlich, dass er sich in einer sehr einschneidenden Änderung, die sich eben in der Nomenklatur Südamerikas zeigt, an einen Kartographen angeschlossen hätte, der gerade in dem Zuge von seiner Auffassung abwich, die für ihn besonders wichtig war, der Asien von Amerika trennte. So kommen wir zu dem Schluss, dass beide für Südamerika dieselbe Quelle, und zwar eine spanische benützt haben.

Nun zu einem kurzen Vergleiche mit den späteren Arbeiten Mercators!

Von 1538 ist uns in einem Exemplar eine doppelherzförmige Weltkarte erhalten. Fr. v. Wieser nennt sie eine Neubearbeitung derjenigen des Orontius Finaeus von 1536. Jetzt aber, wo wir den Globus des Gemma Frisius haben, sehen wir, dass sie weiter nichts ist als eine Umzeichnung dieses Globus in das doppelherzförmige Netz. Für einen grossen Teil stimmen beide genau überein. Natürlich finden sich auch Abweichungen, eine von ihnen wird es auch gewesen sein, die Fr. v. Wieser zu seiner Annahme gebracht hat. Der Südkontinent ist verschieden. Gemma Frisius lässt seine nördliche Grenze von 120—290° O völlig ausfallen und erklärt in einer Legende, dass

die Portugiesen, die südlich von Afrika Land gesichtet hätten, über dessen Ausdehnung nichts hätten erkunden können: quam ob rem neque nos certi quicquam afferre potuimus. Auf seiner Weltkarte von 1538 begrenzt ihn Mercator in seinem ganzen Umfang, wenn auch durch unsichere Linien, und zwar nach Orontius Finaeus. Auch im Nordpolargebiet hat er sich von Gemma Frisius freigemacht. Das Mare glaciale nördlich von Asien ist nicht mehr ein Binnenmeer, sondern hat im Osten einen breiten Ausgang nach dem Grossen Ozean.

Viel selbständiger ist dagegen der Mercatorglobus von 1541. Da ist vor allem in der Zeichnung von Europa und Nordafrika der ptolemäische Einfluss verschwunden, Asien hat noch eine weitere südliche Halbinsel erhalten, daher ist es nach W sozusagen zusammengedrückt, damit Platz geschaffen wird. So liegt die Westküste Vorderindiens ca. 110° O, bei Gemma 115° , die Westküste von Hinterindien 130° und 145° O. Ich muss es mir hier versagen, die Vergleichung weiter durchzuführen, ich betone nur noch einmal, dass der Globus von 1541 eine ungleich selbständigere Leistung darstellt als die Karte von 1538. Und doch hat gerade diese letztere noch lange nachgewirkt. Im mathematisch-physikalischen Salon in Dresden befindet sich eine Globusuhr von Georg Roll und J. Reinhold von 1586; sie besteht aus einem grossen Himmelsglobus und einem kleinen Erdglobus von ca. 310 mm Umfang darunter. Die Zeichnung dieses letzteren stimmt fast vollkommen mit Mercator 1538, und auch die Legenden, soweit sie vorhanden sind, stammen von Mercator. Und wieder nach diesem Globus ist offenbar die Zeichnung gemacht, die auf dem Aussendeckel einer von Tobias Volchkmer 1589 gefertigten Horizontalsonnenuhr eingraviert ist. Beide nennen z. B. merkwürdigerweise die fabelhafte Insel der 7 Städte zwischen Europa und Amerika Insula 6 Civitatum, auf beiden heisst das Mittelländische Meer einfach Mediterraneum ohne Mare.

Eine besondere Bedeutung gewinnt der Gemma Frisius-Globus noch für die Zeitbestimmung des sog. L'Ecuy-Globus in Paris. Dieser berührt sich in vielen Punkten mit Gemma Frisius, so hat er z. B. in gekürzter Form die Inschrift am Fretum arcticum, an der Westküste Amerikas steht Haec littora nondum cognita, in Nordamerika Hispania major a Nuño Gusmano

devicta anno 1539 [Druckfehler für 1530²], u. s. w. Andererseits weicht er auch wieder ab, so enthält er schon Kalifornien, und zwar als Halbinsel gezeichnet. Marcel¹⁾ hat ihn nun zwischen 1580 und 1600 angesetzt, weil die Lemairestrasse noch fehlt, und weil sich eine Anspielung auf die Fahrten von Frobisher finde. Einen terminus ante quem aus der Nichtbeachtung irgend einer Entdeckung zu gewinnen, ist immer eine unsichere Sache, wir können es aber hier dahingestellt sein lassen, weil wir noch mit einer früheren Zeit kommen werden. Denn mit 1580 als terminus post quem ist nichts mehr zu machen. Die Anspielung auf Frobisher findet Marcel in folgender Inschrift des L'Ecuy-Globus an der Nordwestküste von Amerika, westlich vom Fretum arcticum: Terra per Britannos inuenta. Eine Beziehung dieser Worte zu den Reisen von Cabot lehnt er ohne weitere Gründe ab. Aber entscheidend gegen ihn ist die Tatsache, dass genau dieselbe Bemerkung auf dem Globus von Gemma Frisius steht, dadurch ist sie in viel frühere Zeit gerückt und ihre Beziehung zu Cabot gesichert. Und noch eine weitere, interessante Bemerkung findet sich auf beiden Globen. Im nördlichen Polarland steht: Quij populi ad quos Joës scolus danus peruenit ca. annum 1476, fast wörtlich so, nur mit der Form Scovus, auf dem L'Ecuy-Globus. Über die Fahrt des Joh. Scolus hat Harrisse zuletzt alles Material zusammengestellt, das älteste sichere Zeugnis war bisher das von Gomara (1553); denn das von Apian und Gemma, die nach Hakluyt von der Expedition reden sollen, hatte Harrisse nicht finden können. Hier haben wir nun eines, das mindestens 16 Jahre jünger ist, und das zugleich Hakluyts Angabe bestätigt. Also fällt auch 1553 als terminus post quem. Nebenbei bemerkt, bringt Gemma Frisius mit Scolus genau die Form, die Harrisse als Vorbild für das Scovus des L'Ecuy-Globus angenommen hatte. So gewinnt es denn grosse Wahrscheinlichkeit, dass dieser letztgenannte Globus unter Benützung desjenigen von Gemma Frisius gezeichnet worden ist, wobei sein Verfasser manche Ergänzungen und Verbesserungen angebracht hat. Es liegt nicht der geringste Grund vor, ihn sehr viel später anzusetzen, mein Vater hatte Recht, wenn er sagte: »Der Gesamtauffassung nach gehört der Globus

¹⁾ Bull. soc. géogr. Normande 1891, S. 153.

in die Mitte des 16. Jahrhunderts« (Geogr. Jahrb. XVIII, 42, nr. 523).

So lassen sich an das Werk des Gemma Frisius eine Reihe von Untersuchungen anknüpfen, von denen ich Ihnen einige habe vorführen können. Ich hoffe aber, Gelegenheit zu finden, den ganzen Globus, den ich schon durchgezeichnet habe, allgemein zugänglich zu machen.

— — — — —

War die magnetische Deklination vor Kolumbus erster Reise nach Amerika tatsächlich unbekannt?¹⁾

Von Dr. August Wolkenhauer, Göttingen.

In der Geschichte der Kartographie nehmen die ersten Anfänge der Kartographie von Amerika eine eigenartige und interessante Stellung ein. Die Kartographie war vor die bisher unbekannte Aufgabe gestellt, Landstriche mit der Alten Welt kartographisch zu verbinden, die durch grosse Meeresräume von ihr getrennt waren und die nur auf langen, durch keine Landpunkte unterbrochenen Seefahrten erreicht werden konnten. Da die Längen- und auch die Breitenbestimmung zur Zeit des Kolumbus für die Kartographie noch so gut wie gar nicht in Betracht kam, musste Amerika in der Hauptsache auf Grund der Schiffsrouten mit der Alten Welt kartographisch verbunden werden. Nun sind bekanntlich Kurs und Distanz — Richtung und Entfernung — die bestimmenden Faktoren der Schiffsroute. Sie bilden daher auch die Elemente der ersten Kartenbilder Amerikas.

Wenn man die grossen Verschiebungen und Verzerrungen der ersten Karten Amerikas verstehen und beurteilen will, muss man sich darüber klar werden, mit welcher Genauigkeit der Seemann damaliger Zeit den zurückgelegten Weg auf der Karte zu fixieren verstand; wir würden heute sagen, mit welcher Genauigkeit er sein »Besteck« machte. Für viele Fragen

¹⁾ Der Vortrag wurde durch 9 Kartons mit grossen Abbildungen von Sonnenkompassen u. s. w. erläutert.

der ersten Entdeckungsgeschichte von Amerika ist eine richtige Koppelung der Tagesrouten von grösster Wichtigkeit. Ich erinnere nur an die erste Fahrt des Kolumbus. Wie oft hat man dessen Tageswege zu koppeln versucht, um den wahren ersten Landungspunkt herauszubekommen. Eine richtige Koppelung der Kurse aber kann nicht vorgenommen werden, wenn man nicht weiss, ob die Seeleute ihren Kurs mit Berücksichtigung der magnetischen Deklination oder ohne dieselbe nahmen. Bekanntlich zeigt die Magnetnadel, nach der der Schiffer seinen Kurs bestimmt, im allgemeinen nicht genau astronomisch N, sondern sie weicht gewöhnlich um einen bestimmten Betrag nach O oder W ab. Wir nennen diesen Abweichungswinkel die magnetische Deklination. Wir haben im allgemeinen anzunehmen, dass die Schiffer zu Beginn des 16. Jahrhunderts ihre Kurse ohne Berücksichtigung der magnetischen Deklination direkt nach der Magnetnadel bestimmten. Wenn sie also nach W fuhren, fuhren sie in Wirklichkeit nicht astronomisch W, sondern magnetisch W. Wenn die Abweichung nun beträchtlich westlich war, so fuhren sie dann nicht auf derselben Breitenparallel nach W, sondern sie kamen bedeutend südlicher. Trotzdem gaben sie aber dem erreichten Orte dieselbe Breite, wie dem Abfahrtsorte, weil sie glaubten, sie wären auf derselben Parallel geblieben. Dadurch wurde das ganze Kartenbild von Amerika nach N in die Höhe gedreht, wie wir es tatsächlich auf allen Karten bis za. 1525 sehen. Kuba ist z. B. bedeutend nördlich des Wendekreises gezeichnet, trotzdem es, bildlich gesprochen, daran hängt. Ich möchte hier nur auf die beiden interessanten Versuche hinweisen, welche Clements R. Markham¹⁾ und Henry Harrisse²⁾ 1897 gemacht haben, um unter Berücksichtigung dieser magnetischen Deklination den Landungsplatz Cabots zu bestimmen.

Die Beschäftigung mit diesen Fragen, zu der mich mein hochverehrter Lehrer Herr Geheimrat Professor Dr. H. Wagner in Göttingen anregte, führte mich dazu, das Instrument, mit

¹⁾ Geographical Journal IX. 1897, S. 608.

²⁾ L'atterage de Cabot au continent américain. Nachrichten der Kgl. Gesellschaft der Wissenschaften. Göttingen 1897. Phil.-histor. Klasse S. 326—348.

dem der Schiffer seinen Kurs bestimmt, eingehend zu studieren, nämlich den Schiffskompass. Es kam mir darauf an, zu erfahren, bis zu welchem Grade der damalige Kompass überhaupt zu einer Bestimmung und Berücksichtigung der magnetischen Deklination geeignet war. Bekanntlich sind die Nachrichten über den Kompass aus jener Zeit ausserordentlich spärlich. Unter anderem verdanken wir Kolumbus einige wenige, aber trotzdem sehr bedeutungsvolle Angaben über die Magnetnadel. Nachdem ich vorher die Geschichte des Schiffskompasses im 16. Jahrhundert studiert hatte, waren es diese Angaben des Kolumbus, welche in mir die Überzeugung erweckten, dass die magnetische Deklination bereits zu seiner Zeit bekannt war, und nicht durch Kolumbus, wie man jetzt wohl allgemein annimmt, entdeckt worden ist. Da die Frage, ob die Kenntnis der magnetischen Deklination tatsächlich vorhanden war, oder nicht vorhanden war, eine gewisse grundlegende Bedeutung für die Konstruktion der Schiffahrtsrouten und die Anfänge der amerikanischen Kartographie hat, gestatten Sie mir, hier auf diese Frage etwas näher einzugehen.

Die Frage, ob Kolumbus auf seiner ersten Fahrt nach Amerika 1492 die magnetische Deklination entdeckte, oder ob dieselbe bereits vorher bekannt war, ist bereits ein altes, viel erörtertes Problem. Um von älteren Autoren zu schweigen, so war der um die Geschichte der Nautik so hochverdiente Spanier Navarrete¹⁾ 1825 der Ansicht, dass Kolumbus der erste Beobachter der Abweichung sei. Auch Alexander von Humboldt²⁾ hat sich in seinen »Kritischen Untersuchungen« mit dieser Frage beschäftigt. Er vertrat jedoch im Gegensatz zu Navarrete ebenso wie später der Franzose d'Avezac³⁾

¹⁾ Martin Fernandez de Navarrete, *Rélations des quatre voyages entrepris par Christophe Colomb*, Paris 1828 Bd. I. S. 18. — Es ist die französische Originalausgabe der 1825 erschienenen »Coleccion de los viages y descubrimientos. . .«

²⁾ A. v. Humboldt, *Kritische Untersuchungen über die Entwicklung der geographischen Kenntnisse von der Neuen Welt*, deutsch von J. L. Ideler, Berlin. Bd. II. 1836. S. 23.

³⁾ *Bulletin de la Société de Géographie*. Serie IV. Tom. 19. 1860, S. 356 und 357.

(1860) und der Österreicher Gelcich¹⁾ (1890) die Ansicht, dass dem Kolumbus nur das Verdienst gebühre, zum ersten Male die örtliche Verschiedenheit der Deklination beobachtet zu haben. Am ausführlichsten ist diese Frage zuletzt erörtert worden 1892 von dem italienischen Barnabitenpater Timoteo Bertelli²⁾ in der »Raccolta Colombiana«, dem grossen Sammelwerke der italienischen Kommission zur 400jährigen Wiederkehr der Entdeckung Amerikas.

Bekanntlich verdanken wir Bertelli noch andere sehr gründliche Studien über den Kompass im Mittelalter; war er es doch, der erst kürzlich durch seine Kritik die sagenhafte Figur des Flavio Gioja vernichtete, in dem Augenblicke, als die Stadt Amalfi, die angebliche Geburtsstadt Giojas, sich rüstete, die 900jährige Wiederkehr der Entdeckung des Schiffskompasses durch Flavio Gioja zu feiern³⁾.

Die Resultate der Bertellis'schen Arbeit repräsentieren auch für unsere Frage den augenblicklichen Stand der Forschung. Bertelli schreibt dem Kolumbus sowohl die Entdeckung der Abweichung als auch die Entdeckung der örtlichen Verschiedenheit der Abweichung zu. Da sich neuere Autoren wie G. Hellmann⁴⁾ und L. A. Bauer⁵⁾ Bertellis Ansicht angeschlossen haben, scheint die Frage somit als erledigt angesehen zu werden.

Wenn ich trotz der ausserordentlich gründlichen Arbeit

¹⁾ »L'Infanzia della scienza nautica« in Rivista maritima, Roma 1890, S. 151.

²⁾ Raccolta di Documenti e Studi pubblicati dalla R. Commissione Colombiana, pel Quarto Centenario dalla scoperta dell'America. Roma 1892, Parte IV, Vol. II.: »La Declinazione Magnetica e la sua variazione nello spazio scoperte da Cristoforo Colombo.« Ein Sonderabdruck erschien unter dem Titel: Cristoforo Colombo scopritore della Declinazione magnetica e della sua variazione nello spazio.

³⁾ Vgl. darüber Sophus Ruge in der Marine-Rundschau 1903, S. 86 ff. Für Flavio Gioja war seinerzeit bekanntlich besonders Artur Breusing eingetreten, der um die Geschichte der Nautik und Geographie so verdiente frühere Direktor der Seefahrtsschule in Bremen. Vgl. Zeitschr. d. Gesellsch. f. Erdkunde, Berlin I. 1869, S. 44 und Breusing, Naut. Instrumente bis zur Erfindung des Spiegelsextanten. Bremen 1890, S. 15 ff.

⁴⁾ Anfänge der magnetischen Beobachtungen. Zeitschr. d. Gesellsch. f. Erdkunde zu Berlin. XXXII. 1897, S. 125.

⁵⁾ United States Magnetic Declination Tables and Isogonic Charts for 1902 and Principal Facts Relating to the Earth's Magnetism by L. A. Bauer. Treasury Department U. S. Coast and Geodetic Survey, Washington 1902, S. 25.

Bertellis den Nachweis zu erbringen hoffe, dass die magnetische Deklination schon *vor* Kolumbus' Reise bekannt war, so erlaube ich mir, abgesehen von dem neuen Beweismaterial, das seitdem hinzugekommen ist, auf einen prinzipiellen Unterschied der Bertellischen und meiner Untersuchungsweise hinzuweisen. Bertelli geht bei seinen Nachforschungen nach Belegen für die Kenntnis der Abweichung zeitlich vorwärts, ich dagegen zeitlich rückwärts. Bertelli untersucht, ob aus der Zeit vor Kolumbus Reise sichere Belege für die Kenntnis der Abweichung existieren — und man muss ihm darin vollständig beistimmen, dass in der Tat *bisher*¹⁾ sicher datierte Nachrichten für eine Kenntnis der Abweichung vor 1492 nicht gefunden sind. Ich ging bei meiner Untersuchung im Gegensatz zu Bertelli von den sicheren Nachrichten über die Deklination nach 1492 aus und komme rückwärts schliessend dazu, dass man bestimmte Angaben des Kolumbus in

¹⁾ Zu meiner Freude kann ich jetzt konstatieren, dass sich auch diese sicheren Belege für eine Kenntnis der Abweichung vor 1492 gefunden haben und damit meine in Stuttgart vorgetragenen Ansichten vollständig bestätigt sind. Gelegentlich einer im Anschluss an die Stuttgarter Tagung im Auftrage der Kgl. Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen für andere Zwecke unternommenen Studienreise fand ich zunächst im Tiroler Landesmuseum »Ferdinandeum« in Innsbruck einen Sonnenkompass (kleine Sonnenuhr mit Magnetnadel) mit der Jahreszahl 1451, auf dessen Boden deutlich durch eine eingravierte gleichaltrige Marke die östliche Abweichung der Nadel gegen die Mittagslinie der Sonnenuhr bezeichnet ist. Dieser interessante Sonnenkompass hat auch kunsthistorisch, wie mir der Direktor des »Ferdinandeums«, Herr Hofrat v. Wieser, versicherte, einen grossen Wert. Der Sonnenkompass besteht aus vergoldeter Bronze und misst 59×78 mm; auf dem niederklappbaren Deckel, welcher den schattenwerfenden Faden spannt, trägt er den Reichsadler in schwarzer Emaillearbeit (!). Nach den Buchstaben A · E · I · O · V (= Austria Erit In Orbe Vltima), die sich auf der Rückseite des Deckels befinden und dem österreichischen Bindenschild zu schliessen, gehörte das besonders kunstvoll gearbeitete Stück vermutlich dem Kaiser Friedrich III. — Dem Innsbrucker Exemplar ähnelnde Sonnenkompass, die augenscheinlich aus derselben (Nürnberger?) Schule stammen, fand ich dann im Bayerischen Nationalmuseum in München und im Germanischen Nationalmuseum in Nürnberg. Auch das Münchener Exemplar (mit der Jahreszahl 1456) und das Nürnberger Exemplar (s. a.) zeigen die eingravierte, nach O abweichende Marke. — Nähere Mitteilungen über diese Kompass mit Abbildung des Innsbrucker werde ich in einem Nachtrage zu meiner Arbeit »Beiträge zur Geschichte der Kartographie und Nautik d. 15. bis 17. Jahrhunderts« in den Mitt. d. Geogr. Gesellschaft zu München 1904, Heft 2, geben.

dem Sinne interpretieren muss — auf Grund der späteren Nachrichten — dass sie die Kenntniss der Deklination in sich schliessen.

Folgendes sind die für unsere Frage so bedeutungsvollen Angaben des Kolumbus. Sie gehören dem Tagebuch des Kolumbus von seiner zweiten Reise an und sind uns überliefert in der angeblich von dem Sohne des Kolumbus verfassten *Vida*¹⁾. Kolumbus ist auf der Fahrt von Guadelupe, das er am 20. April 1496 verlassen hat, nach Spanien begriffen. An der betreffenden Stelle heisst es:

1. »Heute morgen (20. Mai 1496) zeigten die flamändischen Bussolen, wie sie es gewöhnlich tun, ein Viertelwind nach Westen, und die genuesischen, welche mit diesen übereinzustimmen pflegten, wichen nur wenig ab«

etwas weiter heisst es:

2. »und die flamändischen Bussolen wichen ein Viertelwind nach Westen ab und die genuesischen zeigten nach Norden«

und dann heisst es abermals weiter, dass bis zu einer Linie, die 100 Leguen von den Azoren entfernt ist, alle Magnetnadeln ein Viertelwind nach Westen abweichen,

3. »und dort bleiben die einen und die anderen, nämlich die genuesischen zeigen gerade nach dem Nordstern.«

Es wird hier dreimal deutlich von einem verschiedenen Abweichen der flamändischen und genuesischen Bussolen gesprochen. Die flamändischen Bussolen zeigten um beinahe ein Viertelwind $= 11\frac{1}{4}^{\circ}$ mehr nach Westen als die genuesischen. Es fragt sich, wie diese Verschiedenheit zu erklären ist. Darf man annehmen, dass entsprechend der damals in Holland herrschenden Abweichung die Nadeln bei den flamändischen Bussolen um ein bestimmtes Stück gegen die

¹⁾ Vita di Christoforo Colombo, Descritta Da Ferdinando, Suo Figlio E Tradotta Da Alfonso Ulloa. Nuova Edizione, Diligentemente Riveduta E Correta. Londra 1867, S. 216. — Die ursprünglich spanisch geschriebene *Vida de Colon* oder *Historie*, wie sie auch oft genannt wird, ist nur in einer italienischen Übersetzung von Alfonso Ulloa aus dem Jahre 1571 erhalten.

Nordsüdlinie verschoben waren, während bei den genuesischen Bussolen die Richtung der Nadel mit der Nordsüdlinie zusammenfiel? Das würde natürlich in sich schliessen, dass man die Abweichung der Magnetnadel bereits kannte und man Kolumbus nicht den Entdecker der Abweichung nennen kann. Ich betrachte es als Ziel meines Vortrages, darzulegen, dass wir in der Tat diese eigenen Angaben des Kolumbus über ein verschiedenes Abweichen seiner flamändischen und genuesischen Bussolen als einen Beweis für die Kenntnis der Abweichung ansehen müssen.

Als ich seinerzeit beim Lesen der Angaben des Kolumbus zu dieser Ansicht gekommen war und der Sache weiter nachging, fand ich zu meiner freudigen Überraschung, dass kein Geringerer wie der ausgezeichnete Kenner der Geschichte der Kartographie und Nautik, der Franzose d'Avezac¹⁾ bereits 1860 denselben Gedanken ausgesprochen hat. Bei Besprechung älterer Arbeiten Bertellis am 16. Mai 1870 wies d'Avezac in der Pariser Akademie abermals auf das verschiedene Abweichen der flamändischen und genuesischen Bussolen hin.²⁾ Er sagte: »Le dernier mot n'a point encore été dit sur les notions réelles de Christophe Colomb en fait de déclinaison magnétique, et pour lui en attribuer la découverte première (on parle ici de la déclinaison simple et non de variation ou variabilité de cette déclinaison au gré des déplacements de l'observateur), il faudrait démontrer qu'il emportait pas lui-même d'Europe la preuve palpable de pratiques plus avancées qu'on ne le suppose communément, en ces boussoles flamandes dont la rose accusait une différence de déclinaison de tout un quartdevent comparativement aux boussoles génoises, ce qui ne paraît explicable que par la correction artificielle des premières telle qu'elle est décrite par des écrivains ultérieures, et l'absence de correction des secondes.« Er meinte, das letzte Wort in dieser Frage könne noch nicht gesprochen werden, wenn nicht vorher erwiesen würde, dass die Einrichtung der Bussolen des Kolumbus nicht einen handgreiflichen Beweis (preuve palpable) für die Kenntnis der Abweichung bildeten.

¹⁾ Bulletin de la Société de Géographie. Serie IV. Tom. 19. 1860, S. 356 und 357.

²⁾ Comptes rendus de l'acad. des sciences. 1870, LXX., S. 1080.

Der 1875 verstorbene d'Avezac ist leider nicht dazu gekommen, seiner Ansicht eine eingehende Begründung zu geben. Bertelli sucht 1892 in seiner bereits genannten grossen Arbeit über diesen Gegenstand d'Avezac zu widerlegen. Gestatten Sie mir nun, bezüglich dieser Frage in die Fussstapfen d'Avezacs zu treten. Ich muss jedoch betonen, dass ich mich hier Zeitmangels halber nur auf eine kurze Skizzierung des Beweisganges einlassen kann; ich habe jedoch alles ausführlicher dargelegt in einer Arbeit,¹⁾ die im nächsten Heft der »Mitteilungen der Geographischen Gesellschaft zu München« (1904, Heft 2) erscheinen wird.

Betrachten wir zunächst, was Bertelli für Einwände gegen d'Avezacs und meine Ansicht verbringt.

1. Bertelli sagt, das verschiedene Abweichen der Bussolen habe seinen Grund in zufälligen *Konstruktionsfehlern*.²⁾ Dagegen ist zu sagen, dass es sehr merkwürdig wäre, wenn nur die eine Sorte der Bussolen mit Konstruktionsfehlern behaftet wäre, nämlich die flamändischen. Ein historischer Beleg existiert hierfür nicht! Besonders ausschlaggebend ist aber meiner Ansicht nach die Richtung des Abweichens der Bussolen. Das Abweichen der flamändischen Bussolen entspricht genau der damals in Holland herrschenden Abweichung. Die flamändischen Bussolen wichen nach Kolumbus westlich von den genuesischen ab. In Holland herrschte, wie wir wissen, damals östliche Abweichung, deshalb befestigte man die Nadel östlich von der Fleur-de-lys, der Lilie, welche die Nordrichtung zierte. Die Magnetenadeln stellten sich natürlich parallel; die flamändischen Bussolen mussten dann westlich abweichen, da bei den genuesischen Bussolen die Nadel direkt unter der Nordsüdlinie befestigt wurde; die Abweichung war damals im Mittelmeer nicht sehr abweichend von 0°. Es sei besonders betont, dass man die Nadel damals beim Schiffskompass *unter* der Pappscheibe befestigte, welche mit der Strichrose bemalt war. Man

¹⁾ »Beiträge zur Geschichte der Kartographie und Nautik des 15. bis 17. Jahrhunderts.« — Hier wird auch von dem Einfluss der magnetischen Deklination auf die Kartographie gehandelt.

²⁾ Raccolta, Parte IV. Vol. II. S. 16 ff.

konnte also beim gewöhnlichen Gebrauch des Kompasses die Nadel unter der Kompassscheibe nicht sehen.¹⁾

Bertelli legt besonderes Gewicht auf eine einmalige Angabe des Kolumbus, »dass die flamändischen Bussolen gewöhnlich mit den genuesischen übereinzustimmen pflegten.«²⁾ Ich glaube nicht, dass man dieser einmaligen Angabe so grosses Gewicht beilegen darf, wie dies Bertelli tut. Besonders, da dreimal ausdrücklich gesagt wird, dass die genuesischen und flamändischen Bussolen verschiedene Abweichung zeigten. Charakteristischerweise wird jedes Mal, wenn von einem verschiedenen Abweichen die Rede ist, betont, dass mit besonderer Aufmerksamkeit beobachtet wurde. Bertelli führt noch einige weitere Stellen an, die für instrumentelle Ungenauigkeiten der Bussolen sprechen sollen. Da sie weniger wichtig sind, können sie hier übergangen werden.

2. Da Bertelli die Verschiebung der Nadel unter der Kompassscheibe ablehnt, ist er gezwungen, nach einem *anderen Unterschiede* zwischen den flamändischen und genuesischen Bussolen zu suchen. Denn da Kolumbus immer ganz ausdrücklich von diesen beiden Arten spricht, ist anzunehmen, dass sie sich auch in irgend einer Weise unterschieden. Bertelli meint,³⁾ dass der Unterschied in der Grösse oder in der Form der Nadeln bestanden haben könne. Dem Drahte, aus dem die Nadel hergestellt wurde, hat man verschiedene Gestalt gegeben; er wurde einfach oder auch doppelt genommen und dann zu einer Ellipse usw. gekrümmt. Dagegen ist zu sagen, dass sich auch nicht ein einziger Beleg dafür findet, dass dies der Unterschied der flamändischen und genuesischen Bussolen war, während sich ganz sicher nachweisen lässt, dass in etwas späterer Zeit als flamändische Bussolen solche bezeichnet wurden, bei denen die Nadel um ungefähr ein Viertelwind nach Osten verschoben war, und als genuesische solche, bei denen die Nadel

¹⁾ Bekanntlich besteht ein prinzipieller Unterschied zwischen Schiffs- und Landkompass; bei letzterem ist die Strichrose fest mit dem Boden des Gehäuses verbunden, über welchem sich die Nadel frei dreht. Beim Schiffskompass hingegen ist die Strichrose fest mit der Nadel verbunden und dreht sich mit dieser zusammen über dem Boden des Gehäuses.

²⁾ Raccolta, Parte IV, Vol. II, S. 33.

³⁾ Ebenda S. 37 und 38.

mit dem Nordpunkt zusammenfiel. Dies ist jedoch ohne Zweifel nicht der einzige Unterschied gewesen. Viel auffälliger war z. B. jedenfalls der Unterschied in der Bezeichnung der Winde bei den Holländern und Italienern.

3. Drittens meint Bertelli die *Ungleichheit der Bussolen hätte nicht verborgen bleiben können*.¹⁾ Bertelli meint, wenn tatsächlich solche verschiedene Kompassse nebeneinander (er sagt promiscuamente) gebraucht wurden, so hätten die Schiffer diesen Unterschied auch sehen müssen. Dazu ist zu bemerken, dass im allgemeinen die Kompassse verschiedener Länder überhaupt nicht nebeneinander (promiscuamente) gebraucht wurden, sondern jedes Volk gebrauchte seinen heimischen Kompass. Die Kompassbeobachtungen werden für gewöhnlich überhaupt nicht so genau gewesen sein. Vermutlich wird sich Kolumbus für die grosse Fahrt nach Indien auch möglichst gut mit nautischen Instrumenten versehen haben. Man wird genauer als sonst auf die Kompassrichtungen geachtet haben und hatte so Gelegenheit, den Unterschied der flamändischen und genuesischen Bussolen zu beobachten.

4. Besonderes Gewicht legt Bertelli auf die *»Kursabweichung der Gebrüder Pinzon«*,²⁾ die Tatsache, dass am 9. September 1492 die beiden anderen Schiffe des Kolumbus plötzlich vom Kurse abwichen. Da mir die Angaben zu unsicher scheinen, um irgendwelche Schlüsse auf die Einrichtung der Kompassse daraus zu ziehen, übergehe ich sie hier.

5. Bertelli führt die Angaben des Kolumbus und einiger anderen Zeitgenossen an, um zu zeigen, dass die *Abweichung bis dahin etwas vollständig Unbekanntes* war. Ich will hier nur so viel sagen, dass sich mir bei sorgfältiger Prüfung aller dieser Angaben ergeben hat, dass bei allen diesen Angaben es mindestens zweifelhaft bleibt, ob die Abweichung an und für sich das Neue, Unbekannte ist, oder nicht vielmehr die örtliche Verschiedenheit der Abweichung.

Es kann hier nicht weiter im einzelnen auf die Einwände Bertellis eingegangen werden. Im ganzen ergibt sich jedenfalls, dass die Gründe Bertellis und die Abweichungsangaben

¹⁾ Raccolta, Parte IV, Vol. II, S. 33.

²⁾ Ebenda S. 14.

des Kolumbus und seiner Zeitgenossen *durchaus nicht dagegen* sprechen, dem Unterschiede der flamändischen und genuesischen Bussolen die Bedeutung zuzuschreiben, dass die flamändischen Bussolen bereits nach der Abweichung »verbessert« waren, woraus hervorgeht, dass Kolumbus nicht der Entdecker der Abweichung genannt werden kann. Es spricht nichts dagegen, dass die flamändischen Bussolen des Kolumbus, um mit d'Avezac zu reden, einen handgreiflichen Beweis (*preuve palpable*) von der Kenntnis der Abweichung bilden. Wieviel *dafür* spricht, soll jetzt erörtert werden.

Meine Behauptung geht dahin, dass die Abweichung zu Lande und zu Wasser vor Kolumbus Reise 1492 bekannt war. Darf ich Sie bitten, mir in Gedanken vom Atlantischen Ozean auf das Festland zu folgen, um zunächst zu prüfen, wie es hier mit der Kenntnis der Abweichung aussah. Wir werden uns dann wieder den Schifffahrtskreisen zuwenden, um aus beiden das Ergebnis zu ziehen.

Bereits Hellmann ist 1897 in seiner gründlichen Studie »Anfänge der magnetischen Beobachtungen«¹⁾ zu dem Resultat gekommen, dass man eine selbständige Entdeckung der Abweichung auf dem Festlande annehmen müsse. Die ersten Nachrichten über die Beobachtung der Abweichung knüpfen sich in Deutschland an den Gebrauch von Sonnenuhren mit Magnetnadel. Zur Unterscheidung vom Schiffskompass möchte ich den damals auch üblichen Ausdruck »*Sonnenkompass*« vorschlagen. Diese Sonnenkompassse waren, wie Hellmann gezeigt hat, in jener Zeit ein vielbenutztes Reiseinstrument. Es waren meistens kleine Horizontalsonnenuhren, die zur leichteren Orientierung mit einer Magnetnadel versehen waren. Diese Sonnenkompassse hatten oft nur eine Grösse von wenigen Zentimetern und waren auf diese Weise fast ebenso handlich wie unsere heutigen Taschenuhren. Durch die Verbindung einer Sonnenuhr mit einer Magnetnadel war die Beobachtung der Abweichung an die Hand gegeben. Da augenscheinlich die ersten Abweichungsbeobachtungen des Binnenlandes — die

¹⁾ Zeitschr. der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin, Bd. XXXII. 1897. Auch als Sonderabdruck erschienen.

Nachrichten stammen in der Hauptsache aus Süddeutschland — in keiner Weise durch die Beobachtungen Kolumbus und der Spanier und Portugiesen beeinflusst sind, so hat Hellmann eine selbständige Entdeckung der Abweichung durch binneländische Gelehrte angenommen. Als erste, festländische Beobachtung nennt Hellmann die des Georg Hartmann,¹⁾ in Rom 1510, eine Beobachtung, die Bertelli²⁾ noch in die Zeit 1544 verlegt. Die Frage, ob die Entdeckung der Abweichung bereits *vor* der Beobachtung des Kolumbus stattgefunden hat, lässt Hellmann unberührt. Auf Grund einer Reihe von bisher nicht bekannten Abweichungsangaben aus früherer Zeit und besonders auch, wenn man die Erwähnungsform der Abweichung gelegentlich des Gebrauchs von Sonnenkompassen in Betracht zieht, darf man jetzt, glaube ich, auch zu der Frage Stellung nehmen, ob die Abweichung auf dem Festlande vor oder gleichzeitig mit der Beobachtung des Kolumbus bekannt war. Zunächst möchte ich betonen, dass die Art und Weise, in welcher die ersten Nachrichten die Abweichung erwähnen, durchaus derartig ist, dass die Abweichung als etwas durchaus Bekanntes erscheint, das aber gar keiner Beachtung und Erwähnung bedarf. Das hier zu belegen, würde zu weit führen. Man schrieb die Abweichung gewöhnlich einem Fehler des Magnetsteins zu und wunderte sich nicht weiter darüber. Ich möchte hier nur auf das hinweisen, was seit Hellmanns Arbeit (1897) an neuem Material hinzugekommen ist.

Als älteste Angabe der Abweichung in einem Druckwerke sah man bisher eine Abbildung in Peter Apians Kosmographie von 1524 an. Wir sehen dort die schematische Abbildung eines Sonnenkompasses; die Nadel weist östlich von der Mittagslinie ab. Bertelli behauptet von Apian sogar noch, dass er die Abweichung überhaupt nicht gekannt habe. Hermann Wagner hat 1901 eine sinnigere Übersetzung³⁾

¹⁾ Die Nachricht ist enthalten in einem Briefe, den Georg Hartmann am 4. März 1544 an den Herzog Albrecht von Preussen richtete. Aber wir müssen nach Hellmann annehmen, dass die Beobachtung in Rom, von der Hartmann als einer eigenen in dem Briefe berichtet, bereits um 1510 gemacht wurde.

²⁾ Raccolta, Parte IV, Vol. II. S. 81.

³⁾ Peter Apians Bestimmung der magnetischen Missweisung u. s. w. Nachrichten der Kgl. Gesellschaft der Wissenschaften, Göttingen 1901. Phil.-hist.-Kl. S. 172 und 173.

des Apianschen Textes gegeben, woraus Apians Kenntnis der Abweichung unzweifelhaft hervorgeht.

Viel frühere Abweichungsabbildungen finden sich jedoch auf einer Reihe von sehr wertvollen Reisekarten von Deutschland aus dem Ende des 15. und dem Anfange des 16. Jahrhunderts:

1. a und b. »Das ist der Rom-Weg von meyllen zu meyllen mit puncten verzeychnet von eyner stat zu der andern durch deutzsche lanntt.« Za. 1:530000.

2. »Das sein dy lantstrassen durch das Romisch reych von einem Kunigreych zw dem andern dy an Tewtsche land stossen von meilen zw meilen mit puncten verzaichnet.« »Getruckt von Georg glogkendon zw Nurnbergk 1501.« Za. 1:4100000.

3. Dieselbe Karte mit neuer Legende und der Signatur: »Albrecht Glockendon Illuminist 1533.«

4. »Das heilig Römisch reich mit allen landtstrassen usw. Vnd wie das an vier mör vnd neun künigreich stossen ist.« Za. 1:4100000.

5. »Gelegenhait Teutscher lannd vnnd aller anstos Das man mit hilff eins Compas gewislich von einem ortt zu dem anndern ziehenn mag.« »Gedruckt zu Bamberg durch Georg Erlinger von Augspurg, 1530.« Za. 1:4500000.

Die Abweichungsangaben auf diesen Karten sind bisher vollständig unbeachtet geblieben. Wir haben es mit kleinen schematischen Abbildungen von Sonnenkompassen zu tun. Auf den Karten No. 1—4 ist das Zifferblatt einer Horizontalsonnenuhr abgebildet; auf Karte No. 5 das einer Äquatorealsonnenuhr. In der Mitte ist die Magnetnadel eingezeichnet, die überall um einen geringen Betrag östlich von der Mittagslinie der Sonnenuhr abweicht.

Über die Karten selber habe ich auf der letzten Naturforscherversammlung in Kassel eingehendere Mitteilungen gemacht.¹⁾ Die erste sicher datierte Karte trägt die Zahl 1501.

¹⁾ Vgl. diesen Vortrag »Über die ältesten Reisekarten von Deutschland aus dem Ende des 15. und dem Anfange des 16. Jahrhunderts« in »Deutsche Geographische Blätter«, Bd. XXVI, Bremen 1903, S. 120—138 und Verhandl. d. 75. Versammlung Deutscher Naturforscher und Ärzte zu Kassel 1904, S. 151—155 (Auszug). Diese Reisekarten werde ich zusammen mit den übrigen Generalkarten von Deutschland dieses Zeitraums demnächst in Originalgrösse publizieren.

Ohne Zweifel älter und noch dem 15. Jahrhundert angehörig ist die »Karte des Romwegs«. Es ist nicht ausgeschlossen, dass diese Karte aus der Zeit um 1492 stammt. Jedenfalls ist diese Abweichungsabbildung sehr wichtig für unsere Frage, als die erste sichere Nachricht von der Kenntnis der Abweichung auf dem Festlande, die ohne allen Zweifel vollständig unabhängig ist von der Abweichungsbeobachtung des Kolumbus. Wie langsam sich damals selbst die Nachrichten von grossen Ereignissen verbreiteten, kann man schon daraus erkennen, dass noch 1507 der Lothringer Schulmeister und Kartograph Martin Waldseemüller glaubte, dass Amerigo Vespucci den neuen Erdteil entdeckt habe, den Waldseemüller deshalb »Amerika« nannte. Um wieviel weniger noch wurden Nachrichten wie die von der magnetischen Deklination verbreitet!

Dass auf den Sonnenkompassabbildungen tatsächlich die Deklination angezeigt werden soll, zeigt deutlich ein Vergleich der verschiedenen Sonnenkompassfiguren auf den genannten Reisekarten mit den Abbildungen in Apians Kosmographie (1524 und 1529). Wir haben also sichere Belege für die Kenntnis der Abweichung auf dem Festlande *jetzt* für das 15. Jahrhundert. Als erste Nachricht galt *bisher* die von Georg Hartmann in Rom 1510; als erste Abweichungsangabe auf einer Karte sah sogar noch Hellmann 1897 die auf der Palästina-Karte von Jakob Ziegler¹⁾ aus dem Jahre 1532 an.

Als Verfasser der Reisekarten und Urheber der Abweichungsangabe hat man ohne Zweifel den Nürnberger Sonnenkompassmacher *Erhard Etzlaub*²⁾ anzusehen. Doch haben wir

Die Herausgabe erfolgt mit Unterstützung der Wedekindschen Preisstiftung für deutsche Geschichte der Kgl. Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen.

¹⁾ »Syria, ad Ptolemaei operis rationem . . . Argentorati 1532«, Taf. V. Eine verkleinerte Kopie der Karte bei Nordenskiöld, *Periplus* 1898, S. 171.

²⁾ Durch Nachforschungen in den Nürnberger Archiven hat sich mir ergeben, dass Erhard Etzlaub bereits 1532 gestorben ist und nicht »nach 1546« wie Lochner (»Des Joh. Neudörfer Nachr. v. Künstlern u. Werkleuten [Nürnberg] v. J. 1547« in »Quellenschriften f. Kunstgesch. d. Mittelalters u. d. Renaiss. Bd. X. Wien 1875. S. 172) und alle anderen fälschlich angeben. Für das Jahr 1484 fand ich Etzlaub ausserdem als Bürger ins Nürnberger Bürgerbuch eingetragen. Falls die oben genannte »Karte des Romwegs« tatsächlich aus der Zeit um 1492 stammt, kann nach diesen Daten Etzlaub ganz gut ihr Verfasser sein.

durchaus keinen Grund dazu, anzunehmen, dass Etzlaub als erster die Abweichung beobachtete. Die Sonnenkompass-industrie blühte überhaupt in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts in Nürnberg. In das Nürnberger Bürgerbuch der Jahre 1462—1496 sind offiziell 8 Bürger als »conbastmacher« eingetragen.¹⁾ Doch wird die Zahl der Nürnberger Sonnenkompassmacher noch grösser gewesen sein, da damals das Handwerk der Sonnenkompassmacher noch eine »freie Kunst« war und ausserdem die Berufe im Bürgerbuche nur vereinzelt den Namen der Bürger hinzugefügt sind.²⁾ Es existiert sogar noch ein kleiner Sonnenkompass, dem die Jahreszahl 1453³⁾ eingeprägt ist. Der Ursprungsort dieses Kompasses ist unbestimmt, doch spricht manches für Nürnberg. Da bei einem häufigen Gebrauch von Sonnenkompassen die Beobachtung der Abweichung ausserordentlich nahe liegt, ist es sehr wahrscheinlich, dass mindestens im letzten Viertel des 15. Jahrhunderts den Nürnberger Sonnenkompassmachern die Abweichung bekannt war.

So stand es also Ende des 15. Jahrhunderts mit der Kenntnis der Abweichung hier in unserer nächsten Nachbarschaft, in Süddeutschland. Wir wenden jetzt unsern Blick vom Binnenland wieder den Schiffahrtskreisen zu. Es ist kein Grund dazu vorhanden, anzunehmen, dass bezüglich der Abweichungskennntnis ein Unterschied zwischen Binnenland und Schiffahrtskreisen bestand. Am Landkompass, der gewöhnlich die Gestalt des Sonnenkompass gehabt haben wird, notierte man die Abweichung durch eine eingebrannte Marke. Da nun bekanntlich

¹⁾ Nach den Angaben von Herrn Archivrat Dr. E. Mummenhoff in Nürnberg. Vgl. H. Wagner, P. Apians Bestimmung der magnet. Missweisung u. s. w. l. c.

²⁾ Auch bei »Erhard Etzlauber« fand ich im Bürgerbuch nur den Namen und keinen Beruf eingetragen.

³⁾ Wie bereits in Anmerkung 1 S. 15 gesagt ist, habe ich nachträglich eine ganze Reihe von Sonnenkompassen des 15. Jahrhunderts gefunden. Der hier genannte Kompass wurde 1878 von E. Mayer in Mitt. aus dem Gebiete des Seewesens, Bd. 7, 1878, S. 331 ff. beschrieben und abgebildet. Er gehörte der später versteigerten grossartigen Sammlung des Barons Frédéric Spitzer in Paris an. Wegen näherer Mitteilungen sei verwiesen auf den oben zitierten Nachtrag zu meiner Arbeit in den Mitteilungen der Geogr. Gesellschaft zu München 1904, Heft 2.

beim Schiffskompass die Scheibe fest mit der Nadel verbunden ist — beide drehen sich zusammen auf der Pinne —, so geschah dort die Notierung der Abweichung sehr einfach dadurch, dass man die Nadel um den Betrag der Abweichung unter der Scheibe verschob. Wenn ein Schiffskompass in dieser Weise »verbessert« war — verbessert natürlich sehr relativ genommen —, so zeigte die Kompassscheibe in dem Lande mit der entsprechenden Abweichung die Himmelsrichtungen astronomisch genau.

Die erste sichere Nachricht über eine solche Verschiebung der Nadel am Schiffskompass verdanken wir dem deutschen Mathematikprofessor Joachim Rheticus in seiner *Chorographie*¹⁾, welche er 1539–40 in Frauenburg schrieb, als er sich von Kopernikus in dessen neue Lehre einweihen liess. Rheticus gibt eine ausführliche Beschreibung des Schiffskompasses, aus der klar und deutlich hervorgeht, dass eine solche Verschiebung der Nadel zum Ausgleich der Deklination durchaus nicht etwas Neues ist, sondern ein alter Usus. Folgendes sagt Rheticus über die Verschiebung der Nadel²⁾: »Deshalb, wenn ich sichere Schiffskompassse machen wollte, so probierte ich zuerst auf das sorgfältigste den Magneten, mit dem ich sie (die Nadeln) bestreichen wollte, wie gezeigt ist, und schlicke mir den Stein spitz am Südpole, damit ich Norden auf dem Kompass hätte. Dann machte ich die Scheibe mit allen Strichen nach dem gewöhnlichen Brauch, und wo der Ausschlag meines Steins, von Norden ab, hinfiel, da steche ich die Scheibe durch, derartig, dass die Spitze mit dem Eisen (die Spitze der Nadel) darunter, welche man bestrichen hat, gerade unter das Loch kommt. So würden die Kompassse genau und zeigten die Striche überall richtig gemäss der Chorographie.«

Auch der Spanier Pedro de Medina, welcher 1545 eine sehr verbreitete *Steuermannskunst*³⁾ herausgab, spricht von dem Usus der spanischen Seeleute, die Nadel um $\frac{1}{2}$ Strich nach Osten zu verschieben. Er sagt: »Einige haben die Gewohnheit,

¹⁾ Die im vorarlbergischen Dialekt geschriebene Originalhandschrift wurde erst 1876 veröffentlicht durch Hipler, in *Zeitschr. f. Mathem. u. Physik. Histor.-liter. Abt.* 1876, S. 125–156.

²⁾ Hipler, l. c. S. 148 und 149.

³⁾ *Arte de navegar*, Sevilla 1545, Lib. VI, cap. V.

wenn sie die Schiffskompassse machen, bei der Befestigung der Nadeln an der Windrose die Lilie der Rose nicht genau über die Spitze der Nadeln zu setzen, die mit dem Magneten bestrichen wurden, sondern sie entfernen sie von dieser Lilie um einen halben Viertelwind nach der östlichen Seite, und sie behaupten, dass sie dies tun, um das auszugleichen, was die Nadeln nach Osten abweichen, damit die Bussole mit solcher Kunst hergestellt bleibe, dass die Nadeln und die Lilie in der Angabe des Nordens nicht übereinstimmen, sondern die Lilie zeigt hierhin und die Nadeln dorthin. Dies ist ein offenkundiger Irrtum.« Medina erwähnt die Verschiebung der Nadel nur, um sie zu bekämpfen. Medina selbst leugnet nämlich die Abweichung überhaupt ganz; er hält sie für einen Fehler des Instruments und gibt sogar an anderer Stelle¹⁾ eine ganze Reihe von Ursachen an, nach deren Beseitigung die Nadel wieder Norden zeige. Diese Ansicht hält sich merkwürdigerweise noch lange. Nach 1580 behauptet Pedro Sarmiento,²⁾ ein gelehrter spanischer Seefahrer, es gäbe keine Abweichung. Nichtsdestoweniger ist die Angabe Medinas für unsere Frage von Bedeutung. Sie ist, so viel ich ersehe, der erste sichere Beleg dafür, dass die Schiffer tatsächlich solche »verbesserten« Kompassse gebrauchten. Dabei geht aus den Angaben Medinas durchaus nicht hervor, dass dieser Gebrauch etwas Neues ist.

Besonders wertvoll sind aber für unsere Frage die Angaben des Engländers Robert Norman, die er 1581 in seiner »New Attractiue« macht. Norman zählt zum ersten Male eine ganze Reihe von Verschiebungswinkeln auf, die sich allmählich für die Schiffskompassse in den verschiedenen Ländern je nach der Abweichung eingebürgert hatten. Dabei geht aus den Angaben Normans deutlich hervor, dass dieser Gebrauch der »Kompassverbesserung« zum Ausgleich der Deklination ein sehr alter ist und schon lange vor Medina stattfand. Norman unter-

¹⁾ Arte de navegar 1545. Libro sexto de las agvjas de navegar. Capitulo I. De las agüjas de marear y d'los d'fectos que queden tener, y como se han de emendar.

²⁾ Viage al Estrecho de Magellanes por el Capitan Piedro Sarmiento de Gamboa, Madrid 1768, S. 52. In der englischen Ausgabe von Clem. R. Markham, Hakl. Soc. 91. London 1895. S. 52.

scheidet direkt zwischen »gewöhnlichen Kompassen« und »Meridionalkompassen«. Bei den »gewöhnlichen Kompassen« war die Nadel um den Betrag der Abweichung des betreffenden Landes verschoben. Bei den Meridionalkompassen war die Nadel direkt unter der Nordsüdlinie befestigt; sie wurden besonders im Mittelmeer gebraucht. Im Kapitel X seines Werkes spricht Norman ausführlich: »Of the common Compasses, and of the divers different sortes and makings of them, with the inconveniences that may grow by them, and the Plats made by them.« Norman beginnt mit den genuesischen und flamändischen Bussolen, die genau so konstruiert sind, wie es den Angaben des Kolumbus über das verschiedene Abweichen seiner genuesischen und flamändischen Bussolen entspricht. Er sagt:

»Von diesen gewöhnlichen Segelkompassen finde ich hier (in Europa) fünf verschiedene Sorten oder »Setzungen« (sets). Die erste Art ist die der Levante, welche in Sizilien, Genua und Venedig hergestellt wird. Und diese sind alle (in den meisten Fällen) meridional gemacht, mit den Eisen (Nadeln) direkt unter dem Süd- und Nordpunkt des Kompass«

»Zweitens werden welche in Danzig, im Sund von Dänemark und in Flandern gemacht, welche die Nadeln $\frac{3}{4}$ Punkt (point)¹⁾ östlich von Norden des Kompasses »gesetzt« haben, manche auch einen ganzen Punkt«

»Drittens werden besonders in diesem Lande Kompassse gemacht für St. Nicholas und Russland, die auf $1\frac{1}{2}$ Punkt »gesetzt« sind«

»Viertens werden die Kompassse, welche in Sevilla, Lissabon, La Rochelle, Bordeaux, Rouen und hier in England gemacht werden, gewöhnlich $\frac{1}{2}$ Punkt »gesetzt.«

Als Abweichung der holländischen Kompassse wird auch von späteren Autoren stets $\frac{3}{4}$ bis 1 Strich östlich angegeben und für die in Genua angefertigten Kompassse gar keine Ab-

¹⁾ point = Strich = $360^{\circ} : 32 = 11\frac{1}{4}^{\circ}$.

weichung. Als Zeugen nenne ich nur noch die Namen Gilbert¹⁾ (1600), Nautonnier²⁾ (1603) und Riccioli³⁾ (1661).

Es stimmt somit der Unterschied, den d'Avezac und ich den flamändischen und genuesischen Bussolen beilegen möchten, genau mit dem überein, der für eine gewisse Zeit später historisch belegt ist. Es scheint mir mithin nicht nötig zu sein, den Grund für das verschiedene Abweichen der genuesischen und flamändischen Bussolen, wie Bertelli es will, in Konstruktionsfehlern zu suchen, für die gar keine Belege existieren. Auch mit dem ganzen Zeitgeist stimmt, wie mir scheint, die Kenntnis der Abweichung sehr wohl überein.

Es sollte mich freuen, wenn es mir gelingen wäre, Ihnen eine befriedigende sachliche Begründung für die Behauptung d'Avezacs vorgetragen zu haben, dass die Bussolen des Kolumbus tatsächlich einen handgreiflichen Beweis (*preuve palpable*) für die Kenntnis der magnetischen Deklination bilden. Ich bemerke nochmals, dass es sich hier nur um eine kurze Skizzierung der ganzen Frage handeln konnte.

Ich möchte nicht schliessen, ohne zu betonen, welche nachdrückliche Förderung das Studium dieser Frage durch die von Herrn Geheimrat G. Hellmann⁴⁾ in Berlin herausgegebenen »Neudrucke« zur Geschichte des Magnetismus erfahren hat.

¹⁾ William Gilbert, *Tractatus sive Physiologia Nova de Magnete* 1600. Lib. IV. Kap. VIII.

²⁾ Guillaume de Nautonnier, Sieur de Castelfranc, »La Mécographie de l'Eymant C'est à dire, la description des longitudes, trouvées par les observations des déclinaisons de l' Eymant ... Languedoc 1603. Imprimé à Toulons et à Venez ...« S. 15 ff.

³⁾ Riccioli, *Geographiae et Hydrographiae reformatae libri duodecim* . . Bononiae 1661. Fol. Lib. dec., Kap. XVIII, S. 475.

⁴⁾ Neudrucke von Schriften und Karten über Meteorologie und Erdmagnetismus. No. X. *Rara Magnetica*. Berlin 1898. — Auch Normans »The Newe Attractiue« ist hier nach der letzten Ausgabe vom Jahre 1720 abgedruckt.

Die kartographische Darstellung der Entdeckungen der Normannen in Amerika.

Prof. Jos. Fischer S. J. (Feldkirch).

Die Entdeckungen der Normannen in Amerika und deren kartographische Darstellungen¹⁾ sind in den letzten 20 Jahren Gegenstand eifrigster und erfolgreichster Forschung gewesen.

An der Tatsache, dass die kühnen Wikinger nicht allein Island und Grönland, sondern auch ausgedehnte Teile des Festlandes von Amerika — von Labrador bis Neu-Schottland — entdeckt haben, kann nach den kritischen Untersuchungen von Reeves und Storm nicht mehr gezweifelt werden.

Auf die kartographische Darstellung der normannischen Entdeckungen, insbesondere die auffallend richtige Darstellung Grönlands, lenkte vor allem Nordenskiöld die Aufmerksamkeit weiter Kreise. Bei seinen umfassenden historisch-kartographischen Forschungen war es ihm gelungen, in einer Ptolemäushandschrift der Zamoyski-Bibliothek in Warschau eine Nordlandskarte zu entdecken, nach der eine Gruppe von Grönlandskarten — »Karten vom Zamoyski-Typus oder A-Typus«

¹⁾ Die kartographischen Darstellungen der Entdeckungen wurden durch zwölf Lichtbilder veranschaulicht. Die Mehrzahl derselben findet sich bei Nordenskiöld, Faksimileatlas, Periplus und Bidrag till Nordens äldsta Kartografi oder in Fischers Entdeckungen der Normannen in Amerika (Freiburg 1902, in englischer Übersetzung London 1903) und in dem von Fischer und v. Wieser herausgegebenen Werke: Die älteste Karte mit dem Namen Amerika v. J. 1507 und die Carta marina v. J. 1516 des M. Waldseemüller, Ilacomilus (Innsbruck 1903).

benannt wurde. Das Charakteristische dieser Karten besteht darin, dass Grönland dargestellt ist als Halbinsel Europas westlich von Norwegen und Schweden und westlich von Island, also in richtiger Lage gegenüber diesen Ländern.

Bei Besprechung des Faksimile-Atlases in Petermanns Mitteilungen wies Hofrat v. Wieser darauf hin, dass sich drei ähnliche Darstellungen der Nordlande in den Bibliotheken von Florenz fänden. Lange vor Nordenskiöld hatte Wieser die Karten gefunden, ihre Bedeutung erkannt und eine Pause derselben angefertigt. Bei Seminarübungen pflegte er die Skizzen vorzuzeigen und ihre Bedeutung darzulegen, aber durch anderweitige Geschäfte verhindert, kam er leider nicht eher dazu, seinen Fund bekannt zu geben, bis er den Nordenskiöld würdigte. Die drei von Wieser entdeckten Florentiner Nordlandskarten hat Nordenskiöld in seinem Beitrag zur ältesten nordischen Kartographie in mustergültiger Weise publiziert.

Als ich mich dann selbst auf das Zureden Wiesers eingehender mit den Entdeckungen der Normannen beschäftigte, gelang es mir durch Vermittlung des hochw. Präfecten der Vatikanischen Bibliothek Dr. Franz Ehrle S. J. zwei weitere Ptolemäushandschriften mit Nordlandskarten vom A-Typus in der Vatikanischen Bibliothek ausfindig zu machen. Wichtiger noch war es, dass die beiden Handschriften auch auf den Weltkarten Darstellungen eines entsprechenden, allerdings stark verkleinerten A-Typus aufwiesen. In meiner Arbeit über die Entdeckungen der Normannen in Amerika wurden die vier Karten reproduziert. Wie meine weiteren Nachforschungen ergaben, wiesen auch die von Nordenskiöld und v. Wieser entdeckten Ptolemäushandschriften Weltkarten mit der Darstellung Grönlands auf. Im Gegensatz zu den grossen Spezialkarten vom A-Typus wurden diese kleineren Darstellungen von mir mit dem Namen »a-Typus« bezeichnet, welche Bezeichnung von den verehrten Fachgenossen adoptiert wurde. Im ganzen sind bisher 6 handschriftliche Karten vom A- und 7 vom a-Typus bekannt geworden.

Selbstverständlich wurde alsbald die Frage aufgeworfen, wer ist denn der eigentliche Verfasser der Karte?

Nordenskiöld sprach sich dahin aus, dass die merkwürdig richtigen Darstellungen Grönlands skandinavisch-byzantinischen

Ursprungs seien. So beifällig die Gründe für den skandinavischen Einfluss angenommen wurden, ebenso entschieden wurde der byzantinische Ursprung, die Ansicht, dass die Karten in Konstantinopel entworfen worden seien, zurückgewiesen. Besonders v. Wieser und der leider allzu früh verstorbene Sophus Ruge traten Nordenskiöld entschieden entgegen. Positiv zeigte dann Gust. Storm, dass Claudius Clavus Cimbricus der Urheber der Karten sei. Storm stützte sich in seiner Begründung hauptsächlich auf die Übereinstimmung der A-Karten mit der Nordlandskarte des Claudius Clavus aus d. J. 1427, die sich heute noch in der Stadtbibliothek von Nancy findet. Die dankenswerten Untersuchungen Storms wurden in jüngster Zeit im wesentlichen bestätigt, zum Teil aber auch berichtigt durch einen glücklichen Fund des Dänen Björnbo, über den Björnbo und Petersen in ihrer vortrefflichen Claudius Clavus-Monographie¹⁾ berichten.

Kurz gesagt verdanken wir dem nordischen Gelehrten Claudius Clavus, der am 14. Sept. 1388 in Sallinga auf der Insel Fünen geboren wurde, zwei kartographische Darstellungen der Nordlande nebst zwei Beschreibungen derselben. Die eine Karte samt Beschreibung befindet sich in dem eben erwähnten Nancy-Kodex. Die zweite Karte ist uns erhalten durch die deutschen Kartographen Donnus Nikolaus Germanus und Henricus Martellus Germanus in 6 Karten vom A-Typus, von denen 4 auf Nikolaus Germanus, 2 auf Henricus Martellus zurückgehen. Bruchstückweise war die zugehörige Beschreibung bisher bekannt aus Zitaten Schöners und Friedliebs (Irenicus), auf die Storm in seiner Abhandlung über Claudius Clavus zuerst hinwies. Den vollständigen Text fand Björnbo in zwei verschiedenen Wiener Kodizes hauptsächlich mathematischen Inhalts aus dem 16. Jahrhundert.

Was den Fund Björnbos besonders wertvoll macht, ist der Umstand, dass wir jetzt wissen, dass der Verfertiger der Karte Claudius Clavus selbst in Grönland war, sagt er doch unter anderem ausdrücklich, er habe selbst gesehen (ut vidi), dass die heidnischen Kareler täglich in grosser Zahl nach

¹⁾ A. A. Björnbo og C. S. Petersen, Fyenboen Claudius Claussøn Swart (Claudius Clavus), Nordens ældste Kartograf. Kjöbenhavn 1904.

Grönland kämen; sowie der weitere Umstand, dass jetzt endlich die rätselhaften Namen Grönlands ihre Erklärung gefunden haben. Wenn man bedenkt, wie viel Zeit und Scharfsinn aufgeboten wurden, um die Namen zu deuten, wenn ich selbst daran denke, wie sorgfältig ich die Namen der verschiedenen Karten: Ther promontorium, boger fluvius u. s. w. zusammenstellte, um zu einer befriedigenden Erklärung zu kommen, so reizt die schliessliche Deutung wirklich zum Lachen. Die geheimnisvollen Namen sind nämlich nichts anders als die Strophe eines dänischen, genauer finischen Volksliedes. In wörtlicher Übersetzung lautet dieselbe: »Es wohnt ein Mann in einem Grönlands-Bach — Und Spildehboðh soll (muss) er heissen — Mehr hat er von weissen Häringen — Als er hat von fettem Speck — Vom Norden treibt der Sand aufs neue.«

Die Reihenfolge der Worte des Volksliedes bezeichnet die Reihenfolge der einzelnen bemerkenswerten Punkte der Küste. An anderen Stellen derselben Karte wendet Clavus zum selben Zwecke die Ordnungszahlen: der erste, der zweite u. s. w. an und auf Island Bezeichnungen von verschiedenen Runen. Dass damit der Zenier-Roman endgültig abgetan ist, versteht sich von selbst. Haben bisher die Verteidiger des jüngeren Zeno auf die von den isländischen Sagas so verschiedenen Namen Grönlands hingewiesen, um wenigstens die Darstellung Grönlands als Arbeit des älteren Zeno zu erweisen, so versetzen nun eben diese sonderbaren, einem dänischen Volksliede entlehnten Namen dem Zenier-Roman den Todesstoss.

Wie die richtige Darstellung Grönlands — der A-Typus — auf Claudius Clavus, so geht die unrichtige Darstellung — der B-Typus —, welcher Grönland als Halbinsel Europas nördlich von der skandinavischen Halbinsel östlich von Island einzeichnet, auf Donnus Nikolaus Germanus zurück.

Die mit dem Namen B-Typus oder Ulmer Typus bekannte Zeichnung war längst bekannt aus den Ulmer Ptolemäus-Ausgaben von 1482 und 1486. Aber erst seit der glücklichen Entdeckung der Zamoyski-Karte, Typus A, trat ihre innige Verwandtschaft mit der ursprünglichen Clavus-Karte zutage. Unbeachtet blieb jedoch auch hier die Tatsache, dass der B-Typus sich, wie wir heute sagen, als b-Typus auf der Weltkarte wieder-

finde. Als ich zuerst die Vermutung aussprach, dass die kleine Halbinsel im Norden Europas, die ihre Spitze gegen Norden kehrt und auf eine insula glaciei hinweist, Grönland sei, da fand ich von berufenster Seite entschiedenen Widerspruch. Doch je länger ich der Sache nachdachte, und je mehr ich gezwungen wurde, Gründe für meine Ansicht vorzubringen, um so fester wurde meine Überzeugung. Die Mühe blieb nicht unbelohnt, denn gerade dieser lange verkannten, unrichtigen Grönlandsdarstellung sollte ich ungeahnte kartographische Funde verdanken. Auf eine Anfrage beim damaligen Bibliothekar von Wolfegg, dem hochw. Herrn Herm. Hafner, ob sich im Schlosse eine Ptolemäushandschrift finde, die eine Halbinsel im Norden von Norwegen und Schweden aufweise, bekam ich die erfreuliche Mitteilung, dass sich in der berühmten Kupferstichsammlung des Schlosses eine Ptolemäushandschrift finde, und dass dieselbe eine der eingeschickten Skizze genau entsprechende Halbinsel im Norden Europas enthalte. Die Karten der Wolfegger Ptolemäushandschrift wurden dann mit gütiger Erlaubnis Sr. Durchlaucht des Herrn Fürsten von Waldburg-Wolfegg photographiert und in meiner Arbeit über die Normannen reproduziert.

Die erste handschriftliche Karte des Donnus Nikolaus Germanus vom B-Typus war gefunden. Spätere Nachforschungen ergaben noch zwei andere Ptolemäushandschriften desselben deutschen Kartographen mit Karten vom B- resp. b-Typus. Als ich die Wolfegger Ptolemäushandschrift mit den Ulmer Ausgaben von 1482 und 1486 verglich, stellte sich heraus, dass die Wolfegger Ptolemäushandschrift den Ulmer Ausgaben zugrunde liegt. Noch mehr! Bei mehrtägiger Durchforschung der Bibliothek von Wolfegg fand ich unter den Inkunabeln ein Kartenwerk, das gleich auf dem zweiten Blatte die merkwürdige Halbinsel Grönland vom Typus b bot mit der Inschrift »engronelant«. Also lange vor mir hatte ein anderer dieselbe Ansicht über die sonderbare Halbinsel gehegt wie ich. Auf demselben Blatte fand sich ausser dem Typus b die Darstellung vom Typus B. Beim Weiterblättern stiess ich in demselben Kartenwerke auf die Darstellung vom Typus A. Selbstverständlich musste unter solchen Umständen der Autor des Werkes festgestellt werden. In wenigen Stunden war die Aufgabe gelöst — der Autor der Karten war Martin Waldseemüller (Ilacomilus) — die

Karten selbst waren die verloren geglaubte älteste Karte mit dem Namen Amerika vom Jahre 1507 und die gänzlich unbekannte älteste gedruckte Carta marina von 1516. Die Reihe der glücklichen Entdeckungen war damit noch nicht abgeschlossen. Eine riesige, auf grobe Leinwand aufgezogene und mit soliden Stäben versehene Wandkarte des Jodocus Hondius aus dem Jahre 1611 fand sich unter dem Dache und auch sie erwies sich bei eingehendster Prüfung ebenso als Unikum wie die Waldseemüller-Karten von 1507 und 1516.¹⁾ Leider ist ihre Erhaltung nicht die beste, während die Waldseemüller-Karten vorzüglich erhalten sind, wie sich jeder überzeugen kann, der die reiche Wolfegger Kupferstichsammlung besucht, wo die Karten der grösseren Sicherheit halber jetzt aufbewahrt werden.

Um auf unsere Karten vom B-Typus zurückzukommen, so unterscheiden sich dieselben vom ursprünglichen A-Typus besonders 1. durch die unrichtige Lokalisierung Grönlands und 2. durch zwei Meerbusen an Stelle einer einzigen von Claudius Clavius zwischen dem bottnischen Meerbusen und dem nördlichen Eismeer eingezeichneten Meeresstrasse.

Wie Donnus Nikolaus Germanus dazugekommen ist, Grönland nördlich von der skandinavischen Halbinsel und mit zwei Meerbusen einzuzeichnen, habe ich in meiner Arbeit über die Entdeckungen der Normannen dargetan. Der Nachweis, dass Nikolaus Germanus bei dieser Darstellung andern nordischen Berichten gefolgt sei, wie solche schon dem Kardinal Filiaster im ersten Viertel des 15. Jahrhunderts und dem Verfasser der genuesischen Seekarte (um 1450) bekannt waren, ist von der Kritik anerkannt und insbesondere von Björnbo und Petersen noch fester begründet worden.

Die Nordlandskarte vom Typus B und b erlangte durch die Ulmer Ptolemäusausgaben von 1482 und 1486, sowie durch die in 1000 Exemplaren hergestellte Waldseemüller-Karte von 1507 weitgehendste Verbreitung. Die Karte vom Typus B ist aber auch von entscheidender Bedeutung für die Erklärung zweier Karten vom Typus A, welche auf Henricus Martellus Germanus zurückgehen.

¹⁾ Zum ersten Male wurde bei dieser Gelegenheit die bisher völlig unbekannte Hondius-Weltkarte öffentlich erwähnt.

Die erste dieser Karten findet sich in Florenz in einer Handschrift der Laurenziana, welche ausser dem Insularium des Buondelmonte eine Anzahl von Kartenskizzen aufweist. Björnbo und Petersen geben eine genaue Beschreibung des Kodex, gestehen aber, über den Verfasser der Handschrift und speziell der Nordlandskarte keine Auskunft geben zu können. Mit Recht betonen sie jedoch, dass dem unbekannten Verfasser eine A-Karte des Nikolaus Germanus vorgelegen habe. Bei meiner mit Unterstützung der österreichischen Regierung unternommenen kartographischen Forschungsreise in Italien ist es mir gelungen, sowohl den Urheber der Handschrift als insbesondere auch den Urheber ihrer überaus zahlreichen Veränderungen festzustellen. Die vielen Veränderungen in der horizontalen und vertikalen Gliederung der Inseln und Länder, sowie die zahlreichen neuen Legenden stammen von Henricus Martellus. Wie unter anderem die für Martellus charakteristische muschelförmige Gebirgsdarstellung erweist, war es Henricus Martellus, der die auf seiner A-Karte des Donnus Nikolaus angebrachte Meeresstrasse zwischen dem nördlichen Eismeer und dem bottnischen Meerbusen durch Einzeichnung eines Gebirges in einen Meeresarm des bottnischen Meerbusens umwandelte. Auf dem Original ist die Änderung an der verschiedenen Tinte und an der verschiedenen Art der Gebirgsdarstellung deutlich zu erkennen. Desgleichen lässt die Reproduktion Nordenskiölds im Beitrag zur ältesten nordischen Kartographie die Änderung als eine nachträgliche, von anderer Hand ausgeführte erkennen, wofern man einmal darauf aufmerksam geworden ist. Die Änderung hat ohne Zweifel ihren Grund in der Darstellung der B-Karte.

Wie die Änderung der Gebirgsdarstellung, so rührt auch eine auf dieser Karte erst nachträglich angebrachte, oft zitierte Legende von Henr. Martellus her. Sie lautet: *Norwegia et Livonia patrie paludoxe, ut vix estate permeari possint; Livonia noviter per prutenos fratres ad Cristi[!] fidem conversa se extendit ad boream.* Bekanntlich wurde und wird auch heute noch auf Grund dieser Legende die Entstehung der merkwürdigen Nordlandskarten dem 13. Jahrhundert zugeschrieben. Gegen diese Schlussfolgerung habe ich zurzeit nach dem Vorgange Storms Verwahrung eingelegt u. a. mit dem Hinweis darauf, dass sich diese Bemerkung nur auf einem einzigen Exemplare

finde und dass auch die Fassung (z. B. der Ausdruck Pruteni) und die Zusammenstellung von Norwegen und Livland dafür zu sprechen schienen, dass es sich um eine spätere Eintragung eines Südländers handle. Auf Grund meiner in Florenz angestellten Untersuchungen ergab sich, wie gesagt, Henricus Martellus als der Urheber, Florenz als Ort und die Wende des 16. Jahrhunderts als Zeit der irreführenden Legende.

Wie Henricus Martellus auf der Nordlandskarte des sog. Buondelmonte-Kodex die Legende anbrachte: »Norwegia et Livonia patrie paludoxe, ut vix estate permeari possint,« so hat er auch in der Beschreibung, welche er seiner Nordlandskarte in der kostbaren Ptolemäushandschrift der Nationalbibliothek in Florenz vorausgeschickt hat, den Satz aufgenommen: Gotland, Schweden und Norwegen »paludosae quidem provinciae, ut vix estate nedum hyeme permeari possint«. Die zum Teil wörtliche Übereinstimmung der beiden Legenden ist auch den gelehrten Verfassern der Claudius Clavus-Monographie aufgefallen, aber dass die beiden Sätze vom selben Autor stammten, haben sie nicht erkannt. Desgleichen ist ihnen entgangen, dass die Nordlandskarte des Ptolemäuskodex ebenso wie die des sog. Buondelmontekodex eine Kompilation des A- und B-Typus ist. Während die Karte des Buondelmontekodex nur einen, wie bemerkt nachträglich hergestellten Meerbusen aufweist, zeigt die Nordlandskarte des Ptolemäuskodex der Nationalbibliothek zwei Meerbusen und steht somit der B-Karte noch näher.

Was das Alter der Karten vom Typus A und B anbelangt, so ist es sicher, dass beide Typen von Nikolaus Germanus in der Zeit von 1466 bis 1482 dargeboten wurden. Desgleichen steht fest, dass der B-Typus erst nach dem A-Typus in Anwendung kam. Da nun die prachtvolle Wolfegger Ptolemäushandschrift, die den B-Typus aufweist, bereits am 4. Oktober 1468 fertiggestellt war, wie dies aus einer am Schlusse der Handschrift allerdings erst nachträglich angebrachten Bemerkung erhellt, so dürfte die dem Papste Paul II. dedizierte Ptolemäushandschrift, welche den A-Typus enthielt, für das Jahr 1467 anzusetzen sein.

Während im fernen Italien auf Grund der nordischen Clavus-Karte Darstellungen Grönlands entworfen wurden, welche in

ihrer horizontalen und vertikalen Gliederung der Wirklichkeit näher kommen, als selbst die meisten von ihnen unabhängigen Grönlandsdarstellungen des 17. und 18. Jahrhunderts, entstanden im hohen Norden fast in nächster Nähe der Heimat des Claudius Clavus Kartenbilder, die Grönland rein schematisch als runde Insel im äussern Weltmeer einzeichnen. So befindet sich im Besitze v. Wiesers in Innsbruck eine handschriftliche Erdbeschreibung mit zwei Radkarten aus den Jahren 1483—86, welche Grönland wie England und Norwegen als runde Insel im äusseren Weltmeer darstellen.

In ähnlich unvollkommener Art — in Gestalt eines Rechtecks — ist Grönland als Illaverde auf Portulankarten aus der Mitte des 15. Jahrhunderts eingezeichnet. Südlich von der grünen Insel findet sich eine kleine runde Insel — Illa de brazil. Storm hat diese Insel als das Waldland (Markland) der Normannen gedeutet. Sophus Ruge hat sich dieser Deutung angeschlossen. Wir finden uns also in bester Gesellschaft, wenn auch wir diesen bewährten Autoritäten folgen.

Isla verde

Der Einfluss der Darstellung der Radkarte war natürlich mit dem Aufhören der unbeholfenen Radkarten von selbst beseitigt. Die Darstellung der rechteckigen Illa verde und der runden Illa de brazil auf den Seekarten hat vielleicht dazu beigetragen, Kolumbus zu seiner kühnen Westfahrt zu ermutigen. Dass Kolumbus die Darstellung gekannt habe, schliesst Storm wohl mit Recht aus dem Umstande, dass sich auf der Weltkarte Cosas vom Jahre 1500 die Inseln dieser Seekarten: Frixlanda, Illa verde und Brazil wiederfinden. Dass Kolumbus aber auch direkte Kunde von den Entdeckungen der Normannen in Amerika gehabt habe, wie wiederholt und noch jüngst als höchst wahrscheinlich hingestellt wurde, lässt sich, soviel ich sehe, durch nichts beweisen und muss deshalb trotz aller Vorliebe für die kühnen, wetterfesten Normannen von mir auch heute noch entschieden zurückgewiesen werden.

Vergleichung der amerikanischen und europäischen Juraformation.

Professor Dr. E. Fraas - Stuttgart.

Jeder Besucher unserer vaterländischen geologischen Sammlung im Kgl. Naturalienkabinett zu Stuttgart wird zweifellos am meisten gefesselt durch die reichen und zum Teil einzig dastehenden Fundstücke aus der Trias- und Juraformation, welche dort aufgestellt sind und ein treffliches Bild von der Entwicklung dieser Formationen in Württemberg geben. Es wird sich leicht dem Beschauer der Gedanke aufdrängen, dass diese beiden Formationen bei uns grundverschieden in ihrer Bildungsart sind, indem in der Trias, abgesehen von dem Muschelkalk, bunte, meist rot gefärbte Tone, Gipsmergel und Sandsteine mit Einschlüssen von Landpflanzen und Landtieren vorherrschen, während in dem Jura Kalke und Kalkmergel entwickelt sind, die von unten nach oben von einer dunklen grauschwarzen bis zu einer lichten weisslichen Färbung übergehen und als Einschlüsse fast ausschliesslich Meeresbewohner enthalten. Wir dürfen aus diesen sog. »Facies« der beiden Formationen den Schluss ziehen, dass die Bildungen der Trias, mit Ausnahme des germanischen Binnenmeeres der Muschelkalkperiode, im wesentlichen auf dem Festlande vor sich gingen, während die Facies der Juraformation bei uns einen ausgesprochen marinen Charakter trägt. Ein eingehenderes Studium unserer Juraformation lehrt uns weiterhin, dass die Ablagerungen derselben der Küstenzone angehören und einen litoralen Charakter tragen, indem eigentliche Tiefenbewohner im ganzen fehlen, dagegen alle kleinen Verschiebungen zwischen der Küste und dem Meere in leicht kenntlicher Weise hervortreten. Gerade diese Veränderlichkeit des Gesteins-

charakters, verbunden mit einer Fülle von Versteinerungen, kennzeichnet die Juraformation in Schwaben und hat sie seit langem, insbesondere durch die grundlegenden Arbeiten von Quenstedt und Oppel, zum Ausgangspunkt für die Stratigraphie geeignet gemacht. Es ist geradezu erstaunlich, wie insbesondere im Lias und Dogger fast jeder einzelne geologische Horizont, den wir aus den marinen Entwicklungen des Jura in anderen Gegenden der Erde kennen, auch bei uns sich widerspiegelt, wenn auch natürlicherweise wieder Unterschiede in der Mächtigkeit, Gesteinsausbildung und der Fauna durch andere Meerestiefen, Strömungen und vielleicht auch klimatische Verschiedenheiten sich geltend machen.

Die in den Schichten enthaltenen Versteinerungen, unter welchen die Schalen von Ammoniten, Belemniten, Brachiopoden und einzelnen Mollusken von besonderer Wichtigkeit sind, erlauben uns nicht allein eine sehr präzise Gliederung und gegenseitige Abgrenzung der Horizonte, sondern wir sind durch dieselben auch instand gesetzt, gewisse grosse Faunengebiete zusammen zu stellen und unter sich zu vergleichen. So trennen wir in Europa die Juragebiete resp. die einstigen Jurameere in drei Zonen, eine südliche mit dem Charakter des alpinen Jura (Vorwiegen der Phylloceraten, Lytoceraten, Haploceraten u. a.), eine mittlere mit dem Typus unserer schwäbischen Facies (Entwicklung der Ammonitengeschlechter: Aspidoceras, Oppelia, Harpoceras und Peltoceras) und eine nördliche oder boreale Zone mit Zurücktreten der oben genannten Gattungen und Vorwiegen der Cardioceraten und der Aucellen. Inwieweit diese Trennung auf der Ausbildung klimatischer Zonen oder nur auf gewisse Faunengebiete der einstigen Jurameere zurückzuführen ist, mag für jetzt unerörtert bleiben; dagegen ist es für unsere Studie von Wichtigkeit, dass wir unter Festhaltung der geologischen Horizonte und der Faunengebiete in die Lage versetzt sind, exakte Vergleichen auch weit entfernter Lokalitäten zu machen und dem Zusammenhang der einstigen Jurameere nachzuforschen.

Suchen wir nun nach einem Vergleich und Zusammenhang unserer Juragebiete mit denen von Amerika, so dürfen wir nicht den nächsten Weg über den Atlantischen Ozean einschlagen, sondern wir müssen den weiteren Weg über Asien nehmen und

den Spuren des Jurameeres in Sibirien und den arktischen Inselgebieten, sowie im Himalaya und Belutschistan folgen. An der Westküste Amerikas, von Alaska über Britisch-Kolumbien, Washington, Kalifornien nach Guatemala und weiterhin in Peru, Bolivia und Chile, ist uns die Juraformation in der marinen Facies bekannt. Wenn der Jura in diesem ungeheuer langen Küstenstriche natürlich auch vielfache Differenzierung aufweist, so ist er doch im ganzen leicht in das Schema unserer europäischen oder, richtiger gesagt, eurasischen Entwicklung einzupassen, und die vielfachen Studien von Pompeckj, Gottsche, Steinmann, Mörike und anderen deutschen Geologen sowie die der amerikanischen Kollegen, vor allem T. W. Stanton, J. P. Smith, A. Hyatt, Ch. A. White, Aguilera u. a., haben ein reichliches Material zusammengebracht, das von Jahr zu Jahr vermehrt wird. Soviel lässt sich mit einiger Sicherheit entnehmen, dass die Juraformation an der Westseite des Felsengebirges mit der borealen Zone des eurasischen Jura in direktem Zusammenhang steht und gewissermassen den östlichen Küstenstrich dieses Meeres darstellt, das freilich erst zur Zeit der grossen Transgression nach Osten in der Oxford- bis Portlandstufe diese gewaltige Ausdehnung bekam. Ebenso lässt sich der südamerikanische Jura mit der schwäbischen Facies unseres europäischen Jura in Einklang bringen, wobei wir wiederum an ein mächtiges zentrales Jurameer zu denken haben, das sich von Europa über das südliche Asien, Australien und Polynesien bis an die Westseite der Kordilleren erstreckte. Andererseits scheint der Jura von Guatemala, Peru und weiterhin von Argentinien mit unserer südlichen Jurazone zusammenzuhängen, also eine Verbreitung über das Gebiet der südlichen Atlantis gehabt zu haben.

Nun haben wir aber ausser diesen marinen Schichten auf der Ostseite der Rocky Mountains noch einen breiten Gürtel von Ablagerungen, welche gleichfalls der Juraformation zugestellt werden und schon seit langem das grösste Interesse aller Paläontologen erregt haben. Finden sich doch in diesen Schichten die Überreste jener geradezu gigantischen Saurier aus dem Geschlechte der Dinosaurier, deren erste Kunde durch Marsh und Cope zu uns kam und die heute den Stolz vieler amerikanischen Museen bilden. Auch unser hiesiges Museum weist einige anschauliche Überreste auf, die ich meinen ameri-

kanischen Freunden verdanke und die ich bei Gelegenheit einer mehrmonatlichen Studienreise in Colorado, Wyoming und Montana erworben habe. Meine Studien galten speziell der Erforschung und Vergleichung der Juraformation in diesen Gebieten, und die Resultate lassen sich folgendermassen kurz zusammenfassen.

Der Gesteinscharakter weicht völlig von dem des marinen Jura ab und gleicht in allem unserem Keuper, so dass ich mich anfangs nur schwer mit dem Gedanken befreunden konnte, dass diese bunten Mergel mit weissen und roten Sandsteineinlagerungen nicht dem Keuper, sondern dem Jura angehören sollten. Es rührt dies daher, dass der dortige Jura ebenso wie unser Keuper eine Landbildung oder, richtiger gesagt, eine Süsswasserbildung auf einem grossen Kontinente war. So erklärt es sich auch, dass die Schichten ausser spärlichen Süsswassermollusken nur Landsaurier enthalten, denn die Dinosaurier waren sicher nur Land- und Sumpfbewohner. Es wäre nun natürlich kaum zu erwarten, eine Parallele zwischen diesen Landbildungen und unseren marinen Schichten herauszufinden, wenn uns nicht zufällig noch andere Umstände zu Hilfe kommen würden. Einerseits findet sich nämlich von Wyoming an nördlich an der Basis des terrestrischen Jura (sog. »Atlantosaurus Beds«) ein mariner Horizont, der von der grossen Transgression des Jurameeres zur Zeit des unteren Oxfordien herrührt und der eine Fülle von Versteinerungen enthält, die den Charakter der borealen Fauna des unteren Oxfordien (Cordatus- oder Lambertischichten) trägt. Damit ist zunächst festgestellt, dass die Atlantosaurus-Beds nicht älter sind als dieser Horizont, ja sie schliessen sich unmittelbar an denselben an, indem sie durch brackische Schichten mit demselben verbunden sind. Andererseits haben wir auch in Europa, und zwar in den obersten Weiss-Juraschichten, dem sog. Purbeck in England, eine echte Land- resp. Süsswasserbildung, welche durch die Erhaltung von kleinen Säugetieren ausgezeichnet ist. Da nun auch in Wyoming am Como Bluff nach Osborn in den obersten Atlantosaurus Beds Säugetierreste von demselben Typus gefunden wurden, so erscheint auch dieser Horizont festgestellt, und wir können daraus den Schluss ziehen, dass der terrestrische Jura auf der Ostseite der Rocky Mountains etwa unserem weissen Jura entspricht.

Wir können aber noch weiter daraus schliessen, dass zur

Jurazeit, als ganz Europa noch von einem weiten Meere überflutet war, aus welchem nur eine grosse Zahl von Inseln hervorragte, Nordamerika bereits ein Festland, und zwar ein grosser Kontinent, war, der westlich der Felsengebirge von den Fluten dieses Ozeans bespült wurde, während die östliche Küstenlinie durch den heutigen Atlantischen Ozean bedeckt wird und deshalb nicht mehr zu erforschen ist. Nur zur Zeit der grossen Transgression in der unteren Oxford-Periode drang noch ein schmaler Meeresarm auch auf der Ostseite der Rocky Mounlains in einer dortigen Depression des Festlandes vor und führte zur Ablagerung der marinen Schichten in dieser Gegend.

Die Vorzeit des Menschen im äquatorialen Andengebiet.

Von Hans Meyer-Leipzig.

Das zu besprechende Thema, die Vorzeit des Menschen im äquatorialen Andengebiet, heisst hier selbstverständlich nicht: die gesamten erdgeschichtlichen Zeitalter von der archaischen Periode an, sondern die dem Menschen unmittelbar vorausgehende Periode, durch die das Auftreten des Menschen in jenen Gegenden zeitlich fixiert wird. Auf diese Zeitbestimmung kommt uns viel an, weil sie einen Vergleich ermöglicht mit dem Erscheinen des Menschen in anderen Teilen Südamerikas.

Meine Betrachtung wird also in der Hauptsache eine geologische und paläontologische sein.

Ich beschränke mich dabei auf Mitteilung von Beobachtungen, die ich im vorigen Jahre im Hochland von Ecuador gemacht habe und ergänze sie durch analoge Notizen vertrauenswürdiger Beobachter aus den nördlichen und südlichen Nachbargebieten der äquatorialen Zone, also namentlich aus Columbia und Bolivia.

Zur Illustrierung meines ecuadorianischen hochandinen Reisegebietes habe ich hier eine Anzahl Temperagemälde ausgehängt, die von meinem Begleiter, Herrn Maler Rudolf Beschreiter in München, an Ort und Stelle gemalt sind.

Die Anden, die das äquatoriale Südamerika im Westen meridional durchziehen, sind in der Hauptmasse ein Faltengebirge paläozoischen und mesozoischen Alters. Die Kenntnis ihrer Verhältnisse danken wir vor allem den grossen Arbeiten von W. Reiss und A. Stübel. Im mittleren Teil, also hauptsächlich im heutigen Freistaat Ecuador, sind es zwei parallele

Kordilleren, die durch ein durchschnittlich 3000 m hohes, grossenteils ebnes Hochland voneinander getrennt sind. Die Ostkordillere ist die ältere, aus Gneis, Glimmerschiefer, Graniten erbaut; die Westkordillere ist die jüngere, grösstenteils der Kreideformation angehörend. Von diesem ursprünglichen Faltungsgebirge der Kordilleren und dem ursprünglichen Zwischengebiet ist aber im Landschaftsbild nur noch wenig zu sehen, denn sie sind von späteren vulkanischen Bildungen fast ganz überdeckt und überbaut. Und zwar haben sich diese jüngeren Vulkanberge — ich nenne nur die grössten: Chimborazo, Iliniza, Altar, Cotopaxi. Antisana, Cayambe u. s. w. — in weitaus überwiegender Mehrzahl auf den beiden alten parallelen Kordilleren selbst erhoben, nur in kleiner Minderzahl auf den dazwischenliegenden Hochplateaus. Sie bilden daher 2 grosse parallele Vulkanreihen, die durch einige vulkanische Zwischenglieder verbunden sind. Tätig sind in Ecuador nur noch die Vulkane Sangai, Tunguragua und Cotopaxi; Fumarolen finden sich häufiger. Von Schnee und Eis bedeckt sind aber nicht weniger als 22 der ecuadorianischen Bergriesen, während auf den interandinen Hochplateaus, wo einst die Inkas, heute die Nachkommen der spanischen Eroberer und die Hochlandsindianer mit ihren Mischlingen sitzen, nur sehr selten Schneefälle vorkommen.

Die Kulmination der vulkanischen Tätigkeit in diesen Gebieten hatte man früher in das spätere Tertiär verlegt (Karsten). Aber Wilh. Reiss hat gezeigt, dass diese Zeitbestimmung zu früh ist. Auf Grund der geologischen Aufschlüsse und der paläontologischen Befunde an den im mittleren und nördlichen Ecuador entdeckten Fossillagern nimmt Reiss an, dass die vulkanische Tätigkeit in den äquatorialen Anden frühestens am Ende des Tertiär begonnen und hauptsächlich im Diluvium sich abgespielt hat; eine Ansicht, der sich auch Th. Wolf anschliesst, und die ich durchaus teile.

Natürlich sind die heute vorhandenen, fast sämtlich erloschenen Vulkanberge nicht alle gleichzeitig tätig gewesen. Wir haben uns vorzustellen, dass auch in der Periode des aktivsten Vulkanismus immer nur wenige Berge so kontinuierliche Ausbrüche hatten, wie heute etwa der Sangai, während die Mehrzahl intermittierte. Immerhin ist bei der räumlichen engen Nachbarschaft der Vulkane, bei der zeitlichen Nähe ihrer

Ausbruchsmaxima, bei der furchtbaren Heftigkeit ihrer Lavaergüsse, ihrer Aschenregen und Schlammströme, die in dem ganzen Hochland nur verschwindend wenige Stellen verschont haben (z. B. den Sara Urcu), aller Wahrscheinlichkeit nach für viele Jahrtausende die Existenz aller höheren Organismen in dem Hochland unmöglich gewesen.

Nachdem sich der vulkanische Aufruhr im grossen ganzen beruhigt hatte, nahmen nun aber die neu entstandenen Gebirge an den Wirkungen einer grossen Klimaschwankung teil, die in deutlicher Ausprägung auf einer ganzen Reihe dortiger Vulkanberge zu erkennen sind. Sie sind der Hauptgegenstand meiner vorjährigen Reisetudien. Schon vor Beginn dieser Klimaänderung müssen diejenigen Berge, die gerade in einem Stadium der Untätigkeit waren, grosse Schnee- und Eismassen auf ihren abgekühlten Flanken und Gipfeln angehäuft haben, ähnlich wie es in der Gegenwart auf dem Cotopaxi, Tunguragua und Sangai während der Ruheperioden ihrer vulkanischen Tätigkeit der Fall ist. Und wie in der Gegenwart bei erneuten Ausbrüchen ungeheure Schmelzwasserfluten von diesen Bergen sich herabwälzen und durch die mitgeführten Schlammmassen und Felsblöcke entsetzliche Verwüstungen anrichten, so geschah es in noch viel höherem Masse damals von zahlreichen grossen Bergen des Hochlandes herab. Dies mag um die Mitte des Diluviums geschehen sein, denn in den unteren diluvialen Schichten finden wir noch keine andesitischen, keine vulkanischen Geröllmassen. Erst als die Vulkanberge ganz erloschen waren und keine zerstörenden Lava- oder Schmelzwasserfluten mehr entsandten, konnten auf ihnen die Gletscher in langer Dauer tiefe Spuren eingraben, die bis zum heutigen Tag noch nicht wieder verwischt worden sind.

Bezüglich dieser einstigen Vergletscherung hat zuerst Wilh. Reiss, namentlich vom Quilindaña, eindringende Beobachtungen gemacht, die ich in allen Stücken bestätigen kann. Dazu habe ich an einer Reihe anderer grosser Berge glaziale Untersuchungen angestellt. An allen von mir untersuchten grossen Bergen, mit Ausnahme des relativ jungen, noch aktiven Cotopaxi, lassen alte Kahre, Moränen, Gletscherschliffe, Trogtäler, Dammseen etc. erkennen, dass die Gletscher, die heute dort durchschnittlich bei 4500 und 4600 m Höhe enden, einst bis 3800 und 3750 m

herabgereicht haben. In den meisten der untersuchten alten Gletschertäler fand ich drei in beträchtlicher Distanz voneinander entfernte Endmoränengürtel, welche anzeigen, dass sich der Rückzug der Gletscher bis zu ihrem heutigen Zungenende in drei Bewegungen vollzogen hat. Der allmähliche Vorstoss bis zur Maximalausdehnung stellt eine zusammenhängende Glazialperiode dar. Dieser letzten Glazialperiode ging aber eine noch ältere voraus, die von der genannten jüngsten durch eine wärmere, trockenere Interglazialzeit getrennt war. Das ersehen wir untrüglich daraus, dass mehrere Täler der älteren grossen Berge, wie z. B. des Altar, des Chimborazo, des Carihuairazo, tiefe Trogtäler sind, die in einiger Höhe über den Talsohlen fortlaufende ältere Trogränder haben. Jedes dieser Täler ist ein »Tal im Tale« (Penck), welches nur dadurch entstanden sein kann, dass im Boden eines alten Gletschertales lange Zeit, nachdem der alte Gletscher sich daraus zurückgezogen hat, durch einen von neuem vordringenden Gletscher ein neues, schmäleres Tal ausgeschliffen worden ist. Von jener älteren Glazialperiode ist aber ausser den Taltrögen nur noch sehr wenig mit Deutlichkeit zu erkennen; die zugehörigen Endmoränen sind grösstenteils durch Erosion zerstört oder von jüngerem Schutt zugedeckt oder dicht überwachsen.

Da wir, wie vorhin gesagt, diese beiden Glazialperioden in das späte Diluvium verlegen müssen, können wir höchst wahrscheinlich die beiden ecuadorianischen »Eiszeiten« als gleichzeitig mit den beiden letzten diluvialen Eiszeiten der in Nordamerika und Europa nachgewiesenen drei oder vier Eiszeiten annehmen. Die letzte, deren Wirkungen wir noch in voller Klarheit beobachten können, fiel demnach ins Ende des Diluviums.

Die letzte Eiszeit war, wie die Taltröge zeigen, geringer als die vorausgehende. Die Schneegrenze lag 5—600 m tiefer als heute, die mittlere Temperatur war also, da wir etwa auf 200 m eine Temperaturdifferenz von 1° annehmen können, zirka 3° niedriger. Die Vereisung war also viel geringer als die letzte diluviale Vergletscherung in höheren Breiten, etwa in Nordamerika oder Europa.

Vereinzelte eiszeitliche Beobachtungen hat man auch in anderen Andenländern der Tropenzone gemacht. In Venezuela hat Sievers auf der Sierra Nevada von Santa Marta und auf

der Kordillere von Merida alte Gletscherspuren gefunden; desgleichen Hettner in Columbien am Pan de Azucar bei Cocui und im Hochland von Boyacá. Ebenfalls aus Colombia berichtet R. Blake White von einstiger grosser Gletscherausdehnung am Nevado del Tolima und am Huila. Und in Bolivien beobachtete A. Agassiz in der Nähe des Titicacasees deutliche diluviale Gletscherspuren, während Sir Martin Conway am Illimani, am Sorata und Cacaaca in Bolivia nicht nur ausgedehnte diluviale Moränenbildungen fand, sondern auch den Nachweis führen konnte, dass das bolivianische Hochland eine zweimalige Glazialperiode im Diluvium erlebt hat; was also in Übereinstimmung mit meinen Beobachtungen in den ecuadorianischen Anden steht. Er fand nämlich, dass in die von den Bergen weit gegen die Hochebenen herunterreichenden Gletscherablagerungen durch spätere Wasseraktion tiefe Täler eingeschnitten sind, in welchen dann die Gletscher bei einem zweiten Vordringen ihre Endmoränen 4—5 engl. Meilen unterhalb der gegenwärtigen Eisgrenze abgelagert haben. Wir haben also hier wie in Ecuador die deutlichen Spuren einer stärkeren älteren und einer weniger starken jüngeren Gletscherperiode und einer dazwischenliegenden wärmeren Interglazialzeit. Gut erhalten sind auch hier nur die Moränengürtel der jüngeren Periode, die älteren sind grösstenteils zerstört.

Alle diese Schneedecken und Gletscher der letzten Eiszeit in den genannten Andengebieten der Tropenzone, denen sich in den benachbarten aussertropischen Andengebieten die von Güssfeld, Brakebusch, Hauthal, Fitz Gerald u. a. gemachten Beobachtungen diluvialer Gletscherausdehnung anschliessen, nahmen nach den obigen Ausführungen kein so grosses Areal ein, dass sie die Verbreitung von Organismen wesentlich gehindert hätten, während die grössere Vergletscherung der älteren Glazialperiode, die der Vulkanzeit teils parallel lief, teils ihr folgte, eine starke Beschränkung auf Pflanzen- und Tierverbreitung ausgeübt haben muss. Erst die Interglazialzeit nach der älteren Gletscherperiode hat breiten Raum für die Einwanderung von Pflanzen und Tieren geschaffen, und die darauf folgende jüngere Glazialperiode hat diesen Raum nur relativ wenig eingeengt.

Die in das Hochland einwandernden Pflanzen und Tiere

kamen wohl zuerst aus dem benachbarten warmen Unterland. Die Pflanzen auf den Hochebenen und in den bis an die alpine Region reichenden Hochsteppen oder Paramos gehören in der Mehrzahl zu tropischen Gattungen, aber zu anderen Arten als im warmen Unterland. Sie stammen von den Gattungen des Tieflandes ab, haben sich aber in der Höhe infolge des veränderten Klimas und anderer Bodenverhältnisse in räumlicher Isolierung zu besonderen, vikariierenden Arten ausgebildet.

Neben ihnen fallen aber schon unterhalb der alpinen Region Pflanzenformen auf, die für tropisches Land ganz fremdartig sind und mit nordamerikanischen und europäischen Formen übereinstimmen. Die Übereinstimmung betrifft jedoch auch bei ihnen nur die Gattungen, nicht die Arten. Darauf hat zuerst Moritz Wagner aufmerksam gemacht. Die Arten sind ganz selbständig und den Anden der Äquatorialzone eigentümlich. Je höher man steigt, desto mehr solcher europäischer und nordamerikanischer Formen treten auf, und schliesslich überwiegen sie in der alpinen Region von 4000 m Höhe an weit über die anderen Gattungen. Es sind unter den Gefässpflanzen namentlich Arten der Gattungen *Alchemilla*, *Aster*, *Vicia*, *Cerastium*, *Arabis*, *Gentiana*, *Draba*, *Ranunculus*, *Urtica*, *Saxifraga*, *Lupinus*, *Astragalus*, *Stachys*, *Potentilla*, *Valeriana* etc., unter den Moosen die Gattungen *Hypnum*, *Mnium*, *Neckera* etc., unter den Flechten die Gattungen *Parmelia*, *Thamnomia*, *Stictina*, *Physcia*, *Usnea* etc.

Diese Gattungen sind nach Ansicht hervorragender Pflanzengeographen im Diluvium, als die niedrigere Temperatur auch auf der mittelamerikanischen Kordillere (ohne dass diese natürlich Schneebedeckung gehabt hätte) erträgliche Existenzbedingungen für sie bot, langsam von Norden nach Süden auf der langen Hochlandsbrücke der Anden vorgerückt. Über die relativ schmalen Gebirgslücken im Nicaragua- und Isthmusgebiet sind ihre Samen durch Winde, Gewässer, Vögel weggetragen worden und haben sich auf den damals kühleren Anden der Tropenzone unter der diluvialen Gletscherzone ausgebreitet. Als dann das eiszeitliche Klima schwand, die Temperaturzonen sich nach oben verschoben und die Schnee- und Eisbedeckung sich auf die höchsten Berge zurückzog, konnten diese Pflanzenformen nicht mehr auf den zu warm gewordenen niedrigeren Kordilleren

Zentralamerikas existieren, und der ursprüngliche Verbreitungszusammenhang zwischen Nordamerika, Mexiko und den äquatorialen Hochanden wurde unterbrochen. Um so mehr aber konnten sich nun die räumlich abgesonderten Arten unter den veränderten Umständen in gegenseitiger Kreuzung zu neuen, vicariierenden Arten der nordischen Gattungen ausbilden. So stehen sie heute vor uns.

Das gleiche gilt in quantitativ geringerem Masse von der Fauna der äquatorialen Anden, wie uns von hervorragenden Tiergeographen gelehrt wird. Auch für die andinen Tiere gilt die vorhin von den Pflanzen erwähnte Regel, dass sich mit der Höhe ihres Vorkommens ihre generische Übereinstimmung mit nordamerikanischen und europäischen Formen steigert. Erklärlicherweise bezieht sich dies viel weniger auf die höheren Tiere als auf die niederen. Für höhere, namentlich Säugetiere nördlicher Breiten war auch im Diluvium die niedrige Kordillere Zentralamerikas noch zu warm, und die Gebirgslücken im Isthmusgebiet konnten sie nicht passieren wie die passiv bewegten Pflanzensamen. Viel leichter vermochten dies fliegende Tiere. Daher sind in der andinen Hochregion nur die borealen Säugergattungen Bär, Fuchs und Hase durch vikariierende Arten (*Tremarctos ornatus*, *Canis azarae*, *Lepus andium*) vertreten, während unter den Vögeln eine Falkenart, eine Bergtaube, eine Schleiereule nordische Gattungen repräsentieren, und unter den Insekten die Käfergattungen *Carabus*, *Meloe*, *Anchomenus*, *Bembidium*, *Harpalus*, die Schmetterlingsgattungen *Hipparchia*, *Pieris*, *Colias*, *Argynnis*, *Lycaena*, *Plusia*, *Erebia* ihre vikariierenden Spezies haben, welche alle gegenwärtig dem zentralamerikanischen Zwischengebiet fehlen und im tropischen Tiefland Südamerikas nicht vorkommen. Alle diese Tier- und Pflanzenformen sind in der räumlichen Separation und durch wechselseitige Kreuzung Dauertypen geworden, während wahrscheinlich noch viel mehr nordische Einwanderer ausgestorben sind.

Ausgestorben sind auch zahlreiche Tierformen, die im Diluvium aus den warmen benachbarten Tiefländern sich in die andinen Höhen verbreitet haben. Die wenigen bisher, namentlich von Th. Wolf und W. Reiss erschlossenen paläontologischen Fundstätten haben ergeben, dass auf den interandinen Hochebenen im Diluvium eine Säugetierfauna gelebt hat, die

mit der diluvialen Säugerfauna der südamerikanischen Steppenländer identisch oder aufs engste verwandt ist. Es sind hauptsächlich Arten von Mastodon, Mylodon, Equus, Cervus, Dasypus u. a., also teils derselben Säugetierfauna, die im Pliozän Nordamerika und Europa bevölkert hat und im Postpliozän, als die im Tertiär noch nicht vorhandene Landverbindung zwischen Nord- und Südamerika entstand, nach Südamerika eingewandert ist, teils alt eingesessene Tertiärformen des südlichen Südamerika (Mylodon, Glyptodon, Dasypus). Die Fundorte liegen im Hochland von Ecuador bei den Orten Punin, Alangasi, Imbabura und am Ostfuss des Chimborazo. Ich selbst habe in der Quebrada Chalang bei Punin (2800 m) eine reiche Ausbeute dieser Arten gewonnen. Diese Fauna muss auf der interandinen Hochebene unter Verhältnissen gelebt haben, die den in der Tieflandsheimat dieser Einwanderer herrschenden sehr ähnlich waren; also zu einer Zeit, als ausgedehntes Grasland für die Herdentiere Equus, Cervus, Mastodon, und dazwischen Waldland (an den Flussläufen) für Baumtiere wie das Mylodon bestanden haben. Dies dürfte in der warmen Interglazialperiode gewesen sein. Auch die Loesbildung, welche diese Fossilien einschliesst, weist auf ein damaliges Steppenklima des Hochlandes hin. Diese Fauna ist in der späten Diluvialzeit bis auf wenige Reste (Hirsche, wollhaarer Tapir, Lama) ausgestorben, und zwar sowohl in Südamerika wie in Nordamerika und Europa. Das spricht entschieden für die Gemeinsamkeit der Ursache, und diese dürfen wir gewiss in dem jene Zeit beherrschenden neuen starken Klimawechsel sehen. Mit ihm kam die jüngste Eiszeit über jene Hochländer, und mit ihr gewannen die von Norden eingewanderten borealen Tierformen wieder weitere Verbreitung, bis durch die zunehmende Wärme der gegenwärtigen Periode die nordischen Gattungen in die kalten Höhenzonen unterhalb der Schneeregion zurückgedrängt wurden, wo sie noch heute leben.

Vom diluvialen Menschen haben die bisherigen paläontologischen Funde noch keine Spur im andinen Hochland zutage gefördert. Während nach den Funden im Pampas-Ton Argentiniens der primitive Mensch dort gleichzeitig mit den grossen Edentaten, Mastodonten, Toxodonten etc. der Diluvialzeit gelebt hat, finden sich die ältesten menschlichen Reste im

äquatorialen Andenhochland erst in rezenten Schichten, und da mit allen Anzeichen einer bereits ziemlich fortgeschrittenen Kultur, nicht eines so primitiven Zustandes, wie der des diluvialen Pampasmenschen war. Sie gehören wahrscheinlich den Quitu an, die vor den Cara und vor den Inka diese Hochlande bewohnt haben.

Wer diese Quitu waren und woher sie auf die Hochebene gekommen, ob sie die ältesten Bewohner dieser Landstriche waren oder nicht, dies sind offene Fragen, zu deren Beantwortung die angestellten Untersuchungen noch lange nicht ausreichen.

Wie dem auch sei in diesen riesigen prähistorischen Zeiträumen, jedenfalls kann der Mensch wegen der den grösseren Teil des Diluviums erfüllenden Eruptionstätigkeit der Vulkane und wegen der älteren, stärkeren Glazialperiode nicht früher als im späten Diluvium, frühestens in der der letzten Eiszeit vorausgehenden Interglazialzeit, sich auf den interandinen Hochlanden des Äquatorialgebietes angesiedelt und ausgebreitet haben. Aus den früher angegebenen Gründen wird dies nur sporadisch geschehen sein. Die jüngste, kleinere Glazialperiode wird ihm wohl den Raum wieder beschränkt haben, aber den Aufenthalt nicht unmöglich gemacht haben, da inzwischen auch die meisten Vulkane zur Ruhe gekommen waren. Eine wirkliche ausgedehnte Besitzergreifung dieses Andengebietes durch den Menschen wird jedoch wohl erst im Anfang unserer gegenwärtigen postglazialen Erdperiode, die wir ja auch als eine interglaziale anzusehen berechtigt sind, stattgefunden haben.

Weniger als in Columbien, weniger als in Bolivia und Peru ist bisher die archäologische und prähistorische Forschung in Ecuador von den Amerikanisten betrieben worden; nicht nur wegen des die Hochlande umgebenden Gürtels eines schlechten Tropenklimas, sondern auch wegen des offensichtigen Mangels an Resten einer alten kunstvollen Architektur und an reich ausgestatteten Gräbern, die in nördlicheren und südlicheren Landstrichen zur Ausbeutung und zu wissenschaftlicher Erforschung angelockt haben. Dafür aber wären nach dem wenigen, was im Hochland von Ecuador planlos aufgefunden worden ist, hier

aus der Vor-Inkazeit Schätze zu heben, die zwar nur geringen materiellen und fast gar keinen Kunstwert haben werden, aber für die Kenntnis uralter Völkerwanderungen und Völkerbeziehungen in Südamerika von grösster Bedeutung sein müssen.

Mögen diese kurzen Hinweise dazu beitragen, diesem so lange vernachlässigten Forschungsgebiet eine grössere Beachtung zuzuwenden.

Der Ursprung der Syphilis (Morbus americanus).

Von Dr. Iwan Bloch.

Es ist beinahe ein Vierteljahrhundert verflossen, seitdem die vielumstrittene Frage nach dem Ursprung der Syphilis von dem spanischen Militärarzte Montejo y Robledo auf dem IV. Internationalen Amerikanistenkongresse in Madrid (1882) zum ersten Male in scharfsinniger und innerhalb der gesteckten Grenzen auch gründlicher und erschöpfender Weise besprochen wurde und durch diese Untersuchungen in eine neue Phase trat. — Mit Absicht hatte Montejo,¹⁾ der sich schon seit längerer Zeit mit der Frage nach dem Ursprunge der Syphilis beschäftigte, gerade diesem wissenschaftlichen Forum die Ergebnisse seiner Untersuchungen unterbreitet. Er hatte bereits erkannt, was die Forschung nach ihm in vollem Umfange bestätigt hat, dass es sich bei dieser Frage um eines der grossen Probleme der amerikanistischen Wissenschaft handle, welches ohne weiteres aus der Entscheidung für den neuzeitlichen Ursprung der Syphilis hervorgehe.

Montejo hatte in seiner dem Madrider Amerikanistenkongresse vorgelegten Untersuchung ausschliesslich spanisches Quellenmaterial verwertet, das er zuerst fast vollständig zusammengebracht und in ausgezeichnete Weise kritisch verarbeitet hat. Diese wichtigen Forschungen aber wären unbekannt und damit

¹⁾ Montejo, Cuáles son las principales enfermedades contagiosas que reciprocamente han cambiado entre sí los pueblos del Antiguo y del Nuevo Mundo? (Procedencia Americana de las Bubas.) Congreso internacional de Americanistas. Cuarta Reunión, Madrid 1882. I, pag. 379 ff.

die ganze Frage wiederum im Dunklen geblieben, wenn nicht Herr Professor Seler im Jahre 1895 sie wieder ans Licht gezogen und die Frage von neuem in einem mit Montejos Ansicht übereinstimmenden Sinne beantwortet hätte.¹⁾

Schon zwei Jahre früher hatte Professor Binz in Bonn gelegentlich der 400jährigen Kolumbusfeier ohne Kenntnis der Arbeiten Montejos in einem in der Deutschen medizinischen Wochenschrift veröffentlichten Aufsatz sich ebenfalls zu der Anschauung bekannt, die man von seiten der Ärzte und Historiker längst dem Fluche der Lächerlichkeit überliefert wähnte, dass die Syphilis für die alte Kulturwelt einen neuzeitlichen Ursprung habe und dieser auf Amerika zurückzuführen sei.²⁾

In diesen so verdienstvollen Arbeiten von Montejo, Seler und Binz war aber nur die eine Seite der hier in Betracht kommenden Frage nach der Herkunft der Syphilis beantwortet. Diese Antwort stützte sich, wie erwähnt, im wesentlichen auf die spanischen Berichte. Aber wenn man von dem alten Satze ausgeht, dass wahre Probleme selber schon Wahrheit sind, dann lautet in diesem Falle die Frage: Ist die Syphilis für die alte Kulturwelt eine neuzeitliche Krankheit oder hat sie von jeher existiert? Wird der neuzeitliche Ursprung der Krankheit bejaht, ihr Altertum verneint, so ist damit das Problem ihrer Herkunft, ihrer Einschleppung von selbst gelöst.

So sehr also auch das Interesse der Amerikanisten gerade an den positiven Berichten der spanischen Entdecker haften mag und so hoch diese ganz gewiss zu bewerten sind, so dürfte es doch unmöglich sein, allein auf Grund derselben eine sichere und definitive Lösung der Frage herbeizuführen. Diese Berichte bilden eben nur ein Glied in der Kette der Beweise für den neuzeitlichen, speziell amerikanischen Ursprung der Syphilis, die anderen Glieder aufzufinden, ihren Zusammenhang zu erweisen, habe ich mich in einem grösseren Werke³⁾ bemüht, in dem sich alle eingehenderen Belege und Quellenangaben finden, auf die ich hier nur kurz verweisen kann.

¹⁾ E. Seler, Über den Ursprung der Syphilis in Europa. Verhandlungen der Berliner Gesellschaft für Anthropologie, 1895, pag. 449—454.

²⁾ C. Binz, Die Einschleppung der Syphilis in Europa. Deutsche med. Wochenschr., 1893, pag. 1057—1061.

³⁾ Iwan Bloch, Der Ursprung der Syphilis. Jena 1901, Teil I; Teil II im Drucke.

Wenn es bisher nicht gelang, das Dunkel, das über dem Ursprung und dem ersten Auftreten der Syphilis in der alten Kulturwelt ruhte, vollständig zu lichten, wenn die Diskussion darüber, die so alt ist wie die Krankheit selbst, trotz der Bemühungen eines Astruc, Girtanner oder Hensler im XVIII. Jahrhundert auch im XIX. Jahrhundert nicht zur Ruhe gekommen und einen befriedigenden Abschluss gefunden hat, so hatte das wesentlich zwei Ursachen. Erstens war die historische Kritik noch nicht so weit vorgeschritten, um die zum Teil ungeheuerlichen Irrtümer und Fälschungen, die auf dem Gebiete der Geschichtsschreibung der Syphilis seit Jahrhunderten vorgekommen sind, aufzudecken. Zweitens hat die medizinische Forschung erst in der zweiten Hälfte des XIX. Jahrhunderts uns die Handhaben für eine genaue Erkenntnis des Wesens der verschiedenen Geschlechtskrankheiten geliefert, so dass nunmehr retrospektiv die Geschichte derselben und die Berichte darüber in einem ganz neuen Lichte erscheinen. Dank der Verbindung dieser beiden Forschungsmethoden sind wir jetzt in der glücklichen Lage, mit einer absoluten Sicherheit die Frage nach dem neuzeitlichen Ursprunge der Syphilis für die alte Kulturwelt in positivem Sinne zu beantworten.

Alle vorliegenden Berichte und Tatsachen wiesen auf das letzte Jahrzehnt des XV. Jahrhunderts, speziell die Jahre 1493 bis 1500, als die Zeit des ersten Auftretens der Syphilis in der alten Kulturwelt hin. Es lässt sich nicht der geringste Beweis für eine Existenz der Syphilis vor dieser Zeit erbringen.

Es ist hier nicht der Ort, alle die Theorien und Hypothesen, die abergläubischen Ideen und phantastischen Vorstellungen aufzuzählen, welche man an das so plötzliche Auftreten dieser furchtbaren Krankheit geknüpft hat. Man machte Gott,¹⁾ die Menschen und die Tiere²⁾ für dieses Leiden verantwortlich, auch die Sterne wurden bei dem damals in der Wissenschaft herrschenden astrologischen Aberglauben als eventuelle Urheber der Syphilis in Betracht gezogen.³⁾ Ferner sollten die verschiedenen Arten der Unzucht Ursache der neuen Krankheit sein,

¹⁾ Iwan Bloch, Ursprung der Syphilis, I, pag. 15 -21.

²⁾ Ebenda, pag. 21-23.

³⁾ Ebenda, pag. 23-32.

ohne dass man bedachte, dass dieselben vorher in demselben Masse vorgekommen waren, ohne Syphilis hervorzurufen.

Schlimmer als diese absurden Phantasien waren jene Irrtümer und zum Teil sogar bewussten Fälschungen, auf die sich vorzugsweise der Glaube an eine Existenz der Syphilis im Altertum und Mittelalter gründete, der in der wissenschaftlichen Literatur allmählich die Form eines Dogmas annahm, dem selbst so hervorragende medizinische Geschichtsforscher wie Heinrich Haeser und August Hirsch den Glauben nicht versagt haben.

Es ist aber heute ein Leichtes, die Quellen jener Irrtümer, die den Glauben an das hohe Alter der Syphilis in der alten Kulturwelt hervorgerufen haben, aufzudecken und damit die ganze Nichtigkeit dieser Annahme nachzuweisen.

Erstens kommen hier bewusste Fälschungen in Betracht. Es wurde bereits erwähnt, dass alle zuverlässigen chronologischen Nachrichten über das erste Auftreten der Syphilis frühestens bis auf das Jahr 1493 zurückgehen. Nun fanden sich in der Literatur einige hiermit in Widerspruch stehende Angaben über das Vorhandensein der Syphilis in etwas früherer Zeit. Hauptsächlich kommen hier die beiden Mitteilungen des Franz Joseph Bodmann und des Petrus Martyr in Betracht, die wesentlich dem Glauben an das Altertum der Syphilis Vorschub geleistet haben.

Bodmann hatte in seinen 1819 erschienenen »Rheingauischen Altertümern« eine Stelle aus dem Stiftsprotokoll von St. Viktor in Mainz abgedruckt, in welchem von einem Chorsänger die Rede ist, der an der »Mala Franzos« leidet. Dieses Stiftsprotokoll soll angeblich aus dem Jahre 1472 stammen. Nach meinen Untersuchungen, die durch Herrn Professor Karl v. Hegel bestätigt wurden, ist diese Zahl 1472, die so lange die Historiker fasziniert hat, von Bodmann gefälscht worden, sie hat ursprünglich nicht in dem Dokumente gestanden, das einer viel späteren Zeit angehört. Es ist ja bekannt, dass fast das ganze Lebenswerk dieses eigenartigen Mannes aus Fälschungen auf den verschiedensten Wissensgebieten bestand. Erst vor wenigen Monaten hat der Breslauer Jurist und Privatdozent Dr. Herbert Meyer den überraschenden Nachweis erbracht, dass das sogenannte »Rheingauer Landrecht« in Wirklichkeit nie existiert hat, sondern eine der genialsten Fälschungen eben

dieses Bodmann ist, von der sich die Juristen und Rechtshistoriker ein Jahrhundert lang ebenso haben düpierten lassen, wie die Mediziner von der gefälschten Jahreszahl 1472, in welchem Jahre Bodmann bereits die Syphilis in Mainz auftreten lässt.¹⁾

An Bodmanns Fälschung reiht sich würdig der berühmte Brief an, den Petrus Martyr angeblich im Jahre 1489 an seinen Freund Pedro Arias Barbosa, Professor der griechischen Sprache in Salamanca gerichtet haben soll und in dem schon vom »Morbus Gallicus« die Rede ist. Im Gegensatz zu Bodmanns Fälschung ist dieser Brief bereits von früheren Forschern mit Misstrauen betrachtet worden. Denn Petrus Martyr beschreibt als Nichtarzt bereits im Jahre 1489 Symptome der Syphilis und legt ihr Namen bei, welche die übrige Welt erst sechs Jahre später kennen lernte! Die neueren kritischen Untersuchungen über das »Opus epistolarum« des Petrus Martyr von Leopold v. Ranke bis auf Jakob Bernays haben denn auch ergeben, dass das Datum der Briefe völlig willkürlich ist, dass diese zum grossen Teil fingiert sind und dass vor allem jener Brief an Barbosa nicht vor 1508 geschrieben sein kann, da erst in diesem Jahre ein Lehrstuhl der griechischen Sprache in Salamanca errichtet wurde.²⁾

Eine zweite Quelle von Irrtümern wurde durch die Unklarheit geschaffen, die man jahrhundertlang über den Begriff des venerischen Kontagiums hatte. Noch bis auf Ricord, also bis zum Beginne der zweiten Hälfte des XIX. Jahrhunderts, hatte man die drei venerischen Affektionen: die Syphilis, das venerische Geschwür und die Gonorrhöe nicht scharf voneinander getrennt, sie im Grunde für weseneins gehalten, während wir heute wissen, dass gerade die Syphilis als spezifische Infektionskrankheit von konstitutionellem Charakter von den anderen, nur einen rein lokalen Charakter aufweisenden venerischen Leiden vollkommen getrennt werden muss. Jener frühere Glaube aber an die Identität aller venerischen Affektionen, der sogar durch eine Autorität wie John Hunter vermittelt falsch gedeuteter Experimente befestigt wurde, musste dazu verführen, auch die

¹⁾ Iwan Bloch, Ursprung der Syphilis, I. Teil, pag. 46—52.

²⁾ Ebenda, I, pag 52—58.

geschichtliche Seite von diesem Gesichtspunkte aus zu behandeln.

Wenn Gonorrhöe und Ulcus molle syphilitischer Natur waren, dann war natürlich die Syphilis von jeher dagewesen. Unschwer konnten jetzt einige Schilderungen und Erwähnungen von Genitalleiden bei antiken und mittelalterlichen Schriftstellern auf Syphilis bezogen werden. Aber die fortschreitende Aufklärung über die gänzliche Wesensverschiedenheit der drei venerischen Affektionen erwies auch die Haltlosigkeit jener Deutungen. Vollends mussten diese in ihrer ganzen Nichtigkeit erkannt werden, als die Entwicklung der modernen Dermatologie uns mit einer ganz neuen Krankheitsgruppe bekannt gemacht hat, nämlich derjenigen der pseudovenerischen und pseudosyphilitischen Affektionen. Das sind Hautleiden, die zum Teil in täuschender Ähnlichkeit den Symptomenkomplex der Syphilis nachahmen können. Ich erinnere nur an jene eigentümlichen Infektionskrankheiten, die genau wie die Syphilis zugleich am Körper, an den Genitalien und in der Mundhöhle auftreten, wie gewisse Formen des Pemphigus, der Impetigo, des Herpes, des Erythema exsudativum multiforme. Auch andere chronische Hautaffektionen können in bezug auf Lokalisation und Aussehen Syphilis vortäuschen. Hierher gehören z. B. der Lichen ruber, der nicht selten gleichzeitig auf der Mundschleimhaut und auf den Genitalien sowie am übrigen Körper vorkommt, die Psoriasis mit derselben Lokalisation u. a. m.

Diese Gruppe der pseudovenerischen und pseudosyphilitischen Krankheiten ist ungemein reichhaltig und schon vor 60 Jahren hatte der Kliniker Canstatt erkannt, dass aus derselben sich alle angeblichen Fälle von Syphilis, die bei alten Autoren beschrieben seien, rekrutieren, wobei noch bemerkt sein mag, dass nirgends sich auch nur die geringste Andeutung irgend eines ursächlichen Zusammenhanges zwischen einer Erkrankung der Genitalien und einer Hautaffektion des übrigen Körpers und der Mundhöhle findet.¹⁾

Die Tatsache, dass in der gesamten Literatur der alten Welt, der okzidentalischen und der orientalischen, keinerlei

¹⁾ Vgl. das Kapitel »Die pseudosyphilitischen Hautkrankheiten«, II. Teil meines »Ursprung der Syphilis«, pag. 365 ff.

Schilderung des Symptomenkomplexes der Syphilis vor dem Jahre 1495 anzutreffen ist, vielmehr erst von dieser Zeit an dieselbe als Krankheit *sui generis* auftaucht, wird in erfreulicher Weise durch die Knochenfunde bestätigt.

Da nämlich die Knochen die einzigen Teile des menschlichen Körpers sind, welche nach dem Tode unter günstigen Umständen, die Unbilden der Zeit überdauernd, in ihrer ursprünglichen Gestalt sich erhalten können, so lag es nahe, diese stummen, aber unter Umständen untrüglichen Zeugen für den Nachweis der Existenz der Syphilis in der alten Welt in prähistorischer und historischer Zeit bis 1493 zu verwerten.

In der Tat würde ein einziges im Bereiche der alten Welt gefundenes Skelett, das mit Bestimmtheit der Zeit vor 1493 zugewiesen werden könnte und unzweifelhafte Spuren syphilitischer Erkrankung an sich trüge, mit einem Schlage der ganzen Diskussion über Alter und Ursprung der Lustseuche ein Ende machen.

Und es war nach den Behauptungen der Anhänger der Theorie von der Ältertumssyphilis zu erwarten, dass nicht nur wenige, sondern zahlreiche mit syphilitischen Veränderungen behaftete Knochen in der alten Welt gefunden werden würden. Welch eine Menge solchen Beweismaterials müssten nicht die kolossale Unzucht des kaiserlichen Rom, die Ausschweifungen des Mittelalters geliefert haben, da die nach der Meinung jener Forscher damals existierende Syphilis in ihrem Wesen nicht erkannt und vor allem nicht rationell behandelt wurde und da ja auch die schwersten Knochenaffektionen an Nase und Gaumen infolgedessen von den Vertretern dieser Theorie angenommen und geschildert wurden!

In Wirklichkeit ist es aber trotz der eifrigsten Nachforschungen nicht gelungen, unter den Tausenden und Abertausenden von Überresten der menschlichen Skelette prähistorischer, antiker oder mittelalterlicher Provenienz auch nur einen einzigen Knochen zu entdecken, der sichere syphilitische Veränderungen aufwies. Virchow hat wiederholt erklärt, dass ihm niemals ein präkolumbischer bzw. prähistorischer Knochen aus der alten Welt bekannt geworden sei, und es ist ganz sicher, dass weder die englischen noch die deutschen Sammlungen und Museen solche Knochen enthalten. Ich hatte Gelegenheit, die

reichhaltige Sammlung des Hunterschen Museums in London auf diesen Punkt hin durchzusehen. Sie enthält u. a. zahlreiche Skelettreste aus mittelalterlichen Gräbern mit verschiedenen pathologischen Veränderungen, aber nicht ein einziger Knochen mit syphilitischen Läsionen ist darunter. Dasselbe gilt von der Sammlung des naturhistorischen Museums in Cambridge.

Die Angaben französischer Forscher, namentlich von Parrot und Zambaco über das Vorkommen syphilitischer Veränderungen an prähistorischen Knochen sind von kompetenten Nachuntersuchern und Kennern der Knochensyphilis wie Virchow, Fournier, Bayet u. a. nicht bestätigt worden. Parrot hat rachitische Veränderungen für syphilitische gehalten, in dem Falle von Zambaco handelte es sich um typische Arthritis deformans. Doch wäre es wünschenswert, wenn noch einmal eine gründliche Untersuchung der in den Pariser Museen aufbewahrten und pathologisch veränderten Skelettreste vorgenommen würde. Bis dahin bleibt das Urteil Virchows zu Recht bestehen, dass bisher kein einziger unzweifelhaft syphilitischer Knochen aus der Zeit vor der Entdeckung Amerikas in dem Bereiche der alten Welt gefunden worden ist. »Und doch«, sagt eben derselbe, »sehen wir häufig Knochen von wilden Stämmen aus den verschiedensten Teilen der Welt, welche unzweifelhaft Zeugnis dafür ablegen, dass nach dem Kontakt mit den Europäern Syphilis unter ihnen verbreitet worden ist. Ich erinnere nur an Knochen von den Philippinen, von Neu-Kaledonien, von Australien.«

Fragen wir nun, wann dieser erste Kontakt geschah, so ergibt sich die überraschende Tatsache, dass dies erst nach der Entdeckung Amerikas und vor allem erst nach dem Ausbruche der grossen Syphilisepidemie am Ende des XV. Jahrhunderts der Fall war.¹⁾

Dieser plötzliche Ausbruch der Syphilis im Anfange der neunziger Jahre des XV. Jahrhunderts ist die erste unzweifelbare Tatsache, der erste Punkt, von dem die Untersuchung über den Ursprung der Syphilis ausgehen kann. Der Zug Karls VIII. von Frankreich nach Italien während der Jahre 1494—1495, infolgedessen mehrere von einem grossen Tross

¹⁾ Vgl. über die Frage der Knochenfunde a. a. O., II, pag. 317—364.

von Dirnen begleitete Söldnerheere von bedeutender Stärke sich hier versammelten und miteinander in Berührung traten, bot die günstigste Gelegenheit für die Verbreitung einer Krankheit von der Natur der Syphilis.

Und es kann nun gar kein Zweifel darüber bestehen, dass die Syphilis sich der europäischen Welt zuerst bemerkbar machte, als die Franzosen unter Karl VIII. sich in Italien aufhielten. Diese allgemeine Zeitbestimmung des ersten Auftretens der Syphilis in epidemischer Verbreitung wird von den gleichzeitigen Chronisten und ärztlichen Schriftstellern der verschiedensten Länder übereinstimmend angegeben. Und zwar geschah dieses nach dem Bericht der grossen Mehrzahl der Zeitgenossen während des Aufenthaltes der französischen Armee in Neapel, also zwischen Februar und Mai 1495. Eine kritische Prüfung der zeitgenössischen Berichte erweist ihre Übereinstimmung darin, dass sie eine Einschleppung der Krankheit von aussen her als ganz gewiss hinstellen und diese deutlich den Spaniern zur Last legen. Es lässt sich dann an der Hand der italienischen Städtechroniken der Siegeszug der Syphilis in Italien von Stadt zu Stadt verfolgen, überall werden die bekannten Jahreszahlen 1495—1496 angegeben. Schon im Juni 1495 war sie bis in den nördlichsten Teil der apenninischen Halbinsel, bis an den Fuss der Alpen, an die Grenzen Frankreichs, der Schweiz und Deutschlands vorgedrungen!

Diese Nachrichten über das erste Auftreten der Lustseuche in Italien sind um so bedeutungsvoller, als sie durchgängig von Zeitgenossen herrühren, die das plötzliche Hereinbrechen des Unheils miterlebten und gewiss zum Teil am eigenen Leibe spüren mussten. Laien und Ärzte sind einig darüber, dass die Krankheit bis dahin in Italien völlig unbekannt war, alle nahmen ferner an, dass sie von auswärts eingeschleppt worden sei. Eben wegen dieses geheimnisvollen plötzlichen Auftauchens und ihrer unbekannten Natur machte die Krankheit überall einen tiefen Eindruck und war den Menschen ein Grauen.

Dieses Grauen entsprang nicht nur aus der völligen Unkenntnis der neuen Krankheit, sondern mehr noch aus dem Schrecken, welchen die Heftigkeit und Bösartigkeit der Erscheinungen der Syphilis überall verbreiteten. Alle zeitgenössischen Schriftsteller der verschiedensten Nationen schildern

uns die Krankheit in den düstersten Farben. Diese Malignität der Lustseuche kann nach unserer modernen Anschauungsweise über die Natur und Erscheinungsart der Krankheit nur daraus erklärt werden, dass jene Völker, die alle in gleich intensiver Weise davon ergriffen wurden, bis dahin vollkommen syphilisfrei gewesen waren. Wie will man die damals beobachteten heftigen Krankheitserscheinungen, das frühe Auftreten der sog. sekundären Symptome — oft schon nach wenigen Tagen —, das hohe Fieber, die Intensität der Schmerzen, besonders der unerträglichen Gelenkschmerzen, die schwere sekundäre Affektion der Haut (die sog. »syphilitischen Pocken«), den oft so schnell eintretenden körperlichen Verfall und endlich die unzweifelhafte Häufigkeit der Todesfälle anders erklären? Wie hätte eine angeblich uralte Plage des Menschengeschlechts plötzlich mit so gesteigerter Intensität über so zahlreiche Völker hereinbrechen können? Auch handelte es sich nicht um eine auf bestimmte Kreise beschränkte Seuche, für die man etwa besondere Ursachen hätte verantwortlich machen können, sondern die am Ende des XV. Jahrhunderts auftauchende Syphilis befiel alle Volkskreise und alle Nationen in gleichem Masse und mit derselben Heftigkeit.

Noch heute beobachten wir überall, wo die Lustseuche in bisher syphilisfreie Gegenden eingeschleppt wird, denselben akuten Verlauf, dieselbe Intensität der Erscheinungen wie bei ihrem ersten Auftreten in Europa.¹⁾

Der Zusammenhang der geschilderten Tatsachen und Ereignisse liegt am Tage, er führt uns jetzt unmittelbar vor die Frage: Wie erklärt sich das plötzliche Auftreten der Syphilis in Italien? Auf welchem Wege kam die Seuche dorthin? Diese Fragen involvieren diejenige nach dem eigentlichen Ursprunge, nach der ältesten Heimat der Syphilis.

Die Antwort darauf ist bereits von den Zeitgenossen gegeben worden. Es kommen hier vor allem zwei Quellen in Betracht, erstens die Berichte spanischer Autoren, auf die, wie schon erwähnt, Montejó, Seler und Binz neuerdings wieder die Aufmerksamkeit gelenkt haben, zweitens die Mit-

¹⁾ Vgl. über das erste Auftreten der Syphilis in Italien a. a. O., I, pag. 138—173.

teilungen italienischer Chronisten. Beide Quellen ergänzen sich in einer die ganze Frage endgültig entscheidenden Weise.

Unter den authentischen Berichten der spanischen Autoren sind als die wichtigsten diejenigen des Diaz de Isla, Oviedo, Las Casas, Roman Pane, Sahagun und Hernandez zu nennen.

Der allerwichtigste Zeuge überhaupt für den neueren Ursprung der Syphilis ist Ruy Diaz de Isla, geboren 1462, gestorben nach 1542. Er hatte beim ersten Auftreten der Syphilis in Europa bereits das 30. Lebensjahr überschritten, war Arzt, und zwar ein hervorragender Arzt, und endlich — was die Hauptsache ist — selbst Zeuge der Einschleppung der Syphilis, die er gewissermassen bei ihrer Landung in Europa beobachtete.

Wir wissen, dass Diaz de Isla im Jahre 1493 in Barcelona, später in Sevilla praktisch tätig war und 10 Jahre lang als Chirurg am Allerheilighospital in Lissabon wirkte, wo er sehr reiche Erfahrungen über die Syphilis sammelte und sie in einem besonderen Werke niederlegte, dessen älteste zwischen 1510 und 1520 verfasste Niederschrift von Montejo auf der Nationalbibliothek in Madrid entdeckt wurde. Der Titel dieses Werkes lautet: »Tratado llamado Fruto de todos los santos contra el mal de la ysla Española hecho por maestre Rodrigo de Isla cirujano vezino de lisboa para comun e general provecho de los pacientes Enfermos de la semejante Enfermedad que vulgarmente es llamada Bubas«, d. h.: »Abhandlung, genannt Frucht aus Allerheiligen, gegen die Krankheit der Insel Española, verfasst von Meister Rodrigo de Isla, Chirurg und Bürger von Lissabon, zum gemeinschaftlichen und allgemeinen Nutzen der an der betreffenden Krankheit, die gewöhnlich »Bubas« heisst, Leidenden.«

Im ersten Kapitel dieses Werkes wird der Ursprung und die Einschleppung der Syphilis ausführlich dargestellt. Dieser Bericht gibt selbsterlebte und selbstbeobachtete Tatsachen wieder und erhellt mit einem Schlage das Dunkel, welches über dem Ursprunge der Syphilis ruht.

Der Inhalt desselben ist in Kürze folgender:

Die Syphilis war vor dem Jahre 1493 in Europa unbekannt. Ihre Heimat ist Amerika, d. h. für Europa eigentlich nur

die Insel Española oder Haïti, von wo die Mannschaft des Kolumbus sie nach der ersten Reise desselben mitbrachte. Daher nennt Diaz de Isla die Syphilis die »Krankheit der Insel Española«. Bei den Indianern von Haïti aber hiess die Krankheit »Guaynaras« oder auch »Hipas«, »Taybas« und »Iças«. Der grösste Teil der Mannschaft des Kolumbus infizierte sich dort mit der Syphilis und kehrte krank nach Spanien zurück. Diaz de Isla behandelte selbst in Barcelona mehrere syphilitische Matrosen dieses Geschwaders und erwähnt unter anderen den Steuermann Pinzon aus Palos als einen der an dem neuen Übel Erkrankten. Die Krankheit war den Matrosen völlig unbekannt.

Nach Ankunft des Kolumbus in Barcelona im Jahre 1493 breitete sich dort die Syphilis auch unter den Einwohnern aus, noch während Ferdinand der Katholische und Isabella dort anwesend waren. Im folgenden Jahre, 1494, traf Karl VIII. von Frankreich die Vorbereitungen zu einem grossen Feldzuge und zog Söldner aus den benachbarten Ländern heran. Darunter befanden sich auch viele mit Syphilis behaftete Spanier. So geschah es, dass die Syphilis sich während des Aufenthaltes des französischen Heeres in Italien weiter verbreitete und schliesslich bei dem Zusammenwirken so vieler eine epidemische Verbreitung begünstigender Umstände jene plötzliche und ungeheure Ausbreitung erlangte, wie wir sie kennen gelernt haben.

Auf Española herrschte die Syphilis seit uralter Zeit. Die Indianer besaßen schon bei der Ankunft des Kolumbus eine höchst komplizierte, rationell ausgebildete und abgestufte Heilmethode der Krankheit, deren Inhalt Diaz de Isla im Jahre 1504 aus einer Niederschrift derselben kennen lernte. Sie bestand im wesentlichen aus einer Kur mit dem Guajak und anderen pflanzlichen Tränken in Verbindung mit hydrotherapeutischen, diätetischen und klimatischen Behandlungsmethoden.¹⁾

Dieser klassische Bericht des Diaz de Isla wird vollauf bestätigt durch die Mitteilungen des Oviedo und des Las Casas.

Oviedo, ein vornehmer Hofmann und einer von den in dieser Zeit häufig vorkommenden Gelehrten, die bereits in früher

¹⁾ Der Bericht des Diaz de Isla a. a. O., I, pag. 174-183.

Jugend eine vielseitige Bildung sich angeeignet hatten, befand sich ebenfalls zur Zeit der Rückkehr des Kolumbus im Jahre 1493 in Barcelona, schloss damals Freundschaft mit den Söhnen des Entdeckers und zog von diesem selbst und den Gebrüdern Pinzon sehr wertvolle Nachrichten über den neuen Erdteil ein. Später verweilte er kurz nach dem Feldzuge Karls VIII. längere Zeit in Italien und war dann zu wiederholten Malen jahrelang selbst in der neuen Welt, in Haïti und Zentralamerika. Seine Nachrichten über die Syphilis finden sich vor allem im 13. Kapitel des 2. Buches seiner grossen »*Historia general y natural de las Indias* (I, pag. 50—56 der Madrider Ausgabe von 1853), ferner in einem interessanten Berichte, den er im Jahre 1525 auf Befehl des Kaisers Karl V. verfasste und der in Barcias bekannter Sammlung abgedruckt ist.¹⁾

Es ergibt sich aus diesen Berichten die völlige Übereinstimmung des Oviedo mit dem Diaz de Isla in Beziehung auf den amerikanischen Ursprung der Syphilis. Oviedo erklärt dieselbe für eine spezifische Krankheit der Antillen und des zentralamerikanischen Kontinentes. Die Syphilis wurde nach ihm durch die Indianerinnen den ersten Spaniern, welche mit Kolumbus dorthin kamen, mitgeteilt, durch diese nach Spanien gebracht, von wo sie alsbald gelegentlich des Feldzuges Karls VIII. sich weiter ausbreitete. Nicht französische, nicht neapolitanische Krankheit sei der richtige Name der Syphilis, sondern westindische Krankheit. Unter seinen Gewährsmännern, die er sofort nach ihrer Rückkehr befragte, zählt Oviedo sowohl solche auf, die die erste Reise des Kolumbus mitgemacht hatten, als auch solche, die ihn auf der zweiten Reise begleitet hatten. Unter den ersteren nennt er besonders den Steuermann Vicente Yañez Pinzon, einen der drei Brüder Pinzon. Dies ist eine merkwürdige und überaus wertvolle Übereinstimmung mit der Angabe des Diaz de Isla. Denn dieser erwähnt gleichfalls einen Pinzon, den er auf dem ersten Geschwader des Kolumbus in Barcelona sah und sprach und der sich wie viele andere Teilnehmer an der ersten Reise die Syphilis aus der neuen Welt geholt hatte. Es ist höchst

¹⁾ Hier findet sich die betreffende Stelle im 77. Kapitel. Vgl. Barcia, *Historiadores primitivos de las Indias Occidentales*. Madrid 1749, I, pag. 56—57.

wahrscheinlich, dass dieser mit dem von Oviedo erwähnten Pinzon identisch ist.

Bemerkenswert sind noch aus dem Berichte Oviedos an Kaiser Karl V. die Eingangsworte. Es heisst nämlich da mit stärkster Betonung: »Eure Majestät können es für ganz sicher halten, dass diese Krankheit aus Westindien stammt und unter den Indianern sehr gewöhnlich, aber in jenen Gegenden nicht so gefährlich ist wie in den unsrigen.«¹⁾

Oviedo hat in seinem grossen Werke über Westindien bekanntlich versucht, im Interesse der spanischen Eroberer die grausame Behandlung der Eingeborenen zu rechtfertigen. Zu diesem Zwecke, behaupten nun einige Historiker, habe er auch das Märchen vom amerikanischen Ursprunge der Syphilis erfunden.

Die ganze Hinfälligkeit dieses Argumentes ergibt sich aus der bezeichnenden Tatsache, dass auch der edle Las Casas, der Gegner des Oviedo und Freund der Indianer, gleichwohl ebenfalls ausdrücklich den amerikanischen Ursprung der Lustseuche bezeugt.

Auch er war ein Zeitgenosse der Einschleppung der Syphilis, sein Vater war sogar einer der Begleiter des Kolumbus auf dessen zweiter Reise und er selbst fuhr schon 1498, 24 Jahre alt, nach Haïti, wo er nach vielen Reisen in Zentral- und Südamerika später dauernden Aufenthalt nahm und seine berühmte »Historia general de las Indias« verfasste.

Im 19. Kapitel des V. Bandes dieses Werkes (Madrid: Ausgabe von 1876, V, pag. 233) sagt er nun von Haïti:

»Es gab und gibt zwei Dinge auf dieser Insel, welche im Anfang den Spaniern sehr beschwerlich waren. Das eine ist die Krankheit der Syphilis, welche man in Italien das Franzosenübel nennt. Man weiss aber mit Sicherheit, dass sie von dieser Insel kam, entweder als bei der Rückkehr des Admirals Don Christóbal Colon mit den Nachrichten von der Entdeckung Westindiens die ersten Indianer kamen, welche ich selbst in Sevilla sah, oder es waren bereits einige Spanier mit dieser Krankheit behaftet bei der ersten Rückkehr nach Kastilien. Und da um diese Zeit der König Karl von Frankreich mit einem grossen Heere nach Italien ging, um Neapel zu

¹⁾ Vgl. über Oviedo a. a. O., I, pag. 184—192.

erobern, und sich jene ansteckende Krankheit unter dem Heere verbreitete, glaubten die Italiener, dass sie von diesen Soldaten die Krankheit bekommen hätten und nannten sie deshalb von jener Zeit an die Franzosenkrankheit.

Ich gab mir mehrere Male die Mühe, die Indianer dieser Insel auszufragen, ob diese Krankheit bei ihnen sehr alt sei, und sie antworteten ja, lange vor jener Zeit, als die Christen zu ihnen gekommen seien, ohne dass man an ihren Ursprung eine Erinnerung habe, und hieran kann niemand zweifeln.

Es ist auch eine sehr ausgemachte Sache, dass alle geschlechtlich ausschweifenden Spanier, welche auf dieser Insel nicht die Tugend der Keuschheit bewahrten, von der Krankheit angesteckt wurden und dass von hundert nicht ein einziger ihr entging, falls nicht das Weib gesund war.«

Auch Las Casas berichtet dann über die Intensität der Krankheitserscheinungen bei den Spaniern in Vergleichung mit dem milden Verlaufe der Syphilis bei den Eingeborenen.

So sehen wir, dass die Berichte jener drei so verschiedenen Lebenssphären angehörenden und in ihren politischen Anschauungen divergierenden Zeitgenossen doch übereinstimmend die Tatsache bekunden, dass die Syphilis amerikanischen Ursprungs ist. Und zwar war die Syphilis auf Haïti der unselige Urquell, aus dem sich dann alsbald das Gift in solchen Strömen über Europa und die ganze alte Welt ergoss.

Bezüglich der Syphilis auf Haïti ist uns noch ein interessanter Bericht des Hieronymitenpaters Roman Pane erhalten, der in der »Historia del Almirante de las Indias Don Christóval Colón« (Madrid 1749, pag. 63, Col. I) abgedruckt ist und von der Syphilis des haïtianischen Nationalheros Guagayona handelt und in dem die Schwitzkur der Indianer beschrieben wird, die in einem abgesonderten Raume vorgenommen wird. Diese zur Syphilisbehandlung bestimmte Lokalität nennt Roman Pane »guanara«. Es ist dasselbe Wort, das auch Diaz de Isla als Bezeichnung der Syphilis und dessen, was damit zusammenhängt, erwähnt. Diese Übereinstimmung ist ein glänzendes Zeugnis für den Wert beider Dokumente, da beide Autoren unabhängig voneinander berichten.¹⁾

¹⁾ Über Las Casas' und Roman Panes Berichte a. a. O., I. pag. 192—204.

Die präkolumbische Existenz der Syphilis auf den Antillen macht ohne weiteres diejenige auf dem Festlande des nahen Zentralamerika wahrscheinlich. Durch die Forschungen von Montejó und Seler sind uns namentlich die Mitteilungen des Franziskanerpaters Bernardino de Sahagún und des Arztes Francisco Hernández über die Existenz der Syphilis in Mexiko bekannt geworden.

Sahagúns Berichte in seiner »Historia general de la cosas de Nueva España« beruhen auf den Mitteilungen, die er sich von den Eingeborenen selbst diktieren liess, und zwar in aztekischer Sprache, indem er überall auf die Feststellung der Wahrheit den grössten Wert legte. Zwei Stellen kommen hier besonders in Betracht. Die eine findet sich im 28. Kapitel des 10. Buches, wo die Syphilis mit der Bezeichnung »Nanavatl« erwähnt wird und von dieser zwei Formen »Tlacaçolnanavatl« und »Tecpil« bzw. »pochonanavatl« unterschieden werden, was Jourdanet als Syphilis mit grossen und mit kleinen Pusteln übersetzt. Danach hätten also bereits die alten Mexikaner ganz richtig die schwere Form des grosspustulösen Syphilids von der leichten kleinpustulösen getrennt.

Auch macht an dieser Stelle Sahagún interessante Mitteilungen über die aztekische Therapie der Syphilis, die wesentlich eine interne mit gewissen pflanzlichen Arzneien war.

Noch bedeutsamer ist das 2. Kapitel des 7. Buches des Werkes von Sahagún. Hier spielt nämlich die Syphilis eine Rolle in den Mythen der Mexikaner, die unzweifelhaft aus altheidnischer Zeit stammen. Mit Recht bemerkt Seler, dass durch diese Tatsache die oben angeführte Sahagúnstelle eine ganz andere Bedeutung bekommt.

Es handelt sich in diesem Kapitel um die Frage der Beleuchtung der Welt durch Sonne und Mond und es wird hierin der künftige Sonnengott als »Nanavatzin«, d. h. der kleine Syphilitiker beschrieben, spanisch »el bubosito«, der am ganzen Körper einen pustulösen Ausschlag hat und, um zur Sonne zu werden, ins Feuer springt.

Wie dieser merkwürdige Mythos zu deuten sei, kann an dieser Stelle nicht erörtert werden. Für uns ist die einzige Tatsache von grösster Wichtigkeit, dass bereits in präkolumbischer Tradition die Syphilis erwähnt wird. »Nanavatl« ist

Syphilis, »Nanavatzin« ist der »kleine Syphilitiker«, zugleich der Name des Gottes. Und das für die Syphilis als eine konstitutionelle Erkrankung am meisten charakteristische Symptom, die Hautaffektion, wird deutlich beschrieben.

Nach Selters Untersuchungen wurde der Sonnengott überhaupt von den Mexikanern als Urheber der Geschlechtskrankheiten betrachtet, deren verschiedene Natur ihnen schon sehr wohl bekannt war.

Eine willkommene Ergänzung zu dem Bericht des Sahagun bietet uns das grosse naturgeschichtliche Werk des Arztes Francisco Hernandez, das ebenfalls auf Untersuchungen an Ort und Stelle und zum grössten Teile auf den Angaben der Indianer selbst beruht. Er berichtet auf Fol. III der Ausgabe von Mexiko 1615 seines Werkes über das mexikanische Pflanzen-, Tier- und Mineralreich in naturhistorischer und medizinischer Beziehung von der »Syphilis-Arznei« der alten Mexikaner und gebraucht dabei ein Derivatium desselben Wortes »nanavatl«, welches wir bereits bei Sahagun als Bezeichnung der Syphilis angeführt fanden. Die »Syphilis-Arznei« heisst nämlich »Nanavapatl«.

Bezüglich weiterer Spuren der Syphilis in Zentralamerika muss auf die Ausführungen von Montejo und Seler sowie auf mein grösseres Werk verwiesen werden. Es sei nur noch die bedeutsame Tatsache hervorgehoben, dass wir in Amerika überall bestimmte Namen für die Syphilis antreffen, während bekanntlich in der alten Welt bei ihrem ersten Auftreten wegen der Unbekanntschaft mit der Krankheit eine Bezeichnung gänzlich mangelte und zahllose zum Teil absurde Benennungen künstlich gebildet wurden. Auch nannte sie jedes Volk nach dem Volke oder Lande, von dem es die Syphilis zuerst empfing, wie z. B. die Inder und Japaner sie Portugiesenkrankheit nannten, wegen der Einschleppung durch die Portugiesen, die Russen ihr den Namen polnische, die Türken Frankenkrankheit gaben.

Mit Recht haben daher Montejo und Seler jenen bestimmten Benennungen bei den amerikanischen Urvölkern eine grosse Bedeutung beigemessen, hinsichtlich des hohen Alters der Syphilis in Amerika.

Die Bestätigung der entscheidenden Nachrichten des Diaz de Isla, Oviedo, Las Casas u. a. über die Herkunft der

Syphilis aus Amerika erhalten wir aus zeitgenössischen spanischen und italienischen Dokumenten und Chroniken.

Montejo konnte in den Hospitalarchiven von Sevilla Dokumente nachweisen, die die Richtigkeit der Angabe des Las Casas von der Einschleppung der Syphilis durch die Mannschaft des Kolumbus in Sevilla bestätigen, wobei die höchst-wichtige Tatsache von ihm konstatiert wurde, dass man sie dort sofort als »Serampion de las Indias«, d. h. als »west-indische Flechte«, als aus Westindien stammende Krankheit bezeichnete.

Die Einschleppung der Lustseuche in Barcelona ist uns ja durch Diaz de Isla und Oviedo direkt bezeugt worden. Wir haben aber noch einen dritten wertvollen Zeugen für die Ausbreitung der Syphilis in Barcelona noch vor dem Feldzuge Karls VIII. in der Person des italienischen Humanisten Nikolaus Scyllatius, der in einem Briefe vom Juni 1495 aus Barcelona über die dort seit längerer Zeit herrschende Syphilis-epidemie berichtete, infolge deren zahlreiche Einwohner erkrankt seien. Diese Epidemie herrsche bereits weit über ein Jahr in Barcelona.¹⁾

Endlich verbürgen uns viele gleichzeitige italienische Chronisten die Einschleppung der Syphilis aus Amerika auf dem Wege über Spanien. So heisst es in den sizilischen Annalen schon unter dem Jahr 1498, dass die Syphilis in Neapel zum Ausbruche gekommen sei, wo sich Spanier befunden hätten, die die Seuche von Westindien mitgebracht hätten. Senarega gibt in seiner genuesischen Geschichte sogar genau an, dass die Syphilis zwei Jahre vor dem Zug Karls VIII., also 1493, in Spanien aufgetaucht sei, wohin sie aus dem fernen Westen verschleppt worden sei. Die zeitgenössischen italienischen Ärzte Alexander Benedictus und Antonio Benivieni erklären gleichfalls, dass die Syphilis aus Spanien nach Italien gekommen sei. Und noch viele andere Chronisten geben dieselbe Nachricht. Sehr bezeichnend ist auch der Umstand, dass man sich in Italien zur Heilung der Krankheit spanische Ärzte verschrieb, die schon etwas mehr Erfahrung in der Be-

¹⁾ Vgl. das Kapitel »Die Syphilis in Spanien« a. a. O., I, pag. 231—243.

handlung der neuen Krankheit besaßen als die italienischen Praktiker.¹⁾

* * *

Wären uns nun auch alle diese soeben mitgeteilten Tatsachen nicht bekannt, so würde die blosse Betrachtung der ältesten Geschichte der Syphilis in den einzelnen Ländern der alten Welt vollauf genügen, um ihren neuzeitlichen Ursprung für diese und damit auch ihre Herkunft aus der neuen Welt sicherzustellen.

Überall tritt nämlich die Lustseuche als eine neue Krankheit auf und überall lässt sie sich auf eine Einschleppung zurückführen und nimmt den geschilderten charakteristischen bösartigen Verlauf. Da die Zeit ihres ersten Auftretens mit der Epoche der Entdeckungsreisen zusammenfiel, wurde sie, namentlich durch die Portugiesen, bald auch nach Afrika und in den fernen Osten gebracht. Es ist von grösstem Interesse, dass wir neuerdings durch die Untersuchungen von Okamura²⁾ und Suzuki³⁾ für China und Japan, sowie von Jolly⁴⁾ u. a. für Indien den neuzeitlichen Ursprung der Syphilis in diesen Ländern als gewiss annehmen können. Für die europäischen Länder lassen sich zum Teil genau die zwischen 1493 und 1500 liegenden Jahreszahlen der Einschleppung nachweisen, ebenso für die einzelnen Städte. Die grosse Bedeutung der Benennungen der neuen Krankheit in bezug auf die Erkenntnis ihres neuzeitlichen Ursprunges wurde schon früher erwähnt.⁵⁾

Zum Schlusse muss ich noch einen Punkt berühren, dessen Beurteilung grosse Schwierigkeiten darbietet, nämlich die Frage der Knochenfunde in der neuen Welt. A priori müsste man annehmen, dass dort syphilitische Knochen aus präkolumbischer

¹⁾ Vgl. das Kapitel »Weitere zeitgenössische Nachrichten über den Ursprung der Syphilis« a. a. O., I, pag. 243—252.

²⁾ Tatsuhiko Okamura, Zur Geschichte der Syphilis in China und Japan. Unnas Monatsh. f. prakt. Dermatologie, 1899, XXVIII, No. 6, pag. 296.

³⁾ Tokujiro Suzuki, Über Syphilis im Altertum, speziell in China und Japan. Inaug.-Dissert., Rostock 1903.

⁴⁾ J. Jolly, Indische Medizin. Strassburg 1901, pag. 106; vgl. auch mein Werk »Ursprung der Syphilis«, I, pag. 284—290.

⁵⁾ Vgl. das Kapitel »Die Ausbreitung der Syphilis in der alten Welt« a. a. O., I, pag. 253—296.

Zeit gefunden werden müssten, um die Diagnose der Syphilis als eines »Morbus americanus« über allen Zweifel zu stellen.

Ich bin zwar der Überzeugung, die von ausgezeichneten Kennern der Syphilis und ihrer Geschichte, wie Unna, Scheube, Fournier, Liebermeister, Binz u. a. geteilt wird, dass die wahren, unumstösslichen Beweise für den neuzeitlichen Ursprung der Syphilis auf nosologischem, epidemiologischem Gebiete liegen, dass die mitgeteilten Tatsachen vollauf genügen, um ihre amerikanische Herkunft zu erweisen, wozu die plötzliche Umwandlung der gesamten medizinischen Literatur am Ende des XV. Jahrhunderts die ausführlichste Erläuterung liefert, aber es würde doch durch positive Knochenfunde jeder etwa noch heimlich fortbestehende Zweifel beseitigt.

Ich kann an dieser Stelle die ausserordentlich grossen Schwierigkeiten, die sich der Diagnostik und Differentialdiagnostik der Syphilis am isolierten Knochen entgegenstellen, nicht genauer besprechen, habe dies ausführlicher im zweiten Teile des erwähnten Werkes getan. Zu diesen Schwierigkeiten kommen bei einer Feststellung der Syphilis an Knochen in Amerika aus präkolumbischer Zeit noch folgende.

Erstens weisen gewisse Gebiete, die gerade besonders in dieser Hinsicht in Betracht kommen, aus klimatischen und anderen Gründen kaum irgendwelche Skelettreste auf. So sind z. B. in dem Gebiete von Mexiko nur sehr spärliche menschliche Skelettreste gefunden worden, mit Ausnahme des ausserhalb der Kulturzentren gelegenen Nordwestens. In den zahlreichen Gräbern der Provinz Chiriqui in Columbia fehlten nach Holmes¹⁾ »fast ausnahmslos menschliche Überreste«. Das hängt nicht bloss mit dem weit verbreiteten Brauche des Verbrennens der Leichen zusammen, sondern erklärt sich auch aus klimatischen Gründen, wie z. B. der grossen Feuchtigkeit in Mexiko.

Zweitens ist es nach den Berichten von Diaz de Isla, Oviedo, Las Casas u. a. sicher, dass wenigstens in einigen Gebieten, wie den Antillen, die Syphilis einen sehr milden Verlauf nahm, so dass Knochenkrankheiten sehr selten waren.

¹⁾ W. H. Holmes, Ancient Art of the Province of Chirique. Washington 1888.

Unna¹⁾ und Scheube²⁾, die neuerdings energisch für den neuzeitlichen, amerikanischen Ursprung der Syphilis eingetreten sind, betonen besonders diesen milden Verlauf der Syphilis. Freilich muss man nach den mexikanischen Schilderungen annehmen, dass hier auch schwere Fälle vorkamen.

Drittens ist es fast immer sehr schwierig, die präkolumbische Natur der Gräber und Mounds in Nord-, Mittel- und Südamerika mit Sicherheit festzustellen. Dieselben Bestattungsarten und Grabformen erhielten sich noch Jahrhunderte nach der Entdeckung Amerikas, und so ist es fast immer unmöglich, mit Bestimmtheit ein Urteil darüber abzugeben, ob ein solches Grab präkolumbisch ist oder nicht.

Ich konnte bisher leider nur in eine rein literarische Prüfung der Berichte über Funde syphilitischer Knochen in Amerika eintreten, da ich noch nicht Gelegenheit hatte, die letzteren selbst zu untersuchen.

Zunächst sollen mehrere derartige Knochen im Musée Broca zu Paris vorhanden sein. Die vier Kinderschädel aus Arica in Peru, an denen Parrot dort syphilitische Veränderungen konstatierte, stammen erstens wohl nicht aus präkolumbischer Zeit und bieten zweitens nach Parrots eigener Beschreibung nur rachitische Veränderungen dar. Zwei andere von de Quatrefages und Parrot untersuchte peruanische Schädel Erwachsener scheinen eher der Syphilis verdächtig zu sein. Bei ihnen ist aber wieder die Zeitbestimmung unsicher.

Im Jahre 1880 demonstrierte Moreno der Pariser Anthropologischen Gesellschaft prähistorische Schädel aus Patagonien mit Erscheinungen einer syphilitischen Otitis, die leider nicht genauer beschrieben wird.

Ebenso erwähnt Ashmead in einem Aufsätze über »autochthone Syphilis in Bolivia und Peru« uralte Schädel der Aymaras mit narbigen Vertiefungen und Usuren, die nach ihm auf Syphilis hindeuten.

Die eigentliche Diskussion über die präkolumbische Syphilis

¹⁾ In der Besprechung von Teil I meines »Ursprung der Syphilis«. *Monatsh. f. Dermatologie*, 1902, XXXIV, pag. 27.

²⁾ B. Scheube, Über den Ursprung der Syphilis. *Janus, Archives internationales pour l'Histoire de la Médecine*, 1902, VII, pag. 39.

an Knochen von Urbewohnern Amerikas knüpft an die in der Tat sehr bemerkenswerten Funde von Joseph Jones in den Mounds und Gräbern von Tennessee an. Sie sind von allen bisher besprochenen Knochenfunden die einzigen, die am meisten für Syphilis sprechen.

Der Bericht von Jones erschien im Jahre 1876 in den »Smithsonian Contributions« (pag. 49, 61, 65—73, 85). Er beschrieb an den Extremitäten krankhafte Veränderungen durch Periostitis, Ostitis, Karies, Nekrose, Exostose, die zum grossen Teil allerdings nichts Spezifisches darboten. Bei einem Schädel jedoch konstatierte er alle für die syphilitische Karies charakteristischen Befunde, insbesondere die Eburnation des umgebenden Knochens, ferner fand er an einem andern Schädel die ebenfalls für Syphilis typische Verdickung der Nasenbeine.

Auf Grund dieser Befunde, die allerdings sehr starken Verdacht auf die syphilitische Natur der betreffenden Veränderungen erwecken, kommt Jones zu dem Schlusse, dass die »diseased bones which I collected from the stone graves of Tennessee are probably the most ancient syphilitic bones in the world«. Dieses sei von grösster Bedeutung für die Geschichte der Syphilis und für den Nachweis ihrer Herkunft aus der westlichen Hemisphäre.

Es darf aber nicht verschwiegen werden, dass sowohl Virchow als auch Putnam, der die von Jones ausgegrabenen Skelette selbst gesehen hat, sich diesem Urteile nicht anschliessen und dasselbe mit grosser Skepsis betrachten, während der Pathologe Klebs, der 1896 die Sammlung von Jones besichtigte, durchaus die Meinung des letzteren von der syphilitischen Natur der betreffenden Knochen teilt.

Freilich ist der springende Punkt dieser ganzen Diskussion die Frage des Alters jener Gräber in Tennessee. Ihr präkolumbischer Charakter ist keineswegs sicher ermittelt.

Dieselbe Unsicherheit bezüglich der syphilitischen Natur besteht bei den von Prudden an präkolumbischen Knochen aus Kentucky aufgefundenen krankhaften Veränderungen, die bei einer sehr grossen Zahl derselben vorhanden waren, und das gleiche gilt von Putnams und Mac Leans Feststellung von syphilitischen Veränderungen an Schädeln der Morton-Collection in Philadelphia.

Auch Ganns Schilderung einer syphilitisch veränderten Tibia in einem von ihm geöffneten Mound im nördlichen Britisch-Honduras, die er sogar mit einer dabei gefundenen Tonfigur mit Darstellung einer Operation an den Genitalien in Verbindung bringt, kann nach gütiger Mitteilung von Seler nur mit Misstrauen betrachtet werden, da vor allem auch hier wieder der präkolumbische Charakter des Grabes nicht ausser Zweifel steht.¹⁾

Da sich in ganz Amerika nach den Urteilen von Boas, Brinton, Seler u. a. eine Kontinuität zwischen prä- und postkolumbischer Indianerkultur nachweisen lässt, so dürften auch spätere ähnliche Funde, wie die von Jones, bei denen man mit grosser Wahrscheinlichkeit auf Syphilis schliessen darf, dieselben Schwierigkeiten der chronologischen Beurteilung mit sich bringen wie alle bisherigen.

Anders steht es mit der alten Welt. Hier kennen wir ganz genau das hohe Altertum der Hünengräber, der Pfahlbauten, der Steinkammern, der altgermanischen, altslawischen Grabhügel, ja sogar der Begräbnisstätten aus dem Mittelalter, und in allen diesen wurde bisher niemals ein einziger syphilitischer Knochen gefunden.

Wenn man also auch in Beziehung auf Amerika zu einem »non liquet« kommt, so scheint mir doch dieser Unterschied zwischen der neuen und der alten Welt gebührend hervorgehoben werden zu müssen, und die unerbittliche Forderung an die Gegner des neuzeitlichen Ursprungs der Syphilis bleibt bestehen, dass, wenn sie nun einmal auf die präkolumbischen Knochenfunde einen so grossen Wert legen, sie zunächst einmal für die alte Welt solche beibringen müssten, was ihnen bisher noch nicht gelungen ist und niemals gelingen wird. Bringen wir aber damit die oben geschilderten, durchaus eindeutigen und sicher festgestellten Tatsachen in Verbindung, so ist sowohl für den Geschichtsforscher und Kulturhistoriker als auch für den denkenden Arzt und Pathologen die ganze Frage endgültig entschieden, und damit ein 400jähriges Problem gelöst und so gelöst, dass man, soweit wissenschaftliche Feststellungen reichen, sagen kann: es gibt nur diese einzige Lösung.

¹⁾ Vgl. über die Knochenfunde in Amerika a. a. O., II, pag. 352—363.

Über Trepanieren unter den heutigen Indianern Bolivias.

Von Ad. J. Bandelier, New York.

Während unserer Erforschung der Indianerruinen in Bolivien für das Amerikanische Museum für Naturgeschichte in New York verbrachten wir den grössten Teil des Jahres 1895 auf der Insel Titicaca und an den Ufern des gleichnamigen Sees. Noch hatten wir keine Schädel gefunden, die Spuren von Trepanieren aufgewiesen hätten, von deren Existenz in Peru jedoch hatten wir gehört, ebenso, dass eine Möglichkeit vorhanden, sie in Bolivien gleichfalls zu finden. Bei den Ausgrabungen auf einer Stätte, genannt Kea-Kollu chico, auf der Insel Titicaca, fanden wir in losem Grunde, ohne jegliche Spur eines regelrechten Begräbnisplatzes, zehn trepanierte Schädel, dicht beisammen; sie sind im Museum ausgestellt. Im Verlauf unseres Aufenthaltes in Bolivien haben wir im ganzen 65 trepanierte Schädel, zumeist im Territorium der Aymaras, ausgegraben. Da die Gesamtzahl der im Laufe unserer Ausgrabungen gewonnenen Schädel nahe an 1200 beträgt, so ergibt dies für die Trepanierten ein Verhältnis von fünf Prozent

Die trepanierten Schädel sind alle im Departement von La-Paz gefunden worden, die Mehrzahl auf der Hochebene, südlich von La-Paz in der Umgegend von Sica-Sica. Doch haben wir ebenfalls einige vom südöstlichen Ende des Sees, der Halbinsel Huata, von den Nord- und Südhängen des Illimani und von dem östlichen Abhange der Cordillera, bei Pelechuco und Charassani. An beiden letztgenannten Orten fanden sich wenige vor, aus dem einfachen Grunde, weil die Feuchtigkeit des Bodens zu gross ist, um organische Stoffe unbeschädigt zu lassen. Immerhin erlangten wir einige intakte Cranien.

Die sämtlichen trepanierten Schädel sind im Museum von Herrn Dr. Hrdlička untersucht und geordnet worden, folglich ist keine Beschreibung derselben notwendig. Worauf ich in diesem Artikel hauptsächlich hinweisen möchte, ist das Trepanieren, wie es heute unter den Aymara-Indianern gebräuchlich ist. Herrn Dr. Mc. Gees wertvolle Arbeit über Trepanieren unter den Quichuas von Perú, liefert eine Menge von Daten¹⁾.

Keiner der 65 trepanierten Schädel aus Bolivien weist den viereckigen Einschnitt auf, wie er unter den von Dr. Mc. Gee untersuchten und abgebildeten Schädel aus Perú, sichtlich ist. Die Möglichkeit ist vorhanden, dass die Aymaras denselben Schnitt gekannt und ausgeführt haben, doch haben wir keine Spur davon getroffen.

Während eines kurzen Aufenthaltes unweit dem nordwestlichen Ufer des Titicaca-Sees, in Umayo, erzählte mir der Verwalter des Gutes, dass er vor zirka 25 Jahren einen Mann aus der Umgebung von Cuzco gekannt habe, der infolge eines Schädelbruches trepaniert worden sei, und an Stelle des herausgebrochenen Knochens ein Stückchen Kürbisschale eingelegt. Im Verlaufe des Gesprächs erfuhr ich, dass der Operierte ein Indianer war, ebenso der Operierende. Das war die erste Andeutung, die wir in bezug auf heutig gebräuchliches Trepanieren erlangten.

Erkundigungen unter den Aymaras von Bolivien führten zu dem Resultate, dass wenigstens einige unter ihnen wohlbekannt waren mit der Operation, uns jedoch nicht davon unterrichten wollten. Die gewöhnliche Antwort, wenn wir ihnen trepanierte Schädel (vor ihren Augen ausgegraben) zeigten, war, dass sie nicht wüssten, was die Durchbohrung bedeute und auch nicht, wie sie vollzogen werde. Häufig hatten wir unter unsern Arbeitern indianische Medizinmänner von bedeutendem Ruf (in ihrer Kunst), aber auch diese waren selten zum Reden zu bringen, oder dann vorgaben, die trepanierten Schädel seien diejenigen von Priestern gewesen und die rundliche Öffnung ein Resultat der Tonsur! — — Auf der Halbinsel Huata waren wir endlich so glücklich, einige Mestizen zu finden, die, in

¹⁾ Primitive Trephyning in Perú, by Manuel Antonio Muñiz M.D. and W. J. Mc. Gee. (16 th Annual Report of the Bureau of Ethnology.)

stetern Verkehr mit den Indianern, uns Auskunft gaben, welche späterhin an andern Orten bestätigt wurde.

Die Operation des Trepanierens wird heutzutage in Bolivien und aller Wahrscheinlichkeit nach auch in der peruanischen Sierra vollzogen, und zwar von indianischen Medizinmännern. Sie wird mittelst irgend eines schneidenden Instrumentes ausgeführt, sei es nun ein scharfes Taschenmesser oder ein Meissel, da die Operation aus Einschneiden und Kratzen besteht. Ein besonderer Fall wurde uns genannt, bei welchem die Öffnung, obwohl sie sehr unregelmässig war, mit einem Stück Kürbisschale zugedeckt wurde, doch ist dies, wenn wahr, ein Ausnahmefall. Der Operierte, ein Indianer, lebte (er ist möglicherweise heute noch am Leben) und wohnte zirka zwölf Meilen nördlich von La-Paz.

Eine Indianerin aus der Umgegend von Huata, Francisca Calderon mit Namen, erhielt bei einem Streite (man könnte es Keilerei nennen) einen Schädelbruch und wurde trepaniert. Die Öffnung befindet sich etwas oberhalb der einen Schläfe, ist von unregelmässig ovaler Form und nicht geschlossen, sondern die Haut nur einfach darüber genäht. Die Frau fühlt wenig Beschwerden, ausser in betrunkenem Zustande. Die Operation ist von einem wohlbekannten, eingebornen Medizinmann, Namens Paloma, mit einem scharf geschliffenen Taschenmesser gemacht worden. Die Patientin sagte uns, die Operation sei schmerzhaft gewesen, war aber sonst nicht mittheilsam und verschwand sobald als möglich, uns auch späterhin sorgfältig meidend. Der Aymara-Indianer ist in allen derartigen Fällen sehr verschwiegen, besonders Fremden gegenüber, es sei denn, dass er Erleichterung oder Hilfe von ihnen erwartet, und selbst dann erzählt er nur das Allernotwendigste und lügt soviel er kann, wenn es erspriesslich zu sein scheint.

In Apolobamba, einem Dorfe in der Nähe des Flusses Beni (im nordöstlichen Bolivien) wurde ein gewisser Gregorio Gamez, ein angesehener Mestize, von einem »aficionado« (Amateurarzt) über der linken Schläfe trepaniert, ganz nach Indianerbrauch. Die Öffnung wurde offen, d. h. nur mit der darüber genähten Haut, gelassen und war länglich und unregelmässig. Die Operation wurde mit gewöhnlichen Messern vollzogen und soll nach Durchschneidung der Knochenhaut wenig Schmerz

verursacht haben. Nach Heilung der Wunde fühlte der Mann keinerlei Belästigung oder Beschwerde mehr.

Überall hörten wir, dass das Trepanieren keine »verlorene Kunst« sei unter den Aymaras. Es wird heutzutage noch getan von den Medizinmännern, und zwar nicht selten, kommen doch Schädelbrüche immer vor bei den häufigen Grenzstreitigkeiten zwischen Gemeinden, und nach ihren noch viel häufigeren Festen in trunkenen Zänkereien. Warum aber die Operation geheim gehalten wird, so viel wie nur irgend möglich, ist unverständlich, denn keinerlei Unannehmlichkeiten erwachsen daraus für den Indianer, solange er keine Verbrechen begeht. Die nahe Verwandtschaft zwischen indianischer Heilkunde und indianischer Hexerei und der Glaube an »bösen Zauber« (dies unter den Mestizen sowohl, wie unter den Indianern) führen allerdings zu vielen Verbrechen, wenige werden jedoch je aufgedeckt und bestraft. — Dass die medizinische Fakultät von Bolivien nicht eifersüchtig ist auf den »Indianerdoktor«, hat sie in ihrem Benehmen gegenüber dem Indianer Paloma bewiesen.

Zwar starb Paloma wenige Jahre vor unserem Besuch auf der Halbinsel Huata und erhielten wir unsere Auskunft folglich aus zweiter Hand, jedoch aus Quellen, die jeden Zweifel ausschliessen.

Paloma wohnte in oder dicht bei dem Orte Hacha-cache, nördlich von La-Paz und nahe am See. Er war ein Schamane oder Medizinmann von der Klasse der »Kolliri«, welche indianische Heilkunde und heilkräftige Magik treiben als speziellen Beruf, nebenbei aber, genau wie alle andern Indianer, ihren Arbeiten in Haus und Feld nachgehen. Paloma scheint besonderes Talent für Chirurgie gehabt zu haben, er trepanierte mit überraschendem Erfolg und mit dem allergewöhnlichsten Schneidewerkzeug. Sein Ruf ging weit über die Grenzen der Provinz Omasuyos (deren Hauptstadt Hacha-cache ist) hinaus und gelangte einigen Mitgliedern der med. Fakultät von La-Paz zu Ohren, die ihm in Anbetracht seiner Verdienste, trotz schlechter Messer, ein chirurgisches Etui schenkte. Man versichert, er habe es nie gebraucht, er zog sein primitives Verfahren vor. Ob das nun absolut wahr ist, möchte ich nicht behaupten, das Geschenk aber ist eine bekannte Tatsache. Er nahm, wie alle Medizinmänner, Bezahlung an, wann er sie bekommen konnte.

operierte jedoch auch umsonst, war der oder die Betreffende arm (eine Klage, die der Indianer mit oder ohne Grund anzubringen sucht, wenn er fürchtet, viel bezahlen zu müssen). Paloma war ein wahrer Wohltäter seiner Gemeinde, denn Ärzte waren zu seiner Zeit fast unbekannt ausserhalb La Paz, oder überhaupt grösserer Städte. Er erlangte die Kunst empirisch und durch andere, ältere Schamanen und machte kein Geheimnis daraus. Um so merkwürdiger ist es, dass unsere Arbeiter stets und absolut leugneten, irgend eine Kenntnis des Vorganges des Trepanierens zu haben, so oft wir es versuchten, sie darüber auszufragen; sie hatten nicht den geringsten Grund zu Furcht, beobachteten jedoch dies obstinate Stillschweigen gegenüber allen Weissen und jede Sphäre ihres Lebens betreffend. Ihr harmlosestes Tun und Treiben, ihre allereinfachsten Gebräuche werden verborgen, ja verleugnet. Das kommt von einem tief eingewurzelten Hass gegen Weisse, besonders Fremde und ist wohl in vergangene Jahrhunderte zurückzuführen, wann indianische Medizinmänner manchmal verfolgt wurden und nicht ohne Grund, denn viele ihrer Gebräuche sind gefährlich. Ich möchte hier hervorheben, dass, soweit ich persönlich auch entfernt bin, irgend eine Möglichkeit direkter, böser oder guter Resultate der Hexereien anzunehmen, der Glaube daran durchaus nicht unschädlich ist. Leute, die an Zauberei glauben, werden leicht zu Verbrechen verleitet und, indem sie von der übernatürlichen Macht der Hexerei überzeugt sind, auch auf ihren Schutz rechnen.

Wir haben keine Spur entdecken können, dass Trepanieren heutzutage von den Indianern für andere als äusserliche Verletzungen angewandt wird, dies ist jedoch nicht entscheidend, es folgt daraus nicht, dass der heutige Indio es nur tue, um Knochensplitter zu entfernen, oder um das Gehirn von lästigem Drucke zu befreien. Unter den von uns ausgegrabenen Schädeln finden sich Trepanierte, welche absolut keine Spur äusserer Verletzung aufweisen. Ferner sind welche vorhanden, die zwei bis vier Einschnitte haben, einige hiervon von recht kleinem Umfange. Das hat auf die Vermutung geleitet (und sie ist veröffentlicht worden), dass Trepanieren bei den Indianern ein religiöser Gebrauch gewesen sei, ja es wurde angegeben, es sei ein Strafverfahren gewesen. Ich glaube nicht, dass letztere Erklärung ernstliche Betrachtung verdient, die Idee einer reli-

giösen Handlung jedoch dürfte nicht ohne weiteres beiseite gesetzt werden. Wenn Schädel trepaniert wurden, ohne Spuren äusserer Verletzung, war doch sicher ein schwerwiegender Grund vorhanden. Der Indianer schreibt jede Krankheit einem geistigen Einflusse zu, sobald sie nicht mit gewöhnlichen Mitteln zu bekämpfen ist, ja selbst im einfachsten Falle besorgt er den Einfluss übernatürlicher Mächte. Dies fanden wir aus, als sich meine Frau auf der Insel Titicaca an einem Felsen verletzte. Der Schamane, den ich ihr als Begleiter gewählt hatte (absichtlich, damit sie ihn beobachten und wenn möglich ausfragen sollte), befahl ihr, von dem Steine etwas zu essen, da er (der Stein) sie sonst wieder verwunden werde. Indianer leiden, so gut wie andere Menschen, an Kopfweh und wird der Schmerz zu heftig oder ist er hartnäckig, dann steigt der Aberglaube auf, eine böse Macht wohne im Kopfe, oder sei durch übelwollende Hexerei hineingebracht worden. In solchem Falle und, nachdem alle andern Zaubermittel und Formeln fruchtlos gewesen, greift man zum letzten Mittel; man bohrt ein Loch in den Kopf, um den »Bösen« herauszulassen. Das ist ein religiöser Akt, und Trepanieren wird in solchen Fällen von Zeremonien begleitet, die uns noch unbekannt sind. Beweise sind reichlich vorhanden, dass die Existenz fremder Körper in unserem Organismus als die Ursache mancher Krankheiten crachtet wird und die Callahuayas, oder wandernden Schamanen aus Curva bei Charassani, haben den Ruf, solche »eingebildete« Krankheitskeime aus dem Körper herauszutreiben und — zugleich das Geld aus der Tasche der »Gläubigen«. Das Aussaugen schmerzender Stellen des Körpers, besonders bei Geschwüren, ist in allgemeinem Gebrauche unter den Aymarás und Quichuas. Bei Huata haben zwei Mediziner den Eiter aus einem syphilitischen Geschwür gesogen, die Lippen an die Wunde gepresst; wir kennen den Fall genau. Die einzige Vorsichtsmassregel, die von den beiden angewandt wurde, war, dass sie vor und nach der »Operation« den Mund mit Alkohol spülten. Ein interessanter Fall ist derjenige zweier Callahuayas, die einem an Dysenterie Leidenden zwei lebende Frösche aus dem Leibe praktizierten, zum Beweise der Familie die Tierchen zeigend. Die Betrügerei kam infolge eines Streites wegen Teilung des Lohnes an den Tag! Der Eindruck des lange währenden Vorganges jedoch und be-

sonders die starken Mittel (Kräuter) bewirkten eine vollkommene Heilung. Wo immer der Glaube so tief eingewurzelt ist, kann es nicht zu verwundern sein, wenn sie Schädel durchbohren, um den bösen Geist, der Kopfweh oder Geschwüre verursacht, auszutreiben.

Eigentliche Narkose ist dem Indianer unbekannt, doch bewirkt der stete Gebrauch, oder auch Missbrauch (durch Kauen) der Coca bis zu einem gewissen Grade Gefühllosigkeit. Die Cocablätter, gekaut, werden für alle möglichen Wunden und Quetschungen gebraucht und dämpfen wenigstens den Schmerz, ohne ihn ganz wegzunehmen. Sie wenden Anästhesie folglich unbewusst an, da sie nur an die heilende Kraft der Coca glauben.

Über die Instrumente, welche zum Trepanieren gebraucht worden sind, bevor das Eisen bekannt war, haben wir keine bestimmte Angabe. In den Ruinen von Chujun-Paki bei Huata fand meine Frau, in einem Steingrabe, ein Stück eines trepanierten Schädels und dicht dabei ein kleines Gefäß, worin zwei Stücke scharf schneidender Obsidian lagen, alles das ist zurzeit im Museum. Die Obsidianstücke sind so scharf, dass sich meine Frau trotz aller Sorgfalt verschiedentlich damit verwundet hat, beim Herausnehmen wie bei der späteren Verpackung. Von der chilenischen Küste bei Arica haben wir eine Lanzette mit Holzgriff; die Spitze ist Obsidian in der Form einer Pfeilspitze und sehr scharf. Als wir uns in Pelechuco (Nord-Bolivia), am Abhange der Andes, aufhielten und dort in den Ruinen von Ezcupa arbeiteten, beklagte sich eines Tages einer unserer Arbeiter über eine Verrenkung im Knie. Unsre rechte Hand war dort ein Quichua-Medizinmann. Dieser zertrümmerte sofort eine Flasche, in welcher er Alkohol gebracht zum Opfer (ohne welches keine Ausgrabung gut ausfallen soll), und aus dem schärfsten Glasplitter verfertigte er eine Lanzette, mit der er die schmerzende Stelle schröpfte. Scharfe Messer waren vorhanden, doch wollte der Indianer nur Glas gebrauchen. Das Glas sah Obsidian ähnlich und mag er es deshalb vorgezogen haben.

Die Hauptveranlassung zur Erfindung des Trepanierens unter den peruanischen und bolivianischen Bergvölkern mag wohl in der Natur ihrer Waffen gelegen haben. Diese sind (oder waren) meist nur Schlagwaffen, so dass die Wunden fast aus-

schliesslich Frakturen sind. Ihr Wurfgeschoss war und ist heute noch die Schleuder, die Bola, oder Lliui; für den Kampf aus nächster Nähe gebrauchten sie den Kolben aus Stein oder Metall. Die Cuzco-Incas trugen auch Speere, ebenso die Küstenbewohner, doch nur zum Teil.

Ein Schädelbruch kann auf der Stelle tödlich sein, doch leben Viele noch eine Zeitlang und da lag der Gedanke nahe, die Splitter, die das Gehirn verwundeten, herauszuholen und eingedrückte Stellen auszuschneiden. Und von Operationen für äussern Schaden zu solchen gegen innere Übel war der Schritt verhältnismässig klein.

Ich möchte noch hinzufügen, dass die Indianer der Provinz Pacajes, im nordwestlichen Bolivien und auf der Westseite der Kordillere, zu den wenigen Stämmen gehörten, welche, in ihrem ursprünglichen Zustande, Bogen und Pfeil besaßen. Sie gebrauchten auch Feuersteinlanzetten zum Aderlass¹⁾. Die Aymarasprache bezeichnet mit »Llisa« »weissen Flint«, mit »Chil-lisa Kala« »schwarzen Flint«, d. h. Obsidian. Letzterer wurde zum Scheren der Llama verwendet²⁾. Es ist also nicht un-

¹⁾ Pedro de Mercado de Peñalosa, *Relacion de la Provincia de los Pacajes* (*Relaciones geográficas de Indias*, Band II Seite 60) »solo usaban de la sangría con un pedernal, y de una yerba que hay en esta provincia que se dice Arato, á manera de yerba-buena.« —

Fray Antonio de la Calancha, *Coronica moralizada* (Band I, 1638, Lib. IV, Kap. XIII, Seite 865). »No se aprovecharon los Indios del fuego de los pedernales, porque no supieron de eslabon ni yesca; sacavan con des palillos lumbre de ciertos arboles, cosa q oy vsan, pero aprovechavanse de los pedernales para sus flechas, poniálos de remates, puntas i cabos, i eran tan agudos como navajas, i tan fuertes como azero, azian grandes daños en sus contrarios, i assi eran muy temidos, sangravan con ellos adelgacando tan afiladas lancetas, que con destreza azian aseguradas sangrias, no como vsan los Españoles, sino al modo de las vallestillas con que sangran los albeytares.« Calancha bezieht sich hier speziell auf die Indianer von Pucarani unweit La-Paz, nahe Nachbarn der Pacajes.

Garcilasso de la Vega, *Comentarios Reales*, (1609, Band I, Lib. II, Kap. XXIV, Fol. 49). »La lanceta era vna punta de pedernal, que ponian en vn palillo hendido, y lo atauan porque no se cayese, y aquella punta ponian sobre la vena, y encima le dauan vn papirote, y assi abrian la vena con menos dolor que con las lancetas comunes.«

²⁾ Bertonio, *Vocabulario* (I, Seite 355). Pedernal negro para tresquilar: Chilusa Kala, el blanco: Llisa.« — Auch zum Scheren der Haare der Kinder (noch heute eine religiöse Verrichtung nach altem Brauch, unter den Aymara wenigstens) wurden Messer von Flint verwendet. S. Garcilasso de la

wahrscheinlich, dass Obsidianwerkzeuge zum Trepanieren dienten, wenigstens in vielen Fällen und da, wo das Mineral vorhanden war. Der Jesuitenpater Bernabé Cobo, welcher in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts schrieb und bedeutende praktische Erfahrung unter den Indianern der peruanischen und bolivianischen Hochländer besass, erwähnt die Sitte, den Aderlass mittelst »sehr scharfen Flintspitzen« auszuführen, ebenso, dass die Schamanen in ernsten Fällen den Patienten in einen dunkeln Raum einschlossen: »und die Zauberer taten, als ob sie ihm mit Messern aus krystallinischem Stein den Bauch aufschlitzten und Schlangen, Kröten und andere ekelhafte Gegenstände herausnähmen¹⁾«.

Zu meinem Erstaunen ist es mir noch nicht gelungen, eine Erwähnung des Trepanierens in älteren Quellen zu finden.

Vega, Comentarios Reales (Band I, 1609, Lib. IV, Kap. II, Seite 88). »Las tiseras eran cuchillos de pedernal, porque los Indios no alcanzaron la inuencion de las tiseras.« —

¹⁾ Historia del Nuevo Mundo (1653, alle erst 1890—1893 durch Don Marcos Jimenez de la Espada in Sevilla veröffentlicht. Band IV, Seite 200). »Carecieron del conocimiento de las venas, y con todo eso usaban de sangrias á su modo, que era, en teniendo dolor en alguna parte, sangrarse alli con una punta muy aguda de pedernal.« (Seite 140) »y los hechiceros hacian apariencia de que lo abrian por medio del cuerpo con uuas navajas de piedras cristalinas, y que le sacaban del vientre culebras, sapos y otras bascosidades.« —

Die ältesten Verbindungen zwischen Norwegen und Amerika.

Von Prof. Dr. Yngvar Nielsen.

Was ich in diesem Vortrage darzulegen beabsichtige, ist wesentlich nur eine kurze Übersicht der ums Jahr 1000 nach Grönland und nach der Ostküste des amerikanischen Kontinents von den norwegischen Kolonisten auf Island und Grönland unternommenen Fahrten, — zu dem Zwecke, einige ethnographische Resultate aus den betreffenden alten Berichten zu ziehen, die ersten, die wir überhaupt über die alten Einwohner Amerikas besitzen. Sie müssen deshalb notwendigerweise ein hohes Interesse darbieten. Sie liefern ein anziehendes Bild des alten Entdeckerlebens und der Verhältnisse, unter denen die arktischen Kolonien schon im 10. Jahrhundert sich entwickelten, — ein Bild eines besonderen Zweiges des grossen germanischen Entdeckergeistes, — ein lebhaftes Zeugnis der merkwürdigen Expansion, welche sich in diesen Zeiten unter den skandinavischen Völkern geltend machte. Der Entdeckergeist war sogar nicht ausschliesslich ein Eigengut dieser Völker, sondern auch anderer germanischer Stämme. Was von den wunderbaren Irrfahrten der Friesen berichtet wird, scheint — trotz der Zusätze von fabelhaften Zügen — in dieser Richtung gedeutet werden zu müssen. Es muss noch im 11. Jahrhundert unter den Nordseevölkern eine rege Bewegung geherrscht haben, welche ihnen die weitesten Ziele setzte.

Die Frage über die erste Entdeckung des amerikanischen Kontinents durch norwegische (isländisch-grönländische) Seefahrer ist in den letzten Jahren mehrmals behandelt worden. Sie hat verschiedene Phantasien hervorgerufen, indem begeisterte

Amerikaner sogar die Stelle nachzuweisen versucht haben, wo diese Norweger sich auf amerikanischem Boden niedergelassen haben sollten. Eine streng wissenschaftliche Bearbeitung ist schon 1888 von meinem 1903 verstorbenen Kollegen, Professor Gustav Storm an der Universität Christiania, in seinen Studien über die Vinlandfahrten geliefert.¹⁾ Storm hat die Texte der alten Berichte in ihrem gegenseitigen Verhältnis einer genauen kritischen Prüfung unterworfen, und diese textkritischen Untersuchungen bieten für alle Zeiten eine gute Grundlage weiterer Forschungen.

So hat Storm nachgewiesen, dass die jüngeren Erzählungen von den Vinlandfahrten in verschiedener Weise mit unkritischen Zusätzen ausgeschmückt waren, und dass sie nicht die echte isländische Tradition enthalten. Diese findet sich im *Islendingabók*, in einer alten isländischen Erdbeschreibung, und in der *Kristnisaga*. In der zweiten Reihe kommt die Saga von Erik dem Roten, und erst in der dritten der sogenannte *Grœnlendingathátt*.

Die älteste Erwähnung von dem sogenannten Vinland oder Weinland findet sich übrigens bei einem deutschen Verfasser, bei Adam von Bremen, dessen kurze Erzählung den Dänenkönig Sven als Gewährsmann hat. Adam, der von den Isländern ganz unabhängig steht, liefert den besten Beweis, dass die Vinlandfahrten der Geschichte wirklich angehören, und ebenso dass sie im skandinavischen Norden allgemein bekannt waren.

Der nähere Verlauf dieser Fahrten lässt sich ja in aller Kürze sagen. Was für unseren Zweck von besonderem Interesse sein mag, werde ich am Schlusse zusammenfassen.

Erik, genannt der Rote, verliess mit seinem Vater Thorvald seine ursprüngliche Heimat in Jøderen, an der Südwestküste Norwegens, und wanderte nach Island aus. Als er auch hier geächtet wurde, erklärte er seine Absicht, das Land suchen zu wollen, das Gunbjörn Ulfssön gesehen hatte, als er in die westliche See vertrieben wurde und die Gunbjörnsstejar (»Scheren des Gunbjörn«) fand. Er fand auch das Land und segelte längs dessen Küsten. Er gründete dort eine neue Heimat am

¹⁾ *Mémoires de la Société Royale des antiquaires du Nord*, 1884—89, Pag. 307—370.

Eriksfjord in Brattelid und besuchte im dritten Sommer Island, wo er — um Hoffnungen zu erwecken — das neu gefundene Land das grüne Land nannte. Lateinisch hiess das Land *Viridis terra* und seine Bewohner *Viridenses*.

So war Grönland entdeckt und kolonisiert. Der nächste Schritt war die Entdeckung des amerikanischen Kontinents.

Eriks Sohn aus der Ehe mit Thjodhild, der Tochter Jörunds, war Leif der Glückliche, der in Norwegen zum Christentum bekehrt wurde. Auf seiner Rückreise nach Grönland wurde er im Jahre 1000 von Stürmen zu weit gegen Süden verschlagen und kam nach Vinland hit godha (Weinland das gute). Im Herbst erreichte er doch Grönland.

Im Jahre 1001 ging von Grönland eine Expedition aus, um das von Leif gefundene Land zu suchen. Sein Bruder Thorstein war der Führer, und unter den Teilnehmern befand sich auch der Vater, Erik der Rote. Vinland wurde aber nicht gefunden, und die Expedition kehrte im Herbst nach Grönland zurück.

Auf einer folgenden Expedition 1003, die von dem Isländer Thorfinn Karlsevne geleitet und mit 140 Personen in drei Schiffen ausgeführt wurde, versuchte man eine dauerhafte Kolonie zu begründen. Die Expedition verblieb bis 1006 in ihrer neuen Heimat, hatte aber mehrere Kämpfe mit den Eingeborenen zu bestehen und kehrte endlich nach drei Jahren zurück. Auf der Fahrt hatte diese drei Länder gefunden, Helluland, Markland und Vinland, was Storm, gewiss mit vollem Recht, als Labrador, New Foundland und Nova Scotia erklärt hat.

Von ferneren aus Grönland oder Island ausgehenden Kolonisationsversuchen in Vinland ist überhaupt in der isländischen Tradition keine Rede. Doch wird von einzelnen isolierten Fahrten nach den neugefundenen Ländern berichtet. Im Jahre 1121 machte der Bischof Erik Gnipssön eine Reise nach Vinland, von der er wahrscheinlich nicht zurückgekehrt ist. In 1347 hört man auch von einer Schifffahrt von Grönland nach Markland. Weiteres ist nicht bekannt. Daraus folgt doch indessen nicht, dass die Verbindung mit Vinland gänzlich abgebrochen wäre, und dass fernerhin kein Isländer oder Norweger das einmal gefundene Land gesehen.

Besonders lässt sich aus dem Schweigen der geschriebenen isländischen Quellen nicht schliessen, dass nicht Seefahrer vom

Mutterlande Norwegen aus die dreiste Fahrt bis nach Vinland auch fernerhin versucht haben. Undenkbar wäre es wenigstens in sich selbst nicht, dass derartige Fahrten auch von dem Mutterlande der isländischen und grönländischen Kolonisten unternommen werden konnten. Die Möglichkeit ist ja da, — und wir haben sogar einen Anhaltspunkt, aus dem sich sehr weite Aussichten eröffnen können. Leider ist die Sache noch sehr unsicher und unklar. Sie verdient aber in diesem Zusammenhange erwähnt zu werden.

Zu den in den isländischen Berichten erwähnten Vinlandsfahrten 1000—1006 kommt nämlich vielleicht eine, die uns nur aus einer Runeninschrift bekannt ist. Sofern diese Inschrift richtig gelesen ist, gibt sie jedenfalls eine höchst merkwürdige gleichzeitige Nachricht von einer Reise in den Fahrwässern zwischen Grönland und dem amerikanischen Festland, die mit grossen Beschwerden und Gefahren verbunden war und einem Teil der Reisenden das Leben gekostet hatte.

Leider ist der Stein, welcher die Inschrift trug, um 1830 verschwunden, und die in neuester Zeit gemachten Versuche, ihn wiederzufinden, sind bis jetzt vergebens gewesen. Für die Inschrift ist man deshalb auf eine 1823 gezeichnete Copie verwiesen, welche mein Kollege Sophus Bugge¹⁾ gelesen hat:

Út ok vitt ok þurfa
þerru ok áts
Vínlandi á ísa
í úbygo at komu;
að má illt vega,
[at] döyi ár.

und demnach so wiedergibt: »Sie kamen hinaus [in die See] und über grosse Strecken und Mangel leidend an Kleidern um sich zu trocknen und an Essen, gegen Vinland hin auf dem Eise in unbewohnten Gegenden. Böses kann das Glück wegnehmen, so dass man früh stirbt.«

Die Inschrift stammt aus dem Hofe Hönen in Ringerike, unmittelbar am alten Häuptlingshofe Thornberg. Sofern sie richtig gelesen und übersetzt ist, muss der jetzt verschwundene

¹⁾ Sophus Bugge, Hönen-Runerne fra Ringerike (Christiania 1902).

Stein zur Erinnerung an einen verstorbenen jungen Mann gesetzt sein, der auf einer Expedition nach Grönland gegen Vinland hin verschlagen und nicht zurückgekehrt war. Er muss in der Heimat einem angesehenen Geschlecht angehört haben, in welchem Falle ich es nicht als einen Zufall betrachten kann, dass der Stein eben an dieser Stelle errichtet war. Aller Wahrscheinlichkeit nach muss er dann der hochvornehmen Familie von Thornberg, den sogenannten Thornbergmännern, angehört haben, welche dem Königshause verwandt waren, und die demnach jahrhundertlang (bis 1290) eine hervorragende Stellung eingenommen haben müssen.

Ein derartiges Unternehmen, von einem hochvornehmen jungen Manne geleitet, wäre nicht an und für sich undenkbar. Kann es als eine geschichtliche Tatsache betrachtet werden, würde es sogar einen Einblick eröffnen in das damalige Leben der Norweger. Denn es wäre nicht wahrscheinlich, dass eine solche Fahrt vereinzelt dastehen sollte. Es kann ein Zufall sein, dass der König Harald Haardraade (1046—1066), welcher, nach der Aussage Adams von Bremen, auch eine Fahrt in die grosse unbekannte See gegen Norden unternahm, eben aus derselben norwegischen Gegend, Ringerike, war, wo sein Vater, Sigurd Syr, als Unterkönig lebte. Es verdient aber doch wenigstens genannt zu werden, dass er und der unbekannte vornehme Jüngling, an den der Runenstein von Hönen erinnern sollte, beide aus derselben Gegend stammten.

Weiteres lässt sich allerdings nicht bestimmen, ehe der Runenstein von Hönen wieder zum Vorschein kommt. Unmöglich ist ja dies nicht, aber auch nicht sehr wahrscheinlich.

Der wissenschaftlichen Phantasie können sich allerlei Konjekturen eröffnen. Ich nenne von derartigen nur eine. Was Adam von Bremen von einer Seefahrt König Haralds gegen Norden erzählt, könnte, nach der damaligen Auffassung von der Ausdehnung des Atlantischen Ozeans, ebensogut auf eine Fahrt gegen Vinland hindeuten. In diesem Falle kann der junge Mann, dem die Runeninschrift geweiht war, sehr wohl einer der Teilnehmer dieser dreisten Fahrt gewesen sein. Denn was Adam erzählt, deutet auf grosse Gefahren, welche diese Expedition durchgemacht hat.

Doch kehren wir auf den festen Boden zurück!

Als Grönland entdeckt wurde, war es unbewohnt. Die Einwanderer fanden allerdings Spuren einer älteren, vor ihrer Ankunft ausgestorbenen Bevölkerung, wie es im *Islendingabók* (aus der Zeit um 1120) ausdrücklich gesagt wird: »þeir fundu þar manna vistir, bæði austr ok vestr á landi, ok keiðlabrot ok steinsmíði, þat er af því má skilja, at þar hafði þjóð farit, er Vinland hefir bygt, ok Grœnlendingar kalla Skrælinga.«

Über die Herkunft der ältesten Bewohner Grönlands kann es keinen Zweifel geben. Sie waren Eskimos, wie die Leute, die wiederum, einige Jahrhunderte später, aufs neue das Land besetzten. Eskimos sind eben das Volk, welches die Kolonisten *Skrælingar* nannten. Die Verhältnisse waren hier an der Südwestküste ganz ähnlich, wie die norwegischen Schiffer sie fortwährend an der Ostküste Grönlands an verlassenen Wohnplätzen vorfinden.

Lebendige Eskimos kannten im 11. und 12. Jahrhundert die Kolonisten nur im entferntesten Norden, wie es in der aus der Zeit 1180—1190 stammenden *Historia Norvegiæ* berichtet wird: »Trans Viridenses ad Aquilonem quidam homunculi a venatoribus resperiuntur, quos Scraelinga appellant.« Von diesen heisst es in derselben Geschichte: »— ferri metallo penitus carent; dentibus cetinis pro missilibus, saxis acutis pro cultris utuntur.«

Sofern man sich überhaupt an die Texte halten will und aus ihnen Resultate ziehen, scheinen mir diese beiden Quellen entscheidend. Die alten Kolonisten, welche das augenblicklich unbewohnte Südwest-Grönland besetzt hatten, waren überhaupt nicht in Zweifel. Sie hatten für die nördlichen Eskimos und für die Vinländer nur einen Namen, *Skrælinger*, und sie hielten beide für eine und dieselbe Rasse. Sie wussten, dass die verstorbenen Einwohner ihres eigenen Landes und die Bewohner des fernen Nordens ein Volk waren. Sie wussten, dass diese beiden sich auf der Kulturstufe der Steinzeit befanden, und dass sie Leute waren aus derselben Rasse wie die, mit welchen sie selbst auf den Vinlandfahrten zusammengestossen waren. Diese Zeugnisse scheinen mir auch die Frage über die Herkunft der Bevölkerung von Vinland entscheiden zu müssen.

Professor G. Storm war zu dem Resultat gekommen, dass die ursprünglichen Vinländer nicht Eskimos, sondern Indianer

waren. Um dies zu beweisen, musste er indes die Beweiskraft einer der wesentlichsten Tatsachen ganz aufheben.

Es wird berichtet, dass die Fahrzeuge der Vinländer Fellböte waren, *hudkeipar*, und das kann nur als ein Beweis gefasst werden, dass sie Eskimos waren. Storm meint dagegen, dass dieser Bericht ein Missverständnis gewesen sein muss und dass man ganz ruhig annehmen darf, dass es nicht Fellböte, sondern Fahrzeuge von Birkenrinde, wie die gewöhnlichen Indianerkanoes waren. Diese Methode ist aber nicht überzeugend, und sie widerspricht auch direkt dem Bericht aus *Islandingabok*.

Wenn dieses alte Buch, welches die älteste isländische Tradition enthält, ausdrücklich berichtet, dass die in Grönland gefundenen, von einer älteren Bevölkerung herstammenden *keiplabrot*: Bruchstücke von Böten denjenigen Fahrzeugen ganz ähnlich waren, die man in Vinland vorgefunden hatte, muss die Sache ganz klar und unzweideutig sein.

Die auf den verlassenem grönländischen Wohnplätzen vorgefundenen *keiplabrot* können nicht anders als Überreste von Fellböten gewesen sein. Etwas anderes muss in Grönland überhaupt als undenkbar erscheinen. Damit aber haben wir einen neuen Beweis, dass die Böte von Vinland auch aus Fellen hergestellt waren, — einen Beweis, dass der Ausdruck: *hudkeipar* kein Missverständnis war.

Wir hören einerseits in der alten und ältesten isländischen Tradition, dass die eingeborenen Vinländer Fellböte hatten, und erfahren daneben:

dass ihre Böte den in Grönland vorgefundenen Fellböten ganz ähnlich waren.

Ich muss daraus den bestimmten Schluss ziehen, dass im 11. Jahrhundert die Küsten von Nova Scotia von Eskimos besetzt waren.

Eine der wesentlichsten und im äusseren am meisten kennzeichnenden Differenzen zwischen den Eskimos und den Indianern ist ja, auch in unseren Tagen, ihr Bootbau. Vielleicht sieht man es am besten bei den an der Hudsonstrasse lebenden Stämmen. Die Eskimos haben hier alle ihre Kajaks und Umiaks aus Fellen gearbeitet, während die dortigen Indianer ausschliesslich Kanoes benützen, von Rinde gemacht. Beide Arten von Böten haben den gewöhnlichen Typus.

Wir haben vielleicht auch einen anderen Beweis für die eskimoische Herkunft der Bevölkerung der in Amerika gefundenen Länder, und dieser ist die Sprache.

Während der Rückreise in 1006 traf Thorfinn Karlsevne in Markland fünf Skrælinger, von denen er zwei Kinder gefangen nahm, welche späterhin die norwegische Sprache lernten. Ferner heisst es von ihnen: þeir nefndu modur sína Vethilldi ok föður Uvæge. þeir sögðu, at konungar stjórnaðu Skrælingum, ok hét annar þeirra Avalldamon, en annar Valldidida.

Storm erklärt als ganz unzweifelhaft, dass diese vier Namen nicht eskimoisch sein können, und er meint gewisse Analogien gefunden zu haben, welche es wahrscheinlich machen, dass die beiden Namen Avalldamon und Valldidida der Beothuksprache angehören könnten.

Für die Namen der Mutter und des Vaters hat er aber gar keine Verwandtschaft mit diesen angegeben, was auch unmöglich ist. Doch meint er auch hier, dass sie wenigstens nicht eskimoischen Ursprungs sind. Dies ist aber nicht richtig. Der Name Vethilldi ist uns gewiss in einer sehr verdorbenen Form überliefert, die keine Erklärung im Anschluss an die Eskimosprache gestattet. Dagegen ist der andere Name Uvæge fast rein eskimoisch, was E. Beauvois im Journal des Americanistes de Paris neuerdings dargelegt hat. Uvek bedeutet: verheirateter Mann, und es ist dann eine natürliche Bezeichnung des jungen Skrælings für seinen Vater, den er regelmässig mit diesem Namen bezeichnen hörte.

Wir haben in diesem Namen den Beweis, dass die Skrælinger von Markland Eskimos waren. Die Kolonisten betrachteten wiederum diese als dieselbe Rasse, welche in Vinland lebte, und deren Spuren sie in Grönland vorgefunden hatten.

Sollten die beiden Königsnamen, wie Storm vermutet, einer Indianersprache entstammen, sei dies leicht zu erklären, wenn man nur annimmt, dass die Häuptlinge, von denen die Skrælingkinder gesprochen, einem indianischen Stamme gehörten, welche in der Nähe lebten und eine Oberherrschaft über die Eskimos übten. Wie in unseren Tagen an der Hudsonstrasse die beiden Rassen nebeneinander leben, so kann dies im

11. Jahrhundert auch in Newfoundland und auf dem angrenzenden Kontinent der Fall gewesen sein.

Stuttgart, August 1905.

Die oben angeführte Vermutung, dass die von Adam von Bremen besprochene Ozeanfahrt des Königs Harald Haardraade gegen Vinland, nicht gegen das Eismeer hin gerichtet war, habe ich einer besonderen Abhandlung »Nordmand og Skrælinger i Vinland« näher dargelegt (Norsk historisk Tidsskrift, Række IV, B. 3, S. 248—293). Ich kann dann noch an die Vorrede der *Historiæ Vinlandiæ antiquæ* (1705) des Isländers Thormodus Porfæus, des Königl. norwegischen Historiographen, hinweisen, in der er sich über dieselbe Expedition ausspricht: »illam [partem Americæ] penitus exploraturum experientissimum Nordmannorum Principem, ut tradit Adamus Bremensis, Haraldum (Strenuum sive Imperiosum) in glaciale Gronlandiæ oceanum tempestate abreptum, re irrita rediisse, ex ejus relatione colligo, qvi si ejus indolem inspexisset, procul dubio composita cum Danis lite unctiorem prædam eamqve innoxiam, & periculi forte expertem, sibi comparasset, opesqve & potentiam toti septentrioni formidabilem; sed diuturno implicitus bello tantæ ignotæqve rei non vacabat.«

Ebenso benütze ich die Gelegenheit, um die Aufmerksamkeit der Amerikanisten auf eine sehr interessante Abhandlung des norwegischen Reichsarchivars Ebbe Hertzberg zu lenken. Diese Abhandlung behandelt in gründlichster Weise das alte nordische Ballspiel, gedruckt in *Historiske Skrifter, Tilignede oz overleverede* Dr. Ludwig Daae paa hans 70^{or} Fødselsdag, 7. Decbr. 1904 (Christiania 1904), S. 186—220. Der Verfasser betont hier die interessante, bis in kleine Einzelheiten gehende Übereinstimmung zwischen dem norwegisch-isländischen Knattleikr und dem Indianerspiel Lacrosse.

Christiania, 9. Oktober 1905.

Über die Forschungsergebnisse der schwedischen Grönland-Expedition vom Jahre 1899.

Von (†) Hjalmar Stolpe, Stockholm.

Ich hatte eigentlich gehofft, diesem Kongresse ein Werk über die neuesten schwedischen Untersuchungen über die Spuren der Eskimo auf der Nordostküste von Grönland zwischen 70 und 75° nördl. Breite vorlegen zu können. Verschiedene Umstände machten es mir aber unmöglich, das Buch fertig zu stellen und da es wahrscheinlich noch lange dauern wird, ehe die unterbrochene Arbeit fortgesetzt werden kann, halte ich es für meine Pflicht, hier wenigstens eine vorläufige Mitteilung zu machen.

Es handelt sich um die Untersuchungen der schwedischen Expedition vom Jahre 1899, zur Aufsuchung Andrées.

Da ich die Resultate der früheren Forschungen auf demselben Gebiete von Scoresby im Jahre 1822, Clavering und Sabine im Jahre 1823, der zweiten deutschen Polarexpedition 1869—70 und der dänischen Expedition von 1891—92 unter Ryder als allgemein bekannt voraussetzen muss, kann ich mich sehr kurz fassen.

Glückliche Eisverhältnisse im Sommer 1899 machten es der schwedischen Expedition möglich, die Küste in grosser Ausdehnung zu befahren. Die Expedition stand unter Leitung des bekannten Phytopaläontologen Prof. Alfred Nathorst. Der Zweck der Expedition war eigentlich, etwaige Spuren der Ballonexpedition Andrées aufzusuchen, die man zu jener Zeit nicht ohne Grund in diesen Gegenden zu finden hoffte. Man versäumte aber natürlich nicht, auch wissenschaftliche Beobachtungen zu machen, und dank dem Arzte der Expedition, Dr. Joseph Ham-

mar, besitzen wir jetzt im Stockholmer Museum eine sehr schöne und massgebende Sammlung aus dem Nachlasse der Eskimo, die früher im Gebiete des Kaiser Franz Josephs-Fjords und des neu entdeckten, weit verzweigten Fjordsystemes König Oskars-Fjord, wohnten. Man fand fast überall Reste von Winterwohnungen, Zeltringe, Gräber usw., welche beweisen, dass die Eskimo nicht nur die ganze äussere Küste bewohnt hatten, sondern auch bis in die tiefsten Verzweigungen der Fjorde vorgedrungen waren,

Es erwies sich, dass in der Regel die Spuren der Sommerzelte (die Zeltringe) an der äusseren Küste zu finden waren, während man sich während der rauhen und stürmischen Winterzeit gern zu den festen Winterwohnungen im Innern der Fjorde zurückzog.

Die Fundstätten waren (vgl. Taf. I, Abb. 1), vom Norden her gerechnet:

1. Kl. Pendulmainel, wo Zeltringe, Reste von Vorrathshäusern und Gräber, die letzteren mit wohl erhaltenen Grabbeigaben, gefunden wurden,

2. Die Südseite der Wallrossinsel.

3. Sabine Island, wo aber die zweite deutsche Expedition schon das meiste gerettet zu haben schien.

4. Die Strecke zwischen Kap Borlase Warren und Kap Berghaus.

5. Kap Brewsing auf Clavering Island.

6. Bei Kap Mary auf derselben Insel, wurde eine solche Menge von Gräbern gefunden, dass es aussah, als wäre dieser Ort als ein allgemeiner Begräbnisplatz für die ganze Küste benutzt gewesen. Auf dieser Insel sah bekanntlich Clavering 1823 die letzten lebenden Eskimo. Auffallend war es deshalb, dass man gar keine Erklärung dafür fand, wie dieser Stamm verschwunden sein konnte. Alle Leichname waren sorgfältig begraben. Wäre der Stamm hier ausgestorben, hätte man mit Fug erwarten können, wenigstens ein oder ein paar Skelette von den letzten Überlebenden in den Wohnungen zu finden, das war aber weder hier, noch an den anderen Stationen der Fall. Der Stamm muss also ausgewandert sein.

7. Hold with Hosse.

8. Kap Stewart, das jetzt zum dritten Male der Wissenschaft beisteuern musste.

9. Hurry-Inlet auf einer Insel im Innern des Fjords.

10. Kjerulfs-Fjord, wo einige sehr interessante Funde gemacht wurden, wie auch auf verschiedenen Inseln in König Oscars-Fjord, an der Renntierbucht und am Kap Weber in Kaiser Franz Josephs-Fjord, bei Kap Graah und vor allem bei Kap Franklin, wo in dem Grabe eines jungen Mädchens der vielleicht interessanteste aller Funde gemacht wurde, wie ich später zeigen werde.

Wir sehen also, dass die schwedische Expedition ihre Untersuchungen über ein ziemlich weites Gebiet auszudehnen imstande war.

Über die Konstruktion der verschiedenen Wohnungen brauche ich nichts zu sagen. Sie war die gewöhnliche, schon längst bekannte. Die Überreste von Geräten, auch der hölzernen, waren wunderbar erhalten. Sie sehen aus, als wären sie noch gestern benutzt worden.

Ich will hier zunächst einige Bilder von Überresten von Wohnungen und Gräbern vorführen:

In Abb. 2 (Taf. I) sehen wir, im Innern von Kjerulfs-Fjord, das später während der letzten schwedischen Südpolarexpedition untergegangene Schiff *Antarctis*. Zur Rechten liegen auf dem Hügelabhänge nahe am Strande einige Winterwohnungen.

Die Abb. 3 und 4 sind Gräber auf Clavering Island.

Abb. 5 und 6 (Taf. II) Ruinen von Winterwohnungen in der Nähe um Kap Weber.

In den Abb. 7a und 7b (Taf. III) haben wir einige recht interessante Äusserungen des eskimoischen Lebens vor uns. Es sind Kinderspielereien. Die Kinder haben in sehr kleinem Massstabe die wirklichen Wohnungen nachgebildet, und interessant ist es, zu sehen, wie sie die passendsten Lokale zu wählen verstanden. Gerade wie die Erwachsenen ihre Wohnungen gern in alten Strandwällen anlegen, so haben auch die Kinder kleine erhabene Miniaturwälle erwählt. Diese Miniaturwohnungen waren nur von Fusslänge, aber dennoch vollkommene Nachbildungen der wirklichen. Nichts fehlte, weder der unterirdische Gang, noch die Pritsche im Hintergrunde der Kammer.

Abb. 8 (Taf. III) endlich zeigt uns den Eingang einer Winterwohnung.

Ich komme jetzt zu den Gerätschaften:

Abb. 9 stellt ein paar hübsche Proben der Bohrungen dar, mittelst deren der Eskimo kleinere Stücke aus den Narwalzähnen oder dem Renntiergeweih gewinnen konnte, wie sie solche zur Herstellung all der kleinen Gebrauchsgegenstände, die sie aus diesem Materiale fertigten, nötig hatten.

In Abb. 10 sehen wir oben die bekannte Tranlampe aus Schieferstein, in der, mit Seehundtran genährt, der Docht aus Torfmoos brannte, der der dunkeln winterlichen Behausung der Eskimo Licht und Wärme spendete. Darunter folgen Messer (ulu) aus Schiefer, wie sie von den Weibern zum Entfernen des Fettes und Fleischteile von der Innenseite der frisch abgehäuteten Seehundsfelle, zum Zerschneiden des Fleisches und zu anderen Verrichtungen benutzt wurden. Darunter links eine 25 cm lange hölzerne Schaufel und rechts eine hölzerne Schale.

Abb. 11 (Taf. IV) zeigt uns links ein langes Messer europäischer Form, mit Griff, aber aus Schiefer. Daneben ein eisernes Messer und rechts einen Meissel.

In Abb. 12 sind einige Formen aus Knochen gefertigter Schneemesser als Kajakschaber vereinigt, wie sie von den Eskimo gebraucht werden, um den Kajak von dem anhaftenden Eise zu reinigen.

Abb. 13 zeigt uns Pfriemen und andere Geräte aus Knochen und links unten einen Lippenpflock.

In Abb. 14 sieht man einige Formen der auf der Harpunenstange aufgesetzten knöchernen Träger, auf denen die an dem Riemen befestigte Harpunenspitze aufgesteckt wird und diese Harpunenspitzen selbst. Diese Träger werden mit der Stange durch Riemen in der Art verbunden, dass ein Gelenk gebildet wird. Die Harpunenspitzen sind mittelst eines langen Riemens, an dem eine Schwimmblase angebracht ist, an dem Schafte der Harpune befestigt.

Abb. 15 (Taf. V) zeigt verschiedene Formen von Pfeilspitzen.

Abb. 16 Bogen und Pfeile.

In Abb. 17 sehen wir rechts ein schön gearbeitetes Wurfbrett, in der Mitte ein eigentümliches Gerät, dessen Bedeutung noch nicht ermittelt ist; und links eine Spielzeugkeule.

Abb. 18 sind geschnitzte Tier- und Menschenfiguren, die als Kinderspielzeug dienten.



Abb. 1. Der von der schwedischen Expedition untersuchte Teil der Ostküste Grönlands.



Abb. 2. Kjerulfs-Fjord und das Schiff Antarctic.



Abb. 3. Grab auf Clavering Island.



Abb. 4. Grab auf Clavering Island.



Abb. 5. Ruine einer Winterwohnung. Kap Weber.



Abb. 6. Ruine einer Winterwohnung. Kap Weber.



Abb. 7a. Von Kindern angelegte Nachbildungen von Winterwohnungen.

Abb. 7b. Modell einer Winterwohnung.
Ansicht von oben (nach Entfernung des
Daches) und Längsdurchschnitt.

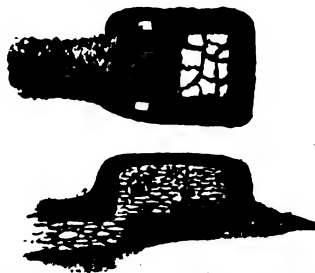


Abb. 8. Eingang einer
Winterwohnung. Kap Weber.



Abb. 9. Proben von Bohrungen, zur
Gewinnung kleinerer Stücke Renntier-
geweih.



Abb. 10. Tranlampe, Weibermesser
(ulu), hölzerne Schaufel und Holzschale.

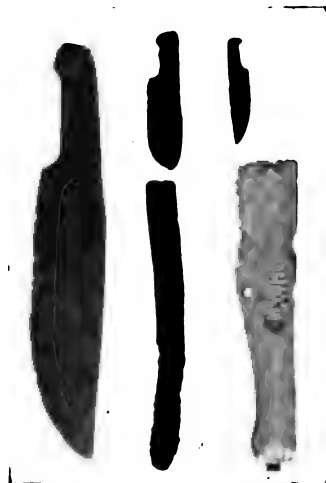


Abb. 11. Messer aus Schiefer, aus Eisen und Meissel.



Abb. 12. Kajakschaber aus Knochen.



Abb. 13. Verschiedene aus Knochen und Walrosszahn gefertigte Geräte.



Abb. 14. Träger für Harpunenspitzen und Harpunenspitzen.

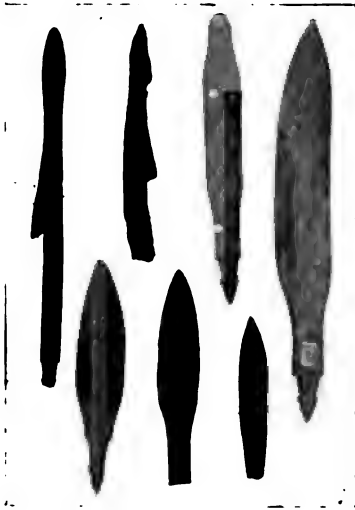


Abb. 15. Speerspitzen.



Abb. 16. Bogen und Pfeile.



Abb. 17. Spielzeug-Keule, Gerät unbekannter Bedeutung und Wurf Brett.

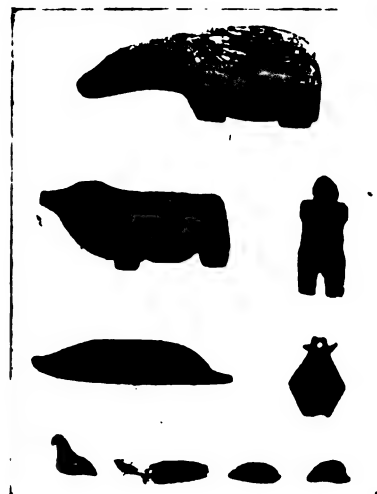


Abb. 18. Geschnittene Tier- und Menschenfiguren. Kinderspielzeug. Kap Weber.



Abb. 19. Grabfund. Kap Franklin.



Abb. 21. Einwanderung des Polar-
fuchses nach Nordost-Grönland.



Abb. 22. Verbreitung des Moschus-
ochsen.

Eskimo Dialects and Wanderings.

Von Dr. William Thalbitzer-Kopenhagen.

— a long narrow chain of primitive human beings, the two ends of which have long ago lost connection with, and consciousness of each other, but which is held together by their common and pristine language.

Meddelelser om Grønland Vol. XXXI (Copenhagen 1904). A phonetical Study of the Eskimo Language (p. 269).

The Eskimo being a coast-people any geographical grouping of them may be accomplished by drawing a small line across the coast-line or by only mentioning the two extreme points of that part of the coast occupied by each special group. The dialect-groups may be indicated in the same simple way.

On the east-coast of Greenland there is now only one inhabited place, namely Angmagssalik (pronounce *Åmmassalik*) in about 66° N. lat.; this very isolated Eskimo group has its own characteristic dialect. Another isolated group of Greenlanders is living in the most northern part of the west-coast, in Smith-Sound between the Humboldt glacier and Cape York (76°—79° N. lat.). A third group are the Eskimo of the Upernivik (*Upernavik*) district on the west-coast (about 72°—74° N.) South of these are two large bays, Umanak (*Oommannaq*) to the north, and Disko-bay to the south, the dialects of whose inhabitants are in a marked degree different from the *Upernavik*-dialect, the *Oommannaq*-dialect having, however, a few peculiarities in common with either of the others; thus I often heard at *Oommannaq*-bay the peculiar uvular nasal *q̣* which I also found in the *Upernavik* dialect in which I believe it to have had its origin. Thus, at

Upernavik and *Oommannaq*: *eḡina* (voice, melody); *anoḡe* (wind)
 Disko Bay (further south): *erina* » » ; *anore* »

In the *Oommannaq* dialect as in that of Disko-bay we find *tt*, where the *Upernavik* dialect has *ss* and the South-Greenland (like the East-Greenland) dialects have *ts*. Thus, at

Upernavik: *qassonaḡoq* (is quiet); *nussät* (hair)
Oommannaq and Disko: *gattoḡaḡoq* » ; *nutlät* »
 South and East Greenland: *gatsoḡaḡoq* » ; *nutsät* »

From Disko-bay to Godthaab (70°—64° N.) the language seems to be essentially one (the Middle Greenlandic); no proper examination into the dialects has, however, been made on the west-coast south of 68° N. lat. To the south of Godthaab certain peculiarities to be found in the East Greenlandic dialect are said to reappear, especially the use of *i* and *e* instead of *u* and *o*.

The dialects are without doubt interwoven with each other, but if certain phonetic peculiarities in them are put down as especially important (a qualitative choice between them made) rather distinct lines may be drawn between them or between the groups in which they occur.

I shall, by some examples from the Greenland language, illustrate these groupings confining myself strictly to the phonetic peculiarities of the language.

The *Upernavik* Greenlanders use the stopped consonants *p*, *k*, *q* in all words in which the southern dialects on the west-coast have open consonants (aspirated fricatives) *ḡ*, *ḡ*, *ḡ*. The East-Greenlanders at *Ammassalik* have the same peculiarity in a still higher degree, in that they replace beside the said sounds the West-Greenland aspirate *ḡ* by the stopped *t*. The consonant system of this dialect thereby becomes essentially different from that of the West-coast south of *Upernavik*. The relations between the said dialects are shown in the annexed table. I only mention the un-voiced, non-nasal consonants, excepting the *s*-sounds.

West-Greenland (Upernawik excepted)		East- Greenland	Upernawik
(tenues)	<i>q, k, t, p,</i>	<i>q, k, t, p</i>	<i>q, k, t, p</i>
(asp. fricatives)	<i>q̣, ʒ, ʎ, ɣ,</i>	— — —	— — ʎ —
for inst.:			
<i>q</i>	<i>sarqaq</i> (current)	<i>sarpaq̃</i>	<i>sarpaq</i>
	<i>kisarqik</i> (anchorage)	<i>kisarpin</i>	<i>kisarpik</i>
	<i>kiwraq</i> (servant, serf)	<i>kiwpaq̃</i>	<i>kiwpaq</i>
<i>ʒ</i>	<i>aʒʒerpoq</i> (he is approaching)	<i>akkerpoq̃</i>	<i>akkerpoq</i>
	<i>saʒʒaq</i> (a skin thinly covered with hair)	<i>säkkqaq̃</i>	<i>säkkqaq</i>
	<i>tiʒʒaq</i> (a he-seal)	<i>tikkaq̃</i>	<i>tikkaq</i>
<i>q̣</i>	<i>taʒq̣ip̣poq</i> (is hidden behind something)	<i>taqqip̣poq̃</i>	<i>taqqip̣poq</i>
	<i>maʒq̣aq</i> (clay, mire)	<i>(maqqaq̃)</i>	<i>maqqaq</i>
	<i>erq̣ortät</i> (washed clothes or the like)	<i>erqortät</i>	<i>erqortät</i>
<i>ʎ</i>	<i>uʎkume</i> (to-day)	<i>uwtume</i>	<i>uʎkume</i>
	<i>iʎlua</i> (his home)	<i>ittiva</i>	<i>iʎlua</i>

If the information I have obtained is correct, there are several other peculiarities common to the *Ammassalik* and Cape York dialects; as for inst.: 1, the use of *j* instead of *s* (*-kajik* instead of *-kassik*, an adjective suffix signifying evil, bad, miserable), 2, the use of final *η* and *u* instead of *k* and *t* (*-pin* instead of *-pik*, place, *-liη* instead of *-lik*, supplied with, etc.), 3, the use of *i* instead of *u* (*e* of *o*): *-iliwreq* (a grave) instead of *iluwreq*; *-ajiηilaq* (is good) instead of *ajuηilaq*. These and several other features such as the frequency of the so-called *kutättoq*-phenomenon in the *Upernawik* district tend to suggest the idea that the two northernmost dialects of the West-coast have formerly, in a still higher degree than at present, resembled the East-Greenland dialect at *Ammassalik*; in other words, they lead us to suppose that the northernmost dialects on both sides of the country are more closely related to one another than to the dialects of the West-coast between 71°—60° N. lat. (or 71°—64° N.).

This supposition strengthens the hypothesis which has already been advanced by others, that the East-Greenlanders have reached their present regions by travelling from the north of Greenland; and that they have not come into contact with

the most southern West-Greenlanders till they met them at the southernmost point of the country But we can only expect to attain a greater certainty about this question when all the geographical, archaeological and ethnological explorations which are yet to be accomplished in those regions have been achieved. That these northern tribes so far apart from each other have already for a long time past — we may say for centuries — been separated, can be traced through the phonetic differences which are to be found in their dialects beside the conformity between these. We may f. inst. compare the different forms for the numeral 2 in the three dialects: at *Upernavik*: *marluk*, at Cape York (the more northern point on the west-coast): *marqon*, and at *Ammassalik*: *martik*. We also find that the three dialects are not in conformity with each other as regards the *s*-sounds. We may, however, suppose such incongruities to be due to influence from the various neighbouring dialects, in the same manner that we may infer that each dialect as soon as it became isolated changed independently, according to its innate susceptibility of development (through individual changes). If my supposition of a closer relationship between the said northernmost dialects is correct it is most natural to presume that the tribes who speak them have emanated from a common mothergroup the home of which has been outside the coasts of Greenland, as the eastern and western groups in Greenland are separated by great natural obstacles, especially the Humboldt glacier, which by the Cape York tribe is considered impassable.

This supposition is furthermore supported by archaeological facts in as much as the traces of earlier Eskimo-settlements found along the northernmost coasts especially on both banks of the Kennedy and Robeson channels (the northern prolongation of Smith-Sound) seem to show that the passage to Greenland has been made over two points, from Ellesmere Land across to Hayes Land in the south, and from Grants Land across to Hall's Land in the north. The ancestors of the East-Greenlanders probably chose the latter road because they found the coast occupied further south. It is certain that we have every reason to believe that all invasions of Greenland by the Eskimo have been made through these two points. —

The *Upernavik*-Eskimo have already on the basis of anthropological researches among the West-Greenlanders been pointed out as belonging to another tribe than the Greenlanders farther south on the same coast¹⁾.

If they were, indeed, originally one with the East-Greenlanders at *Ammassalik*, and have immigrated about the same time as these, or at least from the same mothertribe, the order in which the Greenland tribes have immigrated, becomes plain. Their present distribution along the coasts almost necessarily leads to the conclusion that the Middle- and South-Greenlanders on the West-coast have immigrated earlier than the northern tribes of the coasts. Of these I suppose that the *Upernavik*-Eskimo have crossed over first, but it is uncertain whether the East-Greenlanders or the Smith Sound Eskimos have arrived last. The East-Greenlanders have on their arrival at the northwestern crossings found the west-coast taken up by the earlier immigrants, and have therefore followed the north-coast of the great island, and only ceased their wanderings down the east-coast when they arrived at its southernmost point.

The dialects of both of these last arrived hordes seem to have points of resemblance with that of the Central Eskimo (in Baffin Land) e. g. in the frequent use of final *ŋ* and *u* instead of *k* and *t*, of *j* instead of *s* etc. The word »no« is in West Greenland called *nāzza*. in East Greenland *ērqe*, the latter form being evidently related to the *aqāq* (no) of the Baffin Land dialect.

We now know from historical sources (the Iceland sagas and annals) the approximate time when the ancestors of the South-Greenlanders of to-day first appeared on the West-coast of Greenland. In the summer of the year 1266 some Scandinavian South-Greenlanders made an expedition northward to regions which were then considered to be very far north²⁾. For various reasons, I believe that I am justified in thinking that this report refers to the most northern coast of Greenland,

¹⁾ Meddelelser om Grönland Vol. VII, pp. 203—205, 229—230.

²⁾ Grönlands historiske Mindesmærker Vol. III pp. 239 etc. — Hauksbók. Copenhagen 1892 - 96 pp. 500.

perhaps *Upernavik* or the regions near Melville Bay¹⁾. They did not find the Eskimos (*Skrælings*) themselves here, but only traces of them which went to show that they were living in the vicinity. According to *Historia Norwegiae* the ancient northerners seem to have had bloody encounters with them in North-Greenland towards the end of the same century (about the year 1300)²⁾. But not until the year 1370 is it reported that the Eskimo reached South-Greenland and there harried the northmost of the Iceland settlements. The most southerly of these was not, it is surmised, attacked till the commencement of the 15th century. Thus it seems to have taken them more than 100 years to get from the northmost coasts of Greenland to the most southerly coasts of the country.

How long these Eskimo have resided in the most northern parts of Greenland previous to the year 1266 is of course very uncertain; but I hold it improbable that they should have remained for any length of time in those, the roughest regions to be found in the whole world, instead of continuing their wanderings. It would be more reasonable to think that they had only lately arrived when the Icelanders found them.

That the Greenlanders beyond Davis-Straits first wandered a little north before they reached the shores of Smith-Sound is almost certain. At present the shores west of Smith-Sound and the nearest coasts to the south are uninhabited, but the many traces of former settlements which are found along these shores point in a northerly direction, and sporadic immigrations to the tribes of Cape York are still taking place by this route, namely from the south from Baffin Land by way of North Devon³⁾.

I therefore take it for granted that the Greenland-Eskimos who appeared in the 14th century, the forefathers of the present Middle- and South-Greenlanders, the *Kalāλλit*-tribe, wandered north along the western shores of Davis Strait till they reached Greenland.

¹⁾ Meddelelser om Grönland Vol. XXXI pp. 22—25.

²⁾ G. Storm, *Monumenta historica Norwegiae* (Christiania 1888) pp. 76 and 205.

³⁾ Peary, *Northward over the great ice* (1898). — F. Boas, *The Central Eskimo* (Washington 1888) p. 443.

I find a support of this theory in the circumstance that their language seems phonetically to bear a closer resemblance to the Labrador dialect than to the most northerly dialects of Greenland or the intervening dialect of Baffin Land. The Labrador and the Middle Greenland dialects both differ in the same manner from the dialects of *Upernavik* and *Ammassalik*; namely by having the aspirated fricatives which are wanting in the others. —

It is perhaps possible to fix the date of a single one of the important sound-changes within this Eskimo territory at a time a little previous to the separation of the original Labrador and Greenland tribes. In most words in which the Baffin Land dialect has *j*, the *s* is found in the Greenland dialects, for instance:

Baffin Ld.: *qijuk* (fire wood), wood); *aujaq* (summer)

Greenland: *qisuk* » » ; *ausaq* » »

The Labrador dialect has generally retained the *j* in these words, but some slight indications of a beginning of the same sound-change are found in this dialect, especially in cases where the *j* was preceded by a *t*; here the Labrador dialect has in some words retained the *tj* but in others changed it to *ts*, for instance:

South Greenland: *nutsät* (hair, plural); *nätseq* (ringed seal)

Labrador: *nutsät* » » » ; *nätseq* » » »

North Alaska: *nutjät*¹⁾ » » » ; *nätjä*¹⁾ » » »

After the separation, the Greenlanders carried out this change thoroughly, whilst the Labrador Eskimo went no further. In such words where the Labrador Eskimo have retained the original *tj*, the Greenlanders have got long *s* (*ss*), for inst.:

Labrador: *itje* (frost, cold); *tötjaq* (beam in a house)

Greenland: *isse* » » » ; *tössaq* » » » »

We are therefore justified in believing it to have originated shortly before the separation, at the latest in the course of the 13th century. —

I shall now proceed to draw a third dialect-criterion into my comparison, a phenomenon of the greatest importance for the understanding of the evolutionary history of the Eskimo-language. It is a phenomenon which I have called the retrogressive

¹⁾ Ray: The International Polar Expedition to Point Barrow (1885): *nutye*; *netye*.

uvularization. I shall here only briefly touch upon it. It shows itself in the present language in as much as the East-Eskimo language (that of the Greenland and Labrador-Eskimo) in many words has developed the uvularized vowels *e'*, *o'* and *a'* before a uvular consonant (*q*, *r*) where the West-Eskimo dialects (and that of Baffin Land) have retained an original *i*, *u* or *a* before a *t* or another non-uvular consonant. This change has been done in two ways: viz: In some words by an assimilation of the *t* and the uvular initial of the following syllable: W. *itqa* > E. *erqa* (his or its opening, anus); in other words by a metathesis of the two consonants: W. *nimra* > E. *nerma* (his or its band). We see that both cases have it in common that the vowel is followed by a uvular consonant instead of by a non-uvular. In the Eskimo dialects west of Hudson Bay we still find the old forms of these words unchanged, (*itqa*, *nimra*) whilst we find the new forms (*erqa*, *nerma*) in Labrador and Greenland. The first mentioned forms are those in use among the present West-Eskimo at Mackenzie River, Point Barrow and in Alaska; the latter are used by the East-Eskimo in Labrador and Greenland.

I subjoin some other examples:

West-Eskimo¹⁾

<i>mallerok</i> (M.), <i>malrok</i> (C), <i>mádro</i> (Pt.B.)	two
<i>adráni</i> (Pt.B.)	anciently
<i>nałqirtoq</i> (SWAL.)	is straight
<i>kákrā</i> (SWAL.)	white
<i>kātrūskūnākā</i> (SWAL.)	I want it white
<i>ñn'kă [unqa]</i> (SWAL.)	his arm-pit
<i>katunra</i> (SWAL.)	son
<i>turralik</i> (SWAL.)	a sorcerer (one who has a tungra)
<i>turra</i>	a spirit
<i>sitqoq</i> (SWAL.)	knee
<i>itqa, iłra</i> (SWAL.)	his entrance
<i>qitqa</i> (M.)	its middle
<i>atqa. atra</i> (SWAL.)	his name
etc.	

¹⁾ M. = Mackenzie R.; Pt.B. = Point Barrow (North Alaska), SWAL. = South West Alaska.

East-Eskimo

<i>marluk</i>	two
<i>arlane</i>	in the other (year)
<i>narluvoq</i>	is straight
<i>qaqortoq</i>	white
<i>qarsortoq</i>	faded
<i>orna</i>	his arm-pit
<i>qitornaq</i>	child
<i>tornalik</i>	one who has a tornaq
<i>tornaq</i>	a spirit
<i>serqoq</i>	knee
<i>erqa</i>	his or its anus
<i>qerqa</i>	its centre
<i>arqa</i>	his name
etc.	

In all these cases the Labrador dialect is on the same side as the Greenland, the uvular of the suffix being pushed towards the beginning of the word immediately after the vowel of the first syllable or after the last vowel of the stem.

This retrogressive uvularizing and the metathesis have a parallel in the retrogressive labialization which has taken place in the Greenland language, but not in the dialects of Labrador and the West. For instance:

West-Eskimo	Labr.	East-Eskimo (Greenland)
<i>ilwit</i> or <i>ilpit</i> (thou)	<i>igvit</i> (thou)	<i>iwlit</i> (thou)
<i>isya</i> or <i>itsiyak</i> (formerly)		<i>iwsaq</i> (the other day)

-pit and *-wit* in the first example are the common possessive-suffixes for 2nd pers. sing. in genitive, compare Gr. *illo* a house *illuwit* of your house; *ateq*, a name *aterpit*, of your name (the genitive is in Eskimo used for the subject in a transitive sentence). The stem of the same word is **il* or **il*, perhaps the same as that which is found in the words signifying neighbour (*illā*), comrade, friend, family (*illānkā*). In the Greenland form of the word >thou< *iwlit* the etymology of the word is perfectly veiled on account of the metathesis and the assimilation; as a rule it only sounds as *illit*. — The original form has, however been better preserved in the Greenlandic plural of this word: *ilwuse*, you.

A parallel phenomenon occurs in the retrogressive uvularization. Here is the opening-sound of the suffix (*r-* or *q-*) now quite absent from certain words of the Greenlandic language having, however, in former times produced the effect that the adjoining consonant has been geminated. The Greenlandic words *ussuk* (bearded seal), *issuk* (testicles), *qussuk* (swan) have undoubtedly originally contained a consonant group of which the latter element has been a uvular, the group being originally something like *ʁr-* instead of *ss*; of this, Ray's spelling of the same words in North Alaska dialect bears witness: *ug'ru*, *i'ggru*, *kug'ru*. — We find the same condition in the words *isse* (eye) and *assut* (fingers). Of the presence of the sound *r* in these last mentioned words in old Greenlandic, we have a testimony in Poul Egede's Greenland dictionary, as he spells them *irsc* and *arkseit*. We also learn from the list of words written down by Frobisher when he discovered Baffin Land (Meta incognita) in 1576, that these words had the following forms there at that time: *arered* (= *erjit* or *erjit*?) and *argoteyt* (= *argatvt* or *arjatvt*?) and consequently contained a uvular before *j* (or *g*?). This seems to teach us that already then, in Frobisher's time, the above mentioned metathesis of the uvular and the adjoining consonant had taken place in the language on the shores of Davis Strait. — The original forms of these words with the uvular in the last syllable are still to be found in the West-Eskimo dialects: Ray writes *i'ddrûn* (= *itjra₁*?) (an eye), Wells and Kelly, *e'gra* (eye of a needle). Ray, *adrigai* (= *atjriga₁*?) (a hand, fingers); Wells and Kelly, *ahregite* (do.) Barnum *attrîlnök* (the ring finger). — Frobisher's forms seem further to prove that whilst the metathesis of the consonant was already accomplished in the Baffin Land dialect at his time, the assimilation the said consonants had to undergo in East-Eskimo at a later period (Labr. *ayyak*, Gr. *assak* hand; Labr. *ijje*, Gr. *isse* eye) was neither undertaken nor carried through there by the year 1576. That such is the case, appears plainly from his rendering of the word signifying 'the little finger', which is called in the Greenland and Labrador languages of the present day: *erqerqoq* but was spelled by him *yack-trone* (= *jâk'etqonc*? on the little finger, locative); compare also the present Alaska language: *yiûkutko* (NAI., little finger).

etitkook (NWAl.), *ikkikkōka* (SWAl., my little finger), with unassimilated *tq* or *lq*.

The Baffin Land dialect seems on the whole to occupy a more original place in regard to this important sound-change than the Labrador and Greenland dialects.

If any conclusions may be drawn from the orthography of the words written down by Boas, the retrogressive uvularization of the vowels is only to a very small extent carried out in this dialect, the consonants being, it is true, assimilated, but without any effect on the preceding vowel, viz: Bf. *siqoq* (knee), *miqun* (needle) as compared with Greenl. and Labr. *serqoq*, *merqut*. I feel inclined to see in that fact evidence that this dialect is genetically more closely related to the Western, than to the other East-Eskimo dialects.

It is probable that these Eskimo reached the shores of Davis Strait at a later period than the Labrador and South-Greenland Eskimo.

The present distribution of the tribes would in that case force us to suppose that their arrival could only have taken place at a time subsequent to the detachment of the Greenlanders from the Labradors i. e. after the year 1250, but before 1576, at which time Frobisher found them at the coasts they occupy now. I shall, at all events for the time being, accept this supposition as a working hypothesis, imagining that a place has only been made for them there by the separation to both sides of the originally united East-Eskimo group (the Labradors and the Middle- and Southwest-Greenlanders).

For the present it must remain undecided whether the northern dialects of Greenland are more closely related to this Central-Eskimo group or to that of the other East-Eskimo tribes.

The chief difference is of course that between the East- and West-Eskimo. In the far distant past, then, the original Eskimo horde must have separated into two flocks, of which the flock toward the east, before it was again subdivided, carried out the metathesis. Since this is common to both the inhabitants of Labrador and of Greenland, it may be assumed that it was carried out before the subdivision, accordingly

before the invasion of Greenland, in the districts west of Davis Strait, but probably not farther west than Hudson Bay.

This broad water has lain like an old-world flood between the two original groups of this people; but the islands to the north in the Arctic Archipelago have served as a bridge across it: both flood and bridge can be traced by a comparison of the present dialects.

Über asiatische und amerikanische Elemente in den Mythen der Koriaken.

Von Waldemar Jochelson, St. Petersburg.

Die Forschungen der »North Pacific-Expedition«, die vom Präsidenten des »American Museum of Natural History« in New York, Mr. Jesup, ausgerüstet wurde, um vergleichende Studien über die Völkerschaften der amerikanischen und asiatischen Küsten des nördlichen Teiles des Pazifischen Ozeans vorzunehmen, gründeten sich auf die Annahme des Leiters dieser Expedition, Prof. F. Boas, dass in alten Zeiten gewisse Beziehungen zwischen den Typen und Kulturen der betreffenden Volksstämme existierten, und dass folglich, um die Geschichte der Eingeborenen Amerikas zu begreifen, eine allseitige Erforschung einiger Völkerschaften Asiens notwendig wäre.

Diese Voraussetzungen sind in der Tat von den Forschungsergebnissen der genannten Expedition in vielfacher Beziehung bestätigt worden.

Es wäre vorläufig noch verfrüht, irgendeinen bestimmten Schluss in bezug auf das gegenseitige Verhältnis der Typen der Volksstämme der asiatisch-amerikanischen Küsten des Stillen Ozeans zu ziehen, da das von der Expedition gesammelte anthropologische Material noch der Bearbeitung harret. Was aber die Kulturen der genannten Stämme anbelangt, so zeigt schon das bis jetzt bearbeitete ethnologische Material mit genügender Deutlichkeit den engen Zusammenhang sowohl zwischen der materiellen als auch der geistigen Kulturen der Bewohner des Nordwestens Amerikas einerseits und der Eingeborenen des äussersten Nordosten Asiens andererseits.

Die vorliegende Abhandlung hat sich eine beschränkte

Aufgabe gestellt: es soll hier die geistige Kultur — und zwar nur die mythologischen Ideen eines der sogenannten paläasiatischen Volksstämme, der Koriaken — mit den Sagen der Bewohner des Nordwestens von Amerika verglichen werden.

Ich habe meine Erforschung der Koriaken im Auftrage der Jesupschen Expedition in den Jahren 1900—1901 durchgeführt und das gesammelte Material zunächst in bezug auf Religion und Mythologie der Bearbeitung unterzogen. Die Ergebnisse meiner Forschungen erscheinen demnächst in den Memoiren der Expedition. Über den Inhalt derselben soll hier nur kurz Mitteilung gemacht werden.

Sowohl in der materiellen wie in der geistigen Kultur der paläasiatischen Völkerschaften überhaupt treten uns drei Elemente entgegen: das Ural-Altaische, das Eskimoische und das Indianische. Das gleiche finden wir auch in der koriakischen Kultur wieder, nur dass das indianische Element hier prädominiert. Besonders trifft dies hinsichtlich der koriakischen Mythen zu, deren allgemeine Form und Inhalt auf die nahe Verwandtschaft mit den indianischen Mythenzyklen hinweist.

Indem ich die demnächst im Drucke erscheinenden 139 koriakischen Sagen analysierte, schied ich 122 Episoden oder Erzählungen, die häufiger als die andern anzutreffen sind, aus. Von diesen begegnet man 101 oder 83 $\frac{1}{10}$ in den Mythen der Indianer Nordamerikas, 34 oder 29 $\frac{0}{10}$ in den Sagen der Eskimos, und nur 22 oder 18 $\frac{0}{10}$ in den Traditionen und Märchen der Mongolo-Türken oder der alten Welt überhaupt.

Bei der Vergleichung der koriakischen Sagenelemente mit denjenigen der Mongolo-Türken habe ich hauptsächlich auf die Sagen der den Koriaken geographisch nächsten mongolo-türkischen Völker, der Buriaten und Jakuten, Bezug genommen, dabei allerdings auch einige in der alten Welt überhaupt verbreitete Sagenelemente nicht ausser acht gelassen.

Der mongolo-türkische Folklore unterscheidet sich von dem Nordpazifischen Sagenkreise sowohl in seiner äusseren Form als auch durch seinen Ideeninhalt. Die Form weist hin auf eine höhere Kulturstufe derjenigen Völker, welche die mongolo-türkischen Sagen hervorgebracht haben; der Inhalt hingegen zeigt, dass diese Sagen unter anderen historischen Ereignissen und sozialen Bedingungen entstanden sind und auf einem ganz andern

Gebiete ihre Verbreitung fanden als die amerikanisch-asiatischen Mythen des pazifischen Kreises.

Während die Mythen der Koriaken, gleich den Sagen der amerikanischen Küste des Stillen Ozeans, sich durch primitive Einfachheit der Form und Kürze auszeichnen — sie bestehen aus aufeinanderfolgenden Episoden, welche trocken gehaltene Erzählungen über egoistische und manchmal unmotivierte Handlungen der Helden enthalten — mangelt es den mongolo-türkischen Sagen nicht an hübschen Naturbeschreibungen, die den Hintergrund für Handlungen bilden, und an einer reichen Auswahl von Epitheten, poetischen Gleichnissen und Metaphern, die Gegenstände und Personen charakterisieren; auch werden die Handlungen der mongolo-türkischen Helden nicht selten durch edle Motive zu erklären gesucht.

Selbst die Olonchó, d. h. die heroischen Sagen der Jakuten — eines türkischen Stammes, der von den Mongolen in die nordöstliche Polarregion Asiens zurückgedrängt wurde — sind stellenweise voll künstlerischer Schönheiten und poetischen Fluges, was als Zeichen ihrer südlichen Herkunft anzusehen ist.

Indem wir uns den Inhalt der koriakischen Mythen zuwenden, müssen wir sagen, dass bereits die Renntierzucht der Koriaken, die als eine Errungenschaft der asiatischen Kultur zu betrachten ist, fremdartige Elemente in die Sagen des pazifischen Mythenkreises einführen musste, obschon zu bemerken ist, dass das Renntier der koriakischen Sagen hauptsächlich als Symbol des Reichtums des Helden figuriert, während das geflügelte Ross der mongolo-türkischen Sagen als Berater und Gehilfe des Helden erscheint. Das Ross kündigt ihm die bevorstehenden Gefahren an, zeigt ihm den Weg und nimmt tätigen Anteil an Kämpfen und Schlachten. Das epische Ross ist leicht wie der Wind, geschwind wie ein Pfeil, und, bedeckt mit blutigem Schweisse, hebt es seinen Herrn in die zahllosen Himmelreiche, lässt sich mit ihm in die unterirdischen Welten hinab, oder zerschlägt im Nu die eisernen Wände der feindlichen Schlösser. Mit dergleichen Eigenschaften stattete die arme Phantasie der Koriaken das Renntier ihrer Sagen nicht aus.

Zu den mongolo-türkischen Elementen in den koriakischen Mythen zähle ich ferner die Episoden von Blutopfern, die in Asien mit der Viehzucht in Zusammenhang stehen. Zwar finden

wir bei den Indianern Nordamerikas, östlich vom Felsengebirge, namentlich bei den Irokesen und Sioux, Hundeopfer, aber bei den Indianern der pazifischen Küste, also bei denjenigen Indianern, deren Mythologie hauptsächlich dem Koriakischen verwandt ist, ist ein Opfer von Haustieren, d. h. von Hunden, nicht anzutreffen.

Von den übrigen asiatischen Elementen in der koriakischen Mythologie wollen wir hier auf Episoden mit wundertätigen eisernen oder silbernen Gegenständen, wie Schlitten, Kähnen, Schneeschuhen, Zeltpfeilern oder eisernen und silbernen Geweißen u. s. w., welche in den amerikanischen Sagen nicht anzutreffen sind, hinweisen. In den letzteren figurieren oft kupferne Gegenstände, meistens kupferne Platten, welche aber hauptsächlich als Symbole des Reichtums der Helden hingestellt werden. Die feurigen Seen und brennenden Berge, denen die Helden auf ihren Wanderungen begegnen, und die vielköpfigen Ungeheuer mögen auch zu den Schöpfungen der asiatischen Phantasie gezählt werden.

Die Episoden über Mädchen, deren Eltern sie vor Freiern in abgesonderten Zelten verborgen halten, oder in wunderbarer Weise in Verzierungen oder irgendwelche andere Gegenstände verstecken, erscheinen ebenfalls als asiatisches Element. Desgleichen gehört der Passus einer koriakischen Sage von einem viele Jahre hindurch hockenden Recken zum Mythenkreis der alten Welt.

In einzelnen koriakischen Sagen finden wir ganze Episoden aus mongolo-türkischen Sagen, wie komplette Erzählungen aus den Sagen über Gesser. So zum Beispiel besteht die koriakische Sage über den Helden namens Bärenohr und seine zwei Freunde fast gänzlich aus Episoden der mongolo-türkischen Sagen.

Nichtsdestoweniger ist die Zahl der asiatischen Elemente in der koriakischen Mythologie ziemlich begrenzt. Dabei aber ist die folgende Tatsache bemerkenswert. Unter den 101 Episoden aus den koriakischen Mythen, die den indianischen gemeinsam sind, finden wir zwölf, die sowohl den amerikanischen, als auch den asiatischen Mythen zugehören. Ausserdem finden wir einige Elemente aus den indianischen Mythen, die in unserer koriakischen Mythensammlung fehlen, in den Sagen der alten

Welt wieder. So z. B. das »Wasser des Lebens«, welches zur wunderbaren Belegung von Verstorbenen oder von Knochen gebraucht wird, ein Passus, der oft in den Mythen der alten Welt, nicht selten auch in den indianischen Mythen vorkommt. Diese Passus fehlen aber in den koriakischen Mythen.

Wir haben schon oben gesehen, dass unter den amerikanischen Elementen in den koriakischen Sagen die Eskimo-Episoden einen geringen Platz einnehmen. Der Einfluss der Eskimos tritt viel stärker hervor in der Mythologie der Tschuktschen, mit denen die Eskimos gegenwärtig in unmittelbare Berührung kommen. Das letztere aber ist nicht der Fall bei den Koriaken, und deshalb ist die Wirkung der Eskimos auf die koriakische Kultur nicht so leicht zu erklären. Käme es nur auf die Anwesenheit einer gewissen Anzahl von Eskimo-Episoden in den koriakischen Sagen an, so könnte man annehmen, dass die Eskimos, welche von Osten her an das Beringsmeer gelangten, die Kette der Mythen zerrissen, die sich im Halbkreise um die beiden Küsten des nördlichen Teiles der Pazific spannte, und so den Episoden ihrer Sagen Eingang in die Mythologie der Tschuktschen und durch diese auch in die der Koriaken verschafften. Wir finden aber Eskimo-Elemente auch in den religiösen Zeremonien der Koriaken, wie in ihrer materiellen Kultur. Schon Krascheninnikoff spricht bei Anlass der Beschreibung der Festlichkeiten der Kamtschadalen, deren Mythologie, wie ich in meiner Arbeit zu beweisen suche, ganz der koriakischen identisch ist, von einem Feste, an dem den Frauen nach erfolgter Beichte die Verletzungen von verschiedenen Tabus vergeben wurden. Diese Sitte ist besonders charakteristisch für die religiösen Zeremonien der Eskimos. Desgleichen erscheinen die koriakischen Festlichkeiten, die mit dem Walfischfang im Zusammenhange stehen, — wie auch die Tabus, welche von den Koriaken in bezug auf Seetiere beobachtet werden, deren Fleisch von Wöchnerinnen nicht genossen werden, noch mit einem Leichnam in Berührung kommen darf, als reine Eskimo-Zeremonien und Beschränkungen. Es ist deshalb anzunehmen, dass die Koriaken während einer gewissen Zeit unmittelbar mit den Eskimos verkehrten.

Indem wir vorderhand diese Frage offen lassen, wollen wir hier auf eine sehr interessante Tatsache aufmerksam machen.

nämlich auf die Abwesenheit in den koriakischen Sagen von Episoden, welche der alten Welt und den Eskimos gemeinsam sind. So ergibt sich aus der Zusammenstellung der oben angegebenen 122 Episoden als

1.	gemeinsam mit der alten Welt . . .	5	Sagenelemente,
2.	„ „ den Eskimos . . .	16	„
3.	„ „ „ Indianern . . .	71	„
4.	„ „ „ „ u. Eskimos	13	„
5.	„ „ „ „ „ der alten Welt . . .	12	„
6.	„ „ „ „ „ Eskimos u. der alten Welt	5	„
7.	„ „ „ „ Eskimos u. der alten Welt . . .	0	„
Zusammen . . .		122	Sagenelemente.

Es scheint demnach, dass die mythologischen Ideen der Eskimos der Gedankenrichtung der Sagen der alten Welt fremder sind als diejenigen der Indianer, und dass die Sagenelemente, die den Mythen der Eskimos und der alten Welt gemeinsam sind (siehe Nr. 6), zu den ersteren wohl durch Vermittlung der Indianer oder paläasiatischen Völker Sibiriens gelangt sind.

Uns der Vergleichung der koriakischen Mythologie mit derjenigen der Indianer jetzt zuwendend, müssen wir sagen, dass wir in der ersteren Elemente aus verschiedenen nordamerikanischen Mythenzyklen vorfinden. Wir finden in den koriakischen Mythen nicht nur Episoden aus dem Rabenzyklus der Tlingit, Haida und Tsimshian, sondern auch Episoden aus andern indianischen Sagenkreisen, z. B. denen der Kwakiutl über den »Nerz«, denen anderer Stämme von Britisch-Kolumbien, über den Präriewolf, über totemistische Ahnen, Kulturhelden und Wanderer. Wir finden selbst Elemente aus den Sagen der östlich des Felsengebirges wohnhaften Indianer aus den Mythen über Manabozho der Algonkin und Hayonwatha der Irokesen.

Besonders interessant ist dieser Vergleich dadurch, dass die koriakischen Mythen ihrer Form nach den Sagen der Athapasken, ihrem Charakter aber und Inhalte nach den Mythen der Tlingit am nächsten sind. Die Gebiete dieser beiden Stämme — des Binnenvolkes der Athapasken und des Küstenvolkes der

Tlingit — grenzen zurzeit an dasjenige der Alaska-Eskimos. Auf diese Weise könnte man annehmen, dass die Eskimos in Alaska durch ihre Ansiedlung an dem Behringsmeer den Stamm eines gemeinsamen mythologischen Baumes gespalten haben, und dann selbst auf amerikanischer Seite einen beträchtlichen Teil der indianischen Elemente in sich aufnahmen und auf der asiatischen sich mit den Tschuktschen vermischten. Aus dem Gesagten könnte man auch den Schluss ziehen, dass die paläasiatischen Stämme Sibiriens, wie Tschuktschen, Koriaken und Kamtschadalen, mehr als mit allen andern mit den äussersten nordwestlichen, ihnen geographisch am nächsten stehenden Indianerstämmen verbunden waren, dass sie aber auch noch in unmittelbarer oder mittelbarer Beziehung zu den andern indianischen Stämmen Nord-Amerikas standen.

Und in der Tat, der Abgerissenheit und Farblosigkeit der Erzählungen und der Eintönigkeit der Episoden nach erinnern die koriakischen Mythen an die von Missionar Petitot und von Prof. Boas publizierten Sagen der Athapasken; ihrer wesentlichen Eigentümlichkeit nach aber, welche darin besteht, dass fast alle Sagen mit der Beschreibung des Lebens, der Abenteuer und Streiche Quikinnáqu's (d. h. des Grossen Raben) sich beschäftigen, nähern sich die koriakischen Sagen den amerikanischen Mythen von dem Raben als Weltgestalter und besonders den Mythen der Tlingit über den Raben Yetl.

Ausserdem werden dem »Grossen Raben« der Koriaken einige Charakterzüge zugeschrieben, die den Helden anderer amerikanischer Sagenzyklen eigen sind. Der »Grosse Rabe« zeichnet sich nicht nur durch die grosse Gier und Gefrässigkeit des Raben der amerikanischen Rabensagen aus, sondern auch durch die erotischen Neigungen des »Nerz« der Kwakiutlsagen und durch eine Vorliebe zu unanständigem Benehmen und schmutzigen Streichen, die er zur Erreichung egoistischer Zwecke oder zu eigener Belustigung unternimmt. Die letztgenannten Züge sind allen Helden der Sagen der pazifischen Küste Nordamerikas gemein.

Der Umfang dieser Abhandlung gestattet nicht, auf Details einzugehen; nur sollen hier noch einige andere Züge der koriakischen Sagen im Vergleich zu den indianischen angeführt werden.

Quikinnáqu, d. h. der Grosse Rabe, erscheint einerseits

gleich dem Yetl der Tlingit und dem Raben der Tsimshian als Weltgestalter und Gehilfe der ziemlich unklaren Gestalt einer höheren Gottheit — manchmal wird der Grosse Rabe auch *Tenantómwán*, d. h. Schöpfer, genannt; andererseits erscheint der Grosse Rabe, gleich den Helden der Ahnensagen, als der erste Mensch und Stammvater der Koriaken. Sein dritter Name ist nämlich *Acicenáqu*, d. h. der Grosse Vater.

Gleich den Helden der indianischen Rabensagen nimmt der Grosse Rabe die Gestalt eines Vogels an, wenn er einen Rabenrock oder ein Rabenfell anlegt. Überhaupt geschieht die Umwandlung von Menschen in Tiere und umgekehrt meistens durch Anlegen oder Abwerfen von Tierfellen. Dieser Modus ist den Sagen beider Küsten des Stillen Ozeans gemeinsam. Zur Zeit des Grossen Raben oder im mythologischen Zeitalter existierten zwischen Menschen, Tieren und leblosen Gegenständen keine bestimmten Grenzen. Alle Wesen und Dinge konnten ihre Form wechseln, sich ineinander verwandeln und sich miteinander verehelichen. Erst mit dem Verschwinden des Grossen Raben, der die Koriaken plötzlich verliess, ohne dass sein Aufenthaltsort bekannt wurde, sind bestimmte Grenzen zwischen Menschen und Tieren entstanden. Die Idee der Natürlichkeit des Zustandes der »Verwandlungen« in den mythologischen Zeiten ist auch der amerikanischen Küste des Stillen Ozeans eigentümlich.

Besondere Aufmerksamkeit verdienen die Fischmärchen, in denen die »Lachsfrau«, in Ehestand mit dem Helden tretend, den Menschen gesegneten Fischfang bringt. Aber unzufrieden mit dem Benehmen ihres Mannes oder seiner Verwandten ihr gegenüber, verlässt sie das Dorf, und die Einwohner fangen wieder an zu hungern. Dieses erscheint als ein beliebtes Thema sowohl in den Raben- als auch in andern Sagen der Küstenindianer.

Indem wir die Ergebnisse unserer Erforschung der koriakischen Mythen zusammenfassen, erlauben wir uns zu betonen, dass sowohl nach ihrer äusseren Form, als auch nach den einzelnen Elementen, ganzen Episoden-Komplexen und der Richtung der Volksphantasie überhaupt, diese Mythen mit den asiatischen Sagen sehr wenig Gemeinsames haben, wohl aber dem Kreise der mythologischen Ideen der pazifischen Küsten angehören.

Eine so nahe Verwandtschaft der Mythen beider Küsten des Nordens des pazifischen Ozeans ist unmöglich durch ihre ganz voneinander unabhängige Entstehung zu erklären, und angesichts der geographischen Nähe der Küsten im hohen Norden wäre es ganz überflüssig, zu einer solchen Hypothese Zuflucht zu nehmen. Auch jetzt noch dient die schmale Behringsenge als Verkehrsweg zwischen den Bewohnern Amerikas und Asiens und als eine Brücke, durch welche kulturelle und physische Einflüsse sich frei einstellen.

Hinsichtlich dieser Frage des engen Zusammenhanges zwischen den Mythen der pazifischen Küsten ist nur eine der zwei folgenden Lösungen zulässig: entweder ist die Verwandtschaft der Mythen das Resultat der gemeinsamen Herkunft der Völkerschaften, die zurzeit im Besitze von verwandten Mythen sind, oder es müssen die Mythen allein eine gemeinsame Quelle, aus welcher sie durch Entlehnungen weit verbreitet wurden, besitzen. Mag aber auch die Entscheidung dieser Frage nach der Bearbeitung des anthropologischen Materials ausfallen, wie sie wolle, eines steht schon jetzt fest: dass in vergangenen Zeiten nahe und dauernde Beziehungen zwischen den Indianern Nordamerikas und den Vorfahren der heutigen Bewohner des äussersten Nordostens Sibiriens bestanden haben.

Die vorstehenden Ausführungen ins Auge fassend, kommen wir zweifellos zum Schluss, dass die Erforschung der sibirischen Völkerschaften, die zur Aufhellung der Geschichte der Ureinwohner Amerikas beizutragen vermag, gewiss in den Kreis der Aufgaben gehört, die sich die Kongresse der Amerikanisten gestellt haben.

Religious ideas of primitive man, from Chukchee material.

By Waldemar Bogoras-Moscow.

In studying the religious ideas of the Chukchee, I have gradually formed a simple theory about the first development of the religious conceptions of primitive man in general. Its value to me lies only in the fact that it has helped me to arrange in a more systematic way the material collected.

I would also say that it adapts itself very well to what is known about the religious ideas of the neighboring tribes of the Chukchee, such as the Yukaghir, Koryak, Kamchadal, Asiatic and American Eskimo and partly at least the North Pacific Indians.

I will briefly explain this theory, in the hope that it may indicate one of the ways in which primitive thought may have developed.

Primitive man, conscious of his life, — the source of all his actions, — attributes to all surrounding objects of nature which have attracted his attention either by their activity or by some striking feature of their outward appearance, or by any other circumstance, similar life and interior virtue. This identification of man and nature forms the basis of religious conceptions, and primitive mythology develops from it by means of a gradual ramification and working-up of details.

I avoid using the term animism because it presupposes the idea of the human soul, which, in my opinion, belongs to a later stage. E. B. Tylor says that animism embraces two great dogmas forming parts of one consistent doctrine: first, concerning souls of individual creatures capable of continued

existence after the death or destruction of the body; second, concerning other spirits upward to the rank of powerful deities (Primitive Culture, p. 496). In my scheme these two dogmas belong to the last stage of development. On the whole, my scheme must be considered as an attempt to outline the manner in which primitive man, or at least primitive Chukchee man, may have come to the stage of animism.

I therefore speak simply of identification of man with nature as characteristic of primitive religious conceptions. Its development may present five stages more or less distinct, which are as follows. The first stage has a character purely subjective in the sense that the form of the objects and the degree of their supposed adaptation to the actions of life are not taken into consideration and as yet not included within the field of view.

A stone or a tree, a hill or a cloud, also phenomena of nature, such as wind, rain, thunder, are considered simply as living, no matter what their form may be.

The well-known example given by Charles Darwin of the dog which barked at an open umbrella occasionally moved by a breeze represents evidently the same method of reasoning. An object moves: therefore it is alive.

Likewise primitive man considers alive the tree that rustles, the wind that passes by, the hill that towers over the plain and throws its shadow on its surface. A man may struggle with objects and vanquish or kill them. He may also sacrifice to them and ask them for protection. He may also pick up the smallest of them and use them as amulets. These being carried about on his body would insure his safety against all hostile forces.

The Chukchee consider that every one of these objects can act, speak, and walk of itself. They say about them that they are *hequilinet*, which means 'having a voice' and implies that they are endowed with life, which, however, is not separable from them. Objects having a voice keep their material features and qualities. For instance, a stone endowed with a 'voice' would simply roll down and crush a man against whom it has a grudge, or it will induce another man to pick it up in order to become his amulet.

In a Chukchee story which is repeated among the Koryak, the evil spirit Kéle puts his chamber-vessel near the body of a captive boy, who pretends to be dead. The Kéle defecates into the vessel and bids it keep watch over the body. After a while the boy makes a movement, and the vessel immediately gives alarm by its cries. The Kéle, who was asleep, awakes and comes to inspect the prisoner, but the boy is again motionless. The Kéle, angered, reproves the vessel, and urinates into it. The next time when the vessel gives alarm, its cries, coming from under the water, are quite faint. The boy quickly gets up, and fills the vessel with his own excrement, smothering what remains of the voice. There we have a very vivid description of a chamber-vessel as being alive without any change of its material form.

The development begins with the first effort to find the points of resemblance between the forms of the objects and the parts of the human body, which make the concept of identity more detailed and more plausible. Even slight resemblances of this kind are taken up most readily; and a mouth, a head, or arms are recognized in the accidental forms of objects that are already believed to be endowed with life. Thus with amulets a very vague resemblance is quite sufficient to make them appear as anthropomorphic beings. A small wooden crutch, or a narrow strip of leather slit up halfway to represent legs, is regarded as a human-like figure.

This is the second stage, and at the same time it is the first attempt of transforming the primitive concept of identity — both amorphous and subjective — into a more precise objective shape.

When this vague outward resemblance ceases to satisfy the mind, there arises an idea that material objects have two shapes, — their ordinary shape, and another transfigured form, more or less human-like. Both forms are material, and the objects can at will change one for the other. Thus in one tale stone mauls of the household transform themselves into men, and shortly afterwards drop to the ground in their original shape. On the other hand, men also may transform themselves at will into animals or inanimate objects. In their transformed shape, the inanimate objects acquire life, and are

able to perform human-like actions. This view, however, adapts itself much better to animals, and instances of the double nature of the animal world are very numerous in tales and other records.

The ermine, for example, may suddenly appear as a stately warrior clad in garments of sleek white fur, while the legs of the mice he had killed turn into fat reindeer-hams. Mice are people living in underground houses, and have sledges of grass. After a sudden transformation they become real hunters with regular sledges, and hunt polar bears. Vice versa, the skins given by them to a human shaman suddenly turn into withered leaves.

This is the third stage of development of primitive religious concepts.

As a natural deduction from the concept of two forms of beings arises the idea that one of the forms is external, while the other is internal, hidden within its cover. Since it is hidden, it is supposed to be for most of the time invisible, but also capable at will of casting off its outward shell and of appearing as a human being.

Thus the hypothesis first arises of distinction between the material shape of objects and of the life supposed to be contained in it. The latter becomes a spirit, or rather a genius of human-like form. He is invisible, and the material object is his usual abode, which, however, he may leave and assume his own human-like shape. In this shape he may appear to shamans or other persons of his own choice. This is the fourth stage. It supposes the co-existence of the material object and its genius, while in the third stage the two forms of the object could only change from one to the other.

The separation of the genius from his material object is, however, more or less incomplete. In leaving it, the genius must not move away too far, and after a while he must re-enter his material abode. In characterizing the genius, all the material and spiritual qualities of an ordinary man are attributed to him.

The conception of the genius is very well expressed by the American Eskimo term *inua*, 'its man' (among the Asiatic Eskimo, *yuwa*, with the same signification). It clearly implies that a human-like spirit is supposed to live within the object.

Greek and Roman water gods and dryads belong to the same class. The Chukchee and their neighbors believe in the existence of so-called »owners« abiding in rivers, lakes, and forests, who fully correspond to the antique nature gods.

In accordance with the same idea animals are supposed to be men covered with skin garments, and able to lay them aside at will. Men also may transform themselves into animals or inanimate objects by covering themselves with skins or with garments resembling the outward appearance of the objects. Then by casting aside their masks they may reassume their human shape.

To this stage belongs also the origin of the conception of the human soul as distinct from the body and as able to leave it during sleep and then come back again. Before that, in more primitive stages man was probably unable to analyze his dreams, and simply considered them as a peculiar mode of his life belonging to his person as it exists in its entirety.

In the fifth stage the genii gradually become freed from their objects, acquire the liberty of movements, and thus become actually »spirits«. Their human-like character becomes more accentuated, and acquires new details. Many of them receive individual features, and contract various relations with each other. Thus springs up the first mythology, which forms a series of stories about spirits, endowed with special power, invisible, and able to fly, but, on the whole, quite similar to men even to the necessity of food and the susceptibility to death.

The origin of the conception of the deceased as being able to continue their existence invisible to us after their bodies are destroyed belongs to this stage.

It develops from the conception of the human soul as abiding in the body, just as naturally as the conception of free moving spirits arises from the idea of the genii of the objects. Thus gradually arises the idea of the deceased as living in the »other world«, in the »world beyond«, having there villages, houses, families, hunting game, etc. The parallelism in the development of the conception of spirits and deceased men even produces the idea that the deceased live in one world, and the spirits in another, or that there are several such worlds situated symmetrically above and below the earth, and inhabited alternately by deceased men and spirits.

From another point of view, the conception of the deceased is different from that of the human soul. The latter is represented as small, fearful, helpless, liable to persecution by hostile spirits, and asking for protection of those well disposed to men. The deceased, on the contrary, is represented as great and powerful, and on the whole as one of the invisible spirits with a force greater than human.

He is considered either as dangerous, capable of doing harm to the living, or, on the contrary, as benevolent, willing to protect those men who are his descendants.

From the first idea arise numerous magical rites and prescriptions the purpose of which is to prevent attacks by the deceased on the living. From the second idea arises the cult of ancestors, which therefore supposes several preceding stages of development and the acquired ability to form more complicate and specialised ideas.

Even Herbert Spencer, who on the whole considers the ancestor-worship to be the principal source of religion, admits that it arises only then, as the notion of the ghosts grows from the first vagueness and variableness into a definite and avowed faith.

The tendency to follow the example of the forefathers which contributes so much to the consolidation of primitive institutions, seems to originate from ancestor-worship. Soon it begins to play a very important part in primitive religious life, and it is always given as an argument, when other explanation of various rites and performances is deficient.

The five stages of development of primitive religious thought may be briefly characterized as follows.

First stage: The identification of man with nature, subjective and amorphous.

Second stage: The search for outward resemblance, however vague, between material objects and man.

Third stage: The supposition of two forms of objects, one ordinary, the other transfigured and anthropomorphic.

Fourth stage: The assumption of the existence of genii living within material objects and capable of leaving them at will; the idea of the human soul as distinct from the body.

Fifth stage: The idea of spirits, human-like, independent

from objects, invisible and moving freely about the earth; the conception of the deceased as living after the destruction of the body, — the beginning of ancestor-worship.

The characteristics of these five stages of primitive religious thought were necessarily given in a schematic form. In reality, all of them, being very elementary, arise almost at the same time, and then co-exist side by side. Nevertheless, in a more careful study of primitive mythology, one will notice that the first, more primitive stages gradually die away, while the later stages develop more fully down to the last, which prevails even among the most backward tribes.

Thus, concerning the religious ideas of the Chukchee, we find that the whole background is occupied by the more primitive conceptions.

Smaller material objects, such as stones, trees, etc., are represented simply as living, without change of their material form (first stage).

Most of the amulets are represented as anthropomorphous on account of their very vague resemblance to the forms of the human body (second stage).

Animals are considered mostly as having two shapes, ordinary and transfigured (third stage).

Larger material unities, such as rivers, forests, and lakes, and also phenomena of nature, are represented as abodes of special genii, »owners« or »masters« (fourth stage).

The bulk of mythology consists of various tales about invisible spirits (kélet) freely moving about the earth and hostile to men, and also about good »beings« (váirgit) favorable to men (fifth stage).

The material forming the basis of this theory will be published in the second part of my work on the Chukchee, dealing with their religious life, especially in two first chapters.

Bemerkungen über Beziehungen zwischen der Morphologie der giljakischen und amerikanischen Sprachen.

Von Hofrat Leo Sternberg, St. Petersburg.

Die Frage über die Beziehungen zwischen den Urvölkern Amerikas und denjenigen Randvölkern des äussersten Nordostens Asiens die laut Leopold von Schrenk gewöhnlich Paläasiaten genannt werden, gehört zu denjenigen Problemen, die gegenwärtig die Aufmerksamkeit der Amerikanisten und Ethnologen überhaupt auf sich lenken. Das, was früher nur als eine Hypothese, sogar als eine Ahnung gewesen war, fängt jetzt an einen festen Boden zu finden.

Die ersten Schritte in dieser Richtung hat die Nordpazifische Expedition des American Museum of Natural History getan. Diese Expedition hat bewiesen, dass die Mundarten der Tschuktschen, Korjaken und Kamtschadalen nicht selbständige Sprachen, sondern nur Dialekte einer und derselben Sprache sind, und ferner, dass die genannten Völker samt den Jukagiren einen sehr engen Zusammenhang mit den Indianern Nordamerikas haben.

Nun möchte ich Ihre Aufmerksamkeit auf ein anderes paläasiatisches Volk lenken, nämlich die Giljaken, deren Gebiet die Insel Saghalin und die Mündung des Flusses Amur ist. Unter dieser Völkerschaft habe ich längere Zeit linguistische und ethnologische Forschungen ausgeführt. Diese nicht sehr zahlreiche Völkerschaft lebt in der Mitte von ihr ganz fremden Stämmen der Tungusen und Aino, welche einen starken Einfluss in somatischer und anderen Beziehungen auf sie ausgeübt haben. Dessenun-

geachtet haben die letzteren doch mehrere eigentümliche Züge einer ganz anderen materiellen und geistigen Kultur beibehalten, die zu einem ganz anderen ethnographischen Kreise gehören.

So z. B. waren es die Giljaken, ohne Zweifel, welche das Hundegespann, das den Polargegenden eigentümlich ist, ihren jetzigen Nachbarn zugebracht haben.

Ferner finden wir in der Sprache und den religiösen Zereemonien der Giljaken sehr sichtbare Spuren, dass der Typus ihrer früheren Wohnungen den modernen Wohnungen mehrerer Indianer und denen der asiatischen Americanoiden, wie der Korjaken und Kamtschadalen, gemeinsam ist.

Auf dem Gebiete der sozialen Kultur, besonders in ihrem Verwandtschaftssystem, ihren Ehenormen und ihrer Gentilverfassung, unterscheiden sich die Giljaken scharf von ihren jetzigen Nachbarn und von allen ural-altäischen Völkern überhaupt, indem sie sich im Gegenteil in vieler Hinsicht mehr einigen amerikanischen Stämmen nähern.

Manche Sagen der Giljaken enthalten Episoden aus dem amerikanischen Sagenkreise, wie z. B. den Passus über den Raub der Sonne durch einen Vogel, oder wie die so verbreitete Legende über die *vulvo dentibus armata* usw.

Aber den wichtigsten Hinweis für unsere Hypothese scheint die Sprache der Giljaken zu geben, deren morphologische Eigentümlichkeiten denen der uralo-altäischen Sprachen so fern stehen und im Gegenteil mit dem amerikanischen Sprachbau eine auffällige Verwandtschaft zeigen.

Ich will hier nur auf einige Punkte hinweisen:

1. Ebenso wie die amerikanischen Sprachen gebraucht die giljakische für ihre Wortbildung nicht nur Suffixe, sondern auch Präfixe, während die uralo-altäischen Sprachen nur Suffixe zu diesen Zwecken verwenden.

2. Fürwörter werden in gewissen Fällen regelmässig dem Nomen und dem Verbum inkorporiert.

3. Gleich den Nomen mehrerer amerikanischer Sprachen werden die der Giljaken für die Bestimmung ihrer Klasse von pleonastischen Fürwörtern oder Zahlwörtern begleitet.

4. Ähnliche pleonastische Hilfsörter begleiten in mehreren Fällen sogar die *verba activa*.

5. Wie in mehreren amerikanischen Sprachen, werden eine

Menge Formen gewisser Konjugationen durch adverbiale Positionen gebildet.

6. Unter den anderen Konjugationen, welche pronominale Endungen haben, fand ich eine solche, in der die erste Person Sing. und alle drei Personen Plur. eine Form und die zweite und dritte Person Sing. eine andere haben.

Und merkwürdigerweise finden wir dasselbe in der Sprache der Klamathindianer, in welcher wir auch andere Eigentümlichkeiten, die ihr mit der giljakischen Sprache gemeinsam sind, vorfinden.

7. Die Adjectiva, wie die Nomina überhaupt, verwandeln sich sehr leicht durch verbale Suffixe in Verba.

8. Wie in mehreren amerikanischen Sprachen unterscheidet sich das Verbum der giljakischen Sprache dadurch, dass jede Varietät einer bestimmten Tätigkeit durch einen speziellen Stamm-begriff ihren Ausdruck findet.

9. Das direkte Objekt wird in der Form eines reinen Stammes unmittelbar vor das Verbum gestellt, mit welchem es eine Einheit bildet, die der amerikanischen sogenannten Inkorporation sehr nahe steht.

10. Zuletzt — was mir sehr wichtig scheint —, finden wir in der giljakischen Sprache, wie in mehreren amerikanischen, die Eigentümlichkeit, dass die Kardinalzahlen mehrere Klassen zur Bezeichnung verschiedener Klassen von Nominibus, wie Menschen, Tieren, Bäumen usw., bilden.

Leider kann ich jetzt nicht näher in Details eingehen. Es ist noch viel Arbeit notwendig, um das Problem allseitig und erschöpfend zu behandeln: linguistische Vergleichshypothesen erfordern besondere Vorsicht.

Doch glaube ich, dass aus dem wenigen, was ich hier mitgeteilt habe, klar hervorgeht, dass der Zusammenhang der Morphologie der giljakischen Sprache mit der der amerikanischen Sprachen sehr bemerkenswert ist und jedenfalls die Aufmerksamkeit des Amerikanistenkongresses verdient. Endlich benütze ich die Gelegenheit im Namen des Ethnographischen Museums der K. Akademie der Wissenschaften zu St. Petersburg, sowie im Namen der unlängst begründeten Institution, des Russischen Komitees der Internationalen Assoziation für die Erforschung Ost- und Mittel-

asiens, den Kongress zu begrüßen. Eine der Aufgaben des Russischen Komitees besteht in der Erforschung der paläasiatischen Völkerschaften, welche, wie wir gesehen haben, so wichtig für die Ethnologie Amerikas sind. Zur Erforschung dieser Völker sind in der letzten Zeit seitens des genannten Komitees zwei Expeditionen ausgerüstet worden, eine zu den sogenannten Jenissej-Ostjaken und die andere zu den Ainu der Insel Saghalin.

Der Einfluss der sozialen Gliederung der Kwakiutl auf deren Kultur.

Von Prof. Franz Boas-New-York.

Vor einer Reihe von Jahren veröffentlichte ich eine Beschreibung der sozialen Gliederung und Geheimbünde der Kwakiutl-Indianer der Vancouverinsel.¹⁾ In dieser Schilderung versuchte ich darzutun, dass die soziale Gliederung, wie sie gegenwärtig besteht, ein Resultat neuerer Entwicklung gewesen ist, dass vermutlich vor nicht sehr langer Zeit der Stamm aus einer Reihe von losen Dorfgemeinschaften bestand, ohne strenge Scheidung der Zugehörigkeit des Individuums zur väterlichen oder mütterlichen Familie. Aus diesen losen Verbänden hat sich im Laufe der Zeit eine ausgeprägte Geschlechtsorganisation entwickelt mit einer Erbfolge, welche eigentümliche Übergänge zwischen väterlichen und mütterlichen Gesellschaftsformen aufweist. Diese Umwandlung scheint unter dem Einflusse der Kultur der Stämme des nördlichen Britisch-Kolumbien stattgefunden zu haben, welche echte Totems, Wappen und mütterliche Erbfolge besitzen.

Durch Zusammenschliessen und Teilungen der Dorfgemeinschaften entwickelten sich aus den losen Gemeinden der Kwakiutl im Laufe der Zeit eine Reihe von Stämmen, von denen ein jeder in Geschlechter geteilt ist. Jedes Geschlecht hat ein Wappen und leitet seinen Ursprung meist von einem sagenhaften Ahnen ab, welcher entweder vom Himmel herabgestiegen ist, oder durch Verwandlung eines Tieres in einen Menschen hervorgegangen ist. Ich will hier nicht die Beweisführung wiederholen, aus welcher ich die Neuheit dieser Organisation abgeleitet habe.

¹⁾ Annual Report of the U. S. National Museum. 1895.

Wohl aber möchte ich einige neue Tatsachen anführen, welche zeigen, wie vielfältigem Wechsel die Stammesorganisation unterworfen gewesen ist. Für einen Stamm der Kwakiutl, die Nimbisch, ergaben meine früheren Untersuchungen eine Teilung in fünf Geschlechter, die Ts'ē'ts'ē'wā'lag.amē^s (die Berühmten), L'a'L.elamin (die Stützen), G'i'gilg.am (die Ersten), Si'sinL'ē^s (die Si'nL'ē^s), Nē'nēlk'ēnôx^u (die vom Oberlaufe des Flusses), von denen jedes seine eigene Sage besitzt. Das erste dieser fünf Geschlechter leitet seinen Ursprung von einem Ahnen ab, welcher in den Fluss verwandelt wurde, an dem der Stamm seinen Wohnsitz hat und welcher durch seinen Reichtum an Lachsen ungewöhnlich günstige Lebensbedingungen sichert. Das zweite hat einen Ahnen, welcher ursprünglich im Himmel wohnte, zur Erde niederstieg und sich an demselben Flusse niederliess. Der Sage nach wurde seine Familie später mit den Nachkommen des Ahnen des ersten Geschlechts verschwägert. Das dritte Geschlecht leitet seinen Ursprung von einem Mensch gewordenen Lachse ab. Das vierte stammt von einem Ahnen, welcher von einem Stamme der Kwakiutl zum anderen wanderte und überall Nachkommen hinterliess. Das fünfte leitet seinen Ursprung von einer Familie ab, welche anfänglich an einem See im Innern der Vancouverinsel wohnte. Nach diesen Stammesagen zu urteilen, bilden die drei ersten Geschlechter den Kern des Stammes, während das vierte und fünfte als Zuwanderer erscheinen.

Im Jahre 1900 hatte ich Gelegenheit im Zusammenhang mit den Arbeiten der Jesup-Expedition eingehendere Forschungen über den Ursprung der fünf Geschlechter zu machen, und es stellte sich hierbei heraus, dass das fünfte der Geschlechter nicht vor dem Jahre 1840 sich mit dem Stamme vereinigt hatte. Weitere Nachforschungen ergaben dann, dass die Gliederung des Stammes sich während des letzten Jahrhunderts wesentlich verändert hat. Ursprünglich bestand der Stamm aus zehn Geschlechtern wie folgt: 1. Ts'ē'ts'ē'wā'lag.amē, 2. L'a'L.elamin, 3. Hē'ēmaa'xsti^s, 4. Xi'x'img'iū, 5. G'i'gilg.am, 6. Si'sinL'ē^s, 7. Sē'nL'ēm, 8. Gu'ngwad, 9. Nē'ēnēlk'ēnôx^u, 10. Gu'ngwad oder Wi'wunek'ila.

Von diesen bilden das dritte, vierte und fünfte; das sechste und siebente; und das achte, neunte und zehnte gegenwärtig je

ein Geschlecht. Diese Vereinfachung der Organisation beruht auf dem Rückgang der Mitgliederzahl all dieser einzelnen Geschlechter. Nach der gegenwärtigen Auffassung steht das vierte Geschlecht am höchsten im Rang, obwohl der Sage nach das erste Geschlecht den Anspruch auf die höchste Stelle hat.

Nach übereinstimmenden Aussagen älterer Indianer war das zweite Geschlecht vor 1875 vollständig unter dem Stamme verschwunden, und zwar infolge von beständigen Heiraten unter anderen Stämmen, in deren Geschlecht es aufgegangen ist. Um diese Zeit versuchte ein Mann aus dem fünften Geschlechte, welcher der Abstammung nach Anspruch darauf hatte, auch zum zweiten Geschlechte zu gehören, seine eigene soziale Stellung im Stamm zu verbessern. Aus diesem Grunde trennte er sich von dem fünften Geschlechte und begründete aufs neue das zweite Geschlecht, welches gegenwärtig wieder in Blüte steht. Wir sehen hieraus, dass die Stammesgliederung ständigem, raschem Wechsel unterworfen gewesen ist.

Es ist nun interessant zu beobachten, dass diese an sich moderne Stammesgliederung das ganze Leben und Denken des Stammes beherrscht, und dass die verschiedensten Formen des öffentlichen Lebens alle durch die grundlegende Idee der Geschlechterorganisation beherrscht werden.

Ich habe schon früher dargelegt, dass die Anlage des Dorfes streng nach der Geschlechtergliederung angeordnet ist. Jedes Geschlecht bewohnt einen geschlossenen Teil des Dorfes, und die Häuser tragen Namen, welche Bezug haben auf die Wappen oder die Stammesgesagen des betreffenden Geschlechts.

Der Begriff des persönlichen Besitzes ist dem Begriff des Geschlechterbesitzes untergeordnet. Nicht nur werden Jagdgebiete, Fischfanggebiete, Plätze zum Beerensammeln als Eigentum der einzelnen Geschlechter angesehen, sondern Besitzbegriffe werden auch mit Dingen und Ideen verbunden, die bei Völkern anderer Kulturformen nicht als Besitzobjekte angesehen werden. Ich will dies näher an einigen Beispielen ausführen.

Im grossen und ganzen ist der Besitzbegriff in bezug auf Erwerbsgebiete scharf entwickelt, am wenigsten in bezug auf die Gebiete, in welchen die einzelnen Geschlechter Beeren sammeln. Es scheint, dass im allgemeinen die Frauen des ganzen Stammes gemeinsam ausgehen und dass alle gleiches Recht

haben, in irgendeinem Teil des vom Stamme bewohnten Gebietes Beeren zu sammeln. Es ist historisch nachweisbar, dass die Stämme im Laufe der Zeit ihre Wohnorte gewechselt haben, so dass man vermuten könnte, dass sich Besitzansprüche auf Erwerbsgebiete in ihren alten Wohnsitzen erhalten hätten. Mir ist kein Fall bekannt, in dem sich Ansprüche auf entlegene Beerensammeldistrikte erhalten haben. Anders an den Uferstrecken, welche zum Muschelgraben geeignet sind. Hier scheinen ältere Besitzverhältnisse sich abzuspiegeln, denn die Verteilung der Uferstrecken unter den verschiedenen Stämmen ist recht unregelmässig. Es scheint, dass manchmal Uferstrecken ganzen Stämmen angehören, manchmal auch bestimmten Geschlechtern oder auch Geschlechtsgruppen, welche gegenwärtig nicht mehr einen geschlossenen Stammverband bilden. Auch finden wir, dass in manchen Fällen ein entlegenes Ufergebiet von einem Stamme in Anspruch genommen wird, obwohl es gegenwärtig innerhalb des Wohngebietes eines anderen Stammes gelegen ist.

Noch schärfer gesondert ist der Besitz an Fischbänken zum Heilbuttfang. Die Fischgründe sind oft nur von geringer Ausdehnung und innerhalb der einzelnen Bänke finden wir jedem Geschlechte einen bestimmten Platz angewiesen. Diese Plätze sind durch sorgfältige zweifache Peilung festgelegt, so dass beispielsweise ein bestimmter Baum und ein bestimmter Fels eine Peillinie bildet, welche mit einer zweiten ähnlichen Linie zum Schnittpunkt gebracht wird. Durch diese Doppelpeilung ist die genaue Position des Fischerbootes festgelegt, und die Peilungen sind so genau, dass häufig der Fischplatz eines Geschlechts nicht mehr als zwanzig Meter von dem eines zweiten Geschlechts entfernt ist. Anscheinend sind viele dieser Fischplätze, welche bestimmten Geschlechtern angehören, ziemlich alt, doch werden neu aufgefundene Fischgründe auf dieselbe Weise verteilt.

Ebenso scharf ist die Teilung der Gärten, in welchen Klee-
wurzeln gegraben werden, die als Nahrung dienen. Dieser Klee wird allerdings nicht gepflanzt, aber doch insofern kultiviert, als der Boden, auf dem er wächst gelockert und von Steinen gereinigt wird. Der Strand an der Mündung des Nimkischflusses ist so gereinigt, und die Steine sind in grossen Haufen und in Wällen zusammengetragen. Das ganze Strandgebiet wird teils durch diese

Wälle, teils durch Planken, welche auf ihren Längsseiten stehend in den Boden getrieben sind und durch Pflöcke gehalten werden, in Abteilungen von unregelmässiger Form geteilt. Grössere Teile dieser Uferstrecken sind das Eigentum verschiedener Stämme, während die kleineren Felder den einzelnen Geschlechtern gehören. Es scheint, dass die Feldergruppen, welche einem Geschlechte gehören, wieder in Unterabteilungen geteilt sind, welche den Besitz einzelner Frauen ausmachen, so dass eine Frau, welche einen bestimmten Abschnitt des Gebietes gereinigt hat, auch temporär denselben in persönlichem Besitz hat. Der Geschlechterbesitz scheint aber viel permanenter zu sein, als die Ansprüche der einzelnen Frau innerhalb des von dem Geschlechte innegehabten Feldes.

Ganz ähnliche Verhältnisse finden wir an den Flüssen, an welchen im Frühjahr Olachen, eine Art kleiner Stinte, gefangen werden. Der wichtigste Platz für den Olachenfang ist Knight Inlet, welches im Gebiete der Dzá'wadeënox^u, eines der Kwakiutlstämme, gelegen ist. Obwohl das gesamte Land in dieser Gegend Eigentum des genannten Stammes ist, so hat doch jeder der Kwakiutlstämme, von Fort Rupert im Norden der Vancouverinsel, bis zu den südlichsten Stämmen hin, einen Anspruch auf Olachenfang, und jeder einzelne Stamm, oder vielmehr die Geschlechter eines jeden Stammes haben jedes ihren bestimmten Platz, an welchem Fischhütten aufgebaut werden, und wo ein Wehr für den Fang der Olachen errichtet wird. Die vielfachen Veränderungen, welche in der Geschlechterteilung der verschiedenen Stämme vor sich gegangen sind, haben hier zu vielen Unklarheiten geführt, so dass die alljährigen Versammlungen der Kwakiutlstämme in Knight Inlet zu ständigem Streite wegen der Ansprüche der einzelnen Geschlechter auf bestimmte Wehre führen.

Nicht nur in den Besitzverhältnissen drückt sich der Einfluss der Stammesgliederung aus, sondern auch in den Formen, des religiösen Lebens, sowie in freieren geselligen Zusammenkünften. In allen Besitzfragen erscheint das Geschlecht als eine Einheit. Infolgedessen tritt auch bei den landesüblichen Festen welche wesentlich in einer Verteilung von Geschenken bestehen, das Geschlecht scharf hervor. Der Festgeber verteilt seine Geschenke an die Individuen geschlechterweise und die Ansprüche

eines jeden richten sich nach seiner Stellung und seinem Range im Geschlechte. Bei kleineren Festen entleiht der Festgeber von seinen Geschlechtsgenossen, verteilt das entlehnte Eigentum unter den Gästen, welche anderen Geschlechtern angehören und zahlt später seinen Geschlechtsgenossen als Individuen die entlehnten Werte zurück. Bei grösseren Festen unterstützt ebenso die Geschlechtsgruppe, d. h. der Stamm oder eine andere höhere Einheit, einen aus ihrer Zahl, und die Geschenke werden anderen Stämmen oder Geschlechtergruppen gegeben. Infolgedessen erscheint auf den Festen auch das Geschlecht stets als eine Einheit. Bei dem Empfang der Geschenke werden die Vertreter des Geschlechts der Reihe nach aufgerufen, und es bildet sich so eine äusserlich deutlich erkennbare Gruppe in dem Stamm.

Es ist nun charakteristisch, dass neben dieser allgemein anerkannten Geschlechtergliederung sich eine Reihe von ähnlichen sozialen Gebilden findet, welche aber auf ganz andere Kreise des Volkslebens Bezug haben. Vor allem existiert bei den religiösen Festen des Stammes eine ganz ähnliche Gliederung. Während dieser Feste sind die Stammesglieder von gewissen übernatürlichen Wesen besessen. Alle diejenigen nun, welche dieselben übernatürlichen Wesen zum Schützer haben, bilden eine gemeinsame Gruppe, ein soziales Gebilde, welches in jeder Beziehung dem Geschlechte analog ist und bei Festen und Beratungen dieselbe Rolle spielt, wie bei nichtreligiösen Festen das Geschlecht. Ich glaube, man darf annehmen, dass diese Ausgestaltung des religiösen Lebens unter dem tiefgreifenden Einflusse der Geschlechtergliederung entstanden ist. Es lässt sich dieser Einfluss besonders gut auch daran verfolgen, dass sogar der Teil des Stammes, welcher nicht einem der Geheimbünde angehört, zur Zeit der religiösen Feste in einer neuen Gliederung erscheint. Die von den Schutzgeistern Inspirierten, welche eine selbständige Gruppe bilden, fallen natürlich aus dem Geschlechtsverbande fort, so dass die zu anderen Zeiten bestehende Einheit während der religiösen Feste durchbrochen ist. Unter den Übrigbleibenden schliessen sich nun diejenigen Gruppen zusammen, welche im Laufe der Zeit etwa gleichzeitig den Geheimbünden beitreten, so dass vielleicht aus diesem Grunde sich naturgemäss Altersklassen herausgebildet haben, welche vom religiösen Standpunkte aus Ranggruppen innerhalb des Stammes bilden.

Analoge Gruppenbildungen finden sich sogar unter den jüngeren Stammesgliedern, während rein geselliger Vereinigungen. Der Kwakiutl macht im Laufe seines Lebens eine Reihe von Rangstufen durch, welche von Festen abhängen, die der junge Mann im Laufe der Zeit gibt und zwar so, dass mit jedem veranstalteten Feste sein Rang steigt. Infolgedessen finden sich stets eine Anzahl jüngerer Leute, welche annähernd auf demselben Rangniveau stehen. Auf jedem Rangniveau führt der junge Mann einen neuen Namen, an dem man sogleich seine Position im Stamme erkennen kann. Wir finden nun bestimmte Feste, in denen junge Leute einer Rangklasse auf dieselbe Weise wie die Geschlechter innerhalb des ganzen Stammes sich zusammenschliessen, und es erscheint der Stamm häufig nach Altersklassen geordnet, welche die Geschlechterteilung vollständig durchbrechen.

Diese Teilung durch Bildung gesellschaftlicher Gruppen ist sogar in die Organisation des Schamanentums der Kwakiutl eingedrungen. Die Schamanen sämtlicher Stämme des nördlichen Teils der Vancouverinsel sind in zwei Organisationen gegliedert, welche aufs strengste geheimgehalten werden, und deren Behandlungsweise der Kranken gewisse Unterschiede aufweist. Innerhalb dieser beiden Schamanenorganisationen finden sich Rangunterschiede, welche von der Geschicklichkeit, resp. dem Erfolg, der Schamanen abhängen.

Jede hat ihren Häuptling und ihre geheimen Zeichen, an denen die Mitglieder der Organisation einander erkennen. Sie haben ihre Versammlungen, in welchen Angelegenheiten, die die Schamanen angehen, besprochen und bestimmt werden. Ein bestimmter Tribut an dem Einkommen jedes Schamanen gehört dem Vorsteher jeder dieser Organisationen.

Endlich ist noch zu erwähnen, dass die Deutung der Kunstwerke dieses Stammes gänzlich unter dem Einflusse der sozialen Gliederung steht. In der dekorativen Kunst kommen kaum rein geometrische Motive vor, sondern fast durchweg Tiermotive. Fast überall, wo diese Tiermotive zur Ausschmückung von Gegenständen benützt werden, werden sie gegenwärtig als Wappen des Besitzers gedeutet, oder sie enthalten eine Beziehung zu der Stammesgeschichte und sind auf diese Weise eng mit der sozialen Gliederung verbunden. Infolgedessen werden auch die einzelnen

Formen als Besitz eines jeden Geschlechts aufgefasst. Es ist wahrscheinlich, dass die Kunstform mit vorwiegenden Tierdarstellungen, welche so charakteristisch für die Stämme der Nordwestküste Amerikas ist, historisch in nahem Zusammenhang mit der Kunst der Indianer von Washington und Oregon steht, bei denen Tierdarstellungen und Menschendarstellungen keineswegs fehlen. In dem letztgenannten Gebiete finden sich aber gleichzeitig geometrische Motive. Dort fehlt der gewaltige Anstoss, welchen der Totemismus der Tierdarstellung gegeben hat, und wohl infolgedessen sind die Formen nicht so reich und nicht so künstlerisch entwickelt. Vielleicht hat sich auch wegen der Wichtigkeit des Tiermotivs das geometrische Motiv in Britisch-Kolumbien nicht halten können.

Sogar Musik, Dichtung und Sagen werden bei den Kwakiutlindianern als Besitz der einzelnen Geschlechter aufgefasst. Jede Familie hat ihre eigenen Gesänge, welche bei ihren Festen gebraucht werden, und welche ihr ausschliessliches Eigentum sind. Ebenso gehören aber auch den verschiedenen sozialen Gebilden, welche ich vorher besprochen habe, eigene Gesänge an, die von andern nicht gebraucht werden dürfen.

Der Besitz einer Stammesgeschichte wird so sehr als Vorzug empfunden, dass sich unter dem Drucke dieser Vorstellung eine unendlich reiche, aber sehr einförmige Mythologie entwickelt hat, in welcher eine Reihe gleichartiger Motive in immer neuen Verbindungen zu Sagen verbunden sind, welche die Grösse der Ahnen verherrlichen.

Ich habe versucht in den vorhergehenden kurzen Bemerkungen zu zeigen, wie sehr das ganze Leben der Kwakiutl unter der Herrschaft der neu erworbenen sozialen Gliederung steht. Ich glaube, dass diese Tatsache von allgemeinerem Interesse für den Ethnologen ist, insofern sie zeigt, dass die Lebensäusserungen eines Stammes nur im Zusammenhange ganz verständlich werden, und dass wir stets erwarten müssen, dass älteren Sitten durch neue Entwicklungen neue Form und Deutung aufgeprägt werden kann.

Indian languages in the united states.

Rev. Charles Warren Currier, Washington D. C.

When the white colonists, Spanish, French, English and Dutch first landed on the shores of what is now the territory of the United States, various tribes of Indians were found to inhabit the coasts. As civilisation advanced further into the interior, tribe after tribe was discovered dwelling upon the shores of our lakes, or upon the banks of our streams. These Indians differed from each other in the geographical distribution of their habitations, to some extent in their physical characteristics and their customs, but, above all, in their language. Some of the tribes with which the white men came into contact in the seventeenth and eighteenth centuries have completely disappeared. Not an echo of their now silent tongue is heard, no vestige of their language remains, save, here and there, a few geographical names. As I write in the Capitol of the Union, I cannot help asking myself, what has become of the braves that once dwelt upon the banks of the Potomac? Where are the Piscataways who have left their name attached to a decaying village in Maryland, and whose descendants, perhaps, survive in a few half breed families in the southern part of the state? Where are the Susquehannas, of whom we are reminded whenever the Pennsylvania Railroad carries us across the noble river that bears their name?

Other tribes are fast disappearing, and with them, their language will soon become extinct, unless some means are employed to crystallize it, for the instruction of future generations. It is quite safe to predict, that ere another century has elapsed, most, if not all, the Indian languages spoken today in the United States will be consigned to the realm of dead tongues.

Much, very much, has been written on the Indian languages of North America, for the literature on the subject is immense, as one may see by a rapid glance at the large work undertaken under the auspices of the U. S. Government by James Constantine Pilling, the first installment of which was completed in 1887. It bears the title, »Proofsheets of a Bibliography of the Languages of the North American Indians«. To this must be added his »Bibliography of the Algonquian Languages«, published in 1891, and his smaller bibliographies of various families of languages. Unfortunately, the author did not live to complete his work, as he died in 1895. Since then, much has been added to the literature of Indian languages, but there is no one to continue the labors of Mr. Pilling.

It is true, that much, perhaps the far greater portion of this material, belongs to the sphere of religion, and owes its origin to the zeal of the missionaries, both Catholic and Protestant. They are translations of the Bible, catechetical instructions, and works of piety, but they are not without their interest and their utility for the philologist. On the other hand, scientific works are not wanting. We possess grammars and grammatical treatises on a number of the known languages. I mention here those tribes on whose language I have been able to ascertain, that such treatises exist. Of the Algonquian family, I find that grammars exist of the Abnakis, Algonquins, Blackfeet, Chippewas, Crees, Delawares, Illinois, Maliseets, Massachusetts, Menomenees, Micmacs, and Pottowottomies. Especially noteworthy is the large grammar of the Chippeway language composed by that well known Indian missionary, the late Bishop Baraga, of Marquette, Mich.

Of the Iroquoian family, we have grammars, and grammatical treatises on the languages of the Cherokees, Hurons, Mohawks, Onandagas, Wyandottes, Cayugas, Iroquois, Oneidas, Senecas and Tuscaroras.

Similar treatises exist for various tribes of the Siouan family, such as the Dhegiha, Dakota, Hidatsa, Iowa, Santee, Sioux, Winnebago, Kansas and Mandan Indians.

To the Muskogean family belong grammatical treatises on the languages of the Choctaws, Muskokis or Creeks, Chickasaws and Seminoles.

The tribes belonging to the Athapascan family of which we are in possession of grammatical treatises are the Denes, Montagnais, Navajos, Apaches, Athapascans, Chippewyans, Kenais, Loucheux, Peau de Lievre, Sursees, Tacullis, Tlatkenais and Umpkwes.

To the Salishan family belong the Salish, Twana, Bilqula, Chehali, Kalispel, Klallam, Komuk, Netlakapamuk, Niskwalli, Okinagan, Tuyallup, Shuswap, Shwaksin, Swanaumuk, Swohomish, Spokane, Stailakum, Tilamuk and Twana Indians. Of all these we have various grammatical essays. The grammar of the Kalispel Languages by a Jesuit is highly spoken of.

Of the Wakashan family, we possess treatises on the Kwakwaka'wakw, Tokat, Hailtsuk, Klakwat, Nutka, Sebas and Ukwaka languages. To the Chinookan family belong the Chinooks and Watalas, and of these two tribes grammatical treatises exist.

It will thus be seen that the study of Indian languages, though so vast, is far from being complete, while the field to be explored is immense. The study of the individual language is surely of great importance, but the greatest desideratum is a thorough philological analysis, and a comparative study of all the languages spoken in the territory lying between Canada and Mexico. It must, however, be remarked that many of our Indian languages are common to both Canada and the United States, and that, consequently the one cannot be treated without reference to the other.

This comparative study cannot be scientifically undertaken until a proper classification of the languages in question is made. Many authors have labored in this direction, but the task is still incomplete. Perhaps the first methodical attempt at classification was made by Albert Gallatin in 1836, in his work entitled »A Synopsis of the Indian tribes within the United States east of the Rocky Mountains, and in the British and Russian possessions in North America«. Gallatin has had many successors in the field, for whom I will refer the reader to that portion of the seventh annual report of the Bureau of Ethnology at Washington which treats of the Indian Linguistic Families of America North of Mexico. This work, published in 1891, under the direction of the late Major Powell,

is one of the latest and best guides to the classification of Indian languages. This classification is based upon the vocabularies of the various languages, and not upon their grammatical structure, upon words, rather than upon rules governing the words. A judgment upon the merits of this method of classification I leave to others, better qualified than myself. This much, however, must be said in its favor, that wherever a constant similarity of words is found to exist, with analogies of orthography running through the vocabularies, which are clearly not due to mere accident, or coincidence, a common origin of those languages seems to be the only logical conclusion. The constantly recurring likeness points clearly to a family relationship, and to a common ancestry.

Connected with this important work of the Bureau of Ethnology, we possess a map of languages, showing the habitat of those who spoke them, at the period when they first came into contact with Europeans. Since then, immense changes of population have taken place upon the North American continent. The original inhabitants of the land, fleeing before the onrushing tide of Caucasian civilisation, have been forced to migrate time and again, their hunting grounds have become cities and towns and cultivated fields, while the red men, in constantly diminishing numbers, are, many of them, dwelling in regions which their fathers knew not. The linguistic families of tribes are broken up, and the surviving languages are scattered over the land, like so many islands in an immense ocean of heterogeneous population that threatens to swallow up what is left of the Aboriginies.

There have been enumerated fifty eight linguistic families north of Mexico. Some of these, like the Algonquian, between Hudson Bay and the regions around the Great Lakes, the Siouan, in the centre, the Shoshonean in the southwest, and the Athapascan in the Northwest, covered immense territories, while others, like the Chumashan, and the Uchean are scarcely visible on the map. It is, also, noticeable, that besides the great tracts of land, covered by tribes of the same family, there, were, also, outlying colonies where kindred dialects were spoken. Thus we find members of the Athapascan family in the southwestern portion of the United States, on the

borders of Mexico and of the Algonquian in the southeast, where the state of South Carolina now exists.

Of the fifty eight linguistic families, some have completely disappeared, leaving only meagre vocabularies from which we may glean a knowledge of their language. To these belongs the Adaizan family of whom, in 1820, there were about twenty survivors. Their home was about 40 miles from Natchitoches. A vocabulary of about two hundred and fifty words is all that is left to us of their language. To the other extinct families must be reckoned the Attacapan, Beothukan, Chimarikan, Esseenian, Karankaman, Pujunan, Sastean and Tinnquanan; other families are fast disappearing. Thus of the Chimakuan family there were, in 1884, only about 20 individuals left, near Port Townsend, Washington. In 1881, there were left about 50 members of the Chitimachan family in Louisiana. The Chumashan family was represented in 1884 by about 40 members in California. The adults still spoke their language, when conversing with one another. Of the Coahuiltecan family, a very few Indians still survive, on the Rio Grande. In 1888, there were about thirty members of the Costanoan family left in California. Of the Kalapooian family less than two hundred survive in Oregon. Less than 150 of the Mariposan family live still in California, while, in the same region, exist a very few of the Moquelumnan family. The Natchesan family is also fast disappearing, while the Salinan is almost extinct. Of the Takilman family there are less than thirty in Oregon, and the same may be said of the Tonikan family, the few representatives of which may be found in Louisiana. Of the Tonkawan family, about 80 were still alive in 1884. To the linguistic families which are nearly extinct must also be reckoned the Yanan.

The more numerous and important of the still existing families are the Algonquian, Athapascan, Caddoan, Chinookan, Iroquoian, Keresan, Koluschan, Muskogean, Piman, Shoshonean, Siouan, Yuman and Zunian. Of these various existing tribes, the Cherokees have, perhaps, reached the highest degree of culture. Not only is their language still in a flourishing condition, but they possess an alphabet, the invention of which is due to Sequoya, a member of the tribe.

The linguistic families which still exist are scattered in

various reservations throughout the land, as may be seen by the map prepared by the Bureau of Indian affairs. Languages of the Algonquian stock are spoken by the Abnakis and Passamaquoddies of Maine, the Arapahoes in the Indian Territory and Wyoming, the Cheyennes in South Dakota and the Indian Territory, the Delawares in the Indian Territory, New York, Wisconsin and Kansas, the Kickapoos in the Indian Territory and Kansas, the Menominees in Wisconsin, the Miami in the Indian Territory, the Ojibways or Chippeways in Minnesota, Wisconsin, Michigan, North Dakota and Kansas, the Ottawas in the Indian Territory and Michigan, the Peonas in the Indian Territory, Kansas, Michigan and Wisconsin, the Sac and Fox in the Indian Territory, Iowa and Kansas, the Shawnees in the Indian Territory, the Siksika in Montana and the Stockbridge Indians in Wisconsin and New York. It will thus be seen, that not only has the Algonquian family been divided, but that even individual tribes have been ruthlessly scattered.

Languages of the Athapascan family, besides those belonging to British America and Alaska, are spoken by the Kwalhiquas in Washington, the Owilapsh in the same state, the Tlatcanai near Wapato Island, besides other tribes in Oregon and California, and by the Navajoes, Apaches, and Lipans, in the southwestern portion of the United States, or on various reservations.

Caddoan languages are still used by Indians on the Fort Berthold Reservation in North Dakota, and by the Poncas, Pawnees and Wichitas in the Indian Territory, and the Caddoes in Oklahoma. To the Chinookan family belong the Wasco in Oregon and Washington, and the Clackama in Oregon.

Languages of the once famous Iroquoian stock are still alive among the Cherokees in the Indian Territory, the Cayugas in the Indian Territory and New York, the Mohawk in New York, the Oneida in New York and Wisconsin, the Onondaga in New York, the Senecas in the Indian Territory and New York, the St. Regis in New York, the Tuscarora in the same state, and the Wyandots in the Indian Territory. Of the renowned Iroquois, so famous in our early colonial history, there is still a remnant in Canada, principally at the Lake of the Two Mountains, Province of Quebec, and the St. Regis in New York.

Kalapooian languages are still spoken in Oregon, and those of the Keresan in New Mexico. The Kiowan stock is found principally on the Kiowa, Comanche and Wichita Reservations in the Indian Territory. The Kitumahan family is principally represented in Montana, and the Kirsan in Oregon. To the Lithuanian family belong the Klamaths and Modocs in Oregon and in the Indian Territory. The Mariposan family is found at the Mission in California.

The principal representatives of the Muskhogean family are the Choctaws who are mostly in the Indian Territory. To the same family belong the Seminoles, the Creeks, and the Chicasas, and others. Most of these are in the Indian Territory, but there are still about 200 Seminoles in Florida.

Pima languages are to be found among the Pimas and Papagoes at the Pima Agency in Arizona. The Quoratean family must be sought for in Oregon. The Salish or Flathead family is still found among the Coeur d'Alene, in Idaho, and in Washington among the Lower Spokane, Lake, Colville, Okinagam, Nespalem, Sans Puel, Calispel, Upper Spokane, Quaitso, Quemint, Humptulip, Puyallup, Chehalis, Nisqually, Squaxon, Clallam, Skokomish, Oyhut, Hoquiam, Montesano, Satsup, Shohomish, Madison, Muckleshoot, Swinomish, Lummi and Flatheads in Montana.

The Shahaptian family is represented by the Nez Percés or Chopunnish in Idaho and other tribes in Washington and Oregon.

Of the Shoshonean family, we find the Bannocks in Idaho, the Chemehuevi in Arizona, the Comanches in the Indian Territory, the Gosiutes in Utah, the Pai Utes in California and Nevada, the Paviotso in Nevada and Oregon and others in Oregon, California, Utah and Colorado.

The Siouan family is the largest in the United States, and the largest north of Mexico after the Algonquian, of which the greater portion is in British America. The difference, however, between the Siouan and Iroquoian family is small. The members of this family are scattered throughout the Western States, and are found principally in Dakota, Nebraska, Montana, Kansas, Oklahoma, Indian Territory, Wisconsin, North and South Carolina and Louisiana. To this family belong princi-

pally the Dakotas, Yanktons, Tetons, among whom the Blackfeet, and the Assinaboins, Omahas, Ponkas, Osages, Kansas, Quapaws, Iowas, Winnebagoes, Crows, Gros Ventres and Catowbas. To the Tanoan family belong a number of Pueblos in New Mexico and Texas. A remnant of the Uchean family is to be found in the Indian Territory, where they are classed as Creeks. The Wakashan family is still represented in Washington. The Yuman family exists principally in California and Arizona, while the Zunian is represented by a single Pueblo in New Mexico.

I have not referred in this paper to the Esquimauan family which inhabits the Arctic Circle, as I wished to limit myself to those existing between Mexico and Canada. The Esquimaux may well form the subject of a special study. Father Barnum, the Jesuit missionary in Alaska, has given us in late years a dictionary of one of the Esquimaux languages.

The work lying before the Americanist in regard to the Indian tongues is twofold; the preservation of the still living languages, and the comparative philology of American tongues. The first task is undoubtedly an Herculean one, but by the concerted action of a number of collaborators it is not impossible. If a central management, say that of the Bureau of Ethnology, would engage the cooperation of educated men, equipped for the task, a grammar of each existing language might be made. Missionaries, Indian agents, and others who have acquired the Indian tongues might be obtained to work on each separate language. These works, together with other literary productions in the several Indian tongues, should then go to form a separate collection in the library of the Bureau of Ethnology, together with any writings that can be found on those languages that are extinct. This collection which, I dare say, would be unique in the world, would afford the material for the philologist to work upon, and pave the way for the accomplishment of the second task, the comparative philology of the Indian tongues. By means of this study, light might be thrown on the relationship existing between the various tribes of the New World as well as upon the tie connecting the old world with the New, and it might even afford some useful hints as to the origin of the Indian race, a question that has hitherto

baffled all researches. Should each American nation undertake a similar work within its own domain a comparative philology of the two Americas would become possible. One might easily decide whether the elements are at hand for uniting the then languages of the New World into one great class, in the same manner as the Semitic and Aryan tongues are united, wheter a similarity of structure runs trough the American languages, and whether they rest upon a common basis¹⁾.

Notes.

1. The Bureau of Ethnology is preparing a dictionary, or Encyclopaedia of Indian Tribes, in 2 vols.

2. Under the direction of the Bureau of Ethnology, a Handbook of American Languages is in course of preparation. An attempt will be made therein to classify said languages morphologically. The families, Chosen as types are the Esquimaux, Tsinshian, Kwakiutl, Chinook, Iroquois, Haida, Sioux, Algonquin, Shoshone, Maidù, Salish, Yokut and Uche. Thirteen families in all. Of the various North American languages can be reduced to these types, the work will, as can clearly be observed, quite simplified.

¹⁾ See »Polysynthesis in the Languages of the American Indians». J. N. B. Hewitt in the American Anthropologist. - Oktober 1893.

Sur les idiômes de la Famille Chichimèque.

Par le Comte H. de Charencey, Paris.

Généralités.

Nous avons déjà dit un mot dans les *Mélanges de linguistique et de paléographie Américaines* (Paris 1883) au sujet du groupe d'idiômes que nous avons qualifié de *Pirinda-Othomie*, mais qu'il serait peut-être plus exact de désigner du nom de *Chichimèque* à l'exemple de MM. le Dr. Peñafiel et E. Buelna. Reprenant aujourd'hui nos recherches au sujet de ces langues, nous nous efforçons spécialement d'établir par de nouvelles preuves, la parenté du Pirinda avec l'Othomi et le Mazahua. Il ne semble pas possible effectivement d'expliquer, comme on a voulu le faire, la ressemblance existant entre ces divers dialects par de simples emprunts, bien que les échanges de formes grammaticales se remarquent plus fréquemment à la Nouvelle Espagne que nulle part peut-être ailleurs.¹⁾

Quoi qu'il en soit, la famille en question occupait une large place sur la carte linguistique du Mexique. Son aire était, sans doute, plus vaste encore à une époque antérieure et ne le cédait guère à celle des dialects Nahoas. Aujourd'hui encore une portion notable de la population indigène fait usage d'idiômes d'origine Chichimèque.

I.° Ouvrages consultés.

1.° D. Francisco Pimentel. Cuadro descriptivo de las lenguas indígenas de Mexico, 1862.

¹⁾ De la Conjugaison dans les langues de la famille Maya-Quiché, p^o 64 et 65 (Louvain 1885. Extrait du Museón).

2° Dr. Antonio Peñafiel, Division y clasificacion de las lenguas y dialectos etc. p^a 91 et suiv. du Congreso internacional de los Americanistas, 11^e Sesion (Mexico 1897).

3° M. Cyrus Thomas, Provisional list of linguistic families etc. of Mexico, etc. p^a 207 et suiv. du vol. IV N^o 5 de l'American Anthropologist (April-June 1902).

4° M. le Dr. Nicolas Leon, Familias lingüísticas de Mexico etc. (Mexico 1902).

5° D. Luis de Neve y Molina, Reglas de Ortografía, Diccionario y Arte del idioma Othomi (Mexico 1863).

6° Documentos lingüísticos en el idioma Othomi, dispuestos por el S^r Leon Reinisch (Mexico 1867) et comprenant des copies des ouvrages suivants :

I° R. P. F. Melchior de Vargas, Doctrina Christiana muy util, etc. En Castellano, Mexicano y Othomi (Mexico 1576).

II° P. Fr. de Miranda, Catecismo breve en lengua Otomi, etc (Mexico 1759).

III° Arte y Cartilla del idioma Othomi, doctrina Christiana y Vocabulario, Manuscrit en 8^{vo}, de 45 feuilles, sans nom d'auteur.

IV° Metodo breve para confesar à un Indio en idioma Othomi; sans nom d'auteur.

7° M. Eustaquio Buelna, Luces del Otomi (Mexico 1893).

Comprenant :

I° Quelques notes de D. E. de Escamilla, Professeur à l'université royale de Mexico.

II° Notes rédigées par les frères de l'Hopital de la même ville.

III° Divers fragments dus aux Pères H. Carochi et Fr. Jimenez.

IV° Un mémoire de J. Sanchez de la Baquera, de Tula.

V° Une reproduction manuscrite de l'ouvrage de Neve y Molina.

8° El Licenciado Diego de Najera y Yanguos, Manual y Instruccion de la Lengua Maçahua (Mexico 1637), Ouvrage excessivement rare dont nous avons reproduit la première partie dans les Actes de la Société philologique, et qui avec un vocabulaire manuscrit d'ailleurs incomplet signalé par D. Fr. Pimentel

comme faisant partie de la bibliothèque de M. D. Fernando Ramirez, paraît constituer tout ce qui a été publié d'original sur cet idiome.

9° P. Fr. Miguel Guevara, *Arte doctrinal para aprender el idioma Matlatzinga*, édité en 1638, mais dont une réimpression a été publiée dans le Tome IX du Boletín de la Sociedad Mexicana de Geografía y Estadística.

II. Idiômes ici étudiés.

Quoiqu'il en soit, voici la liste des dialectes qui doivent être rangés dans le groupe en question.

1° Le *Serrano*, peut-être identique au *Méco* ou *Jonas* et que M. Cyrus Thomas croit aujourd'hui éteint. Il s'est parlé, en tout cas, concurremment avec le Tarasque dans le département de Morelia, Pueblo de Piñicuaró (État de Guanajuato), ainsi que dans la mission de Arnedo, district de Victoria (Guanajuato) et d'après le Dr. N. Leon dans certains points du Tamaulipas. Nous ne connaissons cet idiôme, observe D. Fr. Pimentel, que par une traduction du Pater publiée dans la Collection de la Sociedad de Geografía et que reproduit d'ailleurs le Cuadro descriptivo.

2° Le *Pame* ou *Chichimèque* proprement dit, assimilé au précédent par M. le Dr. Peñafiel et qui, sans doute, s'en rapproche sensiblement, est considéré comme un idiome différent par MM. Cyrus Thomas et D. Fr. Pimentel. Il serait, affirme ce dernier auteur, parlé sous différentes formes dialectales, dans les villages de San Luis Potosí et quelques localités des états de Guanajuato et de Querétaro, où il aurait pour voisin à l'Est, l'Othomi. Ce dernier auteur a extrait de la Collection de la Sociedad de Geografía et inséré dans son Cuadro descriptivo, trois traductions du Pater en Pame, la première dans le dialecte de San Luis de la Paz (Territoire de la Sierra Gorda); la seconde dans celui de la Cité du Maíz (département de San Luis Potosí). Quand à la dernière enfin, elle nous donne le Pame en rigueur à la Purísima Concepción de Arnedo, dans la Sierra Gorda.

3° L'*Othomi*, partagé en plusieurs dialectes ou sous-dialectes, vraisemblablement peu différents les uns des autres, constitue à coup sûr, le plus important des membres de la famille Chichimèque, aussi bien par la vaste étendue du territoire où on le

parle que par le grand nombre d'indigènes dont il est le langage usuel. Nous le rencontrons en vigueur dans la plus grande partie de l'état de Querétaro. Il est répandu dans une portion de celui de Guanajuato, spéc. dans les districts de Celaya, Cortazar, Iturbide, Chamacuero de Comonfort et à la localité appelée Mission du district de San Luis de la Paz. Diverses localités des États de San Luis, Hidalgo, Guanajuato, Michoacan, Puebla, Vera Cruz et Tlascal, sont également de langue Othomie. Enfin, cet idiome n'est pas inusité non plus dans le District fédéral. Il domine chez les habitants des âpres montagnes de la Vallée d'Anahuac, à 90 milles au NO. de Mexico, aussi bien que dans les Préfectures de Tacubaya, Guadalupe Hidalgo, Tlalpan et Xochimilco. Enfin dans les faubourgs même de Mexico, beaucoup d'indiens venus là pour gagner leur vie, et dont il constitue le langage maternel, continuent à le parler, concurremment avec le Nahuatl ou Mexicain.

On ne saurait guère douter d'ailleurs que le domaine occupé par les peuples de langue Othomie n'ait été jadis plus étendu qu'aujourd'hui. Ils confinaient, croit-on, du côté du Nord aux Barbares Cuachila et aux Tépéhuans; du côté de l'Est aux Huastèques et Totonagues; leurs voisins méridionaux auraient été au Sud, les Mazahuas; enfin à l'ouest, ils se seraient trouvés bornés par les Tarasques du Mechoacan. Ce qui est certain, en effet, c'est que dans les plaines du Mexique central, l'on rencontre un certain nombre de villages portant des noms Othomies, bien que cette langue ne se parle plus qu'à une distance parfois considérable. Il conviendrait même de lui assigner dans les temps antiques une extension plus vaste encore, s'il est vrai, comme on a lieu de le croire, qu'elle servait d'idiome maternel aux barbares chichimèques qui vers la seconde moitié du dixième siècle de notre ère quittèrent *Amaquemé* ou *Amaquémécan* sous les ordres de *Xolotl*, pour envahir l'Anahuac. Ce qui est certain, c'est que d'après les anciens auteurs, ces indiens donnaient au mouvement du soleil, le nom de *Ionahiad*; et qu'ils désignaient celui de la lune par le terme *Ionatzana*, qu'ils appelaient *Gathoochâ*, le douzième mois de leur année de vingt jours, comme étant consacré à tous les dieux. Tous ces vocables sont incontestablement Othomies, comme le prouve le vocabulaire de Neve y Molina qui traduit «Aller» par *Yoo*; «le

soleil« par *Na hiadin* (*na* article) et »la lune« par *Na Zànâ*. Le même auteur assigne à l'Othomie *Gáthò*, la valeur de »Tout« et à *Oghâ*, celle de »Dieu«. Ce dernier terme se trouve d'ailleurs écrit *Ochâ* dans la *Methodo* breve para confesar. Enfin l'on n'ignore point que la cité dont les Toltèques firent leur métropole sous le nom de *Tollan*, portait primitivement l'appellation Othomie de *Mamhéni*.

Quoiqu'il en soit, établis à Tezcuco au milieu de population d'origine Nahoas, les descendants des vieux Chichimèques s'unirent par mariage avec les vaincus et finirent même délaissant l'idiôme de leurs aïeux par adopter l'usage du Mexicain, qu'ils parlaient, dit-on, avec plus de pureté que les citoyens mêmes de Ténochtitlan.

Ajoutons que les Othomies des régions du nord continuèrent l'existence nomade de leurs ancêtres, ne vivant que de chasse ou des produits spontanés du sol et n'obéissant en fait à personne, car les chefs indigènes ne jouissaient que d'un pouvoir des plus limités. Cet état de choses dura jusqu'au XVII^{ème} siècle. A cette époque, l'Espagne parvint non sans beaucoup de peines et d'efforts, à les soumettre.

Laissant, bien entendu, ceux des Othomies sujets de Xolotl et qui s'établirent à Tezcuco et devinrent par leur civilisation, de véritables Nahoas, nous dirons quelques mots de ceux qui occupaient la partie la plus méridionale du vieux pays Chichimèque. Vers le XV^{ème} siècle, ils passèrent sous la domination des princes Tezcucans et subirent en partie, au moins, l'influence Mexicain. Ils obéissaient à des chefs que M. Buelna compare aux *Calpixque* des Nahoas. Notre auteur, toutefois, nous paraît de se tromper lorsqu'il parle de chefs plus importants, appelés *Otonilamacaque* et chargés par les conquérants de maintenir le pays dans l'obéissance. D'abord, le nom est tout-à-fait estropié. C'est *Oton-Tlamacasque* qu'il faut lire. Ce mot signifie simplement »Porteurs d'Oton«, du Mexicain *Tlamacasqui* »bajulator«. Il désignait, suivant toute apparence, non pas des officiers civils, mais bien les prêtres chargés suivant l'usage des peuples de la Nouvelle Espagne, de porter la statue d'*Othon* ou *Oton-Teuctli*, litt. »seigneur Oton«, dans la procession. Ajoutons que cet *Oton* passait pour le premier chef et, sans doute, même le père de la nation Othomie. Peut-être convient-il de l'identifier avec *Othomitl*, héros eponyme de ce même peuple, et que *Istac-*

Mixcohuatl, litt. »La blanche couleuvre nébuleuse«, aurait eu de son épouse *Ilan-cueitl*, litt. »vieux jupon« dans la région mythique de *Chicomostoc* ou des »Sept grottes«. Ce dit *Oton* n'aurait-il pu, par hasard, quelque chose à démêler avec le *In-odon*, génie du premier jour du mois de vingt jours chez les Tarasques? Nous n'oserions guères songer à un rapprochement avec *l'otan*, civilisateur prétendu de Chiapas qui ne paraît constituer qu'une forme locale du premier *Quetzalcohuatl*, considéré comme initiateur de la vie policée dans ces régions. Toutefois, nous ne pouvons nous empêcher de constater que ce terme *l'otan* constitue l'équivalent de »Cœur« en langue Tzendale et que précisément le chef de l'état en était considéré, pour ainsi dire, comme le cœur. Voilà précisément pourquoi d'après Burgoa, des temples auraient été érigés après la mort de ce même *l'otan*, sous le nom de »Cœur du peuple« »Cœur du royaume«.¹⁾ Voilà pourquoi encore, *Nezahualcoyotl*, légitime héritier du trône de Tezcuco, obligé par le tyran Tezozomoc, à se cacher, s'enfermait, nous dit l'annaliste indigène, dans les eaux, les forêts, les montagnes dont il devenait le cœur.²⁾ En d'autres termes, il faisait reconnaître son autorité par les populations du pays, avant d'entrer en lutte contre l'usurpateur.

En tout cas, l'une des principales, sinon la plus importante des divinités adorées par les Othomies du sud, l'aurait été *Yocipa*, dont le temple aurait, dit-on, été de paille, ou plutôt muni d'un toit empaillé. C'est-là qu'officiait un pontife appelé du nom Mexicain de *Tecutlatō* assisté de prêtres inférieurs et de jeunes gens élevés dans des sortes de monastères. Ces ministres du culte menaient une vie de pénitence, se tiraient du sang avec les épines du maguey. Ils étaient chargés de veiller sur les objets consacrés. D'autres déités étaient connues sous le nom *Yoxippa* et d'*Atetein*. Nous ignorons leurs attributions. Enfin l'on rencontrait chez les Othomies, des devins appelés *Tlachinque*, lesquels prédisaient l'avenir. Ils étaient consultés spécialement en cas d'expédition guerrière.

¹⁾ Abbé Brasseur de Bourbourg, Histoire des nations civilisées du Mexique, etc. T. 1^{er}, liv. 1^{er}, chap. 2 p. 43 (Paris 1851). - »Le Mythe de Votan«, vol. I des Actes de la Société philologique p. 17 (Alençon 1871).

²⁾ Ixtlilxochitl, Histoire des Chichimèques, p. 142 du Tome XIV de la Collection de Voyages, relations etc. publiés par Ternaux Compans (Paris 1840).

Les Othomies demi-frottés de civilisation étaient cependant restés, affirme-t-on, chasseurs. Ils demandaient bien un supplément de ressource à l'agriculture, mais ne se donnant guères la peine de faire des provisions pour la mauvaise saison, ils consommaient d'ordinaire le fruit de leurs récoltes, à peine parvenu à maturité. Leurs habitations étaient de chétives paillottes. Les hommes toutefois faisaient parade d'un certain luxe dans leurs vêtements, se chargeant suivant l'usage des populations du voisinage de parures et bijoux de toutes sortes, portant à la lèvre inférieure des bezotes ou rondelles de pierres, et d'autres ornements du même genre aux oreilles. Celles des chefs consistaient en gemmes ou pierreries de valeur; quant au menu peuple, il se contentait de cailloux polis. La mode chez ces indiens était de se raser les cheveux sur le milieu de la tête, et de les porter très courts sur les côtés. Au contraire, ils restaient longs sur le devant. Ce genre de coiffure s'appelait *Piocheque*. Les petites filles avaient la tête rasée, mais à un âge un peu plus avancé, elles laissaient croître leurs cheveux sans les peigner jamais. Ce n'est qu'une fois devenue mère que les femmes Othomies prenaient soin de sa chevelure. Leur accoutrement ne semblait pas moins ridicule, ajoute M. Buelna, que celui des hommes. Elles portaient des sortes de pendants d'oreilles, s'ornaient les bras et la poitrine d'une sorte de Tatouage de couleur bleue. On rendait celle-ci indélébile en l'introduisant dans les chairs percées au moyen d'une lancette. Leurs pieds, jambes et bras se trouvaient, en outre, agrémentés de plumes rouges. Enfin leur visage était enduit d'une espèce de fard jaune appelé *Tecozahuitl* auquel on superposait sur les joues, un enduit rouge. Enfin, le beau sexe chez ces peuples se teignait les dents en noir, ainsi que le faisaient, il n'y a pas longtemps encore, les Japonaises. Enfin les femmes âgées se coupaient un peu les cheveux sur le front, reprenant, pour ainsi dire, la coiffure des petites filles.

Naturellement robuste et courageux, l'Othomie montrait un penchant très-prononcé pour la paresse. Il était d'ailleurs méprisé du Mexicain qui le traitait en esclave. On le regardait comme un rustre et un homme dépourvu de toute éducation. C'était, en quelque sorte, le Bécotien de la Nouvelle Espagne. L'on disait, à Tenochtitlan, d'un maladroit, d'un ignorant ou d'un

personnage grossier que c'était »un véritable Othomie«. Terminons en faisant observer qu'aujourd'hui encore, ce sont ces indiens qui dans les principales villes du Mexique exercent les métiers qui exigent un grand déploiement de force physique. Leur constitution généralement athlétique les y prédispose naturellement.

On a beaucoup discuté sur l'origine du nom des Othomies, en Mexicain *Otonca*, pluriel du singulier *Otomitl*. Certains érudits ont voulu y voir les deux termes Aztèques *Otocac* »cheminant« et *Mitl* »flèche«, litt. »flèche qui chemine«, et cela par allusion à la vie errante de ces indiens, archers habiles et qui se nourrissaient surtout du produit de leur chasse. Inutile de faire ressortir ce qu'une pareille étymologie offre de trop cherché et, par suite, de peu satisfaisant. Aussi, a-t-on proposé d'expliquer l'ethnique en question par l'Othomie lui-même et d'y reconnaître *Othô* signifiant, à ce que prétendent quelques uns, »ne pas avoir«, mais qui n'est, sans doute, autre chose que le vocable *Othô* »Rien« du vocabulaire de Neve y Molina, suivi de *Mi*, synonyme à la fois de »Naître« et de »Prendre place, se fixer, siéger«. Le Composé serait donc synonyme de »Errant, qui ne se fixe pas«. Nous aurions bien de la peine à admettre une telle explication. Convviendrait-il plutôt de tenir le mot Othomie pour un dérivé de *Othon* ou *Oton*, le chef plus ou moins mythique de cette nation. Il répondrait à quelque chose comme »ceux d'Othon« les descendants d'Othon: — Ceci, d'ailleurs, sous toute réserve.

Ces indiens auraient, assure-t-on, désigné leur idiôme national, sous le nom de *Hiàhiô*, *Nânô* ou *Nhiànhiô*. Tous ces termes dont on a donné diverses explications assez peu satisfaisantes, à notre avis, semblent bien être au fond, le même. Dans le premier, toutefois, le *na* article préfixe a été omis, tandis qu'il apparaît, bien qu'un peu altéré dans les suivants. Reconnaissons y donc comme éléments fondamentaux *Hia* ou *Na hia* »sermo, verbum«, d'où sans doute *Nâ* »loqui«, et *Nûhî* »Chichimèque. Othomie«; litt. »Langage Chichimèque«.

Le *Mazahva*, *Maçahva* ou *Mazahvi* était l'idiôme national d'Indiens habitant, au dire de Clavigero, la région montagneuse formant la province de *Masahuacan* au Sud-Ouest de Mexico et qui relevait de la couronne de Tacuba (Tlacopan), le plus petit des états formant la triarchie Nahuatlé. Aujourd'hui, affirme

D. Fr. Pimentel, quelques restes de la nation Mazahua se retrouvent dans le district d'Ixtlahuacan (Département de Mexico). En tout cas, le Mazahua ne mériterait guères d'être considéré que comme un dialecte de l'Othomie. Peut-être, cependant, offre-t-il un caractère d'archaïsme un peu moins prononcé, ne fut-ce qu'en raison de la tendance à remplacer certaines gutturales par des sifflantes.

5° Le *Matlatzinca* ou *Matlatzinco*, appelé également *Pirinda* ou *Pirinta*, se parle ou plutôt se parlait dans une partie des états de Mexico et de Michoacan. Aujourd'hui il ne serait plus en vigueur, au dire de D. Fr. Pimentel, qu'à Charo, localité du Michoacan. Le Dr. N. Léon a créé pour ce seul idiôme, une famille linguistique à part sous le nom de *Matlatzincana*, cependant sa parenté avec l'Othomie ne semble, on le verra tout à l'heure, guères contestable. Il y reconnaît plusieurs dialectes, tels que le *Macaque* et divers autres dont parle Guevara. Un d'entre eux, pour le moins, serait encore vivant, à savoir *Ocuilleca* ou *Ocuilteca* parlé au Pueblo de San Juan.

Le terme de *Matlatzinca* n'est en réalité, autre chose que le Mexicain *Matlatzinco* »Endroit des filets«, »vers les filets«. Cf. *Matlatl* »Filet«, et *co* suffit »À, vers«.

D'après Clavigero, ces indiens auraient formé un état assez puissant dans la fertile vallée de Toluca. En dépit de leur antique réputation de valeur, ils furent conquis par le prince Mexicain *Axayacatl*, et relevèrent depuis de la couronne de Mexico.

Basalenque affirme que les Matlatzincas de *Charo* étaient originaires de Toluca. Ils quittèrent leur patrie, pour voler au secours de leurs alliés les Tarasques du Mechoacan qui avaient alors une guerre à soutenir. Une fois l'ennemi vaincu, les émigrants Matlatzincas se fixèrent au centre même du Michuacan, dans la région qui s'étend entre *Indaparapeo* et *Tiripitio*. De là leur vint le nom de *Pirindas* ou *Pirintas* qui signifie en langue Tarasque »Ceux du milieu«.

6° Enfin, il est encore un idiôme dont nous ne connaissons guères qu'un vocabulaire publié par M. le Dr. N. Léon, dans son Mémoire déjà cité »Familias lingüísticas de Mexico«, et qui d'après tout ce que nous pouvons juger, constitue lui aussi un proche parent de l'Othomi, quoique peut-être à un degré un peu

moindre que le Mazahua. Nous voulons parler de l'idiôme indiqué par l'auteur Mexicain sous le nom de *Tepéhua* et qui occupe une situation bien orientale par rapport aux dialectes compères. On le trouve en vigueur à *Huayacotla*, Canton de *Chicontepec* (État de la Vera Cruz).

Inutile d'ajouter que ce *Tepéhua* qu'il serait préférable, pour éviter toute confusion, de nommer *Huayacotlan*, n'a absolument rien à faire avec le *Tépèhuan* proprement dit. Ce dernier qui se parle depuis environ le 25 jusqu'au 27 de latitude Nord, dans la région jadis qualifiée de Nouvelle Biscaye, appartient à une toute autre famille, la famille Nahuatl ou Mexicaine.

Laissons d'ailleurs de côté plusieurs dialects sans doute apparentés à l'Othomi, dont parle M. le Dr. N. Léon dans son mémoire sus mentionné. Il ne nous fournit à leur égard aucun détail; ce seraient le *Guachichil* de Pénjamo et le *l'examen* de San Luis de la Paz.

L'Othomie, comme du reste le Mazahua, ont une tendance d'abrèger les mots et offrent par suite une physionomie quelque peu analogue à celle des dialects monosyllabiques de l'Extrême Orient. Aussi quelques uns les ont-ils cru apparentés à ces derniers et absolument différents par suite des autres dialects du Nouveau-Monde. On a été jusqu'à chercher dans le Vocabulaire Othomie, des points de ressemblance avec ceux du Chinois ou du Tibétain.

Une telle façon de voir nous semble peu acceptable et cela pour plusieurs raisons. D'abord, il s'en faut de beaucoup que tous les mots de l'Othomie ou du Mazahua consistent en monosyllable. L'Anglais, lui aussi, manifeste un penchant bien marqué et cela plus encore dans la prononciation que dans l'écriture à laisser tomber toutes les syllabes atones et de ne conserver de chaque mot que celle qui se trouve frappée de l'accent. C'est, en réalité, le plus monosyllabique des dialects Occidentaux. En conclura-t-on qu'il ait la moindre affinité avec le Barman ou l'idiôme du Céleste Empire?

En outre, les rapprochements lexicographiques dont nous avons parlé plus haut, semblent prouver fort peu de chose. Ils ne dépassent pas, sans doute, le nombre de ceux que le hasard peut produire entre les vocabulaires des parlers les plus divers.

D'ailleurs le Pirinda, dont la parenté avec les autres dialects

de la souche Chichimèque serait difficilement contestable, offre une apparence fort peu monosyllabique. Suivant toute apparence, c'est qu'il a conservé plus fidèlement le type primordial de la famille entière.

Enfin, les plus monosyllabiques des dialects chichimèques présentent à certains égards, une physionomie bien franchement américaine. Citons à preuve leur emploi de la méthode d'encapsulation. Il se retrouve, on le sait, dans la plupart des dialects du Nouveau-Monde, depuis les rives de la Baie d'Hudson jusqu'au sud de Chili. Ainsi, l'Othomie dira pour »Notre père« *Matehe*, litt. »Meus patres«, de *Ma* »Meus«, *Te* »Pater« et *he*, signe du pluriel. De même, l'on aura en Mazahua, *Mimutzeme* »Nos seigneurs«, litt. »Meus domini«. C'est ainsi que le Maya ou Yucatèque, lequel appartient cependant, à une autre famille linguistique, rendra notre expression »Vos fils«, par *Amehenobex*, pour *A-ex Mehenob*, de *A-ex* »vestri«, *Mehen* »filius« et *ob*, signe du pluriel avec le Verbe et le substantif. Rien de pareil, à coup sûr, ne saurait être signalé dans les dialects de l'Asie Orientale.

Pour nous résumer, les membres de la famille Chichimèque constituent bien des parlers de formation polysynthétiques, mais qui, parvenus à un degré avancé d'usure, ont fini par prendre un peu les allures d'idiômes juxtaposants ou monosyllabiques.

III. Valeur des lettres en Othomie et Transcription Phonétique.

Les renseignements à nous transmis par les écrivains Espagnols sur la façon de prononcer l'Othomie, semblent parfois un peu confus. Neve y Molina est, sans contredit, un de ceux qui ont traité le sujet avec le plus de clarté, aussi nous sommes nous efforcés de nous rapprocher, autant que possible de sa méthode transcriptive. Voici, au reste, celle que nous proposons au lecteur.

Voyelles.

- 1° Simple représente le même son que dans l'alphabet Latin.
- 2° Neve rend par *à* ou *â* le *a* creux qui se prononce en ouvrant bien la bouche et en creusant la voix comme si l'on baillait; Ex: *Natzà* »Honte, timidité«; — *Dàhtè* »Rivière«. Nous le rendrons par *a* surmonté d'un accent grave (*à*).
- 3° Le *à* de Neve est qualifié de Nasal et de Confus. On le prononce du nez et en ouvrant un peu les lèvres. Il nous

paraît tenir, en quelque sorte, le milieu entre notre son *an* final dans »Autant«, »tant« et notre *ou* dans »Bâton«, »Mouton«. Ce serait en un mot le *a* sombre du dialect Normand et de l'Allemand de Vienne, le *ao* du Suédois, mais nasalisé. Nous le trouvons employé p. ex. dans *Oqhâ* »dieu« *Pâtzi* »sentir, flairer«.

4° Le *E* simple répond à celui du Latin dans *Medicus*, *Pater*.

5° *Ê* creux ou bëlant (ovejuno) est au précédent lequel *â* est à *a*. On le prononce en ouvrant la bouche et en faisant entendre une sorte de Bèlement; Ex: *Tticy* »Blé«, *Quède* »Scandaliser«.

6° La *Ê* ou *e* nasal, p. ex. dans *Phê* »Voler, dérober«; *Bêhê* »Jeûner« paraît posséder un son se rapprochant de celui du *in* français dans »Lutin«, »matin«, mais un peu plus confus. Il est au *E* simple à peu près dans le même rapport que le *â* est à l'*a*.

7° Le *i* Bref ou simple répond au *i* latin dans »Mihi, sicut«.

8° Neve ne nous donne pas d'explication au sujet du *î*. lequel cependant figure dans son vocabulaire. Ex: *Catî* »Enchasser«, *Venî* »s'enfler«. Il doit visiblement être au précédent dans le même rapport que *ê* creux ou bëlant est à *e*. Suivant toute apparence, le *i* qui figure dans certains mots, mais comme finale seulement, ex: *ôti* »Cour«, *Nini* »Plume« ne constitue qu'une variante orthographique du *î*.

9° Le *î* ou *i* nasal, ex: *ôinî* »alimentar, nourrir«; *Nethî* »Medicament« n'est vraisemblablement autre chose que le *in* français dans »Pin«, »Fin«, »Lin«.

10° Notre auteur nous affirme qu'il n'existe en Othomie qu'une sorte de *o*. Il se prononce et s'écrit comme dans l'Espagnol »Mano«, »poner«.

11° Le *o* répond à notre *ou* dans »Mourir«, »Couler«, au *u* castillan dans »unir«, »humilde«.

12° Le *ô* ou *o* nasal, comme dans *Na ô* »le sel«; *Hemdi* »Suair« nous fait assez l'effet de répondre assez au *un* français dans »Brun«, »Lundi«, »Hun«.

13° Il existe dans cette langue, un son que Neve qualifie de *e* guttural et qu'il écrit *ê*; Ex: *Nanyêhê* »l'homme«. On le prononce, dit-il, en rapprochant les dents et en faisant sortir avec force le son de la gorge. Il semble bien que ce soit le même son que l'»Arte y Cartilla« rende généralement par un *e*.

Il ajoute que ce son constitue une véritable diphthongue spécial à l'Othomi et dans laquelle on entend une sorte d'*e* suivi d'un *a* très-faiblement prononcé. Faisons observer toutefois que ce *æ* ne paraît pas dans le Vocabulaire accompagnant l'«Arte». Il se trouve presque toujours, comme nous le verrons tout à l'heure — peut-être par suite d'une erreur du copiste —, remplacé par *œ*, c'est-à-dire par le *o* suivi du *ε* ou *Epsilon* et qui possède généralement un ton un peu différent. En tout cas, l'emploi d'un *è* pour exprimer une voyelle ne nous semble guères justifié, et nous remplacerons normalement cette lettre par *æ*; Ex: *æni* »poule«, au lieu de *èni* ainsi que l'écrit Neve.

14° Un son qui a quelque analogie avec le précédent, c'est celui que Neve qualifie de *v* guttural et transcrit par *y*. Ex: *Nany* »La douleur«. Il se prononce les dents de dessus bien serrés contre celles de dessous, de telles sortes que les molaires se touchent parfaitement les unes les autres, et en tirant avec force la voyelle du fond de la gorge. Le son du *y* serait d'ailleurs plus obscur que celui du *è* ou *a*, et il faut bien éviter de les confondre. L'auteur de l'Arte déclare de son côté que cette voyelle se prononce d'une façon fort obscur. Dans le vocabulaire suivant l'arte, elle est généralement transcrite par *œ*. Ex:

Français	Othomie d'après Neve	Othomie d'après l'Arte
Abhorrer, détester	<i>yhtza</i>	<i>œtza</i>
Aigle	<i>xyni</i>	<i>xœny</i>
Alguazil	<i>zytbi</i>	<i>tzoetabi</i>
Amincir	<i>tzybqui</i>	<i>tzoetqy</i>
Atteindre	<i>tzyd'i</i>	<i>tzoedy</i>
Ceinture	<i>gyti</i>	<i>goetty</i>
Conseiller	<i>yti</i>	<i>œtty</i>
dessous, en bas	<i>mady</i>	<i>madoey</i>
la douleur	<i>nany</i>	<i>nanoæ</i>
épi	<i>nathu</i>	<i>nltœ</i>
tenèbre	<i>qymhiatzi</i>	<i>coemhiatzy</i>
petit garçon	<i>tzyntty</i>	<i>tzoenttœ</i>
Indigo	<i>qyhy</i>	<i>quœ hoæ</i>
peu	<i>chytho</i>	<i>tzoetho</i> »tant soit peu«
pendre	<i>tzyhtygi</i>	<i>coettiyœzgi</i>
quand	<i>hâmby, nuby</i>	<i>hanbuœ, nûbuœ</i>
racine	<i>yy</i>	<i>yœ</i>
trompette	<i>thyxi</i>	<i>toæxy</i>

Quelquefois, mais moins souvent, c'est au *è* de Neve que répond le *oz* de l'Arte, sans doute en raison de l'erreur de copiste ci-dessus mentionnée. Ex:

Français	Othomie d'après Neve	Othomie d'après l'Arte
chasse	<i>buèda</i>	<i>buozda, hvozda</i>
Espagnol	<i>buèhè</i>	<i>buozhoz</i>
homme	<i>yèhè</i>	<i>yozhoz</i>
fleur	<i>dèni</i>	<i>dozni</i>
lente, oeuf de vermine	<i>buètto</i>	<i>hvoztto</i>
montagne	<i>xànttè</i>	<i>xanttoz</i>
poule	<i>èni</i>	<i>ozni</i>

Dans certains cas, en fin, le *oz* de l'Arte répond à un *e* ou *i* de Neve. Avons-nous affaire ici à quelque erreur de transcription ou bien à des nuances de prononciation locale? Ex:

Français	Othomie d'après Neve	Othomie d'après l'Arte
bras	<i>yèni</i>	<i>yozni, yayozni</i>
épervier	<i>dè</i>	<i>doz</i>
lagune	<i>dèhe</i>	<i>dexoz</i>
rouge	<i>thèni</i>	<i>thozni</i>
singe	<i>tzihpa</i>	<i>tzoepa</i>

La transcription du son ci-dessus mentionné par *y* qu'adopte Neve, offre cet inconvénient qu'il fait également usage de cette lettre pour rendre un son tout différent, celui du *i* demi-voyelle. Aussi préférons-nous, à l'exemple de l'auteur de l'Arte, avoir recours au composé *oz*.

Semi-voyelles.

Neve emploie la *y* pour marquer le *i* demi-voyelle, tel que nous l'avons en Français dans »yeuse«, »moyen«, mais il se sert également du même signe, on vient de le voir, pour marquer une sorte de voyelle confuse. Parfois, il est vrai, il indique cette dernière au moyen d'un *y*, tandis que le *y* reste plutôt affecté au son de la demi-voyelle. Ex: *Na qyhy* »L'encre«, »La Teinture«, par opposition à *Na ya* »La foie«. Encore le *y* apparaîtra-t-il comme équivalent de la dite voyelle confuse, lorsqu'il est suivi du signe *è*. Ex: *Nanyèhè* »L'Homme«. On conçoit que le lecteur aura quelque peine à se débrouiller avec un pareil système de transcription. Nous préférons donc

suivre ici l'auteur de l'Arte, lequel réserve l'emploi du *y* pour rendre la demi-voyelle.

Ici, toutefois, se présente une difficulté. Les pères Carochi et Fr. Jimenez reconnaissent deux manières de prononcer ce *y* demi-voyelle, l'une douce et qu'ils indiquent en plaçant au-dessus de lui un accent grave; Ex: *yó* »voile«, et l'autre forte, pour l'expression de laquelle ils ont recours à un *y* surmonté d'un point; Ex: *ẏ* »chien«. Toutefois, ils sont les seuls à établir cette distinction. Les autres auteurs emploient la *y* simple dans tous les cas. Ainsi dans l'auteur de l'Arte se rencontre *yó* comme synonyme à la fois de »Voile« et de »Chien«. Dans l'impossibilité où nous nous trouvons de distinguer quand nous avons affaire au son fort ou doux, nous nous contenterons de rendre dans tous les cas, par le signe *y* sans adjonction, le *i* semi-voyelle.

Existe-t-il en Othomie, un *v* demi-voyelle, répondant au son du *ou* français dans »ouate«, »oui«, »louer«? La chose est fort possible. Toutefois les auteurs ne nous donnent pas de renseignement précis sur ce point. Bornons-nous à faire usage du *v* toutes les fois qu'ils s'en servent eux-mêmes.

Consonnes.

1° Les lettres *b*, *d*, *m*, *n* non tildé, *p* non suivi d'un *h*, *t* non redoublé se prononçant comme en Français, ne donneront lieu à aucune observation.

2° Le *c* non redoublé ni suivi d'un *h*, servira comme en Français et en Espagnol à marquer la muette gutturale forte, mais seulement lorsqu'il se trouve suivi d'une des voyelles suivantes, *a*, *á*, *â*, *o*, *v*, *ô*, *u* ou *oe*; Ex: *câ-mi* »se tapir«; *cûy* »mettre en fuite«; *cozhoz* »encre«.

Dans tous les autres cas, ladite gutturale forte sera rendue par un *q* non suivi d'un *v*. Ex: *xchqì* »déterminer«. Cette orthographe nous semble plus commode que celle de Neve qui, se conformant strictement à l'usage espagnol, fait suivre le *q* non aspiré d'un *u*, et écrit *xehquì*.

Peut-être eut-il été plus logique de marquer dans tous les cas, la gutturale forte par un *k*, mais alors nous nous serions trouvés en désaccord avec tous les auteurs qui se sont occupés de la langue Othomie, ce que nous répugnions à faire.

3° La *c* redoublé comme dans *ccâhni* »diviser«; *ccaxti* »dorer«; *Nccàgòc*, nom Othomi de la ville Mexicaine de Tepozotlan, ne s'emploie que devant les mêmes voyelles que le *c* simple. Il constitue la détonnante de ce dernier, et répond exactement pour le son au *k* du Maya, ou *g* du Quiché, au *q* du Qquichua ou Péruvien. Ce son est appelé, nous dit Neve, »castañuela« ou »catagnette« en Espagnol. On l'obtient en appliquant bien la naissance de la langue contre le palais et en lançant le son hors de bouche avec éclat. Pour donner une idée plus claire de la nature des détonnantes, ajoutons qu'elles se rapprochent beaucoup phonétiquement de la diphthongue consonnantique obtenue en plaçant la muette douce avant la forte du même oïre et en prononçant p. ex. un *g* suivi d'un *k*, ou un *d* suivi d'un *t*. L'usage de ces sons, à peu près, si non totalement étranger aux idiômes de l'ancien monde, semble caractéristique d'un certain nombre de dialects des deux Amériques. On a prétendu que l'idée en avait inspirée aux Péruviens par le cri du Lama. Cela ne semble guères soutenable puisque les détonnantes se retrouvent dans le parler de populations qui ne connaissent point cet animal. D'ailleurs, il n'y a pas que les gutturales, nous le verrons tout-à-l'heure, qui soient susceptibles de se transformer en détonnantes. Or les dentales ou labiales de cette série, ne rappellent en rien le grognement du Lama.

4° Le *ch*, p. ex. dans *chichoe* »tant soit peu«, »un tant soit peu«, est le *ch* Espagnol, comme dans »cuchara« (cueiller). Il répondrait à un *tch* du Français.

5° Le *g* sera toujours dur comme le *g* français devant *a*, *o* et *u*. Toutes les fois qu'il se trouvera suivi d'un *v*, comme p. ex. dans *Na qhvà* »le lapin«, il conviendra de faire sentir le son du *v*. Nous prononcerons donc *Na doguà* »le boiteux«, comme s'il y avait en Français *Na dogouà*. L'on écrira ici *Tègè* »consumer«; *ragè* »fuir«, au lieu de suivre l'exemple de Neve, lequel écrit *Tèguè*, *ragui*. Ajoutons que jamais le *g* initial ne prend le son de *c* dur aspiré qu'il possède p. ex. dans l'Espagnol »general«, »giba«.

6° Le *h* non suivi d'un *p* ou d'un *q* répond à la jota Espagnole, au *c'h* du Bas-Breton. Prononçons donc *Hogi*

«Renouveler»; *Hege* «Repartir», «partager», comme s'il y avait *c'hogi*, *c'hege*, c'est-à-dire un *c* dur aspiré.

7° Le *l* n'existe pas, à vrai dire, dans cet idiôme, ou, du moins, son emploi n'aurait été au dire de Neve signalé que dans un seul mot, à savoir *Labxi* «Osselet». Encore, serait-il fort possible que l'on ait affaire ici à un emprunt d'époque relativement récente.

8° Le *ñ* répond à la même graphie en Espagnol et au *gn* Français dans «Agneau», «pagne». Prononçons donc *na ñé* «le chemin», comme s'il y avait *nagnou*.

9° Le *ph*, comme p. ex. dans *ophò* «écrire»; *na phani* «le cheval», est regardé par Neve comme un *p* aspiré. Il convient, sans doute, de l'assimiler au *ph* du Basque (dialecte Bas-Navarrais) qui ne se prononce réellement comme un *f*, mais bien comme un *p* français suivi de l'aspiration *h* assez fortement indiquée. L'auteur de l'Arte déclare, lui, que ce *ph* se prononce à la fois des lèvres et de la poitrine. Si l'on écoute attentivement l'Othomie qui le fait entendre, ajoute-t-il, on remarquera que le *p* et le *h* sont unis dans la prononciation. Nous ne pensons pas toutefois qu'il s'agisse ici de la détonnante du *p* simple dont le groupe de caractères *bp* nous donnerait une idée approximative.

10° Il a déjà été question du *q* qui exprime le son du *c* dur devant le *e* et le *i*. — Quand au *qh*, comme dans *ghi* «sang», ce serait un *c* aspiré. Il ne différerait peut-être des *h* qu'en ce qu'il se prononce avec un peu plus de force.

11° Le *qq* gutturale forte détonnante, comme dans *qqemì* «marteler», a juste le même son que le *cc* et le remplace devant *e* et *i*.

12° L'existence du *r* que nous trouvons p. ex. dans *Rahtó* «six»; *rèta* «dix» est cependant contestée en Othomie par les pères de l'Hopital Royal de Mexico. Neve affirme que le son de cette lettre assez peu employée d'ailleurs n'a rien de la rudesse du double *r* Castillan. Ce serait le *r* simple de l'Espagnol «eres» (tu es). Quelques uns cependant le prononcent avec plus de dureté, mais cela passe pour peu élégant.

13° Neve ne nous donne pas de renseignements sur la prononciation du *Th*. On le rencontre cependant dans un certain nombre de mots, tels que *Thè* «tendre les mains» «serfouir», *Thênâ* «charbon». C'est, sans doute, le *t* suivi d'un *h*

comme dans le Basque (Bas-Navarrais): *Gathibu* »captif«, prononcez en Français *Gat-hibou*.

14° Le *tt*, comme dans *Tto* »cou«, *Ttaxi* »Argent« constitue la détonnante du *t* simple. Renvoyons à ce qui a été dit au sujet du *cc* et du *qq*.

15° Le *ts* répond au *ts* du Français, sauf peut-être que le *s* se prononce comme une *s* légèrement chuintante. On a des exemples dans *Txodi* »vomissement«, *côtsi* »dégainer«.

16° Nous ne mentionnerons qu'en passant le groupe écrit *ttz* par l'auteur de l'Arte; ce n'est que le *tt* suivi du *s* dont il va être question à l'instante.

17° Le *x* p. ex. dans *xohqi* »ouvrir« est, nous dit Neve, un son zézayé. Il se prononce, ajoute l'auteur de l'Arte, comme les Capuchines prononcent le *s*. Nous avons tout lieu de penser qu'il répond simplement comme en Mexicain et en Quiche à notre *ch* du Français, p. ex. dans »Chat«, »machine«.

18° D'après Neve, le *s*, quand il n'est pas écrit en caractères gras, répond au *s* Castillan, c'est-à-dire à un *s* légèrement chuinté. On en a un exemple dans *sophò* »Récolte«.

19° Neve emploie encore le caractère *s* comme dans *Na zá* »le bâton«, »le bois«, pour rendre ce qu'il appelle la sifflante résonnante. D'ordinaire, mais pas toujours, il l'écrit en caractère gras, afin de la distinguer du son précédent. Cette méthode irrégulière de transcription ne peut qu'amener de la confusion. L'auteur de l'Arte le rend par un *t* accolé au *s* qui suit et compare le son de cette double lettre au bourdonnement d'une grosse mouche. Ne serait-ce pas simplement la détonnante du *s* ordinaire? En tout cas, sans déterminer d'une façon plus précise sa prononciation, nous l'écrirons par un *zs*.

On voit que les lettres de l'alphabet Latin *f*, *j*, *k*, *s*, *v* font défaut à l'Othomic. Nous avons exposé de quelle façon se rendent certains sons spéciaux à cette langue. Ajoutons que les voyelles finales non accentuées doivent être prononcées brèves. Enfin le — intercalé entre deux syllabes, ou »Saltillo«, comme p. ex. dans *ùt-thia* »four à charbon« indique une pause de la voix entre la syllabe précédente et celle qui suit.

On ne nous donne pas la valeur des lettres pour les autres dialectes de la famille Chichimèque, et nous nous bornerons à les reproduire telles qu'elles se trouvent dans les auteurs par nous cités.

IV° Comparaisons Grammaticales.

. Le pluriel en *he* final de l'Othomie — Ex: *Nuga* »moi« et *Vugahe* »nous«; *Te* »père« et *Tehe* »pères« — est représenté par la syllabe *je* qui a le même son, dans le Tepehua de Huayacocotla; Ex: *Nugo* »moi« et *Nugoje* »nous«. Il paraît s'être adouci sous les deux formes *e* et *he* en Pirinda; Ex: *Tzini* »Chien« et *Tzinie* »chiens«; *Thii* »celui-ci« et *Thiie* »ceux-ci«; *Kutochi* »Aime« et *Kutochie* »Aimons«. Nous le rencontrons encore dans le *hy* pluriel Verbal du Mazahua; Ex: *Tinvv* »Je vois« et *Tinvhy* »Nous voyons«.

Un autre signe du même nombre est le *me* final du Mazahua, employé dans certains cas seulement. On dira p. ex. *Mi* »mon, mien« et *Mi-me* »notre«, d'où p. ex. *Mimutze* »dominus meus« et *Mimuteme* »dominus noster«. N'aurait-il pas été emprunté au Mexicain?

Le Duel pourrait bien avoir existé, à l'origine, dans tous les dialectes de la famille Chichimèque. Aujourd'hui, en tout cas, il a complètement disparu de l'Othomie. En tout cas, le Mazahua se sert de la final *hui* pour indiquer la dualité dans les verbes. Ex: *Me* »aller« et *Mehui* »Aller à deux«. Elle se retrouve dans le *hue, ue, hui, huehui* final du Pirinda qui se joint à certains pronoms, verbes et noms, pour marquer le duel. Ex: *Kahachi* »toi« et *Kachehvi* »vouis deux«; *Intehue* »ceux-ci« et *Intehvehui* »ces deux-ci«; *Tzini* »chien« et *Netetzinihuehui kaki* »mes deux chiens«; *kutochi* »Aime« et *kutochi huehui* »Aimons nous deux, aimons à deux«. On voit que c'est le Pirinda qui semble avoir le plus conservé l'usage du nombre en question.

Les noms de nombres offrent une ressemblance vraiment étroite dans les idiômes de ce groupe dans lesquels nous les avons trouvé indiqués. Ex:

Othomie	Mazahua	Tepehua de Huayacotla	Pirinda
1. <i>ra, n'nra, na</i>	<i>daha</i>	<i>da</i>	<i>yndakhuy, inrahuy</i> (<i>yn</i> préfixe)
2. <i>yooho</i>	<i>yehe</i>	<i>yojo</i> (pron.: <i>yokho</i>)	<i>ynahuy</i> (<i>ahy</i> radical)
3. <i>hiv</i>	<i>ehij</i> (<i>en</i> préfixe)	<i>tiv</i>	<i>ynyehv</i>
4. <i>Coohò</i>	<i>ziobo, zioho</i>	<i>coojo</i>	<i>yncunohuy</i>
5. <i>gyta, ceta</i>	<i>zicha</i>	<i>cuiita</i>	<i>yncutaa</i>
6. <i>rahtò</i>	<i>nantto</i>	<i>dato</i>	<i>yndatohy</i>

Othomie	Mazahua	Tepehua de Huayacotla	Pirinda
7. <i>yohò</i>	<i>yencho</i>	<i>yoto</i>	<i>ynethohuy</i>
8. <i>hiàhtho</i>	<i>ñincho</i>	<i>giato</i>	<i>ynencunovi</i>
9. <i>cythò, cèthò</i>	<i>zincho</i>	<i>guito</i>	<i>ymorahtì dahuta</i>
10. <i>rèta</i>	<i>decha</i>	<i>detdta</i>	<i>yndahatta</i>
11. <i>rètamarà</i>	<i>dechendaha</i>	<i>detdtamada</i>	<i>yndahatta musdavi</i>
12. <i>retamayoho</i>	<i>dechènyehè</i>	<i>detdtamayojo</i>	<i>yndahatta mosnovi</i>
13. <i>rètamahiù</i>	<i>dechenñhij</i>	<i>detdtamativ</i>	<i>yndahata mvsyuv</i>
14. <i>rètamagooho</i>	<i>dechenquioho</i>	<i>detdtamacoojo</i>	<i>yndahata mvsconovi</i>
15. <i>rètamacatu</i>	<i>dechenquicha</i>	<i>detdtamaguiita</i>	<i>yndahata mvsctaa</i>
16. <i>rètamarahito</i>	<i>dechennantto</i>	<i>detdtamadato</i>	<i>yndahata mvsdatovi</i>
17. <i>rètamayohò</i>	<i>dechenyencho</i>	<i>detdtamayoto</i>	<i>yndahata mvsnetovi</i>
18. <i>rètamahiàhtho</i>	<i>dechenñincho</i>	<i>detdtamagiato</i>	<i>yndahata mvsnecovovi</i>
19. <i>rètamagoethò</i>	<i>dechenquincho</i>	<i>detdtamaguito</i>	<i>yndahata mvsma- rahta dahata</i>
20. <i>n-rahtè</i>	<i>yhotte</i>	<i>doohte</i>	<i>yndohonta</i>
25. <i>n-rahte ma catu</i>	<i>yhottencicha</i>	<i>doohtemaguiita</i>	<i>yndohonta mvsctaa</i>
30. <i>n-rahte ma rèta</i>	<i>yottendeche</i>	<i>doohtemareta</i>	<i>yndohonta mvsdhatta</i>
35. <i>n-rahte ma rèta catu</i>	<i>yottendeche zicha ou yottendeche quicha</i>	<i>doohtemareta ma- guiita</i>	<i>yndohonta mvsdhatta mvsenthau</i>
40. <i>yohùè</i>	<i>yheche</i>	<i>yote</i>	<i>ynenta</i>
50. <i>n-yohùè marèta</i>	<i>yhechendeche</i>	<i>yote mareta</i>	<i>ynenta mvsdhatta</i>
60. <i>hiùrahtè</i>	<i>ñhiche</i>	<i>tiate</i>	<i>ynitata yninta</i>
70. <i>hiùrahtè marèta</i>	<i>ñhichendeche</i>	<i>tiate mareta</i>	<i>ynenentta nenco- ronentta</i>
80. <i>gohòrahtè</i>	<i>zhiche</i>	<i>guiite</i>	<i>ynenentta</i>
90. <i>gohòrahtè marèta</i>	<i>zhichendeche</i>	<i>guiite mareta</i>	<i>cnenta mvsdhatta</i>
100. <i>n-runehè</i>	<i>zhichicha</i>	<i>na ciento</i>	<i>ynentata</i>
200.	<i>dechicha</i>		<i>yndaheta</i>
240.	<i>dechen yehe enche</i>		
250.	<i>dechen yehe enche quiziyeche</i>		
300.	<i>dechenquicha enche</i>		<i>damuncutata</i>
400.	<i>damo</i>		<i>dahanvitta</i>
500.	<i>damo quichiche</i>		
1000. <i>n-rum-oo</i>	<i>yemo dechiche, ou tzontlic</i>	<i>beta ciento</i>	

Le Tableau que nous venons de faire passer sous les yeux du lecteur, fait ressortir les caractères distinctifs de la numération dans les dialectes Chichimèques. Si les noms des nombres de un à cinq inclusivement sont purement indigènes, le système numéral lui-même semble bien emprunté au Mexicain, car il est comme ce dernier, à la fois quinaire et vigésimal. Ainsi les noms de 6 à 10 inclusivement apparaissent incontestablement fournis de ceux de la série précédente avec adjonction de la finale *To* que le Mazahua adoucit en *cho* et qui, visiblement, doit répondre à quelque chose comme »en plus, au dessus«. Cf. p. ex. l'Othomie *ra* »un« et *rahtò* »six«, le Mazahua *yehe* »deux« et *yencho* »sept«. D'autre part, le Pirinda (pour nous borner à un seul exemple) *yneenta musdahatta* 50, ne signifie que 40 plus 10; cf. *yneenta* 40; *yndahatta* »dix«, mais avec chute de la préfixe *yn* et *dahatta*, 10, et *mus* intercalative. C'est juste ainsi que le Mexicain dira *chicnahui* 9, litt. 5 + 4, de la préfixe *chic* répondant au *to* ou *cho*, suffixe des dialectes Chichimèques, et *nahui* »quatre«; et pour 30, *cempohualli omatlactli*, litt. 20 + 10, de *cempohualli* 20 et *matlactli* 10.

Il résulte de ce que nous venons d'exposer que 400, produit de la multiplication de 20 par lui-même est fréquemment tête de série comme 1000 chez les peuples faisant usage du système décimal. Ainsi *damo* équivalent à 400 apparaît-il en Mazahua comme un nom simple, ou du moins formé de la suffixe *mo* et de *daha* »un«. Il en est d'une façon à peu près identique chez les Mexicains qui disent *centzontli* ou *tzontli*, litt. »une chevelure«, pour rendre le nombre en question. 500 ou *damo quichiche* sera en Mazahua synonyme de 400 + 100. C'est l'équivalent juste du Mexicain *centzontli ypan macuilhpohvalli*; litt. 400 et 100 en sus; cf. *macuilpohualli* 100.

Le Mazahua *tzontliz* pris comme synonyme de 1000 n'est autre chose que le terme signifiant 400 en Mexicain. On sent ici à la fois l'influence de l'Aztèque et celle de l'Espagnol qui tendait à remplacer le système vigesimal par le décimal. C'est également le Castillan »ciento« que nous retrouvons dans le Tepehua *Na ciento*, 100 et *Beta ciento* 1000.

Le Pirinda fait usage avec tous les noms de nombre ordinaires, du moins jusqu'à 90, d'une préfixe *yn* que nous retrouvons employé avec certains noms tels que *yntaxi* »le blé«; *yninehta*

»La vie«; *ynttoyme* »l'argent« et même comme signe du pluriel avec le pronom de la 3^{ème} personne; Ex: *yntehve* »ils, ceux-ci«, par opposition à *quittehuy* »il, celui«. Il sert en outre à former une sorte de participe; Ex: *In mututochi* »amans, ille qui amat«, de *tochi* »amare«. Ne serait-ce pas tout simplement l'article invariable *In* du Mexicain, p. ex. dans *In petlatl* »la natte«, *In Caxtilleca* »les Espagnols«? Aurait-il quelque parenté avec l'article Othomie *na* ou *nan*; p. ex. *na hià* »la voix«; *nan gida* »la larme«? Nous n'oserions rien affirmer sur ce dernier point. En tout cas, nous ne saurions guères nous refuser à reconnaître ce *yu* du Pirinda dans le *en* ou *eñ* préfixe du Mazahua dont l'emploi d'ailleurs semble assez peu fréquent; Ex: *cñhij* »Trois« dont le radical est *hij*; *en Dios* »Dieu«, etc. On remarquera la tendance de l'Othomi à remplacer le *d* initial par *r*; ainsi il dira *ra* »un« et *rèta* dix«, par opposition au Mazahua *daha* et *decha*, au Tepehua *da* et *detdta*. Au contraire, le Mazahua manifestera un certain penchant à changer la gutturale douce initiale en sifflante, le *t* en *ch*, ainsi qu'à faire usage du *n* euphonique. Cf. p. ex. Mazahua *zioho*. 4, mal à propos écrit *ziobo* par Nagera, *zicha* 5, *yencho* 7, et *zincho* 9 avec l'Othomie *coolhò* 4, *cato* 5, *yohtò* 7 et *cattho* 9. La gutturale était, cependant, sans aucun doute, primitive en Mazahua, puisqu'elle reparait dans certains composés tels que *dechen quioho* 14. litt. 10 et 4; *dechen quicha* 15, litt. 10 et 5. L'adoucissement de cette consonne est une preuve d'usure de l'idiôme, aussi bien que l'adjonction du *i* euphonique après une consonne initiale; cf. *zioho*, 4, pour *goho*, *goolho*. Rappelons-nous à ce propos, le Français »ciel« du Latin »caelum«; le Chinois moderne *tiên* »ciel« à côté de la forme archaïque *ten*.

Voici le tableau des pronoms personnels isolés dans les principaux dialectes Chichimèques.

	Othomie	Tepehua	Mazahua	Pilinde
je, moi	<i>nuga, nugi nugaga</i>	<i>nugo</i>	<i>ñuz:</i>	<i>càqui</i>
tu, toi	<i>nuge, nuy</i>	<i>nui</i>	<i>ñutzkhe</i>	<i>cahehi</i>
il	<i>nunoə, nuna</i>	<i>nunui</i>	<i>hanguekh:</i>	<i>quitchuy, thir</i>
nous	<i>nugage, nugaghe</i>	<i>nugoje</i>	<i>anguetzguetohi</i>	<i>cahyzhi</i>
vous	<i>nug:ge, nugchoə.</i> <i>nui-oə</i>	<i>nulli</i>	<i>anguetzkkhe</i> <i>matzke</i>	<i>cachohuy</i>
ils, eux	<i>nuyəə</i>	<i>nunalli</i>		<i>yntchv:</i>

Le mode de formation des pronoms personnels offre certains obscurités que nous ne nous flatterons de toutes dissiper. Toutefois, ils présentent dans les divers dialectes de la famille, de ces affinités qui témoignent d'une origine commune. En tout cas, l'Othomie et le Tépéhua présentent sur ce point, une grande ressemblance. Elle est moindre avec le Mazahua et surtout le Pirinda. Bornons-nous aux observations suivantes.

Les pronoms personnels nous apparaissent composés d'une syllabe préfixe qui est *nu* dans les trois premiers dialectes ici étudiés et *ca* en Pirinda et d'un élément radical. Ce *nu* que nous retrouverons également comme préformantes avec le pronom démonstratif n'est, sans doute, lui-même qu'un ancien pronom équivalent au latin »ille«. *Nuga* »je« équivaldra donc littéralement à »ille ego«. Le *ca* ou *cah* du Pirinda a, sans doute, la même valeur.

Dans le pronom de la première personne, c'est visiblement *go. ga. qui* qui répond au latin »ego«. La gutturale se sera transformée en chuintante dans le Mazahua *ñuse*.

La forme propre équivalent à »Tu« n'aurait-elle pas été primitivement quelque chose comme *hke*? Il y aurait eu chute des consonnes en Othomie et en Tepehua, chute de la gutturale en Pirinda. Ce serait la forme Mazahua qui serait la mieux conservée. Ceci sous toutes réserves.

Dans l'Othomie *Nugage*, *nugagehi*, le Tépéhuân *nugoje* »nous«, par opposition à *nugaga*, *nugo* »moi«, les finales *e*, *je* constituent visiblement le signe du pluriel. On remarquera le fait assez curieux et fort rare, croyons nous, en linguistique que les dialectes Chichimèques tirent tous les pronoms personnels du pluriel, sans exception de leurs correspondants du singulier.

Ajoutons que, suivant toute apparence, le Tepehua *nulli* »nous« est une abréviation pour *nui-i*. *nuiy*. litt. »Toi plusieurs«, et *numalli* »eux« une corruption de *nuni-i*, *nuniy*. litt. »il, plusieurs«.¹⁾ On sait, en effet, que la finale *y* ou *i* a une valeur plurielle. Cf. dans l'idiôme Mazahua: *nezoghe* »peccatum« et *nezoghy* »peccata«.

Passons maintenant aux pronoms possessifs. On remarquera que leurs éléments radicaux diffèrent essentiellement de ceux des

¹⁾ plutôt *nuna-i*, pluriel de *nuna* »celui-ci«. La double *l* se prononce au Mexique comme *y*.
(Note du rédacteur.)

pronoms personnels et qu'ils sont formés par le procédé tout Américain de l'encapsulation. Nous n'avons d'ailleurs pu en rencontrer la liste complète que dans un seul idiôme de la famille, à savoir l'Othomie.

Radical <i>yè</i> »main«	Rélation singulière	Rélation plurielle
Singulier 1 ^{ère} personne	<i>mayè</i> »ma main«	<i>yamayètè</i> »mes mains«
» 2 ^{ème} »	<i>nayè</i> »ta main«	<i>yaniyèè</i> »tes mains«
» 3 ^{ème} »	<i>nayè, niyè</i> »sa main«	<i>yanayèè</i> »ses mains«
Pluriel 1 ^{ère} »	<i>mayègè, mayèhè</i> »notre main«	<i>yamayèhè, yaniyègi</i> »nos mains«
» 2 ^{ème} »	<i>niyègi, niyèè</i> »votre main«	<i>yaniyègi, yaniyèhè</i> »vos mains«
» 3 ^{ème} »	<i>nayèyèè, niyèyèè</i> »leur main«	<i>yanayèyèè</i> »leurs mains«

Le Tépéhua emploie également le *ma* préfixe comme indice du possessif de la première personne singulière, à la première rélation. Ex: *madada* »mon père«; *manana* »ma mère«; *mabatsti* »mon fils«.

Le Mazahua, lui, replace, au moyen d'une mutation de nature, sans doute, purement euphonique, ce *ma* par *mi*; Ex: *michi* »mon fils«; *miño* »ma mère«. Il semble que parfois ce *mi* réponde au »mes« du Français. Ex: *minesoghe* »mes péchés«; *mixhimi* »mes amies«. Parfois le substantif précédé du *mi* pronom prendra une finale *tze* qui paraît empruntée et n'est autre chose que le *tsin* révérentiel dont le Mexicain fait un si fréquent usage. Citons à ce propos, *huéhuc* »vieux« et *huéhútsin* »vénérable vieillard«; *notla* »mon oncle« et *notlatzin* »mon respectable oncle«. Dans ce cas, le pronom »mes« semblerait, au moins, parfois indiqué par un changement du *e* final en *y* ou *i*. Ex: *mixmichitse* »mon cher fils« et *mixmichitzi* »mes chers fils«.

Le possessif »tu« est indiqué en Mazahua tout comme en Othomie par une syllabe *ni* préfixe. Est: *nixhimi* »ton ami«; *ninayo* »ta vie«. Le pronom »vos« semble quelquefois rendu par le *ni* préfixe et par le remplacement du *e* final en *i* ou *y*. Ex: *ninezoghy* »tes péchés«. Enfin, nous rencontrons le Français »notre« exprimé par l'emploi du *mi* préfixe et de la désinence *me*. Ex: *minutse* »mon seigneur« et *minutseme* »notre seigneur«.

L'article Othomie est *na*. Ex: *na bathà* »le champ«, ou parfois *nan* devant une dentale. Ex: *nan tûmmiy* »la consolation«. L'article du Tépéhua qui est *nuni* rappellerait plutôt le personnel de la troisième personne (voir plus haut).

Le *nund* »ce, cette« de l'Othomie est sans doute composé d'un *nu* démonstratif archaïque et de l'article *nan*, *na*, litt. »Ille hic«. On le retrouve, à peu près sans altération, dans le *nuna* »celui« du Tépéhua.

Les renseignements par nous recueillis au sujet de la conjugaison ne sont pas aussi complets que nous l'eussions désiré. On remarquera que les pronoms joints au verbe diffèrent beaucoup et des possessifs et des personnels. D'ailleurs, comme on devait s'y attendre, au point de vue du traitement verbal, l'Othomie et le Mazahua ont plus d'affinité entre eux qu'avec le Pirinda.

Indicatif Présent.

	Othomie <i>nec</i> »aimer«	Mazahua <i>nuu</i> »voir«	Pirinda <i>tochi</i> »aimer«
Singulier 1 ^{ère} pers.	<i>linec</i> »j'aime«	<i>linuu</i> »je vois«	<i>kitututochi</i> »j'aime«
» 2 ^e »	<i>ginee</i> »tu aimes«	<i>kinuu</i> »tu vois«	<i>kikitutochi</i> »tu aimes«
» 3 ^e »	<i>inec</i> »il aime«	<i>inuu</i> »il voit«	<i>kitutochi</i> »il aime«
Pluriel 1 ^{ère} »	<i>dinech?</i> »nous aimons«	<i>tinuume, tinuuh?</i> »nous voyons«	<i>kikotutochi</i> »nous aimons«
» 2 ^e »	<i>gineegi</i> »vous aimez«	<i>kinuugi, kinuuhi</i> »vous voyez«	<i>kichentutochi</i> »vous aimez«
» 3 ^e »	<i>ineceec</i> »ils aiment«	<i>inuuge, inuuhi</i> »ils voient«	<i>kizontutochi</i> »ils aiment«

Bornons-nous à faire observer que la syllabe préfixe *ki* ou *qui* du Pirinda indique visiblement le mode indicatif et la première syllabe *tu* le Présent. Restent donc comme formes pronominales *tu* »je«; *ki* »tu«, à peu près identiques à celles des autres dialectes de la même famille. Le pronom paraît disparaître en Pirinda pour la 3^{ème} personne. Ainsi *kitutochi* »il aime« répondrait litt. à »Ecce nunc amare«.

Parfait.

	Othomie <i>nee</i> »aimer«	Mazahua <i>nuu</i> »voir«	Pirinda <i>tochi</i> »aimer«
Singulier 1 ^{ère} pers.	<i>danee</i> »j'aimai«	<i>tonuu</i> »je vis«	<i>quitabutochi</i> »j'aimai«
» 2 ^o »	<i>ganee</i> »tu aimas«	<i>ginuu</i> »tu vis«	<i>quiquibutochi</i> »tu aimas«
» 3 ^o »	<i>binee</i> »il aime«	<i>ponuu</i> »il vit«	<i>quitutochi</i> »il aime«
Pluriel 1 ^{ère}	<i>daneehè</i> »nous aimâmes«	<i>tonuuh</i> »nous vîmes«	<i>quiquibutochi</i> »nous aimâmes«
» 2 ^o »	<i>ganeegi</i> , <i>ganeeyoè</i> »vous aimâtes«	<i>ginuuh</i> »vous vîtes«	<i>quichebutochi</i> »vous aimâtes«
» 3 ^o »	<i>bineeyoè</i> »ils aimèrent«	<i>ponuuh</i> »ils virent«	<i>quitutochihe</i> »ils aimèrent«

On remarquera que la troisième personne du singulier est, en Pirinda, la même pour le présent et le parfait, à savoir *kitutochi*, *quitutochi*. Enfin, le *he* final dans *quitutochihe* »ils aimèrent« est exactement celle de l'Othomie dans *daneehè* »nous aimâmes«.

Futur.

	Othomie <i>nee</i> »aimer«	Mazahua <i>nuu</i> »voir«	Pirinda <i>tochi</i> »aimer«
Singulier 1 ^{ère} pers.	<i>ganee</i> »j'aimerai«	<i>tanuugo</i> »je verrai«	<i>quirutochi</i> »j'aimerai«
» 2 ^o »	<i>ginee</i> »tu aimeras«	<i>tenuu</i> »tu verras«	<i>quiritochi</i> »tu aimeras«
» 3 ^o »	<i>danee</i> »il aimera«	<i>tanuu</i> »il verra«	<i>caritatutochi</i> »il aimera«
Pluriel 1 ^{ère}	<i>ganeehe</i> »nous aimerons«	<i>tanuugoh</i> »nous verrons«	<i>quirutabutochi</i> (?) »nous aimerons«
» 2 ^o »	<i>gineegi</i> , <i>ginechoè</i> »vous aimerez«	<i>tenuuh</i> »vous verrez«	<i>quiritabutochi</i> (?) »vous aimerez«
» 3 ^o »	<i>daneeyoè</i> »ils aimeront«	<i>tanuuh</i> »ils verront«	<i>caritatutabutochi</i> (?) »ils aimeront«

Nous marquons d'un (?) les formes du futur Pirinda que nous n'avons pu rétablir que d'une façon hypothétique. Signalons une ressemblance entre l'Othomie et les langues de la famille Maya-Quiché, quand à la manière de former le parfait indéfini et le plusqueparfait. Il emploie, pour marquer ces temps, un *x* ou *ch* préfixe. Ex: *xtanee* »j'ai aimé«, par opposition à *danee* »j'aimai«; et *xtaneehmd* »j'avais aimé« à côté de *dineehtmâ* »j'aimais«. Rapprochez-en le Quiché *x'ilogon* »j'aimai, j'ai aimé« en opposition à *qu'ilogon* »j'aime« et le Pokome *x'inloconhi*

»j'étais, je fus aimé» en comparaison avec *kinloconhi* »je suis aimé«. S'il y a eu ici, comme nous le croyons, emprunt, c'est sans aucun doute le dialecte Chichimèque qui a dû prendre au Quiché et au Pokome.

L'imparfait est marqué en Othomie par *hmà* suffixe. Ex: *dineehmâ* »j'aimais«. Cette syllabe changée en *mi* devient infixe en Pirinda. Ex: *kimitututochi* »j'aimais«.

V. Comparaisons lexicographiques.

O. voudra dire Othomie; *M.* Mazahua; *T.* Tepehua de Huayacocotla; *P.* Pirinda ou Matlatzinca et *S.* Serrano. — On remarquera que souvent en Tepehua les mots sont accompagnés de préfixes et que la dernière syllabe du mot indique le radical. Enfin, le *j* de cet idiôme répond d'ordinaire à un *h* de l'Othomie.

aboyer, tonner. — *O.* *phuoꝛꝛꝛꝛ*. — *T.* *damin fuege*.

Note: *damin* ou *daman*, préfixe verbale. Voir tuer, parler, voler, dérober, vouloir, désirer, marcher, aller.

aider. — *O.* *phattsi, phâtzi*. — *M.* *phose*.

aile. — *O.* *huà*. — *T.* *rajua* »ailes«.

Note: pour le *ra*, *ri*, *rin* ou *re* préfixes en Tepehua. Voir jour, front, visage, mémoire.

aller. — *O.* *mà*. — *T.* *ma*. — *M.* *mê*.

aller, s'en; partir. — *O.* *pâ*. — *T.* *pa*.

amour. — *O.* *mâdi*. — *T.* *mathe*.

ananas. — *O.* *toztza*. — *T.* *tiidi*.

année. — *O.* *ghèyà*. — *M.* *cheé*.

Note: Il y aurait ici adoucissement de la gutturale initiale en chuintante. Voir *sang*, *salive*, *tuna*, *bleu*.

arc. — *O.* *tsà*. — *P.* *tsoo-tsa*.

argent. — *O.* *ttaxi*. — *T.* *taxi*. — *P.* *ttoxme*.

arrêter, se. — *O.* *bây*. — *T.* *boii*.

arriver. — *O.* *hnêè*. — *M.* *nane*. — *P.* *ninahui*.

asseoir, se. — *O.* *hùdi*. — *T.* *tendi*.

Note: Le *t* initial serait-il tombé en Othomie. Voir poisson, renard?

auge. — *O.* *mohtzà*. — *T.* *motsta* »canot, bateau«. — *P.* *mottza*.

xi-mottza »auge en bois«.

bananier. — *O.* *daza, datza*. — *P.* *ttexi*.

barbe. — *O.* *yonè*. — *T.* *juini*.

beaucoup. — *O.* *dünthi*. — *M.* *thenzi* »tout«.

blaireau (tejon). — O. *tzathà*. — T. *stindapo*.

Note: pour le *st* du Tépéhua, répondant à une sifflante des dialectes congénères. Voir feu, fort, puma.

blanc. — O. *ttaxi*. — T. *taxi*. — M. *ttoxi*. — P. *toxi*.

bleu. — O. *ccangi*. — T. *cemgui*. — M. *changoe*. — P. *chinchihobi*.

Note: pour l'adoucissement de la gutturale initiale. Voir année.

boire. — O. *stzi*. — T. *stii*.

bon. — O. *manhò*. — T. *xanjo*. — M. *manchatto*.

Note: pour l'emploi de *xan* préfixe. Voir mauvais, mourir, vieux.

bonté. — O. *ho*. — T. *poojo* (peut-être erroné pour *hoojo*).

bouche. — O. *nè*. — T. *néé*. — M. *aneche* (radical *ne*).

Note: pour le *a* initial euphonique en Mazahua, voir grête.

boyaux. — O. *tèthxèphi*. — M. *exehpohe*.

bras. — O. *yèni*. — T. *lluini* (prononcez: *youini*).

calebasse, citrouille. — O. *mù*. — T. *mù*. — P. *muu*.

cèdre. — O. *yntza*. — P. *nitzaa-tzini*.

chair, viande. — O. *guæ*. — T. *gue*.

chaleur. — O. *pa*. — P. *quipahui* (*pa* radical).

chanter. — O. *tùhù*. — M. *tuju*.

chauve-souris. — O. *tzatzgù* (*gù* radical). — T. *sutsti* (du Maya-Quiché *zotz* M. S).

cheval. — O. *phani*. — T. *ferni*. — M. *ephuru*. — P. *pahari*.
(Sans doute de l'Espagnol, soit *alfar* »cheval qui lève trop les jambes de devant«, soit *alfana* »gros et fort cheval«, pris lui-même à l'Arabe *alfana*)¹⁾.

cheveu, poil. — O. *xlà*. — T. *exsta*.

chien. — O. *yo*. — T. *llo* (prononcez: *yo*).

ciel. — O. *mahètsi*. — T. *majisti*. — M. *ahetzi*. — S. *majetzi*.

Note: Il y a eu ici chute du *m* initial, assez fréquente en Mazahua.

Voir: hier. — Elle existe aussi en Mexicain d'aujourd'hui. Le peuple dit volontiers *Echico* pour *Mexico*, nom de la capitale du Mexique.

clef. — O. *zohqi*, *tzoqi*. — P. *tzoqui*.

cœur. — O. *myoz*. — T. *muisti*. — M. *emuibui* (*mui* radical).

colline, montagne. — O. *tthahw*. — T. *teeje*.

commencement. — O. *mydi*. — P. *pu-mentzi*. (Pour le *n* medial euphonique, voir gorge.)

¹⁾ Il paraît plus vraisemblable que les nations chichimèques employèrent le mot par lequel ils désignaient le cerf. — O. *hocphani*, *phan-tohhoæ*. — T. *ferude* — pour désigner le cheval. Ainsi les Mexicains appelaient le cheval *māzatl*, les Tarasques *axuni* »cerf«.

(Note du rédacteur.)

- corbeau. — O. *cà*, *caa*. — T. *baaca* (*ca* radical).
 courrir. — O. *tihi*. — T. *tijii*.
 cousin. — O. *bedustsi*. — M. *bezizi* »cousine«.
 couteau. — O. *ghuay*, *chuay*. — T. *juai*.
 crier. — O. *maphi*. — T. *mafi*.
 danser. — O. *nêy*. — T. *nei*.
 dégoutter, tomber par gouttes. — O. *tay*. — T. *tigitii*.
 dent. — O. *tsi*, *ttsi*. — T. *xii* »dents«. — M. *ezibi* (radical *zi*). (Le *e* préfixe est, sans doute, euphonique. Voir nombril, doigts, langue, etc.)
 dents molaires. — O. *ttsaphni*. — M. *enchizuphve* (pour le *en* préfixe en Mazahua, voir nerf, œil, os, pied).
 dessous, en bas. — O. *chutti*. — P. *pun-chuhati*.
 dieu. — O. *oqha*, *ocha*. — T. *oja*. — M. *oqha*.
 dire. — O. *mâ*. — M. *ma*.
 doigts. — O. *saha*. — T. *xaha*. — M. *etsiye* (*tsi* radical et *e* préfixe euphonique. Voir dent).
 donner (intransitif). — O. *dà*. — M. *da*, *dakhe*.
 donner (transitif). — O. *unni*. — T. *uni*. — M. *une*.¹⁾
 dormir. — O. *âhâ*. — T. *paja* (peut-être erroné pour *haja*).
 eau. — O. *dehe*. — T. *deje*.
 éclair. — O. *huetzi* »faire des éclairs«. — T. *jveï* »éclair«.
 écureuil. — O. *minâ*. — T. *mina*.
 épaule. — O. *xortha*. — M. *exhitti*.
 épi. — O. *thâ* »elote, épi de maïs en lait«. — P. *thuy* »épi«.
 épine dorsale. — O. *ñuxthâ*, *yuxthâ*. — M. *cyexitti*.
 épouse. — O. *xuhtzi* »petite fille.« — T. *xistu* »femme, épouse«. — M. *xitsuhi*.
 étoile. — O. *stzoe*. — T. *stee*.
 être, subsister. — O. *bozy*. — M. *buihi*.
 faire. — O. *qha*. — M. *cha*.
 femme. — O. *bèhhiâ*. — P. *baxny*.
 feu. — T. *stibi*. — M. *çibi*.
 feuille. — O. *xii*. — T. *jixi* (*xi* radical). — Ce dernier terme est, sans doute à tort, rendu par »écorce«.
 flèche. — O. *thay*. — T. *llodei*. — P. *ttaby*.

¹⁾ O. *du* c'est »donner« (en espagnol »dar, entregar«). O. *unni* c'est »frapper quelqu'un« (en espagnol »dar á otro«). (Note du rédacteur.)

- fois. — O. *nidi* postposé. — M. *nixi* id. (Ex: *yehe* »deux«, *enixi* »deux fois«).
- fort, robuste. — O. *zèdi* »force« et *tzeite* »robuste«. — T. *stedi*.
frère (d'homme). — O. *qhuàdà*. — T. *juadamadu* (radical *juada*) »frère aîné«.
- froid. — O. *ttzoe*, *ztzèè*. — T. *xastè*. — M. *zehexèè* »eau froide«.
— P. *quitzee* (radical *tzee*).
- front. — O. *ddè*. — T. *ridee* (pour la syllabe initiale *ri*, voir *aile*).
- genou. — O. *ñâhmû*. — M. *eñihmo*.
- gorge, cou. — O. *yozga*. — T. *llinga* (prononcez *yinga*).
- grand. — O. *màn-noho*. — T. *xanojo*. — M. *chinoho* (*noho* radical).
- grête. — O. *ado*. — P. *ttoo*.
- hache. — O. *thegì*. — T. *daltegui*, peut-être pour *nategi*, litt. »la hache«.
- haricot, frijol. — O. *qhoz*, *choz*. — T. *gii*.
- herbe. — O. *ñethi* »herbe médicinale«. — T. *ñedti* »herbe«.
- hier. — O. *mande*, *mandee*. — T. *mandi*. — M. *andee* (il y a eu ici chute du *m* initial, voir *ciel*).
- ici. — O. *nugua*. — T. *nuha*. — M. *makhua* (*ma* préfixe).
- Indien. — O. *bèdipèphi*. — T. *bedimpefi*.
- ivrogne. — O. *nati*, *ti*. — M. *notti*.
- jambe. — O. *xinthè*. — T. *xindi*.
- jaune. — O. *ccaxti* (peut-être bien du Mexicain *costic*, M. S.)
— T. *caxti*. — M. *coxde*.
- jour. — O. *pà*. — T. *rapa* (pour la syllabe initiale en Tepchua, voir *aile*).
- langue. — O. *qhànè*. — M. *etsiñi* (*e* initial euphonique, voir *dent*).
- lapin. — O. *ghuà*. — T. *jua*.
- lèvre. — O. *xinè*. — M. *exinye*.
- lézard. — O. *madgà*. — T. *botga*.
- lièvre. — O. *dchquà*. — P. *tequeah*.
- lune. — O. *zând*. — T. *stana*.
- main. — O. *yè*. — T. *llee* (prononcez *lye*, *ye*). — M. *eyeche* (*ye* radical).
- maïs. — O. *dèhtà*, *dythà*. — T. *detdta*. — P. *tatvi*.
- maison. — O. *gù*. — T. *gú*.
- mamelle. — O. *bà*. — T. *xiba*.
- manger. — O. *tzi*. — P. *tsitsi*.
- marcher, aller. — O. *yoo*. — T. *damanllò*, *damanyo*.

- matin.** — O. *nixudi*. — T. *nixudi*.
mauvais. — O. *tsò*. — T. *xansto* (pour le *xan* préfixe peut-être euphonique. Voir **mourir**, **vieux**).
mauve. — O. *xicûni*. — P. *xiconi*.
mémoire. — O. *bheni*. — T. *rinfeni* (pour la préfixe *rin*, voir **aile**).
mentir. — O. *phètni*. — T. *fetni*. — M. *pechina*.
mouche. — O. *gîgûc*. — T. *gingule*.
mourir. — O. *tû*. — T. *xandû* »mort« (defunto). — M. *du* »mourir«. (Voyez pour la préfixe *xan*: **mauvais**, **vieux**).
nation, peuple. — O. *ghây*. — T. *jai*.
nerf. — O. *doyo*. — M. *enchoye*.
nez. — O. *xiñû*. — M. *exhiñutte* »narines«.
noir. — O. *bodè*, *pothi*. — T. *podti*. — M. *photte*. — P. *botua*, *boo*.
nom. — O. *thûhû*. — T. *dtujer*. — M. *chuu*. — Sur l'adoucissement de la dentale en chuintante, dans la langue Mazahua, voir **poitrine**.
nombril. — O. *tsây*. — M. *ezône*.
non. — O. *hinna*, *hin*. — T. *ina*. — M. *hi*, *hy*.
nuit. — O. *xây*. — T. *xui*. — P. *xue-mi*.
ocelot (tigre du Mexique). — O. *annhâqi*. — M. *nanoghe*.
œil. — O. *daà*. — T. *dó*. — M. *enchotte* »yeux«.
œuf. — O. *dóni*. — T. *dóni*.
ongle (corne du pied). — O. *xâ*. — T. *dixo* (radical *xo*). — M. *cchoo*.
oreille. — O. *gû*. — T. *gû*. — M. *enzotte*.
os. — O. *doyo*. — T. *dollo* (prononcez *doyo*). — M. *enchoye*.
oubli. — O. *pumbini* »oubli« et *pumbni* »oublier«. — T. *de-phunbeni* »oubli«.
pardonnez. — O. *pûnni*. — M. *pongue*.
 paresse. — O. *dûmâdâhiey*. — T. *danjicy*.
parler. — O. *xiphi*. — M. *xihpi*.
parler à quelqu'un, dire. — O. *ñâ*. — T. *damiña*.
parole, idiôme, discours. — O. *hiâ*. — M. *haya* »langue, idiôme«.
péché, offense. — O. *tzohqi*, *nazohqi*. — M. *nezoqhe*.
pensée. — O. *nanpheni*. — T. *stinbeni*.
père. — O. *ta*. — P. *ta*.
petit. — O. *hxittxæ*. — T. *stijo*. — P. *techaye*.
pied. — O. *gua*. — T. *gua*. — M. *enguantte* »pieds«.

- pierre.** — O. *dó.* — T. *dó.*
pigeon. — O. *doyghà* — T. *doja.*
piment sec. — O. *may.* — T. *mai.* — M. *ey.* Pour la chute du *m* initial, voir **ciel**.
piment vert. — O. *xemì,* *xêmy.* — M. *xâmi.*
plat, assiette. — O. *manza.* — P. *mahaty.*
pluie. — O. *yè.* — T. *dallec* (prononcez *dayec*).
plume. — O. *xini.* — T. *xheeni.*
poisson. — O. *huà.* — T. *tua.* (Le *t* initial pourrait bien être le résultat d'une faute de copiste pour *hua*.)
poitrine. — O. *tiñà.* — T. *tiia.* — M. *echiñi* (pour le *t* ou *th* devenu *ch* en Mazahua, voir **nom**; et pour le *e* euphonique, cf. le suivant).
poumon. — O. *xihñè,* *xithnè.* — M. *exihñè* (pour le *e* préfixe euphonique dans ce dernier idiôme, cf. **dent**).
prêtre. — O. *macha* — T. *moja.* — M. *boqhimì.*
prier. — O. *tsecambeni.* — M. *xecambeni.*
puma (léon d'Amérique). — O. *sahtè.* — T. *state.* — P. *tzataa.*
queue. — O. *tsoz.* — P. *tsiy.*
rat. — O. *gû* — T. *dangu* (probablement pour *nangu* litt. »le rat«). — P. *yongo.*
rein, rognon. — O. *mchìo.* — M. *emoyexitti.*
renard. — O. *haho.* — T. *tajo* (pour le *h*, voir **poisson**).
rire. — O. *thede.* — T. *dtede.* — P. *teite.*
rivière. — O. *dàhtè.* — T. *datdte.*
rouge. — O. *thenì.* — T. *dteni.*
salive. — O. *qhini.* — P. *chinij.*
sang. — O. *ghi.* — T. *gi.* — M. *çi.*
scorpion. — O. *penzoz.* — T. *mexe.*
seigneur. — O. *nahmuqè.* — M. *ohmuhi.*
sel. — O. *û.* — T. *hù.* — M. *o,* *c-o.*
sœur. — O. *qhù* »sœur d'homme«. — T. *ju* »sœur aînée«. ,
soir. — O. *ndèc.* — T. *bindee.*
soleil. — O. *hiadi.* — T. *giadi.*
soulier. — O. *xèxthi.* — T. *xidti.*
tabac. — O. *yozy.* — T. *llui* (prononcez *youi*).
tamale (pâté de viande et de maïs). — O. *thèdi.* — P. *tetti.*
temple, église. — O. *nighà* »église, chapelle«. — T. *nija.*
terre. — O. *háy.* — T. *joì.*

- tête. — O. *ñd*. — T. *ña*.
 tonner (le ciel). — O. *gànni*. — T. *goni* »tonnerre«.
 tortille (galette de maïs). — O. *hmcè*. — T. *mehuy*.
 tout. — O. *gathò, gathitò*. — T. *gotdto*.
 trace, suivre à la trace. — O. *honi*. — P. *hini*.
 travailler. — O. *pèphi*. — T. *pefi*. — M. *pephi*.
 tuer. — O. *ho, hio*. — T. *damijo*.
 tuna (sorte de figue). — O. *càha*. — P. *chehati*, pour le *c* dur
 devenant *ch* ou *ç*, voir **sang, salive** et le suivant.
 veine. — O. *ñùghi*. — M. *enichi*.
 venir. — O. *êhê*. — T. *baeje*. — M. *êhe*.
 vent. — O. *dhâhi*. — T. *dajii*.
 vérité. — O. *maqhûàni*. — T. *majuani*.
 vert. — O. *ghoxmu*. — T. *camì*.
 viande. — O. *guæ*. — M. *guee*.
 vierge. — O. *ttixu*. — M. *ttixu-tto*.
 vieux. — O. *dos*. — T. *xandee* (pour le préfixe *xan*, voir
mauvais, mourir).
 village. — O. *hnîni*. — T. *nini*.
 visage, face. — O. *hmî*. — T. *rómi* (pour la syllabe *ro* initiale,
 voir **aile, front**).
 vivant. — O. *ite*. — T. *tée*. — M. *ontte*.
 voir. — O. *nu*. — M. *nuu*.
 voler, dérober. — O. *phê*. — T. *damînpe* (pour le *damin* initial
 voir **aboyer**). — M. *nonpe* »grand voleur«.
 vouloir, désirer. — O. *nee*. — T. *damine* (pour le préfixe *damin*,
 voir le précédent).
 xicara (vase formé d'unealebasse). — O. *ximò*. — P. *ximo*
teto ximo.

Il ressort de tout ce que nous venons de voir que le Tepehua de Huayacocotla ne constitue guères qu'un dialecte de l'Othomie. Le Mazahua s'en éloigne davantage. La différence serait sensiblement plus considérable en ce qui concerne le Pirinda ou Matlatzinca. Enfin, les renseignements nous font véritablement défaut en ce qui concerne le classement des idiômes de cette famille parlés plus au nord.

Les Memoriales de Fray Toribio „Motolinia“

par

M. le professeur Léon Lejeal, Paris.

Parmi les sources espagnoles du Mexicanisme, il en est peu de plus intéressante que la *Historia de los Indios de la Nueva España*, rédigée de 1536 à 1541,¹⁾ par Fray Toribio de Benavente, plus communément appelé »Motolinia«. Le but de l'œuvre se peut définir facilement. Comme tant d'autres écrivains monastiques, l'auteur, un des onze franciscains qui débarquèrent, en mai 1524,²⁾ à San Juan de Ulua, sous la conduite de Fray Martin de Valencia, a voulu glorifier les travaux apostoliques de son ordre, en traçant le tableau de la »conquista espiritual« du Mexique. Mais il était de son temps, de ce fameux XVI^e siècle où les historiens s'égarèrent souvent et volontiers dans les sujets qu'ils traitaient et, soit désir d'exhiber leur érudition, soit curiosité de l'esprit, prenaient *ab ovo* toutes les questions qu'ils abordaient, en épuisaient tous les détails. En l'espèce, l'archéologie américaine doit bénir ce travers. Sous la plume du bon Motolinia, la conversion des Indiens qui ne nous importe secondairement, s'est encadrée d'une première partie sur les rites religieux précortésiens et d'une troisième, moins aisée à définir, qui comprend, avec l'apologie des missionnaires (et, spécialement, celle de Martin de Valencia), une sorte de géographie descriptive du

¹⁾ I. V. *Noticias de la Vida y Escritos de Fr. Toribio de Motolinia* por. J. F. Ramirez (in: *Coleccion de Documentos para la Historia de México*, t. I, p. CXXXVIII).

²⁾ Torquemada, *Monarquia Indiana*, l. XV, c. 10

pays évangélisé. Mais, comme, à ce moment, toute production littéraire s'ornait d'une dédicace, aussi bien destinée à exalter son importance qu'à lui valoir d'illustres patronages, celle-ci s'ouvre par une »Epistola proemial« où, s'adressant au seigneur de sa ville natale, D. Antonio Pimentel, conde de Benavente, l'auteur résume l'origine des principales tribus mexicaines et l'histoire des villes ou Etats de Tezcuco, Mexico et Tlaxcala.

D'après cette courte analyse, on voit comment l'œuvre d'édification, pieusement composée par Motolinia, a mérité le titre de »Historia«, que lui refuse, du reste, Lord Kingsborough, dans l'édition qu'il en a insérée au tome IX de ses *Antiquities*.¹⁾ En fait, c'est bien une histoire et une ethnographie; c'est même, autant que pouvait la faire un moine d'il y a trois siècles, une ethnogénie du Mexique précolombien, et particulièrement précieuse par l'époque de sa composition. Car, si elle n'est pas la première en date dans la chronographie franciscaine, du moins est-elle la plus ancienne qui nous soit jusqu'ici parvenue. Sans doute, quelques années avant Motolinia, dès 1533, un de ses confrères, arrivé à Mexico un peu plus tard que lui, Andrés de Olmos, s'était, sur l'ordre de l'évêque-auditeur, Sebastian Ramirez de Fuenleal, mis à rédiger »un libro muy copioso de las antigüedades de los Indios«.²⁾ Mais le manuscrit original de ce travail fut bien vite envoyé en Espagne; de même les trois ou quatre copies qui en avaient été exécutées au Mexique même.³⁾ Celui-ci et celles-là disparurent. Quant à l'*Epilogo* ou *Suma*, quant à l'abrégé qu'Olmos, cinq ou six ans après, se donna pour tâche d'écrire de mémoire,⁴⁾ pour complaire à ses amis et supérieurs qui déplorent la perte du traité *in extenso*, Geronimo de Mendieta affirme l'avoir eu sous les yeux et s'en être largement servi, pour documenter son *Historia eclesiastica*, surtout au livre II.⁵⁾ Mais c'est tout ce que nous en savons. Ainsi donc, jusqu'à nouvel ordre, c'est à dire jusqu'à la résurrection

¹⁾ *Ritos antiguos, sacrificios y idolatrias de los Indios de la Nueva España y de su Conversion á la fé, y quienes fueron los que primero la predicaron* (in: *Antiquities of Mexico*, t. IX, p. 469).

²⁾ Mendieta, *Historia eclesiastica Indiana*, éd. Icazbalceta, l. II, Prologo (t. I, p. 76 ss.).

³⁾ Ibid.

⁴⁾ Ibid.

⁵⁾ Ibid.

toujours possible¹⁾ des *Antigüedades* ou de la *Suma*, qui doivent dormir sous la poussière de quelque »Archivo« d'Espagne, la *Historia de los Indios* conservera, sur les autres histoires franciscaines, le privilège de l'antériorité. Par suite, tous les problèmes relatifs au texte ou à la bibliographie de ce livre méritent, au premier chef, notre attention.

Beaucoup d'entre eux ont été, d'ailleurs, magistralement résolus dans la première édition vraiment scientifique de la *Historia*, donnée par Joaquin Garcia Icazbalceta et José Fernando Ramirez, en 1858. Mais il est, au moins, une question à laquelle les deux mexicanistes ne pouvaient alors apporter qu'une solution provisoire: je veux parler des rapports entre la *Historia* et l'autre travail historique de Motolinia qui a pour titre »*Memoriales*«. Il y a quarante six ans, quand Ramirez écrivit ses excellentes *Noticias de la Vida y Escritos de Fray Toribio de Motolinia*, on savait bien peu de chose des *Memoriales*. Au »Prologo general« de la *Monarquía Indiana*, Juan de Torquemada les mentionne comme une des sources auxquelles il a puisé, les désignant tantôt sous leur nom, tantôt sous le nom de »memoriales de mano«, ou encore de »libros escritos de mano« (de Motolinia). Du caractère même de l'œuvre ainsi qualifiée, il ne nous apprend rien de plus. Aussi, pendant trois siècles et demi, les assertions les plus contradictoires ont elles eu cours à ce sujet. Les uns voyaient dans les *Memoriales* une œuvre historique distincte et indépendante des autres travaux de Motolinia; d'autres, la série des carnets de notes, des *calepins* (comme disait le P. Sahagun, en parlant de son propre livre) dans lesquels l'auteur avait accumulé, sans grand ordre et au hasard des circonstances, les renseignements que son commerce avec les indigènes lui fournissait sur les choses du pays. D'autres encore, se fondant sur un mot de Torquemada,²⁾ pensaient que le manuscrit des

¹⁾ A défaut du texte même de Olmos, le Dr. Ed. de Jonghe, mon élève et ami, a découvert à la Bibliothèque nationale de Paris un traité mexicaniste de Thévet, dans lequel il voit, non sans de fortes vraisemblances, une traduction française fragmentaire du *Tratado de Antigüedades*. V. *Histoire du Mexique, manuscrit français du XVI^e siècle*, in: *Journal de la Société des Américanistes de Paris*, nouv. sér., t. II, p. 1—41.

²⁾ *Monarquía Indiana*, l. XX, cap. 73. Torquemada y applique aux *Memoriales* le terme significatif de »Borriones« (*brouillons*).

Memoriales, disparu comme ceux d'Olmos, devait représenter une première rédaction de la *Historia de los Indios*. Cette dernière hypothèse est celle que formulait presque timidement J. F. Ramirez, en 1858. Mais elle ne se devait à ses yeux changer en certitude que trois ans plus tard, lorsque, par suite de circonstances trop longues à raconter ici, J. García Icazbalceta se fut rendu acquéreur, à Madrid, dans une vente, du texte même des *Memoriales*. Une comparaison en règle des deux versions aurait été nécessaire. Aucun des deux érudits n'en trouva le loisir, et ce travail aussi utile que pénible ne fut entrepris par personne après eux, puisque le manuscrit de Madrid serait encore inédit, si notre collègue de la *Société des Américanistes de Paris*, M. Luis García Pimentel, n'avait décidé de livrer au public studieux tout ce qui reste encore inconnu de la collection paternelle.

D'après sa récente édition des *Memoriales*,¹⁾ je me suis livré à la confrontation dont il s'agit et j'ai pu la pousser assez loin, puisque, livre par livre, chapitre par chapitre, j'ai dressé des tables de concordance que le Comité du Congrès a jugé bonnes à imprimer, après le présent travail.²⁾ Il ne saurait ici être question que d'indiquer les résultats les plus intéressants, fournis par cet inventaire.

Le plan des deux ouvrages apparaît sensiblement le même. Au premier abord, on ne s'en aperçoit point, parce que la coupe des deux rédactions offre une différence tout extérieure. Les *Memoriales*, dans le manuscrit de Madrid, se présentent comme divisés en deux parties, au moyen de deux numérotages distincts des chapitres (A, 1 à 70; B, 1 à 29). Mais, en réalité, sauf une interversion plus loin signalée, c'est bien le même ordre que celui de la *Historia*. Du »capitulo« 1 au »capitulo« 35, dans le volume édité par M. Luis García Pimentel se déroule la première partie ou le »tratado primero« de la *Historia de los Indios*, c'est

¹⁾ *Memoriales de Fray Toribio de Motolinia, manuscrito de la coleccion del s.ñor Don Joaquín García Icazbalceta. Publicado por la primera vez su hijo Luis García Pimentel.* Paris, H. Donnamette, 1903, in -8° de X et 364 p., 1 pl. h. t.

²⁾ J'ai donné de l'édition de M. García Pimentel un compte-rendu critique dans le *Journal de la Société des Américanistes* (nouvelle sér., t. II, p. 123 ss.). On me permettra d'y renvoyer pour certaines observations de détail qui ne pouvaient trouver place dans ce mémoire.

à dire l'étude des »Ritos de los Indios«, avec cette particularité qu'un chapitre du »tratado tercero« (cap. XX), sur la ruine du polythéisme indigène (»de cómo se consumieron y acabaron las fiestas é idolos principales, y cómo no aciertan los que agora los andan á buscar, desasosegando los quietos«) se rencontre intercalé dans les »Mémoires«, ¹⁾ entre un développement sur le *teocalli* de Cholula et un autre sur l'introduction du culte de l'Eucharistie »en esta tierra de Anahuac«. Au »tratado segundo« de la *Historia* sur la conversion correspondent les chapitres 36 à 51 (inclus) des *Memoriales*, sauf une lacune assez importante qui nous fait chercher, en vain, dans le texte nouvellement publié, les récits relatifs au baptême des nouveaux convertis. Comme le manuscrit de Madrid n'est point de la main de Motolinia, on peut attribuer, sans doute, cette lacune à une négligence de transcription. Quoiqu'il en soit, le »tratado tercero« se retrouve plus difficilement que les autres, parmi les chapitres 52—70 des *Memoriales*. Les »noticias« sur Martin de Valencia et la vie des premiers missionnaires en sont absentes. Mais ce que j'ai appelé, en commençant, »descripcion del País«, se développe dans les deux ouvrages d'une manière strictement parallèle. D'un autre côté, les *Memoriales* nous fournissant aussi l'»Epistola proemial« au comte de Benavente, il est démontré par la-même qu'ils ne représentent point l'assemblage plus ou moins incohérent de notes de voyage et de mission, mais un livre déjà rédigé, et, en outre, les rapports de filiation, soupçonnés par Ramirez entre ce livre et celui que Motolinia devait baptiser *Historia*, peuvent être regardés comme acquis. Je néglige les analogies de rédaction, la reproduction dans la *Historia*, et terme pour terme, de pages, de paragraphes, parfois de chapitres entiers, empruntés au texte du manuscrit de Madrid. Ces identités de forme confirment ce qui précède. J'en viens aux différences qui doivent exister, puisque l'auteur s'est donné la peine de revoir et de corriger ses »borrones«.

Il y a, malgré tout, des différences de style. Je laisse à de plus compétents que moi en matière de littérature espagnole le soin de les indiquer avec précision. Profane en ces sujets,

¹⁾ *Memoriales*, 1^{ère} partie, cap. 32, p. 86.

je me demanderai seulement si la langue de la *Historia* n'est pas plus châtiée que celle des *Memoriales*, cette dernière évoquant un peu, à mon sens, le »bon vieux castillan à l'ancienne mode« dont se prévaut avec fierté le *conquistador* Bernal Diaz. Il paraît vraisemblable que Motolinia ait soumis son premier manuscrit aux critiques d'un puriste. En tous cas, soit de lui-même, soit sur les conseils d'autrui, il a, entre la première et la seconde version, à peu près renoncé au ton oratoire du sermon et de l'homélie qui frappe, à simple examen, dans les *Memoriales*; il a supprimé (ce changement était une conséquence du précédent) ou réduit, tout au moins, les citations bibliques, dont il avait, d'abord, comme tout d'autres de ses pareils, usé et abusé. Une dernière suppression, plus foncière, porte sur certains développements que je qualifierai: d'érudition. Deux exemples, dignes d'être cités, concernent les chapitres 2 et 16 du manuscrit de Madrid, I et V de la *Historia*, respectivement consacrés aux mêmes objets. Le chapitre 2 des *Memoriales* et le chapitre I de la *Historia* nous entretiennent des »plaies que la conquête espagnole valut aux Mexicains (»diez plagas muy crueles que las de Egypto«). Or les *Memoriales*, en même temps que l'énumération de ces plaies (famines, maladies, travail des mines, reconstruction de Mexico, etc.) nous offrent une comparaison rigoureuse et terme pour terme entre ces fléaux et ceux qui, d'après la Bible, auraient frappé l'Egypte pharaonique pour sa cruauté envers les Hébreux. Ce parallèle, — combien bizarre! —, le texte de la *Historia* ne l'a pas conservé. De même, quand il a rédigé le chapitre V de son »Histoire«, sur le comput des Mexicains, Fray Toribio a sagement fait disparaître d'oiseux développements sur les systèmes astronomiques et chronologiques de l'Egypte, de la Judée, de la Grèce et de Rome.

De ceci provient, on le comprend que, moins nombreux, les chapitres de la *Historia* sont aussi, proportionnellement, plus courts que ceux des *Memoriales*. Dans la plupart des cas, la révision n'a eu pour but et pour effet que de réduire deux, trois chapitres, ou souvent davantage, de la version première à un seul chapitre, parfois à quelque mince paragraphe de la *Historia*. Une seule exception peut-être signalée: celle du chapitre 56 du »borrador« qui, dans la mise au net, fut coupé en deux parties, dont l'une forme une division spéciale du III^e traité (cap. X),

et très intéressante, sur les productions naturelles des *sierras* qui ferment le Val de Mexico. A côté des suppressions, un parallèle complet des deux œuvres releverait aussi quelques adjonctions, mais en bien petit nombre et de bien faible valeur. Elles concernent généralement des dates, d'abord passées sous silence, quelques noms propres, antérieurement laissés en blanc, plus rarement un fait signalé à Motolinia depuis l'achèvement du premier texte (»despues de esto escrito«).

Ainsi donc, d'une rédaction à l'autre, la plupart des changements paraissent s'expliquer par le désir d'alléger le manuscrit primitif, d'en rendre la lecture plus mondaine, si j'ose dire, ou, tout au moins, plus facile à d'autres qu'à des moines ou à des espagnols habitant le Mexique et curieux des choses du pays. Ce travail a-t'il toujours été heureux au point de vue historique? On peut le nier hardiment. Sans compter que, d'une façon générale, la préoccupation de condenser, presque à tout prix, a conduit Motolinia à effacer du texte de la *Historia*, autant qu'il a pu, les mots indigènes qui, même estropiés, pouvaient fournir des données linguistiques ou ethnographiques utiles, trop souvent, les ciseaux de l'auteur ont supprimé des passages entiers, parfois des chapitres d'une haute valeur documentaire. A cet égard, l'édition García Pimentel a doublé pour nous le prix de l'épître liminaire (origine et histoire des tribus). En effet, elle nous rend une biographie assez circonstanciée des rois de Mexico, règne par règne, réduite, dans la *Historia*, à de simples et sèches mentions. Par les »Mémoires«, on retrouve également, avec toute son ampleur originelle, la légende de la »blanche couleuvre nuageuse« et de ses fils, — Iztac-Mixcohuatl n'étant désigné dans la *Historia* que sous l'assez vague qualificatif de »un señor de estos Indios« ou »un señor viejo«.

Les chapitres 16 et 55 du manuscrit de Madrid nous apportent peut-être, pour leur part, une restitution plus précieuse encore. Le chapitre de la *Historia* (»Tratado primero«, cap. V) qui correspond au premier avait délibérément supprimé les paragraphes suivants dont les titres seuls montrent toute la valeur:

1° liste analytique des vingt périodes vigésimales de l'année de 260 jours;

2° »Calendrier de toute la race indienne, au moyen duquel les Indiens ont compté leurs années jusqu'à ce jour, ce calen-

drier, ayant été nouvellement disposé en figure de roue, pour une meilleure intelligence de la matière«;

3° Règle pour entendre »la rueda de las veinte figuras; *reglas* de las semanas, meses, de los años y de la rueda mayor, para hallar el año, mes, y día en que estamos, y para el año del bissexto«;

4° Paragraphe relatif au comput par les révolutions de la »estrella Esper«.

Ainsi, d'un sujet qui est la base même de toute chronologie et, par suite, de toute histoire, Motolinia, semble-t-il à première inspection des textes, avait rassemblé d'abord des éléments aussi complets qu'on pouvait les avoir alors (y compris une planche¹⁾ qu'il a, bien entendu, expulsée de son texte dernier); puis, émondant tout ce qui lui semblait devoir offrir au profane de l'aridité, il aurait réduit son travail aux proportions d'un simple sommaire. Dans toute la suite de son œuvre, les même coupes sombres ont été pratiquées avec la même absence de critique, par exemple, à propos de la liturgie, ramenée de douze à six chapitres. Un autre sacrifice, pour le moins aussi malencontreux, c'est celui de »los señales pronosticos que el señor de México y otros naturales tuvieron antes de la destrucción de México« (*Memoriales*, cap. 55), — une partie curieuse entre toutes, parcequ'on y peut saisir, avant les embellissements qu'y devaient ajouter le temps et l'imagination des hommes, la tradition relative aux signes prémonitoires de la chute de l'empire aztèque.

Après la série des chapitres numérotés de 1 à 70 (avec une lacune ou une erreur de numérotage entre le second et le treizième), le manuscrit de Madrid nous présente une autre série, numérotée de 1 à 29. Cette seconde partie s'ouvre sur une amplification surtout oratoire, à propos de l'extension de l'idolâtrie à travers le monde. Elle traite ensuite successivement:

a) de la mort et des coutumes funéraires (funérailles royales de Michoacan et de Tenochtitlan; cap. 1 et 2);

b) de l'éducation (entre autres, discours tenus par les Aztèques

¹⁾ Ce serait, pourtant, une question de savoir si cette planche du manuscrit de Madrid provient réellement de Fr. Toribio. Et la question se pose aussi pour quelques passages de ce chapitre 16 de la version García Pimentel. J'examine en détail ce point dans mon Appendice.

à leurs fils et filles, notamment, à l'heure du mariage; cap. 3 et 4);

c) de la législation et des rites du mariage (conformité du droit mexicain sur ce point avec la loi naturelle et divine; le mariage et le concubinat chez les peuples de l'Amérique moyenne; divorce, répudiation, mœurs familiales; cap. 5, 6, 7, 8, 9);

d) de l'élection du roi (cap. 10);

e) de l'institution des *tecuhlli* dans les provinces de Tlaxcala, Huexotzingo, Cholula (cap. 11);

f) de la guerre et, spécialement, de la guerre sacrée (cap. 12, 13, 14);

g) de la justice, des juges, de la législation civile et commerciale (cap. 15, 16, 17, 18);

h) de l'esclavage (cap. 20), question exposée avec abondance, mais lucidité, en ce qui regarde la situation légale et les diverses catégories des esclaves;

i) du commerce (contrats, marchés, objets de trafic, cap. 22, 23, 24);

j) des jeux et danses liturgiques et autres (cap. 25, 26, 27).

Sous le numéro 28 figurent trois développements, qui, sans doute, n'avaient pas encore reçu leur forme et leur place définitives. L'un deux, revenant sur les computs, traite des »âges« ou *soleils*; un autre, des contrées mal connues de Cibola, vers lesquelles, à peu près dans le temps qu'écrivait le »pauvre« Frère, tendaient les efforts des *descubridores* espagnols; enfin, un troisième, encore plus mal relié au reste du livre, est une liste des *pueblos*, dépendant de Tlaxcala, Tlacopan et Mexico. A ces trois fragments succède, en guise de post-fact, une sorte d'action de grâces au Dieu tout puissant qui a permis la »conquista«. L'intérêt de cette seconde partie pour nos études découle simplement de cette analyse et, à part quelques incohérences, l'unité en est assez visible. Elle peut se résumer sous la rubrique générale: »Gobierno y costumbres«.

Or, on en cherche vainement, même sous forme abrégée, l'équivalence dans la *Historia*. Mais celle-ci (c'est Motolinia lui-même qui nous en avertit) devait comprendre un quatrième »tratado« qui, ou bien a disparu, ou bien ne fut jamais rédigé dans son texte définitif. On a discuté sur son caractère. Le débat semble bien clos à l'heure qu'il est. Le »tratado cuarto«

de la *Historia* était ou aurait été, sans doute, une adaptation des chapitres terminaux du manuscrit de Madrid que je viens de résumer.

En somme, l'infériorité de ce dernier, par rapport à la *Historia*, est toute formelle et littéraire. Historiquement, scientifiquement, en doit, sauf pour quelques points plus haut spécifiés, préférer la première rédaction, encore qu'un peu touffue, du Frère Toribio à la seconde. En outre, les développements qui devaient disparaître du texte définitif se retrouvent, très souvent, dans Mendieta et Torquemada. A ce propos, je me suis livré à un second travail de confrontation et j'ai pu dresser une seconde table de concordance entre les *Memoriales*, la *Historia ecclesiastica* et la *Monarquía indiana*. Pour Mendieta, en particulier, le livre II de la *Historia ecclesiastica*, sur quarante et un chapitres, en offre, je crois, vingt-neuf dont la parenté de forme et de fond avec les »Memoriaux« n'est point douteuse. Quant à Torquemada, les emprunts sont encore plus fréquents. M. García Pimentel et M. del Paso y Troncoso qui fut son collaborateur dans cette édition, en ont signalé quelques uns. J'observe, toutefois, qu'en des cas nombreux, le texte de la *Monarquía indiana* reproduit à la fois Motolinia et Mendieta, par un procédé de compilation qui répond bien aux habitudes de l'époque. Ainsi, en dehors de leur intérêt propre, les *Memoriales* ont cette utilité de nous mieux instruire des sources de deux histoires postérieures. D'autre part, il serait assez vraisemblable que Motolinia ait eu connaissance des divers écrits de son confrère Olmos qui, outre »le libro muy copioso« sur les Antiquités, avait traduit les »Platicas que los Señores mexicanos hacian à sus hijos«. Ne serait-ce point là que Motolinia aurait pris une bonne partie de ce qu'il nous dit sur l'éducation précortésienne?

Si tel était le cas, grâce à la publication de notre collègue Luis García Pimentel, nous pourrions désormais remonter jusqu'aux origines des traditions franciscaines sur l'ancien Mexique, jusqu'à Andrés de Tezcuco, cet »Indio principal, viejo et discreto«, dont les conversations instruisirent de l'ethnographie précolombienne les premiers missionnaires catholiques.

Les „Memoriales“ de Fray Toribio „Motolinia“.

Appendice.

Memoriales.

Epistola proemial (p. 1—15).

Historia de los Indios.¹⁾

Epistola proemial, p. 1—13.

— Dans la rédaction définitive, cette importante préface se présente plutôt comme un morceau d'apparat, selon la mode et le ton des écrivains castillans du XVI^e siècle. Les *Memoriales* de D. Luis García Pimentel nous apportent, au contraire, au milieu de développements homilétiques et de dissertations d'école, un véritable petit traité d'ethnographie et d'histoire précolombiennes du Mexique, d'après les »cinco libros historiales que habia entre estos naturales«. Les mutilations malencontreuses, pratiquées par Motolinia sur son premier texte, n'apparaissent, d'ailleurs, pas tout d'abord, à

¹⁾ Les références à cet ouvrage sont prises de l'édition García Icazbalceta.

Memoriales.**Historia de los Indios.**

la lecture de la *Historia*. Ainsi l'arrivée successive des trois peuples »principales« qui auraient peuplé »esta tierra de Nueva España« (Chichimecas, Colhuas ou Acolhuas, comme l'historien nomme indifféremment »ceux de Tezcuco«, et, enfin, Mexicains) est exposée, dans les deux versions, selon le document indigène que Motolinia appelle »Xihutonal amatl« et, de part et d'autre, développée avec la même ampleur, des termes quasi pareils, les mêmes péripéties (cf. *Mem.*, p. 3—6; *Hist.*, p. 2—5). Les variantes — et les suppressions —, commencent à propos de l'histoire spéciale de la tribu aztèque, dont les débuts et l'asservissement aux peuplades voisines furent, à la révision, très écourtés (cf. *Mem.*, p. 6—8; voir, surtout, l'épisode du second *Acamapichzin* ou *Acamapichtli*). La liste des »rois« mexicains n'est complète que dans les *Memoriales*; car, dès cet avant-propos, la *Historia* prend l'habitude d'esquiver, dès qu'elle le peut, ces noms propres indigènes, dont la forme insolite étonnait les lecteurs espagnols. De nouvelles mutilations se constatent encore un peu plus loin, lorsque Motolinia revient sur la genèse des races au Mexique,

Memoriales.**Historia de los Indios.**

sur leur patrie d'origine et leurs migrations. De part et d'autre, le développement prend pour thème l'histoire de »Chicumzotlh«, c'est à dire des »siete cuevas«, et le mythe, — ou la tradition —, d'*Iztacmixcoatlh*, la blanche couleuvre de nuages«. Mais le »Manuscrit de Madrid« donne cette narration très importante avec presque tous les minutieux détails qui devaient se rencontrer plus tard chez tous les historiographes, à partir de Mendieta¹). La *Historia*, par contre, outre la continuelle disparition de vocables intéressants, condense et abrège. Elle a traité avec la même irrévérence les traits géographiques précieux, indiqués par la première rédaction au sujet des contrées où se devait fixer chacune des nations issues des fils d'*Iztac*. Enfin, quelques lignes essentielles manquent à son paragraphe sur *Quetzalcohuatlh*, le dernier-né du Noé mexicain.

Capitulo primero (p. 15—17).

TRATADO I; cap. I (p. 14—21). Réduit à un court résumé de l'arrivée des XII, le récit des *Memoriales*; supprime, ainsi que plusieurs développements pieux (prédictions bibliques ou des

¹) V. Mendieta, *Historia Ecclesiastica Indiana*, l. II, c. XXXII et XXXIII (éd. García Icazbalceta, p. 143—147).

Memoriales.

Cap. 2 (p. 17—28).

Historia de los Indios.

Pères de l'Eglise, relatives à la découverte et à la conquête espagnoles en Amérique), une étymologie du mot »Anahuac«.

Ibid. — Abrège ou supprime le parallèle institué par les Mémoires entre les dix plaies d'Egypte et celles qui frappèrent México à l'époque de la conquête, pour la »idolatría, dureza é obstinacion de sus moradores«. D'une façon générale, le premier texte de Motolinia est beaucoup plus développé que le second, quant aux »plagas mexicanas«. On remarquera, cependant, que la *Historia*, traitant de la »séptima plaga« (reconstruction de la grande cité de México sur ses ruines anciennes) ajoute quelques détails à la version primitive. Elle insiste notamment sur l'horrible mortalité des Indiens réquisitionnés pour les corvées de voirie.

[Dans le texte de Madrid, le numérotage des chapitres saute du cap. 2 au cap. 13. Des développements compris par la *Historia* dans ses chapitres II et III, les Mémoires n'offrent aucune trace. Est-ce une lacune de la première rédaction, réparée par la seconde? Ou (si l'on admet, avec certains paléographes, que le »Manuscrit de

Memoriales.

Madrid« n'est pas de la main même de Motolinia) est-ce une omission du copiste? En tous cas les passages en cause intéressent surtout la partie apologétique et post-cortésienne du livre.]

Cap. 13 (p. 29—30).

Cap. 14 (p. 30—32).

Cap. 15 (p. 33—35).

Cap. 16 (p. 35—58).

Historia de los Indios.

Cap. IV (p. 29—35). — Les abréviations de la *Historia* portent principalement sur le cap. 15 des *Memoriales* (»De cómo escondian los idolos, y en qué lugares tenían su adoracion, y de la materia y forma que los hacian, los cuales eran innumerables«), c'est-à-dire sur un groupe de faits très suggestifs pour l'archéologue »materia y forma« des idoles.

Cap. V (p. 35—39). — Ce chapitre, l'un des plus importants et le plus copieux du »Manuscrit de Madrid«, a été complètement tronqué par la *Historia*. En particulier, l'on notera les suppressions suivantes: 1° commencement de l'année chez les divers peuples de l'antiquité classique (*Memoriales*, p. 36, § 4); 2° développement sur l'indiction romaine (*ibid.*, p. 37, § 1), l'ère espagnole (*ibid.*, *ibid.*, § 2), et l'»olimpio« (*sic*) des Grecs (*ibid.*, *ibid.*, § 3).

D'autre part, le développement sur la treizaine, consi-

Memoriales.**Historia de los Indios.**

dérée comme équivalent d'une »semana«, est fort écourté (cf. *Memoriales*, p. 38, § 3, et 39, § 1; *Historia*, p. 36—37). Quant aux jours, afin d'éviter la nécessité d'en transcrire les dénominations aztèques, on les qualifie ainsi dans la *Historia* (p. 36): »todos, nombrados por sus nombres y señalados con sus figuras ó caracteres«. De même le nom des périodes vigésimales n'est, en général, indiqués que par son synonyme castillan (»estos nombres . . . no se ponen aquí . . . por que se pueden mal escribir«).

Outre ces mutilations, le texte de García Icazbalceta supprimait toute la fin, si curieuse, du chapitre 16 des *Memoriales*. Cette fin se décompose en trois fragments hétéroclites :

A. un passage qui est, en somme, une nouvelle liste des périodes vigésimales, mais donne, d'abord, la succession des années dans la treizaine (*Memoriales*, p. 43—48);

B. un »Calendario de toda la Indica gente, por donde han contado sus tiempos hasta hoy. Agora nuevamente puesto en forma de rueda para mejor ser entendido«¹⁾ (*Memoriales*, p. 48—53).

¹⁾ Des rubriques divisent le fragment lui même en six paragraphes dis-

Memoriales.**Historia de los Indios.**

C. un »Calendario ó tabla de la Estrella *Esper*, y en lengua de Indios *ueicitlalin* ó *totonamettl*« (*Memoriales*, p. 53—57).

De l'absence dans la *Historia* de tant de pages précieuses (surtout C, presque seul, dans toute l'historiographie espagnole, à traiter la difficile question des »périodes vénusiennes«), on cherche, en vain, la raison. Mais les notes laissées par García Icazbalceta, en marge du »Manuscrit de Madrid«, et publiées par son fils aident peut-être à la deviner. Les trois fragments sont d'une écriture différente. A et B diffèrent entre eux et aussi de C. L'écriture de C semble, au contraire, la même que celle du reste des Mémoires. Du début de ceux-ci, A est, d'ailleurs, séparé par »un espacio de un renglon«. B est transcrit sur un »cuaderno« séparé, facticement rattaché à l'ensemble. C commence par les mots suivants: »continúase la materia del capítulo pasado . . .«.

tincts: a) »Regla para entender las dos ruedas«; b) »Regla para entender la rueda de las veinte figuras«; c) Regla de las semanas y meses«; d) Regla de los años y de la rueda mayor«; e) »Regla para hallar el año, mes y día en que estamos«; f) »Regla general para el año del bissexto«.

Memoriales.**Historia de los Indios.**

A ces différences matérielles correspondent des antinomies, foncières. Ainsi, les *Memoriales*, comme la *Historia* du reste, font commencer (p. 36) l'année en mars et par le mois mexicain »Tlacaxipehualiztli«, rejetant malgré l'opinion classique (celle de Sahagun, en particulier), au dixhuitième rang »Atlacahualco«, qu'ils appellent »Coahuitleua«. Dans A (p. 44), le mois initial choisi est, au contraire, »Atlacahualo« ou »Analo«. Les *Memoriales* comptent les années à partie de *ce tochtli* (p. 41). A prend comme début de comput une année *tecpatlou* »tecpatel« (p. 43 et 48). B adopte un système en *ce acatl* (p. 51). De telles divergences mènent à penser que ces divers fragments (du moins A et B) n'appartiennent point à l'œuvre même de Motolinia. Il resterait à rechercher leur provenance. Rédigés certainement par deux confrères de l'auteur (l'un est peut-être Olmos?) ont-ils été placés par lui à cet endroit de son premier manuscrit pour être utilisés plus tard? L'interpolation revient-elle simplement au scribe transcritteur du »Manuscrit de Madrid« qui aurait introduit là A et B en manière de glores? C'est ce que de nouvelles

Memoriales.

Cap. 17 (p. 58—59).

Cap. 18 (p. 60—61).

Cap. 19 (p. 61—63).

Cap. 20 (p. 63—64).

Cap. 21 (p. 65).

Cap. 22 (p. 66).

Cap. 23 (p. 66—67).

Cap. 24 (p. 67—68).

Historia de los Indios.

recherches peuvent seuls nous apprendre ¹⁾).

Cap. VI. — Chapitres liturgiques (fêtes de »Panquezalitzli« et »Tlaxapevalitzli«) que la *Historia* réunit en un seul, mais reproduit sans grands changements (p. 41—42).

Cap. VII (p. 42—47). — Même observation. Les *Memoriales* sont beaucoup plus copieux que la *Historia* sur le rituel du jour »que se decia Yzcalli« (cap. 19 du »Manuscrit de Madrid, p. 62—63).

Cap. VIII (p. 47—49). — Nombreuses suppressions ou abréviations. Elles portent sur: 1° les noms indigènes des fêtes (où, par exemple, les Mémoires disaient »Tecuilcuitlh«, »Teutlheco«, etc., la version ultérieure dira: »otros dias de fiesta«, et »en otra fiesta«); 2° sur les sacrifices d'animaux du mois »quechulli« au »demonio que habia en los montes« et sur les chasses des »señores y principales« qui préparaient ces hécatombes.

¹⁾ Je remarque, en passant, que la »rueda« dont M. García Pimentel nous donné un fac-simile, a été dressée d'après le principe, adopté par B, d'une année initiale en *ce acatl*.

Memoriales.

Cap. 25 (p. 69—72).

Cap. 26 (p. 72—74).

Cap. 27 (p. 74—78).

Cap. 28 (p. 79—80).

Cap. 29 (p. 80—82).

Historia de los Indios.

Cap. IX (p. 50—52). — Ce chapitre de la *Historia* réunit en un tout assez confus l'étude des sacrifices (à Mexico et banlieue; à »Teuacan«, »Teutitlan«, »Cuzcatlan«, Tlaxcalla, Huexocinco et Cholula, etc., etc.), celle des peintures de guerre et de danses, celle du meurtre des prisonniers de guerre, enfin l'exposé du monachisme féminin. Un paragraphe assez curieux sur le but de la vie des femmes en communauté a été ajouté dans la *Historia* qui, pour le reste, abrège facheusement.

Cap. X (p. 55—59). — Cette monographie de la grande fête tlaxcaltèque de »Camatle« est passée, sans grandes modifications, du »Manuscrit de Madrid« au texte définitif. Les principaux changements portent ici sur l'orthographe et la fréquence des noms indigènes.

Cap. XI (p. 60—62). — Même observation que ci-dessus. Nous revenons d'ailleurs, au système des chapitres géminés et incohérents. Celui-ci traite de rites locaux, en des villes souvent très éloignées les unes des autres, pour finir sur les cérémonies du culte de Quetzalcohuatl à Cholula.

Memoriales.*Cap. 30* (p. 82—84).*Cap. 31* (p. 84—86).**Historia de los Indios.***Cap. XII* (p. 63—65). —

Encore deux chapitres géminés par la *Historia*. Tous deux sont, du reste, consacrés aux »Teucales« (*Memoriales*) ou »Teocallis« (*Historia*) et, en particulier, à celui de Cholula. Le chapitre de la *Historia* se termine, d'une manière assez inattendue, par un paragraphe ultérieur du »Manuscrit de Madrid« (cap. 33, p. 89—90), sur les apparitions du démon et la manière dont on les fit cesser.

Cap. 32 (p. 86—89).

TRATADO III; *cap. XX* (p. 247—250). — La place donnée par Motolinia à ce chapitre, dans sa seconde rédaction, a déjà été signalée par notre article. Cette modification, incompréhensible logiquement, a peut-être sa raison psychologique. Il s'agit de la ruine du polythéisme indigène qu'à l'époque où il rédigeait les *Memoriales*, l'auteur avait pu croire complète ou à peu près complète. Quand il revit son œuvre, il voulut sans doute marquer qu'il s'était mépris sur cette question et que la conversion des Indiens était moins complète qu'il ne l'avait pensé tout d'abord. Et alors, il aura (dans notre hypothèse) réservé son »capitulo« 33 comme finale de cette quatrième partie de la *Historia* qui nous

Memoriales.**Historia de los Indios.**

manque. Un fait contribue à confirmer notre supposition : la différence de titres qu'on remarque dans les deux textes. Les *Memoriales* (p. 86) disaient simplement : «... como no aciertan los que agora los andan á buscar [los idoles] ». La *Historia* porte : «y vanidad y trabajo que los Españoles han puesto en buscar los idolos ». C'est le cri du prêtre, déçu dans son zèle de missionnaire, dans son ardeur de prosélytisme et qui a essayé, en terminant son œuvre, de faire passer sa déception, ainsi que ses regrets, dans l'âme de son lecteur.

Cap. 33 (p. 89—92).

TRATADO I; *cap. XII* (p. 66—68). — Nouveau cas de condensation. Motolinia a supprimé ici nombre de détails, donnés par ses Mémoires, et qui, pour concerner les débuts du catholicisme au Mexique, n'en intéressent pas moins l'historien ; car ils montrent comment les missionnaires essayèrent d'adapter au nouveau culte les formes anciennes de l'hommage aux idoles.

Cap. 34 (p. 92—96).

Cap. XIII (p. 69—72). — Simplifications nombreuses, et regrettables pour les mêmes motifs que ci-dessus (cf. surtout *Memoriales*, p. 92—93, § 1 et 2. et *Historia*, p. 69, § 1). Dans

Memoriales.**Historia de los Indios.**

les passages que maintient la seconde édition, mentionnons quelques variantes, purement verbales. Le »pauvre« Frère a voulu faire la toilette de son texte!

Cap. 35 (p. 96—98).

Cap. XIV (p. 73—75). — Ici, c'est la *Historia* qui allonge assez sensiblement l'exposé. Il est, du reste, surtout anecdotique et de dévotion; mais, comme celui des chapitres 33 et XII, fournit au mexicaniste des renseignements utiles sur l'adaptation des rituels indigènes à la liturgie catholique.

[2^e Partie des *Memoriales*.¹⁾]

Cap. 36 (p. 98—99).

Cap. 37 (p. 100—102).

Cap. 38 (p. 102—103).

Cap. 39 (p. 103—105).

Cap. 40 (p. 105—107).

Cap. 41 (p. 108—109).

Cap. 42 (p. 109—111).

TRATADO II; *cap. V* (p. 116—121). — La *Historia*, au début du »Tratado segundo«, nous offre quatre chapitres dont l'équivalent n'existait point dans les *Memoriales*. Ils racontent l'introduction du sacrement de baptême à Mexico. L'histoire du sacrement de pénitence ne pouvait nécessairement prendre place qu'après eux. Mais, dans sa rédaction définitive, l'auteur les a maladroitement écourtés; car son chapitre nouveau (*Historia*, II, c. V) en comprend à soi tout seul *sept* du premier récit. Et l'on peut déplorer nettement des réductions qui

¹⁾ M. del Paso y Troncoso place, dès le chapitre de 32, le commencement de cette seconde partie. C'est, en effet, là le plan *logique* que Motolinia aurait dû suivre, mais qu'il n'a pas suivi, dans la dernière rédaction de son grand ouvrage.

Memoriales.

Cap. 43 (p. 111—113).

Cap. 44 (p. 113—114).

Cap. 45 (p. 116—117).

Cap. 46 (p. 118—121).

Cap. 47 (p. 121—122).

Cap. 48 (p. 123—125).

Cap. 49 (p. 125—129).

Cap. 50 (p. 129—133).

Cap. 51 (p. 133—139).

Historia de los Indios.

ont supprimé plusieurs traits fort curieux sur la constitution de l'esclavage et l'esprit d'ascétisme des Indiens (*Memoriales*, cap. 41—42). Dans la nouvelle version ne se trouve pas le renvoi à la quatrième partie.

Cap. VI (p. 122—125). — Les simplifications ont surtout éliminé l'élément biblique et les considérations pieuses.

Cap. VII (p. 125—129). — Abréviations malheureuses, au point de vue de l'histoire coloniale; car le plus maltraité des deux chapitres touche à la question si grave de l'organisation du mariage monogamique.

Cap. VIII (p. 129—133). — Des matériaux accumulés dans les *Memoriales* par Fray Toribio, presque rien n'était passé dans la *Historia*. La publication García Pimentel nous restitue, de ce chef, de nouveaux documents sur les »agüeros y señales pronosticos« (pronostics offerts par la rencontre du »tecolucatl« ou »buho«, et de certains animaux, surtout les reptiles; divination par l'eau, etc.).

Memoriales.**Historia de los Indios.**[3^e Partie.]*Cap. 52* (p. 139—142).

TRATADO III; *cap. VI* (p. 174—180). — Cette description de Mexico concerne presque uniquement la ville espagnole et ses nombreuses églises. Elle est pourtant à consulter pour l'étude des conditions hydrographiques de la cité précolombienne. Les changements subis à la révision sont insignifiants.

Cap. 53 (p. 143—149).

Cap. VII (p. 180—186). — De même, en ce passage où il est traité de l'Etat mexicain indigène, de sa topographie, des villes qui le composaient, du faste et de la puissance de Montezuma. Les variantes semblent surtout de style et d'orthographe. La *Historia* abrège, toutefois, la curieuse tradition zoolâtrique relative au »grifo« (p. 185).

Cap. 54 (p. 150—153).

Cap. VIII (p. 186—193). — On pourrait ici accorder le même éloge à la seconde version du »pauvre Frère«, s'il n'y avait fortement diminué son récit de la fondation de Mexico-Tenochtitlan. En particulier, l'explication historique de l'étymologie du mot »nuchtli« (fruits de l'arbre *nopal*) est presque entièrement remplacée par un aveu d'ignorance. La fin de ce »capitulo

Memoriales.

Cap. 55 (p. 153—156).

Cap. 56 (p. 156—164).

Cap. 57 (p. 165—172).

Historia de los Indios.

est empruntée (de la page 189 à la page 193) au cap. 56 des Mémoires (p. 156—160).

Supprimé par la *Historia*. C'est le fameux chapitre sur les signes avant-coureurs de la chute de Mexico, dont les principaux éléments se retrouvent dans Suarez de Peralta (*Noticias históricas de Nueva España*, p. 92) et Mendieta (*Historia eclesiastica Indiana*, l. III, cap. II, éd. García Icazbalceta, p. 178).

Cap. VIII (p. 186—193); *cap. IX* (p. 193—196). — Cas peut-être unique de dédoublement. Motolinia, dans la *Historia*, tantôt ajoute (cf. *Memoriales*, p. 161, § 1, et *Historia*, p. 194, § 2), tantôt abrège (*Memoriales*, p. 161, § 2, et *Historia*, § 194), tantôt encore transpose. Les deux lectures sont donc nécessaires à qui veut connaître à fond la pensée et la documentation de l'auteur sur « algunas cosas preciosas que hay en los montes de Nueva España ».

Cap. X (p. 196—201). — De ce chapitre surtout hydrographique et climatologique, la *Historia* n'a supprimé que des comparaisons avec la Terre de

Memoriales.

Cap. 58 (p. 172—176).

Cap. 59 (p. 176—181).

Cap. 60 (p. 181—186).

—

Cap. 61 (p. 187—191).

Historia de los Indios.

Chanaan et des citations des livres saints.

Cap. XI (p. 201—208). —

La seconde rédaction a surtout abrégé ici un développement assez oiseux, au point de vue mexicaniste, plus utile pour l'histoire de la géographie dans le Sud-Amérique.¹⁾

Cap. XII (p. 209—211);

Cap. XIII (p. 212—214). —

L'auteur a eu là le bon esprit de maintenir la substance de ses données sur les aptitudes mexicaines à la civilisation, aux sciences et aux arts mécaniques.

Cap. XIV. — Ce passage, introduit dans la rédaction définitive, raconte l'histoire célèbre des trois «niños» martyrs de Tlaxcalla.

Cap. XVI (p. 227—231). —

Intéressante monographie de Tlaxcalla qui se retrouve, de part et d'autre, sans différences très appréciables, sauf pour la toponymie, un peu plus copieuse, mais orthographiquement moins exacte, dans les *Memoriales*.

¹⁾ Il fut probablement emprunté à Oviedo (V. *Memoriales*, p. 176).

Memoriales.

Cap. 62 (p. 192—196).

Historia de los Indios.

Cap. XV (p. 224—227). —
Rôle des enfants, élèves des
»Padres«, dans l'œuvre de la
conversion. Contenait, d'ailleurs,
dans les *Memoriales*, des consi-
dérations homilétiques et deux
développements (l'un sur l'édu-
cation des »niñas«, l'autre sur
les communautés de matrones,
instituées par les missionnaires)
qu'on cherche vainement dans
la *Historia*.

Cap. 63 (p. 197—202).

Cap. XVII (p. 231—235).
— Récit de la fondation de
Puebla, plus ou moins remanié
par la *Historia*.

Cap. 64 (p. 202—209)

Cap. XVIII (p. 236—243).
— Motolinia devait forcément
respecter ce chapitre, espèce
de parallèle entre la vieille Es-
pagne et la nouvelle.

Cap. 65 (p. 210—212).

Cap. 66 (p. 212—216).

Cap. 67 (p. 217—219).

Cap. 68 (p. 219—224).

Cap. 69 (p. 224—231).

Cap. 70 (p. 231—235).

chapitres géographiques sur
Guatemala, Michoacan, Ni-
caragua, et le dernier (70),
historique (histoire coloniale
et religieuse de 1521 à 1531).

Supprimés.

Memoriales.

Cap. 19 (2^e serie ou 4^e partie
p. 315—319).

Historia de los Indios.

TRATADO III; *cap. XIX*
(p. 243—246). — La *Historia*
a reproduit à peu près textuelle-
ment, sauf quelques amplifi-
cations, cette monographie du
»*metl* o maguey« et de diverses
productions alimentaires, qu'elle
trouvait dans le »Manuscrit de
Madrid«.

Thévet, Mexicaniste.

Von Dr. Ed. de Jonghe.

Les cosmographes du XVI^{me} siècle n'ont pas manqué de vulgariser parmi leurs contemporains, certaines connaissances relatives aux anciennes civilisations américaines. Mais, il est dangereux de s'y fier, parce que ces auteurs de seconde main se dispensent souvent de faire connaître leurs sources, et la façon arbitraire dont ils s'en sont quelquefois servis.

C'est là, sans doute, un défaut grave, mais qui ne justifie pas, à mon sens, le dédain dont ils sont encore actuellement l'objet de la part des savants. Il ne serait pas raisonnable, que la critique historique rejetât en bloc et sans examen approfondi les témoignages d'un auteur mal noté; il est, au contraire, de son intérêt, de déterminer exactement la valeur relative de tout témoignage historique, quel qu'il soit. Cet intérêt est d'autant plus manifeste, qu'en histoire comme dans les autres sciences, tout se lie, tout s'enchaîne; et l'étude méthodique d'un historien de moindre valeur contribua plus d'une fois à mettre en lumière des documents de la plus haute importance.

Ces considérations m'ont amené à m'occuper de l'œuvre cosmographique de Thévet. Mon intention n'est pas cependant d'en faire une étude complète, et de marquer la place qui lui revient dans l'histoire de la Géographie. Je veux simplement examiner, à la lumière de la critique, les renseignements sur l'ancien Mexique, qui figurent au livre XXII, chapitres 15, 16 et 17, de sa *Cosmographie universelle*.

Il ne sera peut-être pas inutile de faire précéder cette étude, d'une courte notice biographique.¹⁾ André Thévet naquit à

¹⁾ Cf. La notice biographique (XXXIII pp.) servant d'Introduction à l'édition des « *Singularitez de la France Antaretique* » par P. Gaffarel. Paris. Maisson neuve 1878.

Angoulême, en 1502, et atteignit l'âge de 90 ans. De bonne heure, il avait pris l'habit de cordelier. Il faut croire que les voyages le passionnèrent plus que la théologie: Vers 1550, il parcourut la Terre-Sainte, et publia quelque temps après sa *Cosmographie du Levant*.¹⁾ En 1555, il accompagna le chevalier de Villegagnon au Brésil, et donna la description de ce pays dans *Les Singularitez de la France Antarctique*.²⁾ Le succès de ces deux livres contribua sans doute à le faire nommer en qualité de cosmographe du roi de France. Thévet profita des loisirs, que lui procurait cette sinécure, pour composer divers ouvrages, dont le principal fut celui qui nous occupe: »*La Cosmographie universelle*.«³⁾ Cette œuvre n'eut pas, comme ses livres antérieurs, les honneurs d'une seconde édition: elle n'est même jamais parvenue à se relever du discrédit où l'ont jetée les critiques trop virulentes de Jean de Léry⁴⁾ et de François de Belleforest.⁵⁾ L'appréciation de Nicéron pour être plus près de la vérité, n'en reste pas moins défavorable: »Il a débité mille faussetés dans ses ouvrages, soit qu'elles fussent de son invention, soit qu'on se fût fait un plaisir de lui en imposer; car, c'étoit un homme fort crédule qui recevoit avec avidité tout ce qu'on pouvoit lui dire d'extraordinaire. Je crois cependant qu'on a outré les choses par rapport à cette crédulité, lorsqu'on a dit qu'on lui avoit fait accroire que Démosthènes étoit évêque, qu'Anacréon avoit écrit lui-même être mort d'un pépin de raisin, et autres semblables pauvretés.«⁶⁾

Lorsque, sous l'influence de ce jugement, j'ai lu les chapitres de la *Cosmographie*, relatifs au Mexique, je suis resté bien étonné. Je n'y trouvai rien qui pût mériter tant de sévérité: ni les légendes concernant les habitants de Mexico, Tezcoco, Culhua (ch. 15), ni la description de la ville de Mexico (ch. 16),

¹⁾ petit in -4°. Lyon. Chez Jean de Tournes et Guillaume Gazeau. 1554.

²⁾ Paris, chez les héritiers d'Ambroise de la Porte, 1558; 2^{me} éd. Anvers, chez Plantin 1558.

³⁾ 2 vol. in -f°. Paris, chez Pierre l'Huilier 1575.

⁴⁾ Hist. d'un Voyage fait en la terre du Brésil. L'édition la plus récente est celle de P. Gaffarel, avec Introduction et notes. Paris, Lemerre 1880.

⁵⁾ La *Cosmographie universelle* de tout le monde. Paris 1575.

⁶⁾ J. P. Nicéron. Mémoires pour servir à l'histoire des hommes illustres dans la république des lettres. tome 23 p. 77. Paris, chez Briasson 1733.

ni les quelques notices sur les mœurs guerrières, les institutions monarchiques, la vie privée, les mythes cosmogoniques si variés, la légende de Quitzalcoatl et Tezcatlipoca, l'organisation judiciaire de l'ancien Mexique (ch. 17).

Ces faits nous sont confirmés, au moins dans leurs traits essentiels, par plusieurs historiens, qui certainement ne procèdent pas de Thévet: preuve irrécusable que ce ne sont pas des produits de l'imagination de celui-ci. Le grand reproche que j'adresserai non seulement à Thévet, mais à toute cette époque, c'est de manquer du souci scrupuleux de l'exactitude dans le moindre détail, et partant, d'envelopper les faits véridiques de circonstances imaginaires, de citer les dates d'une façon négligente, de mutiler les noms propres etc.¹⁾ Mais, mon but n'étant pas de faire de la critique de détail, je m'en tiens pour le moment à cette considération générale: Thévet n'a pas inventé les renseignements qu'il nous fournit.

Quels ont été ses moyens d'information? Je crois pouvoir écarter l'hypothèse d'un voyage de Thévet au Mexique. La question de ses voyages est fort complexe, surtout à cause de l'incohérence des données chronologiques; et, je n'ai nullement la prétention de la trancher. J'estime seulement que notre cosmographe n'a pas été au Mexique, parce que nous n'avons de lui aucune affirmation explicite à cet égard.²⁾ Quant à certaines indications vagues, elles prouvent simplement que Thévet a voulu exciter l'intérêt du lecteur en lui donnant l'illusions d'un

¹⁾ L'anachronisme est un fruit de cette négligence. Nous en trouvons un exemple typique, L. XXII, 17 (t. II, 999. 2): le mauvais juge y est peint «mené auparavant par trois divers jours sur un cheval sans bride et sans selle par toute la ville».

²⁾ On ne peut pas trouver cette affirmation explicite, au passage suivant (XXII, 15, t. II, p. 987. 1): «Il m'a semblé bon vous donner à entendre... Selon que j'ai pu recueillir et entendre d'eux.» J'interprète ces derniers mots comme équivalents à: «d'après ce que j'ai pu apprendre à leur sujet» — Ni au chap. 16 (t. II, 991. 2): «Reste qu'il faut croire ceux qui ont vu (comme j'ai fait) et qui sont assurés de ce par le récit des étrangers qui en sont proches voisins, plus tost qu'imaginer des choses en l'air.» A première vue, on pourrait déduire de cette phrase que Thévet a visité Tenochtitlan. Mais quand on y regarde de plus près, on constate qu'elle est susceptible de plusieurs interprétations différentes. Je me décide pour celle-ci: Melancton se plaît à inventer; moi, je préfère m'en référer à ceux qui ont vu le pays lui-même, ou les pays avoisinants.

voyage au pays décrit. S'il n'a pas vu de ses propres yeux, il s'est quelquefois renseigné auprès de témoins oculaires, et ne néglige pas de nous en avertir, comme il le fait pour le récit de la conquête (XXII, 16, Tome II, p. 994, 2 ss.) A défaut de ces témoins, il invoque aussi l'autorité d'objets curieux,¹⁾ dont il tenait une collection en son cabinet à Paris. Faut-il assimiler ce cabinet de Thévet à la collection royale des singularités, dont il fut le plus ancien et très zélé garde? ²⁾ Nous pouvons difficilement l'admettre. Comment en effet, ses héritiers eussent-ils pu vendre le codex Mendoza qu'il avait acquis à la prise d'un navire (II, 996, 2), si ce codex avait fait partie du cabinet des singularitez du roy de France? Il est donc probable que Thévet possédait en propre une petite collection de curiosités.

Mais ce sont incontestablement les sources écrites, auxquelles il a puisé le plus. Pour rechercher celles-ci nous sommes favorisés d'une chance singulière. En effet la bibliothèque nationale de Paris possède un manuscrit de Thévet,³⁾ dont je me propose de publier prochainement la dernière partie (feuille 79—88), intitulée »Histoyre du Mechique, traduite de Spannolet. A présent, il me suffit d'établir que ce manuscrit lui a servi dans la rédaction de sa Cosmographie, et d'en déterminer pour autant que les documents nous le permettent, l'original.

I.

Un aperçu comparatif du contenu de cette histoire manuscrite et de la partie mexicaine de la cosmographie ne manquera pas d'être suggestif.

Cosm. XXII. 15, 16 et 17		Manuscrit (feuille 79—88)
t. II 987. 2	— Origine des Mexicains	— chap. III
II 988. 1 et 2	— Origine des Tezcucans	— chap. I et IV
»	— leurs croyances mythiques	— chap. VIII
II 988. 2	— Origine de ceux de Culhua	— chap. IV
II 989. 1 et 2	— mœurs des Chichimèques.	

¹⁾ t. II, 992. 1 et II, 996. 2.

²⁾ Dr. E. T. Hamy. Les origines du Musée d'Ethnographie, Histoire et documents, p. 8. Paris, Leroux 1890.

³⁾ Nr. 19031, des Mss. Français, provenant du vieux fond de St. Germain.

Cosm. XXII. 15, 16 et 17

Manuscrit
(feuille 79—88)

- | | | |
|----------------|--|-----------------|
| II 989. 2 | — Notes sur le Guatemala
et le Xalisco | |
| II 990. 2 ss. | — description de Tenochtitlan | |
| II 994. 2 | — Histoire de la conquête | |
| II 995. 2 | — Mœurs guerrières | |
| II 996. 1 | — institutions monarchiques | |
| II 996. 2 | — Vie privée | |
| II 997. 1 | — Astronomie religieuse | — chap. VI |
| , | — âges cosmogoniques | — , |
| II 997. 1 et 2 | — Seconde création | — chap. VII |
| II 997. 2 | — Calendrier | — chap. V |
| , | — Création de l'homme | — chap. VII |
| II 998. 1 | — Origine mythique du vin | — , |
| , | — Autre version de la création de la terre | — , |
| II 998. 2 | — Création selon ceux de Chalco | — chap. IX |
| , | — Origine mythique de la musique | — , |
| II 999. 1 et 2 | — Légende de Quetzalcoatl | — chap. X et XI |
| II 999. 2 | — Législation | |

En résumé, tout ce qui se trouve dans le manuscrit, sauf le chapitre II, relatif à l'origine du feu, se retrouve dans la cosmographie; mais, inversement, nous ne lisons pas dans le manuscrit une foule de renseignements, relatés dans la cosmographie. De cette constatation on déduirait volontiers que Thévet a utilisé plus d'un document littéraire pour la partie mexicaine de sa cosmographie. Je ferai remarquer que la constatation précédente, seule, ne légitimerait pas une telle conclusion, parce que l'« Histoire du Mexique » est incomplète. L'état matériel du manuscrit en est une preuve; et la critique interne nous permet de fixer certains points traités dans cette partie que nous n'avons pas, et qui pouvait être assez étendue. En effet, nous lisons, au chapitre VI: « Au neufviesme (ciel), Calconatlansi, ung des principaulx idoles, du quel et des aultres,

nous parlerons après.¹⁾ Au même chapitre: »géans, des quels en a eu ceste nouvelle Espagne comme nous conterons après«. Au chap. VII: »par les quatre soleils des quels nous avons compté, ils entendoyn t quatre eages . . . mais nous le déclaire-rons avant plus amplement«. Au chap. IX: »et ainsi leur persuadoit (Tezcatlipuca), comme nous recompterons plus emplement en suyvant nostre histoyre, de luy faire sacrifice«. — — Au chap. XI: »le quel (temple d'Acholula) les geans avoynt faict, comme nous dirons après«.

L'état fragmentaire du manuscrit rend particulièrement difficile la question des rapports de celui-ci et de la cosmographie. Pour savoir si Thévet a eu sous la main d'autres documents littéraires, il devient indispensable que nous procédions à une collation plus minutieuse et plus complète des deux ouvrages. Dans cette collation, je passe sous silence les différences de pure forme, transpositions de phrases ou de membres de phrases, modifications des transitions etc. pour ne signaler que les transmutations, omissions ou ajoutes, qui affectent l'idée.²⁾

Cosmographie.

II 987. 2.

II 987. 2 (signale seulement la fontaine).

II 987. 2.

Manuscrit.

Ch. III (Culiacan) »non gaire loing de la mer du Sul, ou Nuno de Guzman fust quand il acquosta la nuefva Galicie«.

Ch. III (signale à propos de Toich, une roche, une maison, et une fontaine).

Ch. III. »Chypila, où y a ac-
ture ung couvent de mineurs.

¹⁾ Ces petites phrases, annonçant des développements plus étendus, font défaut dans la Cosmographie, sauf celle-ci. Elle suit la mention de Tezcatlipuca (II. 997. 1) au dixième ciel. Et, de fait, on en reparle II, 998. 2 et 999. 1.

²⁾ Je signale rapidement quelques différences dans l'orthographe des noms propres Mexicains: elles sont dues généralement à des erreurs visuelles. Ms. ch. III Tezcachipuca, Cosm. II, 987. 2 Tezcatlipuca; ch. III Chapultepec, II, 987. 2 Chapultequet; ch. VIII, Mechique, II, 987. 2 Mexique; ch. I, Tezcuq, II, 988. 1 Texeing; ch. I Chalco, II, 988. 2 Chalio; ch. VI Symitlatentli, II, 997. 1 Mitlantentli; ch. VII Ucpactli, II, 998. 1 Tepactli.

Cosmographie.

II 987. 2. »De là, ils vindrent en la province de Mexique, l'an de N. S. 1324.« (Puis il signale les capitaines Mexicains, et la prise de Culhuacan et Tenayucan sous Tenuch.¹⁾)

II 988. 1 et issus de Loli, c'est à dire espervier, et de Compahli, sa femme.

II 988. 1. Le plus vieil des frères de cestuy-ci estoit homme fort ingénieux.

II 988. 1. Ce fust luy qui commença le premier à guerroyer, et à faire sacrifices d'hommes.

Manuscrit.

Ch. III. »De là, ils vindrent au lieu ou est asture Mechique, qui alors estoit plain d'arbres«.

Ch. I. Le nom de l'homme estoit Contecomael c.à.d. flesche, et Loli c. à. d. esparvier; le nom de la femme estoit Compahli, c. à. d., cheveux de certaine herbe.

(Détails sur les mœurs des premiers habitants.)

Ch. I. Le plus vieux des frères de ceste fille mit des gouverneurs en ses terres, et estoit fort ingénieux.

Ch. IV. Cestuy donc fust le premier qui commença à guerroyer, et a esté fort heureux, et fust durant le temps de Ueuemont cumaci,²⁾ premier seigneur des Mechiquiens (description plus détaillée du règne de Nezahualcoyotzin).

Ch. IV. Les seigneurs doncques qui jusques à ce dernier

¹⁾ Cette modification-ci me paraît importante : la date 1324 est en opposition avec le chap. V du ms., qui donne 1321. Elle est empruntée très probablement, ainsi que les données qui suivent, à l'interprète du Codex Mendoza. Cf. *Anales del Museo nacional de Mejico*, t. I, p. 121 et 122. J'y mets une restriction parce que ces mêmes données, se retrouvent dans Mendieta (II, 34. p. 148), et qu'il serait malaisé de dire ou celui-ci les avait puisées.

²⁾ C'est une altération du nom propre : Huehue Moteucçuma. Celui-ci régna, selon l'interprète du Codex Mendoza, de 1440 à 1469; il fut premier de son nom, sans être premier seigneur des Mexicains, et fut contemporain de Nezahualcoyotzin.

Cosmographie.

Il 988. 2. D'avantage que, après la création du monde, le temps demeura obscurcy vingt huit ans ou environ.

Il 988. 2 se dit estre sorty des reliques des Mexiquiens.

Il 997. 1 au troisieme (ciel) Chalciutli.

Il 997. 1 au neufiesme Calconatlansi, un de leurs principaux idoles. Au dixiesme, Tezcatlipuca, aussi idole principal, du quel nous parlerons cy-après.

Il 997. 1. Qui'il a esté une fois destruit.

Il 997. 1 (parle des géants au 2^e âge).

Il 997. 1 quant au cinquiesme qui est celui d'apresent, ils disent trouver dans leurs livres qu'il doit durer plus long temps que tous les aultres.

Il 997. 2. Toutes fois, il leur semble y avoir cent temps qui font 50200 ans (suit le calendrier).

Manuscrit.

ont gouverné en Tezcug sont quinze.¹⁾

Ch. VIII. Après ceux-ci environ 26 ans après que le monde avoyt esté créé, et avoyt demeuré tout ce temps obscurcy.

Ch. IV. Ceux-ci disent avoyr esté du costé des Mechiquiens.

Ch. VI au troisieme, Chalciutli, qui veult dire maison de une déesse.

Ch. VI au neufviesme Calconatlansi, ung de leurs principaulx idoles, du quel et des aultres nous parlerons après. Au dixiesme, Tezcatlipuca, aussi idole principal.

Ch. VI que le monde avoyt esté destruit une fois et les gens avoynt esté créé de roches.

Ch. VI (en parle au 3^{me}).

Ch. VII toutes fois leur semble qu'il y a cent temps de ceux que nous avons dit, qui font 10200 ans.²⁾

¹⁾ Ce dernier représente Coanacochtzin, qui fut le septième grand chef de Tezcoco, d'après Sahagun (cf. Trad. Jourdanet, p. 503).

²⁾ Cent temps, c. a. d. 100 cycles font évidemment 5200 ans.

Cosmographie.

II 997. 2. Xehutonali, c'est à dire livre du compte des années.

II 997. 2.

II 997. 2 et luy bailla un os de la longueur de quatre pieds.

II 998. 2 tlepuca c. à d. lumière et puctli c. à d. fumée.

II 998. 2. Ce peuple dit aussi que ce fut luy qui créa l'air, au quel il s'apparut en figure noire . . . et luy dict: vat' an.

II 999. 1 la quelle mourust en gésine de luy.

II 999. 1. Mais il eschapa de leurs mains et s'en fuit sur la roche mesme où il fut par deux poursuivy les quels il tua tous à coups de flesches.

II 999. 2 et demeura en ces lieux cent quatre vingts dix ans.

II 999. 2 mais à présent est toute ruinée comme beaucoup d'autres.

Manuscrit.

Ch. V. Xehutonali qui veult dire livre du compte des années, par le quel il est trouvé qu'ils entrèrent en Mechique, le an de Omecalli, qui estoyt le 28^{ieme} de leur premier temps.

Ch. V (certaines données chronologiques).

Ch. VII luy bailla seulement un os de largeur de une aulne.

Ch. IX tlepuca composé aussi de tletl qui veult dire lumière et puctli, fumée.

Ch. IX disent aussi que ce mesme dieu a créé l'air le quel aparut en figura noire, avec une grande espine, toute sanglante en signe de sacrifice, au quel dict le dieu Tezc. . . : Vienca, vat' an.

Ch. X fust mené à son grand père et mère, qui le nourrirent, car sa mère mourust en couches de luy, le quel après avoyr esté nourri, fust mené chez son père.

Ch. X. Mais il eschapa de entre eux et se en ala sur un arbre ou qui est plus versemblable sur la mesme roche, et à coups de flesches les tua tous.

Ch. XI et là demeura 290 ans.

Ch. XI mais à présent est toute desmolie, comme les Espaignols ont fait à b̄c̄p de aultres.

Cette collation nous a mis en présence d'un assez grand nombre de variantes: plusieurs sont dépourvues d'intérêt; quelques unes sont de simples indices de négligence; une seule nous a permis de conclure timidement à une source secondaire, qui serait un interprète du Codex Mendoza.

Si nous nous en rapportons maintenant aux parties qui ne sont pas communes au manuscrit et à la cosmographie, nous reconnaissons aussitôt Gomara, comme une des sources favorites de la cosmographie: La description de Mexico rappelle le feuillet 115. 1 et 2 de la »Historia de Mexico«;¹⁾ les renseignements sur le couronnement et l'enterrement des rois, les feuillets 305, 309 et 310; les détails sur la justice, le feuillet 321. 1 et 2; les mœurs guerrières, le feuillet 322. 1; et les indications sur le corps sacerdotal, le feuillet 323. 2.

La comparaison de deux passages similaires montrera plus clairement cette dépendance de Thévet vis à vis de Gomara.

Thévet. XXII. 17 (t. II 999. 2).

Gomara. f. 321. 2.

Car celui qui faisoit meurtre, c'estoit sans exception ou esgard aucun qu'il falloit qu'il mourut. La femme qui tuoit son enfant, estoit aussi deffaite. Le larron pour la première foys repris de justice, estoit fait esclave: que s'il y recheoit, on ne failloit de le faire pendre. Le trahistre estoit occiz par plusieurs et divers genres de supplices. Femme qui se desguisoit en homme, ou l'homme qui prenoit l'habillement de femme, estoient esgallement puniz de mort. Le soldat deffiant un autre, si ce n'estoit en guerre, estoit aussi mis à mort.

Matar al matador sin excepcion ninguna. La muger preñada que lançava la criatura, moria por ello. — Era este un vicio muy comun entre las mugeres, que sus hijos no avian de eredar. La pena del adulterio era muerte. — El ladro era esclavo, por el primer hurto, y ahorcado por el segundo. Muere por justiciacion grandes tormentos el traydor al re o republica. Matan la muger que anda como hombre, y al hombre que anda como muger. El que desafia a otro sino estando en la guerra, tiene pena de muerte.

¹⁾ Franc. Lopez de Gomara. Historia general de las Indias con todo el descubrimiento y cosas notables que han acaecido desde que se ganaron hasta el año de 1551 etc. L'édition dont je me suis servi est celle, parue à Anvers, chez Ivan Steelsio, en 1554, sous le titre »Historia de Mexico« etc.

Voilà pour les rapports qui existent entre la cosmographie de Thévet, et son manuscrit fragmentaire. L'idée qui se dégage clairement de cet aperçu rapide est que l'histoire manuscrite du Mexique constitue la source principale de la partie mexicaine de la cosmographie. Je vais donc m'efforcer d'en déterminer la valeur documentaire.

II.

Et, d'abord, est-il certain que ce soit une traduction? Cette question se pose d'autant plus légitimement que les mots »traduicte de Spannoles« sont raturés. On soupçonnerait donc Thévet d'avoir voulu faire passer pour une traduction ce qui ne serait qu'une invention de sa part, ou une simple compilation. Cela nous paraît invraisemblable. En effet, on ne peut songer ici à une invention, nous l'avons suffisamment montré; et, l'idée d'une compilation ne se justifierait que par des incohérences telles qu'on ne pourrait par les attribuer au même auteur. Il reste à expliquer la rature: Thévet aurait entrepris la traduction d'un document Espagnol sur le Mexique, avec l'intention sans doute de la publier comme telle. Ayant conçu depuis le dessein de la fondre dans sa cosmographie, il aurait effacé les mots indiquant que c'était une traduction. Cette hypothèse a l'avantage d'expliquer en même temps la rature des mots »chap. I«.

Thévet a donc reproduit dans sa cosmographie, ou la remaniant, la traduction d'un document Espagnol sur l'Histoire mexicaine. Je vais maintenant m'efforcer de déterminer l'auteur de cet original. Il est indispensable pour cela de nous fixer sur sa date. Je néglige les données chronologiques, contenues dans le chap. III, et je m'en rapporte aux indications plus précises du chap. V. J'y lis: »libre du compte des années par le quel »est trouvé qu'ils entrèrent en Mechique le an de *Omecali* qui »estoyt le 28^{iesme} de leur premier temps, car ils font quatre »temps, chascung des quels vault 52 ans, et chascung de ces »temps avoyt quatre hebdomadas, que vault chascugne 13 ans, »et l'an avoyt dis huict moys, et le moys vingt jours. Telle- »ment que ung au vient à faire 365 jours. Ils demeurèrent »doncques par les chemins quatre temps qui font 208 ans. Et »estant arrivés au Mechique furent 28 ans à la funder, et alors »entrèrent et commencèrent à compter despuis la arrivée jusques

»à présent, que fut selon nostre compte, l'an de l'encarnation
 »de N^{ro} Seigneur Jhésu Christ MIIICXXI. Tellement qu'il y a
 »CCXXII ans que le Mechique ast esté fundé, et avec le temps
 »qu'ils ont mis en chemin sont huict temps des Siens, et 22 ans
 »et quelques jours, comme il se trouve au libre de leur compte,
 »que font CCCXXXVIII ans; et il y a CLXX ans; que Mechique
 »est chef de roiaulme«.

L'interprétation de ce passage présente de sérieuses difficultés: faut-il distinguer l'arrivée au Mexique de l'entrée à Mexico, et compter 222 ans depuis 1321 ou depuis 1349? Dans le premier cas, nous obtenons 1543; dès le second, 1571; et aucune de ces deux dates ne concorde avec la donnée: »il y a 438 ans qu'ils sont sortis de leur pays«. Pour résoudre ces difficultés, il est important d'analyser soigneusement le passage, en y faisant ressortir la suite des idées: Le *Xiuhtonali* rapporte que les Mexicains entrèrent »en Mechique« l'an. *Omecali* qui est le 28^{me} de leur premier temps. Là dessus, quelques détails très généraux sur le calendrier. Ensuite, on revient à la date *Omecali* (c'est indiqué par la conjonction *doncques*) et on l'interprète par rapport au départ du foyer d'émigration; cette date est alors identifiée avec l'année 1321, et mise en relation avec l'année où l'auteur écrit; puis, on résume, d'après la source mexicaine cette fois, toute la chronologie, et on finit par une considération sur la durée de la royauté mexicaine.

Cette analyse nous permet de négliger la distinction subtile qui nous inquiétait, entre l'arrivée au Mexique et l'entrée à Mexico. L'auteur s'est trouvé embarrassé par le fait que les Aztèques ont fait leur entrée »en Mechique« la 28^{me} année de leur premier. Il en a trouvé cette explication bizarre: ils ont pérégriné pendant 4 temps et ont mis encore 28 ans à fonder Mexico. Nous admettons donc $1321 + 222 = 1543$ comme la date à laquelle écrivait l'auteur. Mais la difficulté subsiste toute entière pour les 438 ans qui se sont écoulés depuis l'origine des pérégrinations. Ici, nous constatons aussitôt que l'écrivain n'interprète plus lui-même; il cite sa source: »comme il se trouve au libre de leur compte«. Ce chiffre 438, qui concorde avec l'année 1523, regarde donc la date du *Xiuhtonali*, et non la date de composition de l'»Histoyre du Mechique«. L'erreur s'explique par ce fait bien simple qu'ici l'historien a copié littéra-

lement sa source, sans prendre soin de la mettre d'accord avec la date à laquelle il composait.

Cette interprétation pourrait paraître arbitraire, si nous n'avions pas la dernière indication: »il y a 170 ans que Mechique est chef de royaume. »L'origine de la royauté mexicaine, ou, d'une façon plus précise, l'avènement d'Acamapichtli se place ainsi en 1543 — 170 = 1373. C'est approximativement la même date que nous obtenons en ajoutant à l'année 1321 les 53 que Tenuch gouverna, d'après la *Cosmographie* de Thévet.¹⁾ Notre interprétation a donc l'avantage de mettre en évidence un système chronologique bien déterminé:²⁾

Entrée à Mexico . . . = 1321

Durée des pérégrinations = 236 ans

date du départ 1321 — 236 = 1085

avènement d'Acamapichtli . . . = 1373

Composition du Xiuhtonali . . . = 1523

Composition du manuscrit original = 1543

Notre recherche portera donc surtout sur les livres parus dans la première moitié du XVI. siècle. Les répertoires bibliographiques ne mentionnent aucune histoire mexicaine de cette époque, qui présente des marques de parenté avec notre manuscrit. Il existe deux ouvrages de date plus récente, la *Historia Ecclesiastica Indiana* de Mendieta,³⁾ et la *Monarquia Indiana* de Torquemada,⁴⁾ dont bon nombre de passages ressemblent d'une façon frappante à la traduction de Thévet. Nous établirons cette ressemblance, et le lien de parenté qu'elle atteste, en montrant qu'aux passages similaires Mendieta, et à sa suite Torquemada se sont inspirés d'une source Espagnole de la première moitié du XVI. siècle, source qui serait en même temps l'original de l'«*Histoyre du Méchique*» de Thévet.

¹⁾ *Cosmographie Universelle* t. II, p. 987 verso.

²⁾ Cette chronologie a beaucoup d'analogies avec celle de l'interprète du *Codex Mendoza*; ces analogies sont plus marquées dans la *Cosmographie* que dans le manuscrit.

³⁾ Ouvrage de la fin du XVI S., édité par J. G. Icazbalceta. Mexico 1870.

⁴⁾ 3 Vol. in -f°. Madrid 1723. Torquemada s'est largement servi de l'ouvrage de Mendieta: le degré de parenté de ces deux écrivains a été traité par G. Icazbalceta, dans l'Introduction de son édition de Mendieta, ainsi que dans ses «*Obras Varias*» t. IV, p. 223. 227 et t. III, p. 401 ss.

Le petit tableau ci-dessous indique la correspondance des principaux passages à comparer:

Thévet	Mendieta	Torquemada
ch. I	L. II Ch. 4	L. VI C. 44
ch. IV	II 33	I 11 et VII 17
ch. VII	II 1	VI 41
ch. VIII	II 2	VI 42
ch. IX	II 3	VI 43
ch. X et XI	II 5	VI 45

Avant de pousser plus loin cette étude comparative, je ferai remarquer que les passages correspondants sont à peu près dans le même ordre chez Mendieta et chez Thévet, sauf le chapitre relatif aux anciens habitants de Tezcucó. De plus, tous ces passages figurent au deuxième livre de Mendieta. Or, dans son introduction au II. livre, l'historien franciscain indique précisément ses sources: un manuscrit de fr. André de Olmos et les ouvrages de Motolinia; et dans le courant de ce livre, il lui arrive même de citer Olmos, pour des passages où l'on retrouve clairement le récit de Thévet.¹⁾

Quel était ce manuscrit? C'est toujours Mendieta, qui prend soin de nous renseigner:²⁾ En 1533, D. S. Ramirez et fr. Martin de Valence chargèrent André de Olmos de composer un ouvrage sur les antiquités mexicaines. Cet ouvrage était assez volumineux; trois ou quatre exemplaires en furent envoyés en Espagne, et l'original fut confié à un religieux qui l'emporta également dans sa patrie. A un moment donné, il n'y eut donc plus au Mexique de traces du livre de Olmos. Quelques années plus tard, sur les instances de ses amis, celui-ci rédigea un »epilogo« ou »suma« c'est à dire un résumé de son grand ouvrage. Mendieta possédait un exemplaire de cette »suma«, et lui fit de nombreux emprunts: »y de ella . . . saqué lo que en este libro de los antiguos ritos de los Indios escribo,

¹⁾ o. c. p. 77, p. 81, p. 144 etc.

²⁾ o. c. p. 75. 76. M. Del Paso y Troncoso était tenté d'identifier le sommaire de l'ouvrage de Olmos avec la »Historia de los Mexicanos por sus pinturas« publiée dans les Anales del Museo nacional de Mexico t. II, 85—106, et dans la »Nueva Coleccion de documentos para la historia de Mexico« de J. G. Icazbalceta. Mexico 1891. III. Introd. p. XL et p. XLI.

siguiendo su brevedad, y repartiendo la materia por compendiosos capitulos en la forma que se sigue.¹⁾ Il s'est guidé sur ce manuscrit, il l'a utilisé, mais ne l'a pas littéralement copié. Les différences que nous trouvons entre Mendieta et Thévet, n'infirmement donc en rien, l'hypothèse que celui-ci aurait traduit le manuscrit inédit de Olmos.

En effet, il existe des différences entre les légendes rapportées; Mendieta ne raconte pas toutes les légendes, relatées dans sa source; il choisit celles qui conviennent le mieux au caractère de son livre. Puis, les mêmes histoires sont parfois attribuées à des personnages différents, ou se passent à des endroits différents. Ainsi, d'après Mendieta, p. 78, c'est Cholotl qui va demander à Mictlantecutli un os et des cendres pour créer l'homme, tandis que Thévet donne ce rôle à Ehecatl. D'après Mendieta (p. 77—78) Citlallicue envoie 1600 de ses enfants à Chicomoxtoc; d'après Thévet, c'est à Teotihuacan. Beaucoup de ces différences s'expliquent par l'enchainement même des fables: le mythe des 1600 dieux, fils de Citlallicue, précède le récit de la création de l'homme, dans Mendieta; et, dans Thévet, il est mis en rapport avec la mort des dieux et la création du soleil.

D'ailleurs, ces légendes différaient d'une tribu à l'autre. Mendieta le dit lui-même: »Cuenta el venerable y muy religioso padre fr. Andres de Olmos, que lo que Colligió de las pinturas y relaciones que le dieron los caciques de Mexico, Tezcuco, Tlaxcala, Huexotzinco, Cholula, Tepeaca, Tlalmanalco, y las demas cabeceras, cerca de los dioses que tenian, es que diversas provincias y pueblos servian y adoraban a diversos dioses; y diferentemente relataban diversos desatinos, fabulas y ficciones...«²⁾ Il n'est pas étonnant qu'en voulant donner un peu d'unité à des fables si différentes, Mendieta ait été forcé de modifier parfois la version d'Olmos.

Nous avons parlé assez longuement des différences entre Mendieta et Thévet; il est temps de signaler leurs ressemblances qu'il serait impossible d'expliquer, sans admettre une source commune. Le passage suivant le prouvera suffisamment:

¹⁾ o. c. p. 76. Cf. Icazbalceta. Obras Varias III, p. 396. 397. Mexico, Agueros 1896.

²⁾ o. c. II, 1 p. 77.

Thévet ch. X.

Disent aussi que ce mesme dieu a créé l'air le quel (Cosm. II. 998. 2: au-quel) aparut en figura noire avec une grand espine toute sanglante en signe de sacrifice, au quel dict le dieu Tezcatlipuca: Viena, va-t'an oultre la mair à la maison du soleil le quel a beaucoup de musiciens et trompetaires avec soy qui luy servent et chantent, entre les quels il y a quelques uns de troys piés, les autres qui ont les ourcilles si grandes que luy couvrent tout le corps; et, estant arrivé au bord de l'eau, appelleras mes niesses Esacapachtli, qui est tortue, et à Acilmatl qui est demi-femme demi-poison, et à Altcipatl qui est la valeine; et diras à toutes qui se facent ung pont affin que tu puisses passer, et me amèneras de chez le soleil les musiciens avec leurs instruments pour me faire honneur, et ce dict se en ala sens estre plus veu. Alors le dieu de l'air s'en alla au bord de l'eau, et appella les susnomés; et vindrent incontinent et se firent pont par le quel il passa: le quel voiant venir, le soleil dict à ses musiciens: Voici venir le meschant, personne ne luy responde, car celui qui luy respondra, ira avec luy: Ces musiciens estoient vestus de

Mendieta II. 3 (p. 80).

Dicen que el devoto de Tezcatlipuca... llegó a la costa de la mar, donde le apareció en tres maneras o figuras y le llamó y dijo! Ven acá, fulano, pues eres tan mi amigo, quiero que vayas a la casa del sol y traigas de allá cantores y instrumentos para que me hagas fiesta, y para esto llamarás a la ballena, y a la sirena, y a la tortuga, que se hagan puente por donde pases.

Pues hecha la dicha puente, y dandole un cantar que fuese diciendo, entendiendole el sol, avisó a su gente y criados que no le respondiesen al canto, porque a los que le respondiesen, los habia de llevar consigo. Y así aconteció que algunos de ellos pareciendoles melliflúo el canto, le respondieron, a los cuales trajo con el atabal que llaman wewetl, y con el tepunaztl; y de aquí dicen que comenzaron a hacer fiestas y bailes a sus dioses: y los cantares que en aquellos areitos cantaban tenían por oración, llevándolos en conformidad de un mismo tono y meneos, con mucho seso y peso, sin discrepar en voz ni en paso. Y este mismo concierto guardan en el tiempo de ahora.

Thévet ch. X.

quatre couleurs: blanc, rouge, geaune et verd. A donc estant arrivé le dieu de l'air les appella en chantant, au quel respondit incontinent l'ung d'eux, et s'en alla avec luy et porta la musique qui est celle qu'ils usent à présent en ses dances en honeur de ses dieux, comme nous faisons avec les orgues.

L'explication d'une ressemblance aussi frappante, c'est, nous l'avons déjà annoncé, que Thévet a traduit la source de Mendieta, c'est à dire le manuscrit Espagnol du P. Olmos, comprenant ses antiquités mexicaines ou plus probablement le sommaire de celles-ci. Pour donner plus de poids aux arguments de critique interne, qui servent de base à notre hypothèse, il convient d'éclaircir un dernier point: Thévet a-t-il pu connaître le manuscrit de Olmos?

Chronologiquement rien ne s'oppose à ce que Thévet ait connu un manuscrit composé au Mexique en 1543. Il est même probable qu'il en a eu connaissance. Dans ses voyages, nombreux et variés, il a pu en avoir entendu parler; puis, à la suite de la prise d'un navire, il eut la bonne fortune de mettre la main sur le codex Mendoza, qui porte sa signature à la date de 1553.¹⁾ Ce codex avait été envoyé du Mexique à l'empereur Charles-Quint vers 1549;²⁾ et il est permis de supposer que cette missive comportait, outre le codex, quelques autres documents, parmi lesquels peut-être le fameux manuscrit du P. Olmos. Quoiqu'il en soit, en sa qualité de cosmographe du roi de France, Thévet a eu toutes les facilités pour se procurer les documents dont il pouvait avoir besoin.

De toutes ces considérations, il résulte que les renseignements de la *Cosmographie* de Thévet sur le Mexique ne sont pas inventés; la plupart proviennent d'une source importante.

¹⁾ *Anales del Museo nacional de Mexico* t. I, 1879. p. 170.

²⁾ E. Boban. *Documents pour servir à l'histoire du Mexique*. T. II, p. 74. Paris, Leroux 1891.

d'un manuscrit inédit du P. Olmos; Thévet a inséré dans sa *Cosmographie*, en la modifiant quelque peu, la traduction de ce manuscrit. Cette traduction se recommande-t-elle par sa fidélité, par son exactitude? Ou bien pêche-t-elle par négligence, par excès de liberté? Nous nous arrêtons devant ce point d'interrogation. Pour y répondre d'une façon péremptoire, il faudra attendre le jour où la résurrection de cet intéressant manuscrit couronnera la patience des chercheurs.



Abb. 1. Vorderseite des Grünsteinidols des Stuttgarter
Museums.



Abb. 2. Linke Seite des Grünsteinidols
des Stuttgarter Museums.



Abb. 3. Rechte Seite des Grünsteinidols
des Stuttgarter Museums.



Abb. 4. Hinterseite des Grünsteinidols des Stuttgarter
Museums.



Abb. 4 a. Haar mit den Andreaskreuzen.



Abb. 5. Unterseite des Grünsteinidols des
Stuttgarter Museums.



Abb. 13. Sogenannter Kalenderstein der Alexander von Humboldtschen Sammlung. Königl. Museum für Völkerkunde Berlin.



Abb. 14. Tonplatte mit dem Bilde des Sonnengottes. Musée d'histoire naturelle de Lyon.



Das Grünsteinidol des Stuttgarter Museums.

Von Prof. Dr. Eduard Seler-Berlin.

Die »monstrose Figur von grünem Jaspis oder Speckstein, so einen heidnischen Abgott darstellen mag«, die ehemals im Museum für vaterländische Altertümer in Stuttgart aufbewahrt wurde, seit einiger Zeit aber, nebst anderen diesem Museum angehörigen Gegenständen rein ethnographischen Charakters, in dem von dem Württembergischen Verein für Handelsgeographie gegründeten Museum für Länder- und Völkerkunde Aufstellung gefunden hat, ist neuerdings von H. Fischer in der Nummer 22 des LXXXV. Bandes des »Globus« (9. Juni 1904) veröffentlicht und in sachgemässer Weise beschrieben worden, und es sind dabei auch fast alle auf dem Stücke vorkommenden Hieroglyphen und Daten in richtiger Weise gedeutet worden. Wenn ich trotzdem mir erlaube, dem Internationalen Amerikanisten-Kongresse noch einmal diese Abbildungen vorzuführen und einige Bemerkungen daran zu knüpfen, so geschieht das einmal, weil ich dem in der freundlichen Hauptstadt des gastlichen Schwabenlandes tagenden Kongresse dieses ganz hervorragende Stück altmexikanischer Kunst, das zugleich von höchstem archäologischen Interesse ist, vorlegen möchte, und dann, weil eine eingehendere Betrachtung der Hieroglyphen und Daten vielleicht eine noch genauere Bestimmung der Figur ermöglichen wird.

Was die Herkunft des Stückes betrifft, so vermutet Fischer, dass die Figur aus dem im Jahre 1803 säkularisierten Kloster Weingarten in Württemberg stammt, aus dem auch die beiden

seltener, von Ferdinand von Hochstetter¹⁾ beschriebenen altmexikanischen Federschilde in das Museum für vaterländische Altertümer gelangt sind.

Die vier Seiten des Stücks und die Unterseite sind in Abb. 1—5 nach photographischen Aufnahmen Fischers wiedergegeben. Es misst, wie Fischer angibt, in der Höhe 297 mm und ist an der Brust 123 mm breit und 83 mm dick. Es ist aus einem feinkörnigen, harten, nephritoiden Gestein blaugrüner Farbe, das von lichtgrauen Bändern und schwarzgesprenkelten Schnüren durchzogen ist, gefertigt und fein poliert. Im Munde der Figur ist ein Stück rotgefärbter Muschelschale eingelegt, das die Zunge markieren soll. Aus gleichem Materiale bestehen zwei Scheiben, die auf der Mitte der Wangen angebracht sind. Die Nasenhöhle ist durch ein eingelegtes, wie Fischer meint, wahrscheinlich aus einem Zahne geschliffenes Fragment bezeichnet. Wahrscheinlich waren auch die Zähne und die Augen durch eingelegte Stücke deutlich zum Ausdruck gebracht. Und in den grossen, schräg in die Höhe gehenden 80 und 40 mm tiefen Höhlungen, die auf der Vorderseite des Leibes unter dem Brustbeine und in der Nabelgegend zu sehen sind, sind vermutlich grössere Stücke eingesetzt gewesen, die das Herz und den Nabel bezeichneten.

Es ist eine Skelettfigur, mit einem Schädel als Kopf, einem Skelettbrustkorbe und aus fleischlosen Knochen bestehenden Armen und Beinen.

An dem Brustkorbe sind ein kurzes, breites Brustbein, Schlüsselbeine, je zwei wahre und je zwei falsche Rippen markiert. Die beiden wahren Rippen liegen näher aneinander, und ihr unterer Rand, mit dem des Brustbeines eine Linie bildend, ist als scharfe und etwas erhöhte Kante von der etwas tiefer liegenden Gegend der Magengrube und der falschen Rippen abgesetzt.

Gerade unter dem Brustbeine geht (vgl. Abb. 1) ein ungefähr in einem Winkel von 45 Grad nach oben gerichtetes kreisrundes Loch 80 mm tief in die Figur hinein. Es hat in seinem

¹⁾ »Über mexikanische Reliquien aus der Zeit Montezumas«. Denkschriften der Kaiserl. Akademie der Wissenschaften, philos.-historische Klasse. Band 35 (1885) S. 83 Taf. 4. — Vgl. auch Seler, Gesammelte Abhandlungen zur amerikanischen Sprach- und Altertumskunde. Band II (1904) S. 552, 577, 578.

Anfange einen Durchmesser von 22 mm, verengt sich aber in einer Tiefe von 5 mm auf ungefähr 16 mm. In ihm war vermutlich, wie ich oben angab, aus einer andern Steinmasse gefertigt, das Bild eines Herzens eingefügt, wie man ein solches in der Brustöffnung der Todesgottheit (Abb. 6) eingesetzt sieht, und wie es regelmässig auch in den in Federarbeit ausgeführten sogenannten *tsitzimilt*-Rüstungen (Abb. 7), die vom Himmel herabgekommene

Seelen Geopferter darstellen, auf dem quer über die Brustgehenden Schnitte angegeben wird.

Ein zweites, in schwachem Winkel nach oben 40 mm tief in die Figur gehendes Loch, das im Anfange 28 mm Durchmesser aufweist, in 10 mm Tiefe aber sich auf einen ovalen Durchschnitt von $18 \times 11,5$ mm verengt, ist in der Nabelgegend eingebohrt. In ihm war vermutlich ein anderer Einsatz befestigt, der den Nabel oder die Nabelschnur veranschaulichte.

An dem Schädel, der



Abb. 6. Bild einer Todesgottheit (roter Farbe).
Codex Borgia 22 (= Kingsborough 17).



Abb. 7. Kriegerrüstung *tsitzimilt* (Dämon der Dunkelheit, Schreckgespenst). Libro de Tributos 8.

Vgl. Seler, Ges. Abhandl. Band II (1904) S. 562.

den Kopf der Figur bildet, sind die Augen- und Nasenhöhlen, erstere mit einer Art runden Totenauges, letztere mit einem Knochenplättchen gelber Farbe, ausgefüllt. Die Wangenbeine springen stark hervor. Der Umriss der fleischlosen Unterkiefer ist, wie gewöhnlich, deutlich markiert. Am Ober- und Unterkiefer sind je vier Schneidezähne, an dem ersteren ausserdem aber noch beiderseits je zwei lang herunter-



Abb. 8. *Quetzalcouatl*, der Windgott, und *Tezcatlipoca*, die Herren des Kalenders.
Codex Borbonicus 22.

hängende, den Giftzähnen einer Schlange ähnliche Fangzähne angegeben. Zwischen den beiden Reihen der Schneidezähne ist die Mundhöhle und die Zunge durch ein eingelegtes Plättchen aus roter Muschelschale hervorgehoben. Und ebenso ist der freie Raum zwischen der hintern Kante der Fangzähne und der vorderen Kante des aufsteigenden Unterkieferastes durch ein Plättchen roter Farbe ausgefüllt. Die in den Schädelbildern der Bilderschriften fast nie fehlenden grossen buschigen Augenbrauen

sind hier nicht angegeben. Ebenso wenig ist eine Spur von dem Schläfenloche zu sehen, der von der *tzompantli*-Stange her-

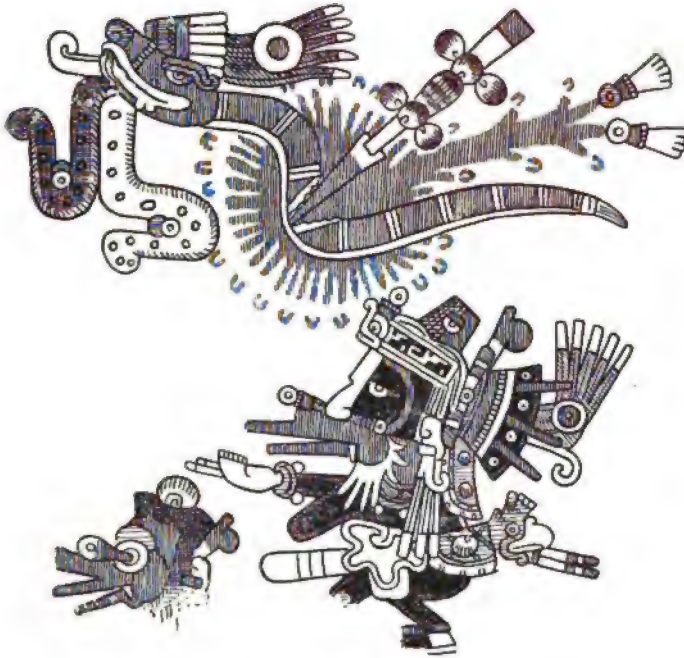


Abb. 9. *Quetzalcouatl*, der Windgott, Regent des zweiten Tageszeichens.
Codex Borgia 9 (= Kingsborough 30).

rührenden Durchbohrung, die an den Schädeln, wie sie in den mexikanischen Bilderschriften gezeichnet werden, eine so auffallende Besonderheit bildet.

Zu beiden Seiten des Totenkopfes sind grosse Ohren von der Gestalt gewöhnlicher Menschenohren aus dem Steine herausgeschliffen, deren untere Hälfte aber ganz und gar von einem grossen kreisrunden Ohr-



Abb. 10. *Quetzalcouatl* als Planet Venus oder Abendstern, aus dem Rachen des Windgottes hervorkommend.
Codex Borgia 38 (= Kingsborough 1).

pflocke (*nacochtli*) verdeckt ist, von dem das bekannte, am Ende gekrümmte (*tzicoliuhqui*), aus Muschelschale geschliffene Ohrgehänge *epcololli* des Windgottes *Quetzalcouatl* (vgl. Abb. 8, die Figur zur Linken, und Abb. 9—11) herabhängt.

Das Haar ragt auf dem Scheitel wie ein Wulst oder Pfeiler in die Höhe, in etwas an die bekannte *temillotl*, das »Steinpfeilerartige«, genannte Haartracht der mexikanischen Kriegs-



Abb. 11 a. *Quetzalcouatl*, der Windgott. Codex Magliabecchiano XIII, 3. Fol. 61.

häuptlinge erinnernd. In Wahrheit entspricht dieser Wulst aber dem, was man als von Dunkel umgebenes Auge auf dem Scheitel des Windgottes *Quetzalcouatl* (Abb. 10) — und ähnlich auch auf dem Scheitel des Regengottes *Tlaloc* und einiger anderer verwandter Gestalten — emporragen sieht. Dieser Wulst ist am Grunde mit einem Riemen umwunden, der, wie man an der Hinterseite der Figur (Abb. 4) deutlich sehen kann, aus zwei Riemen zusammengedreht ist, die über der Stirn eine

Schleife bilden, von der die freien Enden nach beiden Seiten lang herunterfallen. Diese Enden der Haarbandriemen haben eine abgerundete Gestalt und sollen augenscheinlich mit Querbinden anderer Farbe gemustert sein, genau wie die Kopfriemen des Windgottes *Quetzalcouatl* (vgl. Abb. 8). Hinter diesen Enden der Haarriemen scheinen beiderseits die Enden der Haare durch wellige, federartige Spitzen markiert zu sein (vgl. Abb. 4).



Abb. 11b. *Quetzalcouatl*, der Windgott. Codex Magliabecchiano XIII, 3. Fol. 62.

In ihnen sieht man — was freilich auf der hier beigegebenen Autotypie nicht recht zu erkennen ist, aber in der Zeichnung Abb. 4a, die ich deshalb besonders habe anfertigen lassen, deutlich wird — auf der linken Seite oben, auf der rechten Seite unten ein Andreaskreuz, — ein Symbol des nach den vier Richtungen ausgedehnten Himmels, das dem in weisser Farbe ausgeführten Andreaskreuz in dem Haare des Gottes *Nanauatzin*, der andern Form *Xolotl*'s, ent-

spricht, auf den ich später noch zu sprechen kommen werde, und den ich unten in der Abbildung 25 wiedergegeben habe. — Im übrigen ist der Nacken und die Rückenpartie der Figur von andern Gebilden eingenommen, die ich später noch besonders beschreiben werde.

Als einziges Kleidungsstück trägt die Figur die Schambinde (*maxtlatl*) der Männer, die den Leib umgürtet und zwischen den Beinen hindurchgezogen ist, und deren Enden vorn und hinten herunterhängen. Hier in unserer Figur ist nur das vordere Ende zu sehen, das dieselbe verbreiterte, am Ende abgerundete Gestalt hat, wie die Enden der Haarriemen, und auch mit Querbinden anderer Farbe gemustert ist, genau wie die Enden der Schambinde des Windgottes *Quetzalcouatl* (vgl. Abb. 8—11).

Die Handgelenke der Figur sind mit einem Riemen (*matemecatli*) dreimal umwunden, von dem vier Enden nach hinten ragen.

Die Füße sind mit Sandalen (*cactli*) bekleidet, deren Hackenkappe in besonderer, gleich zu beschreibender Weise gemustert ist.

In beiden Händen hält die Figur ein Gerät, das eine nach vorn gekrümmte Spitze hat und auf der Hinterseite die Züge eines Totenschädels aufweist. Es erinnert etwas an den am Ende schneckenförmig eingerollten Stab *Quetzalcouatl's* (Abb. 11), der als *ecauictli*, die »Windhacke«, oder *chicoacolli*, das »einseitig Gekrümmte«, bezeichnet wird; mehr aber noch an den am Ende gekrümmten Stab *Mixcouatl's*, des Gottes der Chichimeken und der Jagd, der unter dem Namen *xonecuilli*, der »gekrümmte Fuss« oder das »unten (am Fusse) Gekrümmte«, bekannt ist. Gleich diesem *xonecuilli* dürfte das Gerät in der Hand unserer Figur als ein Abbild des Blitzes (*tlauitequilistli*) zu betrachten sein (vgl. Abb. 12).

Auf dem Rücken (vgl. Abb. 4) trägt unsere Figur einen ganz besonderen Apparat. Es sieht eigentlich aus wie ein flaches, korbartiges Gestell oder eine Rückenkraxe (*cacactli*), deren unterer Saum von einer Reihe breiter, kurzer Federn gebildet wird, unter denen eine Fülle wallender Qutezalfedern bis auf den Boden fallen und darunter noch auf die Unterseite der Figur sich fortsetzen. In Wahrheit aber ist dies Gebilde als der lang bis auf den Boden fallende, hier aus Federn ge-

bildete priesterliche Haarzopf aufzufassen, der in der Höhe des Unterarmes von einem Bande umwickelt ist, und dem an beiden Seiten — das ist, wie sich später zeigen wird, ein wichtiges Detail — je drei kreuzförmige Figuren (vgl. Abb. 2, 3, hinter dem Oberarm der Figur) eingeflochten sind.

Dieser Haarzopf dient aber nun wirklich gewissermassen als Rückenkraxe, indem auf ihm oben zunächst der Kopf und der vordere Teil des Leibes einer Federschlange (*quetzalcoatl*) zu sehen ist, die, im Profil gezeichnet, in flacher Wölbung über die Fläche des Rückens sich erhebt, und darunter, schön und sorgsam ausgearbeitet, ein Sonnenbild mit dem Sonnengotte im Mittelfelde. Dies Sonnenbild und der Sonnengott erinnern in jeder Beziehung an den bekannten sogenannten Kalendarstein der Alexander von Humboldtschen Sammlung im Königlichen Museum für Völkerkunde (Abb. 13). Nur bleibt die Einteilung der Scheibe hier auf die vier Hauptstrahlen beschränkt (auf dem Steine der Humboldtschen Sammlung sind noch vier Nebenstrahlen eingeschaltet). Der Sonnengott, der in der Haltung und Ausstattung dem des Humboldtschen Steines

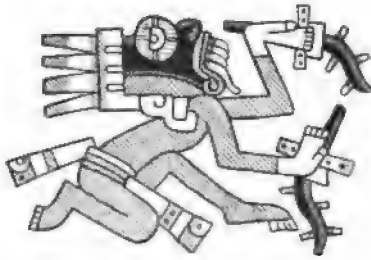


Abb. 12. Der Regengott *Tlaloc*, mit dem Blitze (*tlauitequiliztli*) in den Händen. Bild des neunzehnten Tageszeichens *quiauill* »Regen«.

Codex Borgia 19 (= Kingsborough 20).

gleicht, weicht in kleinen Einzelheiten der Tracht ab. Es fehlt ihm der stilisierte Vogelkopf an der Stirnseite der Kopfbinde, der am Nacken herabfallende Federschmuck und die Halskette (*chalchiuhcozcapetlatl*) mit der grossen Goldscheibe (*teocuitlacomalli*), die der Gott des Humboldtschen Stückes auf der Brust trägt. Er ist dafür nur mit einem schellenbesetzten Federkragen geschmückt. Die Armbänder sind merkwürdigerweise an beiden Armen verschieden. Das Wurf Brett, das der Gott in der linken Hand hält, ist hier deutlich als Schlange ausgebildet, wie dies in den Bilderschriften bei dem Sonnengotte, dem Feuergotte, *Tezcatlipoca* und *Uitzilopochtli*, überaus häufig zu sehen ist.¹⁾

¹⁾ Vgl. Seler, Gesammelte Abhandlungen zur amerikanischen Sprach- und Altertumskunde. Band II. Berlin 1904. S. 378, 379.

Gross und deutlich ist endlich der kreisrunde Spiegel (*tezcauitlapilli*) gezeichnet, der dem Knoten des um die Hüften geknüpften Tuches hinten aufsitzt, und der bei dem Gotte des Humboldt'schen Stückes durch den Leib und das linke Bein etwas verdeckt erscheint. Zum Vergleiche gebe ich hier in Abb. 14 noch eine Tonplatte der anthropologischen Sammlung des Lyoner Museums wieder, auf der auch der Sonnengott, allerdings in anderer Haltung, mit Laubzweigen und Fackeln in der Hand und der Kopaltasche am Arme, dargestellt ist.

Die Unterseite endlich unserer Figur (Abb. 5) ist — wie in mexikanischen Bildwerken es fast Regel ist¹⁾ — als die Bodenseite durch ein Bild der Erdkröte gekennzeichnet, die mit zurückgeworfenem Kopfe platt auf dem Boden liegend dargestellt ist, mit Adlerfängen an Armen und Beinen, die Enagua mit Schädel und gekreuzten Totenbeinen verziert und mit jedem der Hinterfüsse einen Schädel haltend.

Das sind im grossen die Besonderheiten, die auf der ringsum skulptierten Nephritfigur des Stuttgarter Museums zu erkennen sind. Dazu kommen aber noch als wichtigste Stücke — was ich bisher zu beschreiben unterlassen habe — die Hieroglyphen und Symbole, die auf verschiedenen Körperteilen und Trachtstücken eingeschliffen sind, und die uns den Hauptanhalt für die Bestimmung der Figur werden geben müssen. Von diesen kommen folgende in Betracht:

1. Auf der Stirn der Figur, unmittelbar dem Kopfriemen anliegend, ein Stern- oder Strahlauge, ähnlich den in Abb. 15, 16 wiedergegebenen, aus einem Auge und einer Braue darüber bestehend, der zwei gestielte Augen und drei hier als eckige Gebilde (anderwärts als Steinmesser oder wiederum auch als Augen) gezeichnete Zwischenstrahlen aufsitzen. Dieses Sternauge bildet hier das Mittelstück eines Streifens, der rechts und links noch je zwei langgestielte Augen aufweist. Das Ganze ist ein aus den Bilderschriften, namentlich der Gruppe der Wiener Handschrift, wohlbekanntes Bild des Sternhimmels.

2. Auf der Hinterseite des Scheitelwulstes, der auf der Vorderseite eine Zeichnung aufweist, die wir als ein Homologon

¹⁾ Seler, Gesammelte Abhandlungen. Band II. Berlin 1904. S. 709, 715, 716, 718, 728, 730, 733, 742, 792, 811, 815, 819, 841, 951.

des von Dunkel umgebenen Scheitelauges der Götter *Quetzalcouatl*, *Tlaloc*, *Xochipilli*, *Xolotl* ansehen mussten, sieht man (vgl. Abb. 4) das Bild eines Schädels mit einem Stabe in wie Locken übergehenden Federn und büscheln und einem busch auf dem ist und im Gesichte (weisser) Flecke roglyphe des

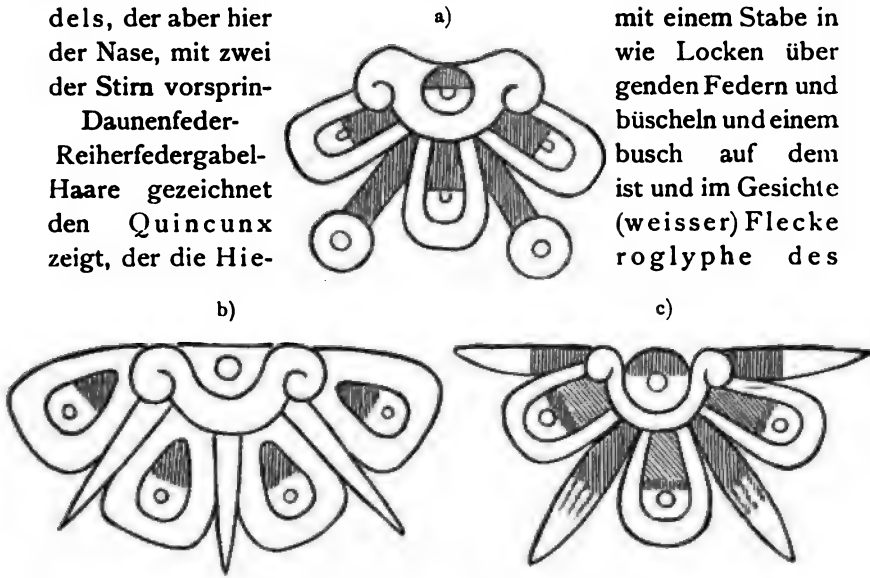


Abb. 15. Stern- oder Strahlauge.

- a) Codex Fejérváry.
- b) Wandmalereien der Paläste von Mitla.
- c) Bilderhandschrift der K. K. Hofbibliothek in Wien.

Planeten Venus ist und auf dem Gesichte der einen Form der Gottheit des Planeten Venus angegeben zu werden pflegt.

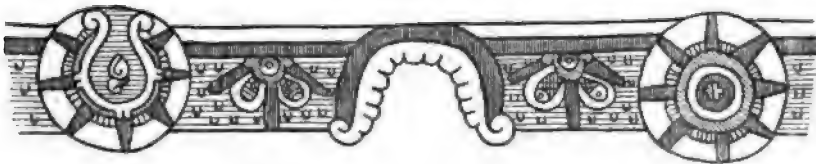


Abb. 16. Himmel, mit Sternaugen, Mond (links) und Sonne (rechts).
Codex Nuttall 19.

Dieser Schädel muss demnach den Kopf der Gottheit des Planeten Venus darstellen.

3. Auf den breiten abgerundeten Enden der Kopfriemen (vgl. Abb. 2 und 3) sieht man denselben Schädel in etwas ver-

einfacher Zeichnung, aber mit demselben Quincunx (weisser) Flecke auf dem Gesichte, der also auch den Kopf der Gottheit des Planeten Venus darstellen muss, kombiniert mit dem oben beschriebenen Stern- oder Strahlauge, das an



Abb. 17. *Macuil xochitl* als Gott des Abendsterns. Codex Nuttall 10

dem Hinterkopfe des Schädels angebracht ist. Das Gesicht des Schädels ist nach unten gekehrt, so dass dieses Doppelbild von Schädel und Stern den Eindruck eines nach unten schauenden Sternes macht, wie wir das ähnlich z. B. in einer kleinen Zeichnung sehen die in dem Codex Nuttall als

Determinativ über einer zweifellos die Gottheit des Planeten Venus darstellenden Figur (Abb. 17) und schöner noch auf den Himmelsborten in den Wandmalereien der Paläste von Mitla (Abb. 18—20) angegeben finden.

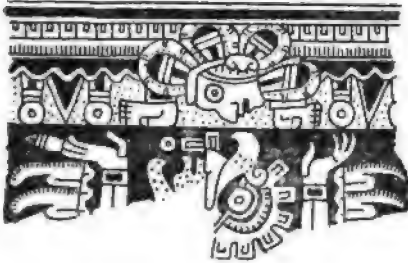


Abb. 18. Borte an der Ostseite des Nebenhofes des Palastes I in Mitla.



Abb. 19. Borte an der Ostseite des Nebenhofes des Palastes IV. *Mitla*.

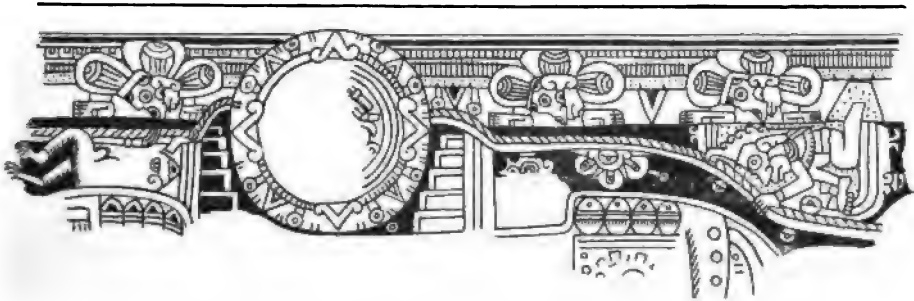


Abb. 20. Malerei an der Nordseite des Nebenhofes des Palastes IV. *Mitla*.
(Wandmalereien Tafel I. 5.)

4. Das einfache Stern- oder Strahlauge ist als Verzierung (vgl. Abb. 2, 3) auf der Hackenkappe der Sandale der Figur angegeben.

5. In der Mitte der freien Enden der Haarbandriemen sind auf der linken Seite (Abb. 2) die Daten:

ce maçatl »eins Hirsch«; *ce quiauitl* »eins Regen«;

auf der rechten Seite (Abb. 3) die Daten:

ce ocomàtli »eins Affe«; *ce calli* »eins Haus«;

und in der Mitte des vordern Endes der Schambinde (Abb. 1) das Datum:

ce quauhtli »eins Adler«

angegeben. Das sind die Daten, die in dieser Folge die Anfangssäule des dritten, dem Westen angehörigen Viertels des in fünfgliedrige Säulen geordneten *Tonalamatl's* darstellen (vgl. die Datensäule im Anfange der Blätter 5 der Codices Borgia, Bologna und Vaticanus Nr. 3773).

6. In dem obern Drittel der freien Enden der Haarbandriemen sieht man auf der linken Seite (vgl. Abb. 2) die Daten:

chicunauī ocomatli »neun Affe«; *ce cipactli* »eins Krokodil«;

und auf der rechten Seite (vgl. Abb. 3) die Daten:

matlactli calli »zehn Haus«; *ce eecatli* »eins Wind«;

diese vier Daten haben voneinander folgende Abstände:

chicunauī ocomatli — *ce cipactli* = 70 Tage

ce cipactli — *matlactli calli* = 22 »

matlactli calli — *ce eecatli* = 199 »

Das gibt, den Anfangstag miteingerechnet, eine Zahl von 292 Tagen, das ist genau die Hälfte der Länge des (von den Mexikanern zu 584 Tagen angenommenen) synodischen Umlaufs des Planeten Venus.

Der Anfangstag dieser Datenreihe, der Tag *chicunauī ocomatli* »neun Affe« gehört dem fünfzehnten, mit *ce calli* »eins Haus« beginnenden *Tonalamatl*-Abschnitte an, dessen Regent *Itzpapalotl*, der Obsidianschmetterling, die Göttin des *Tamoanchan*, des Hauses des Herabkommens, des Hauses der Geburt, des mythischen Westens,¹⁾ ist. Und in dem Codex Telleriano Remensis hat der Interpret auf dem betreffenden Blatte, auf dem dieser *Tonalamatl*-Abschnitt und seine Götter dargestellt sind, durch einen Handweiser, die Zeichnung einer Hand, auf den Tag *chicunauī ocomatli* »neun Affe« als denjenigen Tag hingewiesen, der als der eigentliche Festtag dieses Abschnitts, der dem Wesen der Gottheit dieses Abschnitts entsprechende Tag, und als ihr Name zu gelten hat. Demnach bezeichnen die auf den obern Dritteln der freien Enden der Haarbandriemen unserer Figur eingeschliffenen Daten diejenige Hälfte der synodischen Umlaufszeit des Planeten Venus, die dem *Tamoanchan*, dem Hause des Herabkommens, dem Hause der Geburt, dem mythischen Westen angehört.

¹⁾ Vgl. meine Erläuterungen zum Codex Borgia. Band I. Berlin 1904. S. 181—186.

7. Auf der linken Hand unserer Figur (Abb. 2) sieht man das Datum *naui eecatl* »vier Wind«. Das ist der vierte Tag des siebenten mit dem Tage *ce quiauitl* »eins Regen« beginnenden *Tonalamatl*-Abschnittes, dessen Regent *Tlaloc* der Regengott ist. Im Codex Telleriano Remensis ist das Bild dieses Tages — eine Figur, die die Attribute des Regengottes *Tlaloc* mit denen des Windgottes *Quetzalcouatl* vereinigt — geradezu für den Regenten dieses Abschnittes, den Regengott *Tlaloc*, selbst gesetzt, während im Codex Borbonicus in dem siebenten *Tonalamatl*-Abschnitte eine Figur offenbar gleicher Bedeutung dem Regengotte *Tlaloc* gegenübergestellt ist. Es ist also zweifellos der Tag *naui eecatl* derjenige Tag, der als der eigentliche Festtag dieses Abschnitts und der dem Wesen der Gottheit dieses Abschnittes, d. h. dem Regengotte *Tlaloc*, entsprechende Tag und als sein Name zu gelten hat.

8. Auf der rechten Hand unserer Figur endlich (Abb. 3) steht das Datum *chicunauui eecatl* »neun Wind«, das ist der neunte Tag des zweiten, mit *ce ocelotl* »eins Jaguar« beginnenden *Tonalamatl*-Abschnittes, dessen Regent der Windgott *Quetzalcouatl* ist. Im Codex Telleriano Remensis hat der Interpret auch hier durch einen Handweiser gerade auf diesen neunten Tag dieses Abschnitts, den Tag *chicunauui eecatl*, als denjenigen Tag hingewiesen, der als der eigentliche Festtag dieses Abschnittes und als Name des Regenten dieses Abschnittes, d. h. des Windgottes *Quetzalcouatl*, zu gelten hat. In der Tat wurde mit diesem Datum und seinem Namen bei den mexikanischen Stämmen allgemein, und bis nach dem fernen Nicaragua, der Windgott bezeichnet. Von den Kaziken und Greisen des Dorfes *Teomega* in Nicaragua erhielt der katechisierende Francisco de Bobadilla die Auskunft: »al dios del ayre llamamos *Chiquinaut y Hecat*«. ¹⁾

Ziehen wir nun das Fazit, so beweisen die unter 1, 3, 4 besprochenen Symbole und Hieroglyphen, dass die Grünsteinfigur des Stuttgarter Museums eine Sterngottheit sein muss, und die unter 2 und 3 besprochenen Hieroglyphen, dass ein Abbild der Gottheit des Planeten Venus hier darge-

¹⁾ Oviedo, Historia General y Natural de las Indias, Islas y Tierra Firme del Mar Oceano. Lib. 42, cap. 3.

stellt sein muss. Der Umstand aber, dass diese Figur sich als Skelett präsentiert, und die unter 5 und 6 besprochenen Daten und Hieroglyphen beweisen zur Evidenz, dass die Figur den Planeten Venus in seiner Form als Abendstern zur Anschauung bringt.

Eine besondere Auffassung aber tritt in dem Umstande zutage, dass unsere Figur mit Trachtstücken und Attributen des Windgottes *Quetzalcouatl* ausgestattet ist. Denn in dieser Weise stellt sich *Tlauizcalpantecutli*, der Gott des Planeten Venus, sonst nicht dar, der vielmehr durch besondere ihm eigentümliche Tracht und Abzeichen und besondere Bemalung ausgezeichnet ist, wie ich das in meinem Aufsätze über die Venusperiode in den Bilderschriften der Codex Borgia-Gruppe¹⁾ und in meinen Erläuterungen zum Codex Borgia²⁾ näher beschrieben habe.

Eine noch andere und noch merkwürdigere Rolle scheint dieser Figur dadurch zugeschrieben zu sein, dass ihr der Künstler das mit einem Totengesichte geschmückte *xonecuilli*, das Abbild des Blitzes (*tlauitequilistli*), in jede Hand als Waffe gegeben und zugleich auf die linke Hand die Hieroglyphe und den Namen des Regengottes *Tlaloc*, der zugleich der Blitzgott ist, auf die andere den des Windgottes *Quetzalcouatl* geschrieben hat.

Eine mythologische Figur, die mit der Tracht und den Abzeichen *Quetzalcouatl*'s ausgestattet wird, und die zugleich eine Art *Tlaloc*, ein Blitzgott, ist, ist — das habe ich jüngst in meinen Erläuterungen zum Codex Borgia³⁾ nachgewiesen — der hundsköpfige oder hundegestaltige Gott *Xolotl* (Abb. 21), der, als das vom Himmel stürzende, die Erde spaltende Feuer, der Eröffner der Wege in die Unterwelt, der Begleiter und Führer der Toten, ist. Als Führer der Toten ist dieser Gott insbesondere auch der die Sonne zur Unterwelt geleitende Gott. Daher sieht man im sechzehnten Tonalamatl-Abschnitte ihm gegenüber eine bald als *Tlaloc* (Abb. 22), bald halb als *Tlaloc*, halb als *Quetzalcouatl* ausgestattete Gestalt (Abb. 24), bald einen die Züge *Xolotl*'s selbst aber in Kombination

¹⁾ Vgl. Seler, Gesammelte Abhandlungen zur amerikanischen Sprach- und Altertumskunde. Band I. Berlin (A. Asher & Co.) 1902. S. 618—667.

²⁾ Band I. Berlin 1904. S. 252 ff.

³⁾ Band I. Berlin 1904. S. 191—200.

mit dem *Tlaloc*-Auge und dem mit dem *michiuauhtli*-Samen gemachten Backenflecke *Tlaloc*'s (Abb. 23) an sich tragenden Mumienkopfe mit der Sonnenscheibe auf dem Rücken, in einen

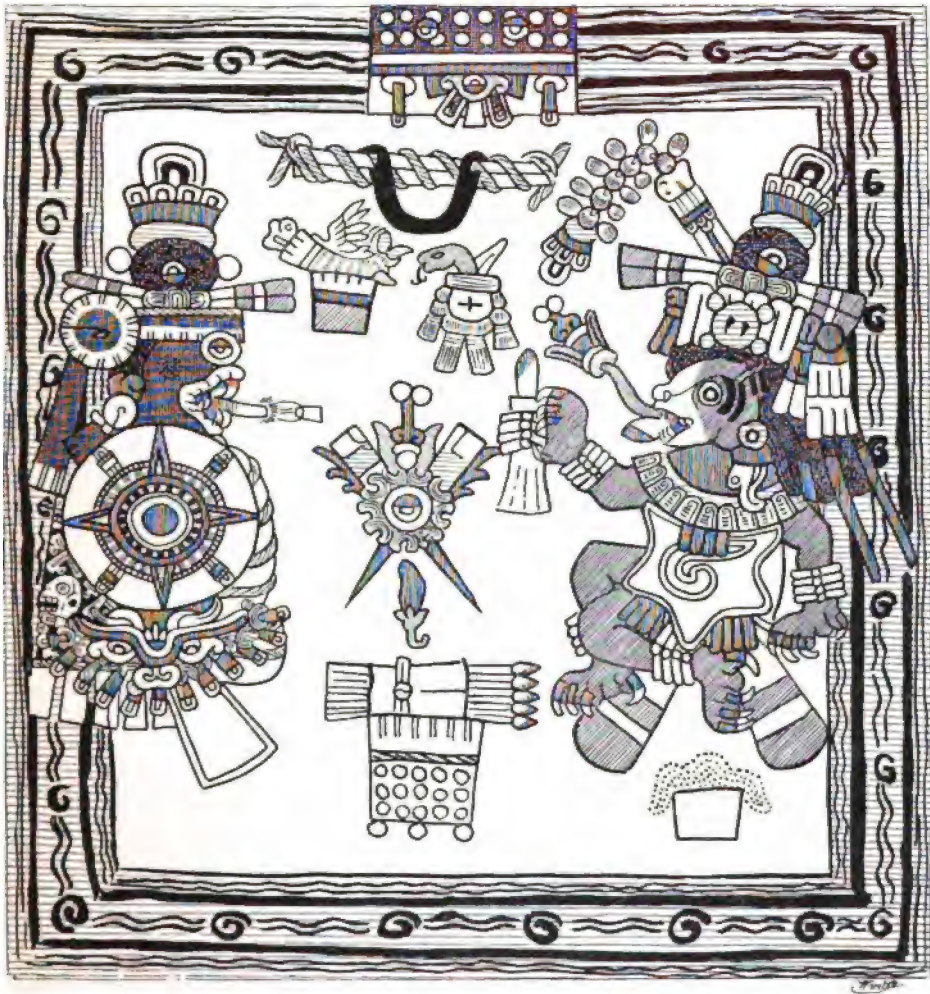


Abb. 21. *Xolotl*, Regent des sechszehnten *Tonalamatl*-Abschnittes.
Codex Borbonicus 16.

Erdrachen versinken. Und eine das ganze Feld umziehende Wassereinfassung, auf der im Codex Borbonicus noch das Bild des Sternhimmels angegeben ist, beweist, dass den alten Weisen,

die diese Gestalt schufen, das Bild des *ilhuica-atl*, des »Himmelswassers«, d. h. des Meeres vorschwebte, in das die Sonne versinkt und aus dem sie wieder emportaucht.

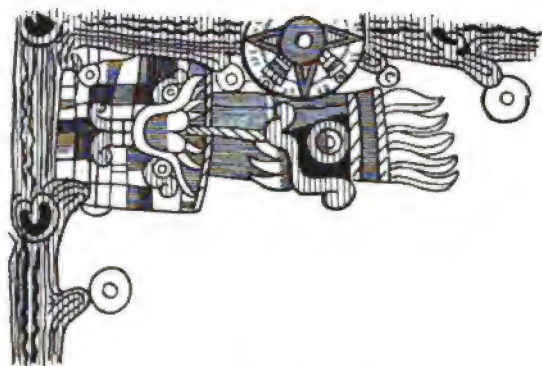


Abb. 22. Tonalamatl der Aubin'schen Sammlung 16.

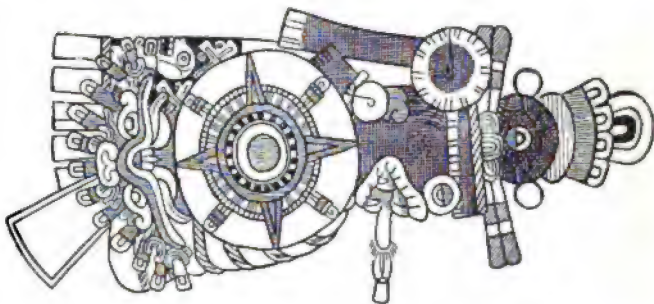


Abb. 23. Codex Borbonicus 16.

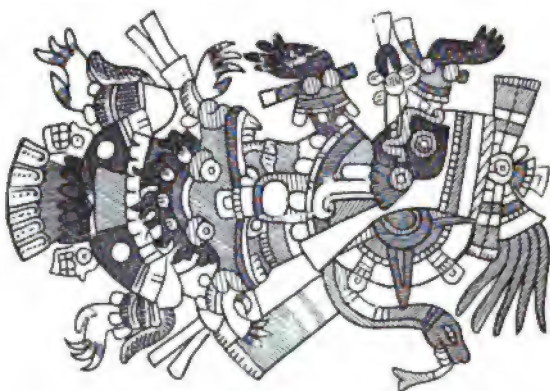


Abb. 24. Codex Telleriano Remensis. Fol. 20 (= Kingsborough II. 25).

Abb. 22—24. *Tlalchi tonamatl* »die erdnahe Sonne«, »die Sonne, die zu den Toten hinabgeht«. (*Xolotl*, dem Regenten des sechszehnten *Tonalamatl*-Abschnittes, gegenüber dargestellt.)

Der vom Hunde, dem man ihm ins Grab mitgab, in die Unterwelt geleitete Tote soll dort verbleiben. Denn seine Wiederkehr, die für die Lebenden mit allerhand schreckhaften und unangenehmen

Erscheinungen verbunden wäre, wünschen die Hinterbliebenen nicht. Die Sonne aber soll wiederkehren, sie soll an jedem Morgen von neuem Licht und Leben den Menschen spenden. Damit nun dies geschehen könne, muss der Hund, der sie hinabgeleitete, d. h. der Gott *Xolotl*, sich verwandeln, er muss eine

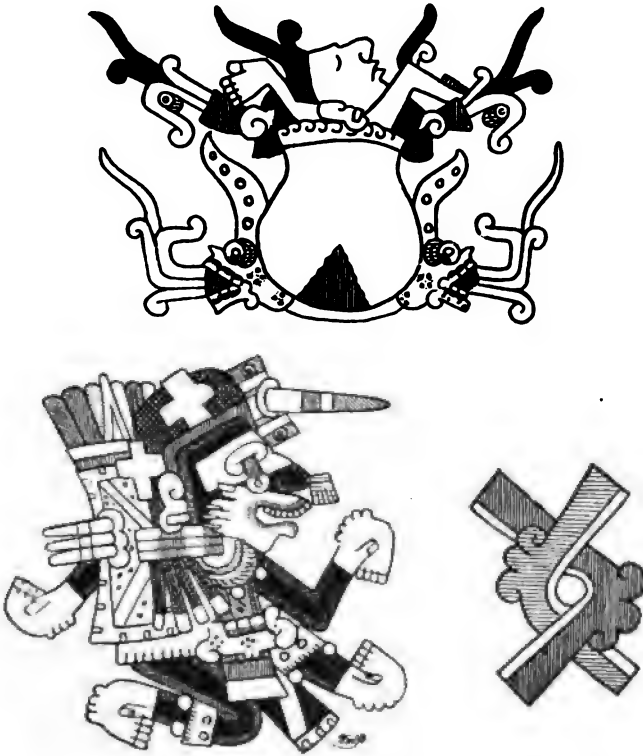


Abb. 25. *Nanauatzin*, der syphilitische Gott, die andere Form *Xolotl's*, des Gottes der Zwillinge. Regent des siebzehnten Tageszeichens *olin* »Bewegung«. — Codex Borgia 10 (= Kingsborough 29).

andere Gestalt annehmen. Und das ist der besondere Grund, weshalb *Xolotl* als Gott der Zwillinge genannt und mit Attributen *Quetzalcouatl's* ausgestattet war, denn *Quetzalcouatl* bedeutet nicht nur die »Quetzalfederschlange«, sondern auch der »kostbare Zwillings«. Diese andere Gestalt aber, die der Hund *Xolotl* annimmt, um die Sonne am Himmel wieder empor-

zuföhren, ist *Nanauatzin*, der kleine syphilitische Gott, der als einziger von allen in *Teotiuacan* versammelten Göttern es wagt, in das Feuer zu springen, sich selbst verbrennend, und dann als Sonne am Himmel emporsteigt. Dieser *Nanauatzin* ist im Codex Borgia als Regent des sechzehnten Tageszeichens abgebildet (Abb. 25), wo an den entsprechenden Stellen des Codex Vaticanus Nr. 3773 der Hund *Xolotl* gezeichnet ist. Dass diese Figur der syphilitische Gott ist, wird durch die Gesichtsbemalung, die die *Auiateotl's*, des Gottes der Lust, ist, und durch die verkrümmten und mit Bubonen behafteten Gliedmassen bewiesen. Und dass er der verwandelte *Xolotl* ist, zeigt sich in den weissen Andreaskreuzen im Haar, die das Abbild der vier Richtungen sind, und wird auch durch den in den Farben des Regengottes, des Blitzgottes, gemalten Rückenschmuck, den er trägt, bewiesen. Dass er endlich der sich selbst verbrennende Gott ist, ist durch die im Kochtopfe schmorenden menschlichen Glieder, die in der oberen Hälfte der Abbildung 25 zu sehen sind, deutlich vor Augen geführt.

Die skelettgestaltige Nephritfigur des Stuttgarter Museums ist durch die oben beschriebenen Hieroglyphen als Abbild der Gottheit des Planeten Venus in seiner Form als Abendstern gekennzeichnet. Das Sonnenbild aber, das diese Figur — gleich den oben aus den Bilderschriften wiedergegebenen Abbildungen 22—24 — auf dem Rücken trägt, beweist, dass diese Figur als der die Sonne geleitende Gott betrachtet werden soll. Und ihre Ausstattung mit Trachtstücken und Abzeichen *Quetzalcouatl's*, die Quetzalfederschlange, die auf dem Rücken der Figur über das Sonnenbild sich erhebt, der Umstand endlich, dass die Figur mit dem Blitze in den Händen dargestellt ist und die Namen des Regen- und Gewittergottes *Tlaloc* und *Quetzalcouatl's* auf dem Rücken der Hände eingeschliffen trägt — ja auch die Andreaskreuze, die in dem Haare dieser Figur (vgl. oben Abb. 4a) ebensogut zu sehen sind, wie in dem dunklen Haare des in *Nanauatzin*, in den syphilitischen Gott, verwandelten *Xolotl's* (Abb. 25) —, all das drängt zu dem Schlusse, dass der Abendstern hier nur als eine Gestalt des hunds-köpfigen Gottes *Xolotl*, der die Sonne in die Erde hinab-, aber auch aus der Erde empor zum Himmel führt, betrachtet werden soll. Und so ist diese Figur uns ein handgreiflicher

Beweis für die Tatsache — die freilich eigentlich schon nach dem Namen *Xolotl*, der »Zwillingsbildung« bedeutet, zu vermuten war —, dass auch der merkwürdigen Gestalt dieses Gottes das Gestirn, das im Mittelpunkte der alten mexikanischen und mittelamerikanischen Spekulation steht, der Planet Venus, zugrunde liegt oder mit ihm in Zusammenhang gebracht wurde.

Die Altertümer von Castillo de Teayo.

Von Prof. Dr. Eduard Seler-Berlin.

Wir waren im Dezember 1902 von den Hochflächen des alten Tlaxkaltekenlandes aufgebrochen, hatten in Teciuhtlan, das schon an dem atlantischen Abhange des Gebirges liegt, uns beritten gemacht und waren nun in die Küstenebene hinabgestiegen, wenn man diese Aufeinanderfolge von bewaldeten Rücken und Tälern, die wir zunächst zu durchmessen hatten, eine Ebene nennen kann. Hier hörten die Laute der alten Aztekensprache, die wir auf dem ganzen Wege, wenn auch vereinzelt, immer noch gehört hatten, auf. Ein anderes Idiom schlug an unsere Ohren, ein anderes Bevölkerungselement umgab uns. In den Ebenen, die den Fluss von Tecolutla und den Cazonas umsäumen, und in dem fruchtbaren Hügellande, das den Raum zwischen den beiden Flüssen füllt, wohnt, in einzelnen Ranchos im Walde zerstreut, das Volk der Totonaken, deren südlichste Glieder Cortes in Cempouallan, einige Tagereisen nördlich von S. Juan de Ulua, dem heutigen Hafen von Vera Cruz, angetroffen hatte, und die in der Tat noch heute von dem Flusse von Tecolutla nach Süden über den Fluss von Nautla hinaus bis in den Distrikt von Misantla sich erstrecken. Es ist das Land, wo in dem Urwaldschatten die Vanillerebe gedeiht, und die Hauptorte dieser Landschaft, Papantla und Misantla, sind seit alter Zeit und bis heute die Hauptorte der Vanillezubereitung gewesen. Die Altertümer des Landes sind noch wenig erforscht und kaum bekannt. Am Tajin, der berühmten Pyramide, die eine halbe Tagereise von Papantla entfernt im Walde liegt, trafen wir Reliefe, die im Stil am meisten an die Ornamentation der rätselhaften sogenannten Steinjochs und der nicht minder rätselhaften, dreikantig

prismatischen Skulpturstücke erinnern, die unter dem Namen „Palmas“ bekannt sind, und die beweisen, dass jene Reliefe und die letztgenannten beiden, sehr bekannten Klassen von Skulpturwerken derselben Kulturprovinz und voraussichtlich auch derselben Nation angehören.

Den Cazonen überschreitend und nach Norden uns wendend, hatten wir in Tuxpan in lebenden Vertretern wieder ein anderes Bevölkerungselement, das der Cuexteca oder Huaxteken, und Altertümer besonderen Stiles getroffen, die von dem der mexikanischen Bildwerke ebenso sehr wie von den eben beschriebenen totonakischen Reliefs abweichen und einen ohne Zweifel viel primitiveren Stand der künstlerischen Entwicklung uns vor Augen stellten. Dies andere Bevölkerungselement zieht von dort nach Norden bis zum Flusse von Pánuco und darüber hinaus, wo wir 14 Jahre zuvor, auf unserer ersten Reise, grössere Bildwerke und kleinere Altertümer genau des gleichen Stils und der gleichen Kunstentwicklung kennen gelernt hatten.

Von Tuxpan hatten wir uns wieder den Bergen zugewandt, und da, noch ehe wir den Fuss der Berge erreicht hatten, zwei Tagereisen aufwärts von Tuxpan, in dem Hügellande zwischen dem Flusse von Tuxpan und dem südlich von ihm und ihm parallel fliessenden Cazonen, stiessen wir auf eine alte Ansiedlung, die uns hier, mitten in dem fremdsprachlichen, an den Grenzen der Totonaken und der Huaxteken gelegenen Lande, auf einmal wieder den Stil und die Kunstübung und die wohlbekannten Göttertypen der auf den Hochflächen herrschenden Nation, der Mexikaner, vor Augen führte. Das war Castillo de Teayo (oder Tiallo, wie der Ort auch geschrieben wird). Ohne Zweifel, wir waren hier an einen Punkt gelangt, wo die Mexikaner des Hochlandes, die auf dem Wege über Tullantzinco und Quauhchinanco schon früh in der Richtung nach Tuxpan und der Küste sich vorgeschoben hatten, festen Fuss gefasst hatten, wo eine Grenzgarison sich befand oder eine Kolonie, die der kommerziellen und industriellen Ausbeutung der benachbarten Tierra Caliente-Distrikte als Stützpunkt diente.

Die Crónica Mexicana Tezozomocs erzählt im 28. und 29. Kapitel das Vordringen der Mexikaner zur Zeit des älteren Motecuhçoma nach diesen Gegenden in folgender Weise:

»Nachdem in Tziccoac und in Tuzpa alle zwanzig Tage ein allgemeiner Markt stattfand, verschworen sich die Häuptlinge dieser beiden Orte, alle Kaufleute zu töten, was sie denn auch in Wirklichkeit taten, indem sie sie zu grösserer Pein von der Höhe eines grossen Felsens im Gebirge herabstürzten. Die Sache blieb indes nicht so geheim, dass nicht die Kaufleute von Tullantzinco davon erfahren hätten, und diese, da sie mit den Mexikanern in freundschaftlichem Verhältnisse standen, gaben Motecuhçoma Kunde von dem Geschehenen. Gleichzeitig kam die Nachricht, dass sich die Feinde stark gemacht hätten mit Verhauen, hohen Pyramiden und Verteidigungswerken, da sie sich wohl bewusst waren, dass man sie angreifen würde, und sie hatten fünf Festungen angelegt, wo sie sich übermütig und sicher fühlten. Nachdem Motecuhçoma dies erfahren, bestellte er die Häuptlinge und die Krieger, mit Wasser und Lebensmitteln wohl versehen, zu einem bestimmten Tage, um gegen die verräterischen Städte von Tuchtepec und Tziuhcoac und die Huaxteken von Tamachpa zu Felde zu ziehen. Das Heer brach auf, und man kam zunächst nach Tullantzinco, wo die Mexikaner mit grosser Freude empfangen wurden und mit Lebensmitteln und reichen Geschenken versehen wurden. Dar-nach gieng es weiter nach der Huasteca, wo an sicherer und freier Stelle ein Lager aufgeschlagen wurde. Die Huaxteken kamen ihnen zum Kampfe entgegen, mit ihren Ohr- und Lippenpflocken aus Gold geschmückt, auf dem Kopfe Kronen aus bunten Papagaienfedern (*toznene*) und hinten am Gürtel grosse runde Spiegel tragend. Singend kamen sie angezogen, wie man im Reigen singt, und an den Gürteln hingen ihnen Schneckengehäuse, die bei der Bewegung wie Schellen ertönten, um den Feinden mehr Furcht und Schrecken einzujagen. Aber die Mexikaner hatten ihnen einen Hinterhalt gestellt und richteten unter ihnen ein grosses Blutbad an, so dass die Huaxteken um Gnade baten. Die wurde ihnen auch gewährt, und sie brachten nun als Tribut — „reich gewebte Decken, die man *tuchpane-cayotl* nennt, und farbige, gemusterte Überhemden (*quechquemiltl*) und farbige gemusterte Schulterdecken, die man *tlatlalpalquachtli* nennt, und zahme bunte Papagaien (*toznene*) und grosse Arara (*alome*) mit rotem Gefieder und Schmuckfedervögel, *xochiteuacal-tototl* und *tlalancuezalitototl*, und rote und gelbe Farbe *tecuezalin*

und *tecozahuitl* (roten und gelben Ocker), mit denen man Schalen bemalt, und die auch zur Körperbemalung dienen, und glänzenden Schwefelkies *apetztlí*, (der, in Pulverform auf Farbstriche gestreut, auch zur Körper- und Gesichtsbemalung verwendet wurde) und kleine rote Pfefferschoten *chiltecpin*, *totocuitlatl* und Kürbissamen *quauhayouachtli* und durch Rauch konser-

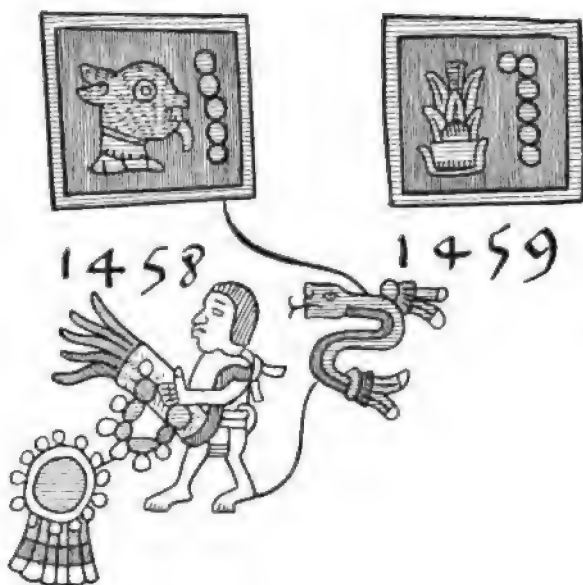


Abb. 1, 2. Unterwerfung von Tziccouac, an den Grenzen der Huasteca, zur Zeit des älteren Motecuhçoma, Königs von México. — »Año de cinco conejos y de 1458 segun la nuestra [cuenta], despues que los mexicanos ya eran señores de la tierra sujetaron á su servicio la provincia de chicoaque. esta provincia está de mexico hazia el norte ques cerca de panico. esta es la primera provincia quellos sujetaron«. — Codex Telleriano Remensis fol. 33 (= Kingsborough IV, 9).

vierte Capsicum-Schoten *pocchile*.« — Und die Mexikaner zogen mit diesem Tribute und den gemachten Gefangenen heim.

In der Tat wird sowohl im Codex Mendoza, wie im Codex Telleriano Remensis (Abb. 1—2) unter der Regierung des älteren Motecuhçoma die Unterwerfung von Tziuhcouac oder Tziccouac gemeldet: — »Im Jahre »fünf Kaninchen« oder 1458 nach unserer Zeitrechnung, nachdem die Mexikaner schon Herren des Landes geworden waren, unterwarfen sie

ihrem Dienste die Provinz Chicoaque (das ist Tziccouac). Diese Provinz liegt von Mexiko nach Norden, in der Gegend von Panuco. Es ist die erste Provinz, die die Mexikaner unterwarfen.«

Die Feldzüge setzten sich unter den folgenden Königen fort. So wird unter dem Nachfolger Motecuhçoma's, König Axayacatl, im Codex Mendoza die Unterwerfung von vier Städten dieser Gegend — Miquiyetlan, Tamuoc, Tampatel, Tochpan — gemeldet (Abb. 3—6), von denen zwei schon in ihren Namen ihren huastekischen Ursprung kundgeben. Die andern beiden Städte haben mexikanische Namens-



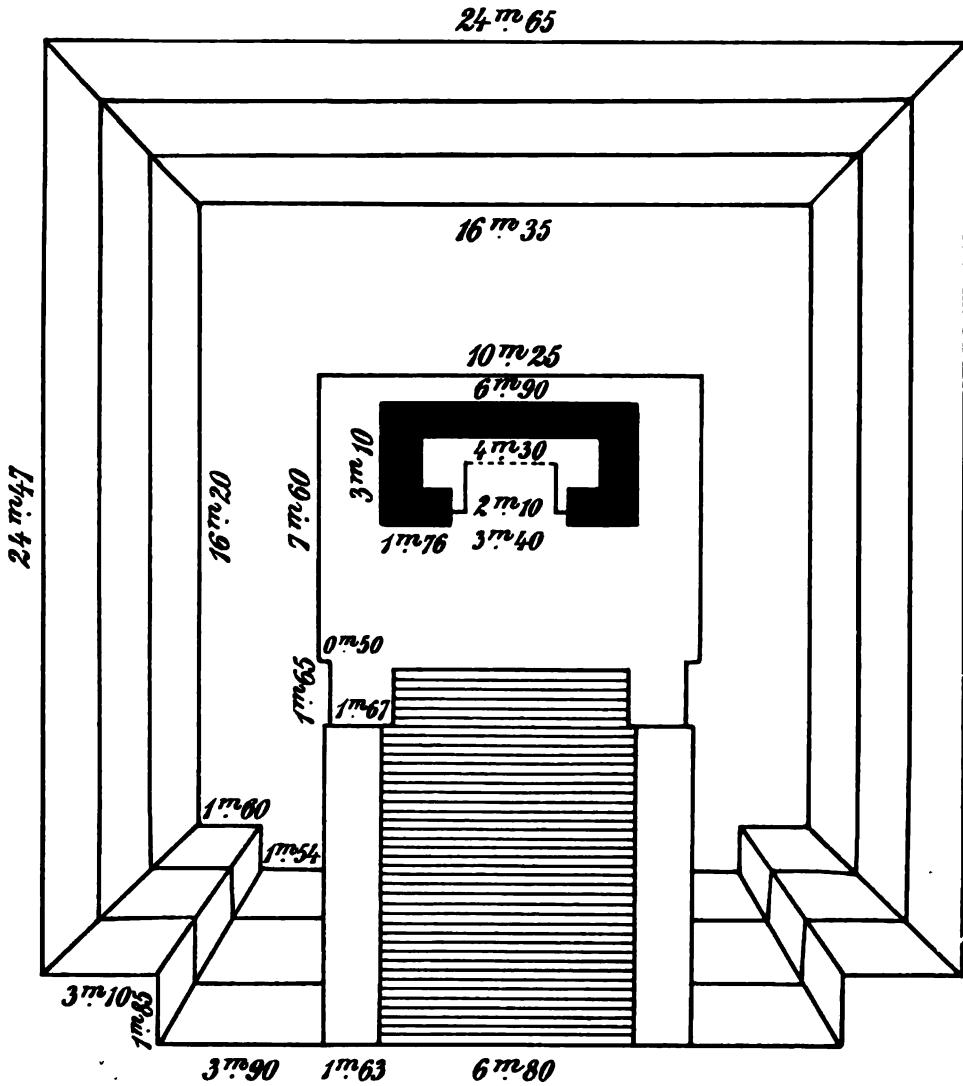
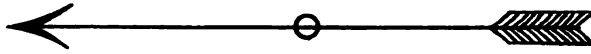
Abb. 3—6. Von den Mexikanern zur Zeit König Axayacatl's unterworfenen huastekischen Städte: Miquiyetlan, Tamuoc, Tampatel, Tochpan. — Codex Mendoza 10, 20—23.

form. Miquiyetlan oder Miquetlan würde huastekisch Tantzemel, Tochpan würde huastekisch Tancóy heissen müssen. Diese Feldzüge haben augenscheinlich zu einer dauernden Festsetzung der Mexikaner geführt, und die Ruinen von Castillo de Teayo sind ein handgreiflicher Beweis dafür.

Zur Zeit, als die Eroberung des Landes durch die Spanier alle Verhältnisse ins Wanken brachte, ist der hier von den Mexikanern gegründete Ort, wie so viele andere, verlassen worden, und der Urwald ist darüber aufgeschossen, ehe noch die Zerstörungswut bekehrungseifriger Mönche in gründlicherer Weise ihr Werk tun konnte. Seit alter Zeit haftet indes der Name Teayo an dieser Lokalität. Und dass hier alte Denkmale sich befanden, ist auch seit längerer Zeit bekannt. Schon auf der Garcia y Cubas'schen Karte des Staates Vera Cruz sind an dieser Stelle Ruinen eingetragen.

Vor etwa zweiunddreissig oder dreiunddreissig Jahren hatten Leute aus dem benachbarten Tihuatlan, einem Örtchen, das an der Strasse gelegen ist, die von Tuxpan nach dem oberen Cazonas-Tal und von dort über Huauhchinango und Tulancingo nach dem zentralen Hochlande führt, es unternommen, den Wald zu klären und auf dem fruchtbaren Boden Potreros (Futtergras für Pferde und Rinder) und Maisfelder anzulegen. Und nachdem das Werk getan, der umgehauene und vertrocknete Wald verbrannt worden war, hatten sie in dem Zentrum der alten Ansiedlung, an einer entschieden günstig gewählten, luftig und frei gelegenen Stelle, gerade um die alte Pyramide herum ihr neues Dorf erbaut, die Pyramide, das »Castillo« (Schloss) zum Mittelpunkt ihrer »Plaza« machend. Und Castillo de Teayo, das »Schloss« (d. h. die Pyramide) von Teayo, wird das Örtchen, zum Unterschiede von der alten Hacienda dieses Namens, heute genannt. Auf dem durch den Brand freigelegten Boden fanden die Kolonisten an verschiedenen Stellen, bald leidlich unversehrt, bald durch den Brand in Stücke geborsten, alte Steindenkmale verschiedener Art, Menschenfiguren steifer Haltung und andere verschiedenartige Dinge. Sie haben diese zum grössten Teile auf ihrer Plaza zusammengetragen und um die Pyramide herum aufgebaut. Und sie sind stolz auf dieses ihr Freiluftmuseum, so sehr, dass es beinahe einen Aufstand gegeben hat, als die Regierung im Jahre 1895 eine dieser Figuren, die sogenannte Chinola, eine Statue der Wassergöttin, die auf dem ungefähr eine Legua entfernten Cerro de la Chinola stand, nach dem Museum der Hauptstadt bringen lies.

Die Pyramide, die das Zentrum der alten Ansiedlung bildet und sich frei und luftig auf einer ebenen, in angemessener Entfernung von einer Barranca umzogenen Fläche erhebt, ist sicher nur ein bescheidenes Provinzheiligtum gewesen, aber sie ragt noch heute kühn und stolz in die Höhe und ist in allen wesentlichen Teilen wohl erhalten. Ich habe in Abb. 7—9 (Taf. I, II) eine Vorder-, eine halbe Seitenansicht und eine Hinteransicht der Pyramide nach von uns aufgenommenen Photographien und in Abb. 10 den Grundriss mit den Massen gegeben. Sie steigt, wie man sieht, über einer quadratischen Grundfläche von $24\frac{1}{2}$ m Seitenlänge in drei ziemlich steilen Absätzen in die Höhe. An



40 Stufen von 0^m 31 Höhe. 0^m 28 Breite

Abb. 10. Grundriss der Pyramide Castillo de Teayo.

der Westseite, die die Aufgangsseite ist, springt in 18 m Breite ein Risalit 1 m 85 cm über die übrige Fläche der Pyramide hervor. Die Treppe hat eine Breite von 6 m 80 cm und ist von Treppengewängen eingefasst. Vierzig schmale Stufen von durchschnittlich 28 cm Breite und 31 cm Höhe führen auf die obere Plattform. Die Höhe der Pyramide berechnet sich darnach auf etwa $12\frac{1}{2}$ m oder 40 Fuss. Sie ist aus Platten des geschichteten Sandsteins, wie er in der Gegend gefunden wird, aufgemauert und war zweifelsohne ehemals vollständig mit Stuck überzogen. Dieser Belag ist bis auf unbedeutende Reste abgefallen. Aber die Aufmauerung ist noch gut und fest. Nur an der Südostecke hat der riesige Feigenbaum, der ehemals auf der Höhe der Pyramide wuchs, mit seinen Wurzeln ein mächtiges Loch aus dem Gemäuer ausgesprengt. Die obere Plattform ist mit einer Stuckschicht bedeckt. Dort erhebt sich auf einer um einen halben Meter erhöhten kleineren Terrasse die Tempelzelle, von $\frac{3}{4}$ m starken Wänden gebildet, ein Rechteck, dessen Aussenseiten 6 m 90 cm und 3 m 10 cm messen, mit einer 3 m 40 cm breiten Toröffnung an der Westseite (Abb. 11 Taf. II). Der Innenraum zerfällt in eine die Wand umziehende niedrige Terrasse, auf der vermutlich ehemals das oder die Idole standen, und den tiefer gelegenen zentralen Raum. Die Wände stiegen ehemals vom Boden an nahezu senkrecht in die Höhe. Nachträglich hat man bis zu der Höhe eines Bandes, das an der Vorderseite (der Westseite) in 1 m 22 cm Höhe quer über die Wand geht, durch Übermauerung ein unteres schräg ansteigendes Wandstück geschaffen. Diese Übermauerung ist an verschiedenen Stellen abgefallen, so dass die ehemalige Wandfläche darunter zum Vorschein kommt. Sowohl die alte Wandfläche wie die Übermauerung waren mit Stuck überzogen und mit einer roten Eisenoxydfarbe angestrichen. In dem oberen Teile des Bauwerks ist die Wandstärke um die Hälfte vermindert. Es hat den Anschein, als ob dort durch aufgelegte Balken die Bodenfläche für ein besonderes oberes Gemach geschaffen worden wäre. Das Dach ist wahrscheinlich ein steil ansteigendes Strohdach gewesen, ähnlich denen, die man in den Tempelbildern des Codex Borgia sieht. Die jetzigen Kolonisten haben über der Tempelzelle ein von Pfählen getragenes Ziegeldach errichtet, unter dem die Glocken aufgehangen sind.

Reliefe irgendwelcher Art sind an der Pyramide und an der Tempelzelle nicht zu entdecken. Die Idole, die die letztere ehemals barg, sind vermutlich von der rauhen Hand der erobernden Spanier oder eifernder Mönche hinabgestürzt worden. Aber der Umstand, dass die Tempelzelle ihre Türöffnung nach Westen hat, ist wohl ein Beweis, dass es eine Gottheit der Feldfrüchte, des Maises, des Ackerbaus, eine im *cincalco*, im Maishause, im Westen, wohnende Göttin war, die hier hauptsächlich Verehrung genoss. Denn es scheint für die Tempelbauten der alten Mexikaner und Mittelamerikaner ein allgemein gültiges Gesetz gewesen zu sein, dass ein einer bestimmten Gottheit geweihtes Haus seine Vorderfront mit der Türöffnung immer nach der Himmelsrichtung gewendet hatte, in der die betreffende Gottheit heimisch gedacht wurde. So ist *Xochixcalco*, der schöne, der Erdgöttin *Xochiquetzal* geweihte Tempel auf dem Berge im Süden von Cuernavaca, nach Westen gewendet, mit dem Treppenaufgange an der Westseite. Der grosse Tempel *Uitzilopochtli's* in der Hauptstadt Mexiko hatte seine Front nach Süden gekehrt, an welcher Seite sich auch die Treppenaufgänge befanden, weil dieser Gott im Süden heimisch gedacht wurde, wie schon sein Name *Opochtli*, der »Linke« (d. h. zur Linken von der Sonne) erkennen lässt.

Wo die verschiedenen Bildwerke gestanden haben, die jetzt auf der Plaza vereinigt oder in Häusern und Gehöfteinfassungen zerstreut sind, habe ich im einzelnen nicht feststellen können. Die Vorbedingung für eine solche Feststellung wäre ein topographischer Plan des Dorfes und seiner Umgebungen gewesen, den herzustellen es mir an Zeit und Mitteln fehlte. Ich will die verschiedenen Denkmale daher in folgendem in einer Ordnung beschreiben, die dem, was durch diese Bildwerke dargestellt wird, entspricht.

Ich beginne mit dem grossen Steinpfeiler (Abb. 12 a—c, Taf. III, IV), der nahe dem nördlichen Ende der Westseite der Pyramide auf dem Boden liegt, den die Bürger des Orts wegen seiner Grösse und Schwere noch nicht haben aufrichten können. Er ist aus demselben geschichteten Sandsteine, der das Material für die Pyramide und die andern Denkmale geliefert hat, gefertigt, vierkantig und oben nach den Schmalseiten zu abgerundet. Die Höhe beträgt 3 m 11 cm, die Vorder- und die Hinterseite

haben eine grösste Breite von 46 cm, die beiden Schmalseiten eine solche von 28 cm. Die Vorderseite (Abb. 12 a, Taf. III) ist bis auf ein unteres, 40 cm langes Stück skulptiert. Auf den andern drei Seiten reichen die Reliefs nur bis zu einer Höhe von 1 m 28 cm über dem unteren Ende herab. Auf der linken Seite (Abb. 12 c, 13 d, Taf. IV) ist das Jahr *ce tecpatl* »eins Feuerstein«, auf der breiten Vorderseite (Abb. 12 a, 13 a) der Tag *ce cipactli* »eins Krokodil«, auf der rechten Schmalseite (Abb. 13 b, Taf. IV) das dem Jahre *ce tecpatl* vorangehende Jahr *matlactli omei acatl* »dreizehn Rohr«, auf der Hinterseite endlich (Abb. 12 b, 13 c) der dem Tage *ce cipactli* vorangehende Tag *matlactli omei xochitl* »dreizehn Blume« eingegraben. Es sind also auf diesem Pfeiler ein Jahr und ein Tag durch ihre Namen und die Namen des ihnen vorangehenden Jahres, bzw. Tages, angegeben.

Das Jahr *ce tecpatl* »eins Feuerstein« ist das Jahr, mit dem bei den meisten mexikanischen Stämmen ihre historische Chronologie begann, in das die Annalen die Auswanderung aus der Urheimat zu setzen pflegten. Zugleich ist aber *ce tecpatl* das Jahr, mit dem das zweite der vier Viertel der zwei- und fünfzigjährigen Periode beginnt, das demgemäss der Himmelsrichtung des Nordens zugeschrieben wurde und folglich auch zu dem Namen des Gottes des Nordens, *Mixcouatl's* oder *Camaxtli's*, des Gottes der Chichimeken und der Jagd und des Gottes des Krieges, geworden ist.¹⁾ Damit steht wohl auch in einem gewissen Zusammenhange, dass der mit dem Tage *ce tecpatl* beginnende zehnte Tonalamatl-Abschnitt durch die Bilder des Sonnengottes und des Todesgottes und den Krieger-totens Schmuck bezeichnet wird.²⁾

Der Tag *ce cipactli* »eins Krokodil« ist der erste Tag des Tonalamatl's und der Anfangstag des ersten, dreizehn Tage umfassenden Tonalamatl-Abschnittes, dem *Tonacatecutli*, der Herr der Lebensmittel und der Herr der Zeugung, und *Tonacaciuatl* oder *Xochiquetzal*, die Herrin der Lebensmittel, die Göttin der Liebe, als Regenten gesetzt sind.

Wir dürfen demnach wohl annehmen, dass durch die Daten

¹⁾ Sahagun, Buch 4, cap. 21.

²⁾ Vgl. Codex Borbonicus Blatt 10.

dieses Steinpfeilers *Mixouatl*, der Gott der Jagd und des Krieges, und die Göttin der Lebensmittel, die Maisgöttin, bezeichnet werden sollten. Die letztere ist dabei aber augenscheinlich als die Hauptperson gedacht, da das auf sie bezügliche Datum die Breitseite des Pfeilers einnimmt, die zugleich die Vorderseite und die reicher skulptierte ist. Über dem eigentlichen Datum ist hier noch ein Quetzalfederschmuck gezeichnet, der mit dem Datum selbst, d. h. mit dem *cipactli*-Kopfe, der das Datum ausmacht, in keinem organischen Zusammenhange steht. Und unter dem Datum ist zweimal wiederholt der Hauch, das Zeichen der Rede und ebenfalls zweimal wiederholt eine Figur zu sehen, die einen etwas an die Hieroglyphe des Steines erinnert, die aber vermutlich



Abb. 14. *cipactli* »Krokodil«, erstes Tageszeichen. Codex Borbonicus.



Abb. 15. *acatl* »Rohr«, dreizehntes Tageszeichen. Codex Telleriano Remensis.

ein Herz darstellen soll. Es ist möglich, ja wahrscheinlich, dass durch diese Symbole die Wiederholung oder die Erneuerung des Lebens oder die Götter *Ometecutli*, *Omeciuatl*, die Herren der Zeugung, die mit den zuvor genannten *Tonacatecutli*, *Tonacaciuatl* oder *Xochiquetzal* eins sind, veranschaulicht werden sollten.

Die Form der auf diesem Pfeiler eingegrabenen Zeichen ist durchaus ähnlich der der Bilderhandschriften der engeren mexikanischen Provinz. Insbesondere gilt das für die Art, in der das Zeichen *cipactli* hier dargestellt ist, das mit dem aufklappenden, zähnestarrenden, aber aus Ober- und Unterkiefer bestehenden Rachen, dem den Scheitel überziehenden Zackenkamme und dem Steinmesser auf der Schnauzenspitze durchaus an die *cipactli*-Formen des Codex Borbonicus und des Codex

Telleriano Remensis erinnert (Abb. 14), in ebenso bestimmter Weise von den unterkieferlosen Formen der Handschriften der Codex Borgia-Gruppe sich unterscheidend. Das gleiche gilt von dem Zeichen *acatl* auf der rechten Schmalseite des Pfeilers, das zwar, durch die Raumverhältnisse bedingt, etwas in die Länge gezogen und seitlich zusammengedrückt ist, aber mit der Blatteinfassung des Pfeilschaftendes durchaus den Formen dieses Zeichens, wie es z. B. der Codex Telleriano Remensis zeichnet (Abb. 15), durchaus gleicht. Etwas stilisierter ist die Blüte (*xochitl*) des die Hinterseite des Pfeilers bedeckenden Datums (Abb. 12 b, 13 c, Taf. III, IV), die in der Form ihrer Krone und den spiral zusammengedrehten Staubfäden dem Künstler vielleicht durch irgendeine Blütenform der benachbarten Urwälder suggeriert worden ist. Wie das auch sonst nicht selten ist, ist an der Blüte selbst gleich ein Wurzelende gezeichnet worden, wo man die Wurzeln aus einer maulartigen Öffnung hervortreten sieht. — Wir haben trotz ungünstiger Witterungsverhältnisse einen Abklatsch von diesem interessanten Monumente machen können. Ein Abguss davon befindet sich jetzt im Königlichen Museum für Völkerkunde zu Berlin.

Ich gehe zu den figürlichen Darstellungen im engeren Sinne über und beginne mit dem Gotte, der der Ausdruck des Zeichens *ce tecpatl* ist, das wir auf dem oben besprochenen Steinpfeiler auf der linken Schmalseite fanden, *Mixcouatl*, dem Gotte des Nordens, des Kriegs und der Jagd und der Jägerstämme, der Chichimeken, der der Tradition nach mit *Camaxtli*, dem Idole, das in Uexotzinco und Tlaxcallan verehrt wurde, identisch ist. Von diesem Gotte haben wir in Castillo de Teayo zwei Bilder gefunden. Das eine, das zur Zeit unserer Anwesenheit dort vor dem nördlichen Ende der Westseite der Pyramide stand (Abb. 16, Taf. V), ist ein ringsum skulptiertes Stück, das nur, wie überhaupt die meisten Bildwerke in dieser alten Ansiedlung, eine vierkantig pfeilerartige Gestalt hat, da der geschichtete Sandstein, der das Material lieferte, eine Ab- rundung der Kanten und Figuren nicht erlaubte. Ich habe in Abb. 17, Taf. V die vier Seiten der Figur in Zeichnung nach den von mir an Ort und Stelle aufgenommenen Skizzen wiedergeben lassen. Die Figur hat vom Scheitel bis zur Fusssohle eine Höhe von 1 m 40 cm. Man erkennt eine männliche (mit Scham-

binde bekleidete) Gestalt, die einen Stab in der durchbohrten Nasenscheidewand und viereckige Ohrplatten trägt und das Gesicht von zwei dick mit Band umwundenen Haarflechten eingerahmt hat. Hals und Brust sind von einem kragenartigen Schmucke bedeckt, der vermutlich ein *chalchiuhcoscapetlatl*, d. h. aus dicht aneinandergereihten vierkantig geschliffenen



Abb. 18. *Mixcouatl*, der Gott des Nordens, des Krieges und der Jagd, Abbild des vierzehnten Jahresfestes *Quecholli*. — Codex Magliabecchiano XIII, 3 fol. 42.

Steinperlen gefertigt sein soll. Um die Hüften hat der Gott ein Tuch gebunden (*motzinpiticac*), dessen dreieckiger Zipfel über dem vorn herabhängenden Ende der Schambinde zu sehen ist. Der Kopf ist mit einer Krone aus steifen Federn bedeckt, aus der wallende Quetzalfedern emporragen. Ein hinten vom Scheitel herabfallender Schmuck, der aus einem Daunenfederball und zwei langen abgerundeten Federn besteht (vgl. Abb. 17 c, Taf. V), stellt das *astaxelli*, den Reiherfedergabelschmuck der Krieger, vor. Das Handgelenk (vgl. Abb. 17 b, d) ist von einem *matemecatl* umwunden, einem Riemen, dem

zwei grosse runde Steinperlen aufgesetzt sind, und dessen Enden (vgl. Abb. 17 b, Taf. V) lang herunterhängen. In der rechten Hand hält die Figur das sogenannte *xonecuilli*, das »gekrümmte Bein« oder das »am Fusse Gekrümmte«, den S-förmig gekrümmten Stab *Mixcouatl's* (vgl. Abb. 18), der das Abbild des Blitzes (*tlauitequiliztli*) ist. In der linken Hand sieht man die Netztasche *matlauacalli*, in der der Jäger die Steinspitzen seiner Pfeile und andere nötige Dinge mit sich



Abb. 19. *Camaxtli*, Gott von Uexotzinco und Tlaxcallan. Duran Tratado 2^o. Lam. 6; cap. 7.

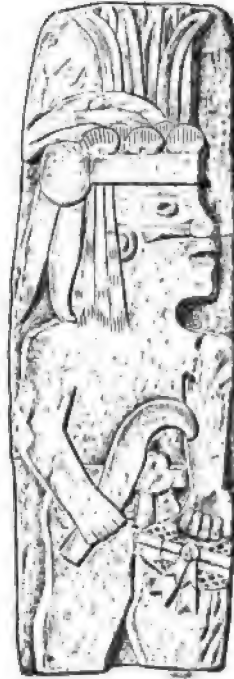


Abb. 20. *Amimitl*, der Jagdgott der Chinampaneca. Sahagun MS. Biblioteca del Palacio Madrid.

führt, und die das charakteristische Abzeichen der Götter *Mixcouatl* (Abb. 18), und *Camaxtli* (Abb. 19) ist und im Sahagun-Manuskripte auch dem verwandten Gotte *Amimitl*, dem Gotte der Wasserwildjagd, dem Gotte der auf umpfährten Sumpfbooten (*chinamitl*) hausenden Chinampaneca, in die Hand gegeben ist. Diese beiden Attribute, das *xonecuilli* und das *matlauacalli*, im Vereine mit dem *astaxelli* auf dem Scheitel, lassen gar keinen Zweifel übrig, dass das in den Abbildungen 16, 17, Taf. V wiedergegebene Bildwerk *Mixcouatl*, den Gott der Chichimeken und der Jagd, darstellen soll.

Noch deutlicher ist das bei dem andern Bildwerke (Abb. 21), das allerdings nur ein auf der Vorderseite einer Sandsteinplatte ausgearbeitetes Relief ist, das zur Zeit unserer Anwesenheit in

Teayo an der einen Seite der zur Pyramide hinaufführenden Treppe stand. Hier ist nämlich nicht nur die mit der Schambinde der Männer bekleidete, das *Xonecuilli* in der einen, das *matlauacalli* in der andern Hand haltende männliche Gestalt deutlich. Auch das nur mit einem Riemen umwundene, mit Daunenfedern beklebte Haar, auf dem der zwei grosse Adlerfedern enthaltende Gabelschmuck der Krieger liegt, gibt die typischen, überall in ähnlicher Weise wiederholten Merkmale der *Mixcouatl*-Bilder wieder. Das Bildwerk hat eine Höhe von 1 m 50 cm. Es ist in flachem Relief gearbeitet. Ein Abguss davon befindet sich im Königlichen Museum für Völkerkunde zu Berlin.



Eine zweite Reihe von Bildwerken bilden die Figuren, die weibliche Gottheiten darstellen. Hier ist zunächst die Figur Abb. 22, Taf. VI zu erwähnen, die zur Zeit unserer Anwesenheit in Teayo vor der Mitte der Südseite der Pyramide stand. Sie ist aus einem Sandsteinpfeiler herausgearbeitet und auf allen vier Seiten skulptiert, ragte aber, wie man sieht, nur bis zur Mitte des Leibes aus dem Boden heraus. Wahrscheinlich ist der untere Teil der Figur abgebrochen. Von dem Scheitel bis zu der Stelle, wo die Figur im Erdboden eingegraben ist, d. h. bis zur Mitte des Leibes, misst sie 1 m 77 cm. Der Oberkörper ist nackt. Die untere Hälfte des Leibes war, wie man an der Zeichnung Abb. 23a gerade noch erkennen kann, mit dem *cueitl*, dem Hüftentuche der Weiber, bekleidet, das in der Mitte des Leibes mit einem Gürtel befestigt wurde. Der Kopf ist mit einer grossen, an den vier Ecken mit Rosetten versehenen Zackenkrone bedeckt, dem *amacalli*, der aus Rindenpapier geschnittenen Krone, dem bekannten Kopfschmucke der Maisgöttin, die in der Stadt Mexiko unter dem Namen

Abb. 21. *Mixcouatl*, der Gott des Krieges und der Jagd. Relief auf einer Steinplatte. Castillo de Teayo.

Chicome couatl »neun Schlange« bekannt ist (vgl. Abb. 24, Taf. VII und 25). In der Mitte der Vorderseite (vgl. Abb. 22 a, Taf. VI und 23 a) sieht man über dieser Krone noch ein trapezartiges Gebilde emporragen. Das entspricht wohl dem *miotli*, der aus Trapez und Strahl zusammengesetzten Figur, die an derselben

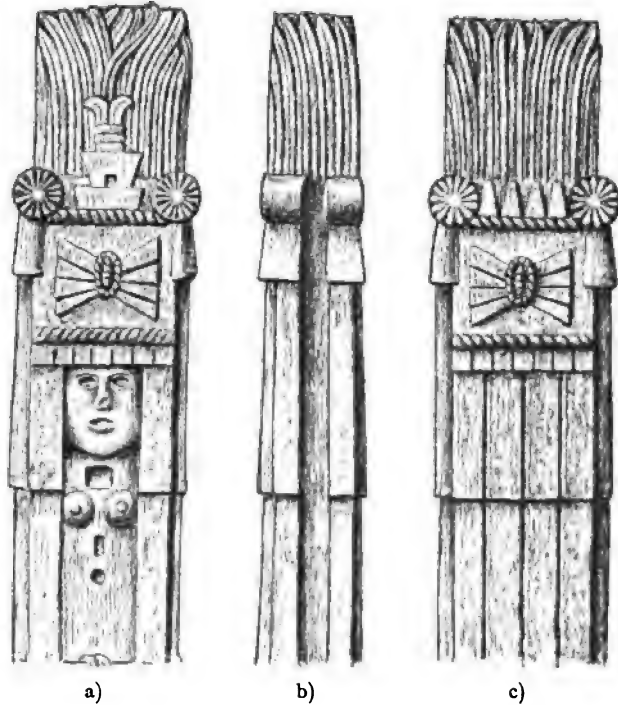


Abb. 23 a-c. Steinfigur der Maisgöttin. Castillo de Teayo. (Nach Zeichnung.)

Stelle der Krone in der Abbildung 25 zu sehen ist, und die eine Abbeviatur des Sonnenbildes und eine Hieroglyphe für Jahr ist, der man genau in der gleichen Form in Bildwerken der engeren mexikanischen Provinz, in den Bilderhandschriften der Codex Borgia-Gruppe und denen der Gruppe der Wiener Handschrift, wie in Skulpturen der Tempelpaläste von Uxmal in Yucatan, begegnet. Über der grossen viereckigen Krone ragt dann in unserer Figur Abb. 22, 23 noch ein mächtiger Quetzalfederbusch in die Höhe. Und das *miotli*-Trapez in der Mitte der Vorderseite ist von einem zwei gablig auseinandergehende Federn enthaltenden Schmucke gekrönt, der dem *astaxelli*, dem Reiherfeder-

gabelbusche der Krieger, entspricht, den wir an den oben beschriebenen *Mixcouatl*-Figuren ebenfalls schon kennen gelernt haben.

Eine zweite ähnliche Figur ist das Bildwerk Abb. 26, 27, Taf. VIII, das zur Zeit, wo wir in Castillo de Teayo weilten, an der Südostecke der Pyramide aufgestellt war. Es ist auch ein vier-

eckiger Steinpfiler, dessen über der Erde sichtbarer Teil eine Höhe von 1 m 48 cm hatte. Die breite Vorderseite misst 55 cm in der Breite, die Schmalseiten 32 cm. Es ist auch eine

weibliche Figur, deren Oberkörper unbekleidet ist, während um die untere Hälfte des Leibes das *cueitl*, das Hüftentuch der Weiber, geschlagen ist. Die Figur hat die Arme über dem Leibe gekreuzt. Der Kopf ist auch von einer grossen, oben in Zacken ausgeschnittenen Papierkrone (*amacalli*) bedeckt, aber es fehlen dieser Krone die Rosetten an den vier Ecken, sowie der mächtige Busch von Quetzalfedern, der bei der Figur Abb. 22, 23 aus der Krone emporragte. In die Verwandtschaft der Maisgöttin wird diese Figur wohl auch gehören. Da aber besondere Kennzeichen fehlen, so ist eine Bestimmung nicht mit Sicherheit vorzunehmen.

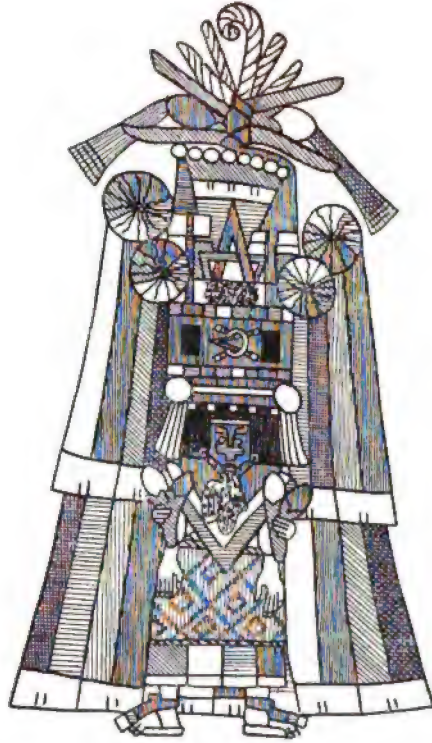


Abb. 25. *Teteo innan*, die alte Göttermutter, als Maisgöttin, am *Ochpaniztli*, dem Erntefeste. — Codex Borbonicus 30.

Interessanter ist die Figur Abb. 28, 29, Taf. IX, die sich noch an ihrem ursprünglichen Aufstellungsorte, auf dem jenseits der Barranca im Südosten des Ortes ansteigenden Cerro de Zapotitlan, auf einem kleinen Cú neben einer besonderen, unten zu beschreibenden *Tlaloc*-Figur befindet. Die *Tlaloc*-

Figur, die eigentlich ein in einen *Tlaloc* transformiertes Rasselbrett *chicauaztli* darstellt (vgl. unten Taf. XIII), steht noch aufrecht. Die Figur Abb. 28, 29 (Taf. IX) aber lag mit dem Gesichte nach unten am Boden, und es hat unseren freundlichen Begleitern nicht geringe Mühe gemacht, den schweren vierkantigen Steinklotz umzuwälzen, so dass wir auch die Vorderseite zeichnen und photographieren konnten. Es ist ein, ähnlich den vorigen, auf allen vier Seiten skulptierter vierkantiger Steinpfeiler, dessen gesamte Höhe 2 m 8 cm beträgt, wovon 1 m 52 cm auf den obern skulptierten Teil entfallen. Mit dem $\frac{1}{2}$ m langen untern Stücke war die Figur augenscheinlich in dem Boden eingegraben gewesen. Der Typus ist dem der beiden vorigen Figuren ähnlich. Der Oberkörper ist vermutlich auch unbekleidet gedacht. Aber die Brüste sind hier durch einen aus drei Reihen dicht aneinander gefügter Steinperlen bestehenden Halskragen verdeckt. Und auf der Enagua, dem Hüftentuche (*cueitl*), ist das Datum *ce tochtli* »eins Kaninchen« angegeben, der Tag, an dem der Tradition nach die Erde geschaffen wurde, der also das Symbol und das Zeichen der Erde ist und diese Figur als die Erdgöttin bezeichnet. Der Kopf ist auch von einer grossen viereckigen Krone, einem *amacalli*, bedeckt, dem aber die Zacken am oberen Rande und die grossen Rosetten an den vier Ecken, die die Krone der Maisgöttin kennzeichnen, fehlen. Dafür ist die Krone oben — wie wenigstens an der Hinterseite (Abb. 29c) und den beiden Seitenflächen (Abb. 29b) noch deutlich zu erkennen ist — von einem ganzen Kranze von Rosetten umzogen, der vermutlich dem Kranze weisser *isquixochitl*-Blüten, mit dem die Göttin *Xochiquetzal* in den Handschriften häufig dargestellt ist, entspricht. Auf eine der *Xochiquetzal*, der Göttin der Liebe, der Herrin der Zeugung, verwandte Gestalt, weist auch das Rasselbrett, das hier, wie ich angab, neben der Göttin aufgepflanzt ist. Das Rasselbrett (*chicauaztli*) ist das Zauberinstrument, mit dem die Fruchtbarkeit der Erde, wie der Menschen, bewirkt wird. Es wird in den Handschriften und andern bildlichen Darstellungen dem Gotte *Xipe Totec*, der der Gott der Vegetation oder der Erdgeist, der Feldgeist, ist, ferner der Maisgöttin, der Wassergöttin und den Regen- und Berggöttern in die Hand gegeben. Und wir sehen es in den Handschriften der Codex Borgia-Gruppe zwischen dem ersten

Menschenpaare, dem Paare in Kopulation, aufragen, das bei *Tonacatecutli*, dem Herrn der Lebensmittel, dem Regenten des ersten Tageszeichens *cipactli*, den Wirkungskreis dieses Gottes zum Ausdrucke bringt. Wenn wir also hier, auf dem Cerro de Zapotitlan, neben dem Bilde der Erdgöttin ein Rasselbrett aufgepflanzt fanden, so ist das ein Beweis, dass diese Göttin als eine Göttin der Fruchtbarkeit, der Zeugung und der Vorgänge, die die Vermehrung und die Erneuerung des Lebens bewirken, aufgefasst sein soll. Und wenn dieses Rasselbrett, wie die Figur zeigt (siehe Abb. 43, 44 Taf. XIII), gleichzeitig mit den Zügen und den Abzeichen des Regengottes ausgestattet ist, so soll augenscheinlich damit gesagt sein, dass durch den Regen und den Regengott die Fruchtbarkeit der Erde und im weiteren Sinne die Fruchtbarkeit überhaupt bewirkt wird.

Ebenfalls noch an ihrem ursprünglichen Aufstellungsorte, auf einer von Schluchten umzogenen flachen Kuppe unmittelbar im Nordwesten des heutigen Orts, wo zur Zeit unseres Aufenthalts in Teayo ein gewisser José Maria Serrano seinen Potrero hatte, liegt das plumpe Steinbild der Wassergöttin *Chalchiuhtlicue*, das ich nach einer von mir angefertigten Zeichnung in Abb. 30 habe wiedergeben lassen. Der Steinklotz hatte an der Vorderseite eine Breite von 55 cm und ragte 70 cm aus der Erde empor. Als Göttin des fliessenden Wassers, der Quellen und der Bäche charakterisierte sich diese Figur insbesondere durch die am oberen und unteren Rande mit Muschelscheiben besetzte, aus einer Reihe von Schnüren bestehende Kopfbinde, die man in gleicher Weise in den *Chalchiuhtlicue*-Bildern der Handschriften (Abb. 33, 34), wie auf andern Steinbildern der Wassergöttin der eigentlich mexikanischen Provinz (Abb. 31, 32), angegeben findet.

Als letztes der Bilder weiblicher Gottheiten nenne ich endlich die »Chinola«, das schöne Stück Abb. 35 Taf. X, das auf dem Cerro de la Chinola, der in westlicher Richtung etwa eine Legua von Castillo de Teayo entfernt liegt, zwischen zwei Brunnen aufgerichtet stand. Es ist das Stück, das den heutigen Bewohnern der Gegend am meisten Eindruck gemacht hat, so dass sie es fast wie die Figur einer Heiligen verehrten, Wallfahrten zu ihr veranstalteten, sie bekränzten und Wachskerzen vor ihr aufstellten. Das Wehklagen war gross, als im Jahre



Abb. 30. Steinbild der Wassergöttin *Chalchiuhtlicue*. Im Potrero José Maria Serrano's bei Castillo de Teayo.

1895 die Landesregierung das Stück nach dem Museum der Hauptstadt bringen liess. Und fast rührend war die Freude der Leute, als ich ihnen eine kleine Skizze, die ich von der Figur im Museo Nacional de México gemacht hatte, in meinem Zeichenbuche zeigen konnte. Die Figur soll augenscheinlich auch ein Bild der Göttin des fließenden Wassers, der Quellen und Bäche, *Chalchiuhtlicue*, der Göttin mit dem Smaragdgewande, darstellen. Das sieht man an der Kopfbinde, deren wesentliches Element hier auch von Schnüren gebildet wird, die am unteren Rande



Abb. 31a. »Prêtresse aztèque« (Vorderseite). — Christy Collection.

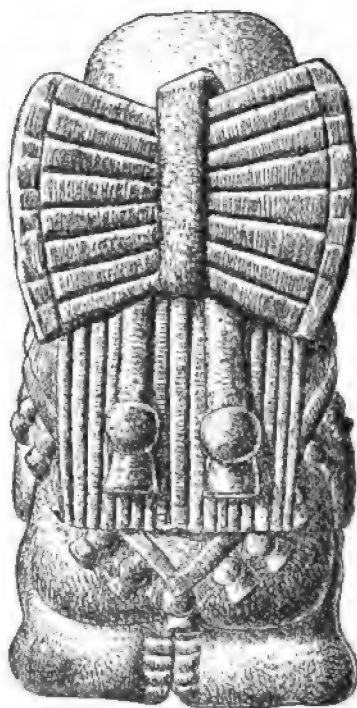


Abb. 31b. »Prêtresse aztèque« (Rückseite).

mit Muschelscheiben besetzt sind. Aber die Figur ist ungleich reicher und sorgfältiger ausgeführt. Das Gesicht, die Arme und die Hände sind mit roter Farbe bemalt. Der Oberkörper ist nicht nackt, wie bei den andern Figuren, sondern gleich den *Chalchiuhtlicue*-Bildern der eigentlich mexikanischen Provinz mit dem dreieckig zipfligen *quechquemiltl* bekleidet, das blaugrüne Farbspuren aufweist. In dem durch-



Abb. 32 a, b. Steinfigur der Wassergöttin *Chalchiuhtlicue*. Sammlung Uhde. Königl. Museum für Völkerkunde Berlin.

bohrten Ohrläppchen steckt ein mit blauer Farbe gemalter röhrenförmiger Pflock, ein *xiuhcoyolnacochtli*, aus dem ein nach Art der Hieroglyphe *chalchiuhtl* (grüner Edelstein, Nephrit) gemalter Riemen heraushängt. Die Handgelenke sind mit breiten Bändern geschmückt. Die an dem untern Rande mit Muschelscheiben besetzten Schnüre, die die Kopfbinde bilden, und die mit weisser Farbe gemalt sind, sind hier mit einem stufenförmigen Aufbaue verbunden, über dem oben zwei Schlangen sich verstricken, während an beiden Seiten Quetzalfedern herausragen, die ebenfalls blaugrüne Farbspuren aufweisen. Die ganze Figur endlich erhebt sich über dem nach oben geöffneten

Schlunde eines Ungeheurrachens, der durch eine Reihe von Augen (d. h. Sternen) als dunkel oder nächtig bezeichnet wird,



Abb. 33. *Chalchiuhtlicue*, Göttin des fließenden Wassers. Herrin des fünften Tonalamatl-Abschnittes *ce acatl* »eins Rohr«. Codex Borbonicus 5.



Abb. 34a. *Chalchiuhtlicue*, sechste der neun Herren der Stunden der Nacht. Codex Borbonicus 5.



Abb. 34b. *Chalchiuhtlicue*, dritte der dreizehn Herren der Stunden des Tages. Codex Borbonicus 5.

und der ein aus den Bilderschriften zur Genüge bekanntes Symbol der Erde, als des alles verschlingenden Ungeheuers, darstellt.

Eine dritte Reihe von Figuren sind Bilder *Xipe Totec's* »Unsers Herrn, des Geschundenen«, des Erdgottes, des Feld-

geistes, dem die Mexikaner in der Zeit des Vorfrühlings, vor der Aussaat, das *tlacaxipeualistli*, das grosse Fest des Menschenschindens, feierten, an dem — in der ursprünglichen Form, wie dieses Fest gefeiert wurde — ein auf dem runden Steine bekämpfter Krieger nachher, an einem Holzgerüste mit ausgebreiteten Armen und Beinen befestigt, mit Wurfspeeren erschossen wurde, damit durch

das herabtropfende Blut die Erde befruchtet, kräftig gemacht oder geradezu — so ist der mexikanische Ausdruck zu verstehen — begattet werde.

Den Opfern zog man die Haut ab, und die Priester oder gewisse Personen, die infolge eines Gelübdes zu diesem Dienste sich erbieten,

zogen die Haut über und wurden dadurch zu lebenden Abbildern des Gottes, indem sie mit diesem Überziehen der Haut gleichzeitig zur Anschauung brachten, dass auch die Erde eine neue Haut anziehen, dass sie von neuem mit Grün sich bekleiden werde.

Das Bild dieses Gottes, das wir in Castillo de Teayo getroffen haben, und das ich in Abb. 36 a, b (Taf. X) nach einer von meiner Frau aufgenommenen Photographie, in Abb. 36 c, d nach meinen Zeichnungen habe wiedergeben lassen, ist nun deshalb ausserordentlich interessant, weil es nicht nur in der gewöhnlichen Weise der Bilderschriften die Menschenhautmaske durch den weit

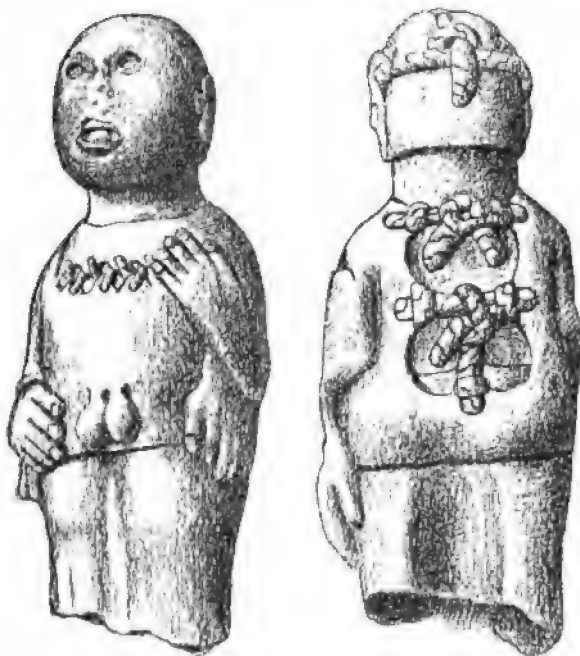


Abb. 36 c, d. Steinbild *Xipe Totec's* »Unsers Herrn, des Geschundenen«, des Erdgottes. Castillo de Teayo.

(Nach Zeichnung.)

offenen, sperrenden Mund und den Augenschlitz, die über den Rumpf gezogene Menschenhaut durch die neben der Hand des Gottes herunterhängenden Hände und den vorn am Bauche herabhängenden Hodensack der Haut markiert, sondern auch in ganz vorzüglicher und durchaus realistischer Weise zeigt, wie man an der abgezogenen Haut den quer über die Brust gehenden Opferschnitt zusammennähte und Haut und Maske, die beim Eintrocknen natürlich beträchtlich geschrumpft sein mussten, durch an der Rückseite angebrachte Schnürung über den Körper des Trägers spannte. Das in Abbildung 36 wiedergegebene Bruchstück hat eine Höhe



Abb. 37. Torso *Xipe Totec's* »Unsers Herrn, des Geschundenen«, des Erdgottes. Castillo de Teayo.



Abb. 38. Steinbild *Xipe Totec's* (?). Castillo de Teayo.

von 88 cm. Es stand zur Zeit unserer Anwesenheit in Teayo vor dem Juzgado des Dorfes, an einen der hölzernen Pfeiler des Vordaches gelehnt.

Ein zweites Bruchstück von 80 cm Höhe, dem leider nicht nur die Beine, sondern auch der Kopf fehlen (Abb. 37), stand an der Westseite der Pyramide. Es zeigt aber auch nicht nur die neben der Hand des Gottes herunterhängende Hand der übergezogenen Menschenhaut, sondern auch ganz deutlich den

vernähten Querschnitt über der Brust, der die Stelle bezeichnet, wo der Priester die Brust öffnete, um das Herz des Opfers herauszureissen.

Ich schliesse hier noch das Bruchstück Abb. 38 an, das durch den runden Kopf und die Mundform an die *Xipe*-Figur Abb. 36 erinnert, aber doch vermutlich irgendeinen andern Gott darstellt, da an der Figur nichts von einer übergezogenen Menschenhaut zu erkennen ist. Die Figur hat eine eigentümliche Halskette, an der vielleicht Schneckengehäuse aufgereiht sein sollen, tief auf die Brust herabhängend und hält in der linken Hand eine Tasche für Räucherwerk (*copalxiquipilli*), in der rechten ein Werkzeug, das die Form der Klinge eines Kupferbeiles (*tepostli*) hat. Eine genauere Bestimmung der Figur vermag ich nicht zu geben. Das Bruchstück ist 1 m 40 cm hoch und stand an der Westseite der Pyramide nahe dem Treppenaufgange neben der oben in Abb. 21 wiedergegebenen Relieffigur *Mixcouatl's*.

Eine vierte, wieder bekannte Typen enthaltende Reihe sind die Regengott- oder *Tlaloc*-Figuren. Ein einfaches, aber ziemlich stark mitgenommenes

Stück ist das in Abb. 40 wiedergegebene. Es ist eines der Stücke, die die Kolonisten rings um das grosse Kreuz, das an der Salida de Izhuatlan, dem Westausgange des Dorfes, mitten im Wege errichtet ist, zusammengetragen haben, und steht an der dem Dorfe zugekehrten Seite des Kreuzes an der linken Ecke (vgl. Abb. 39 Taf. XI). Es ist 73 cm hoch und hat oberhalb des Gesichts eine merkwürdige pyramidale Zuspitzung, deren eigentliche Natur, infolge der starken Zerstörung nicht mehr zu erkennen ist. Das *Tlaloc*-Gesicht ist wohl erhalten. Die Nase ist aus den Windungen einer Schlange, die auch die Augen umzieht, zusammengedreht, wie das auch an den *Tlaloc*-Bildern der Handschriften häufig zu sehen ist.



Abb. 40. Steinfigur des Regengottes *Tlaloc* an der Salida de Izhuatlan. Castillo de Teayo.

Ein interessantes Stück ist die Figur Abb. 41, 42, Taf. XII, die zur Zeit unserer Anwesenheit in Teayo vor dem Juzgado des Ortes an einen der das Vordach tragenden Pfeiler gelehnt stand. Das Bruchstück ist 1 m 3 cm hoch und stellt eine mit der Schambinde (*maxtlatl*) der Männer bekleidete Gestalt dar, deren Arme einfach zu den Seiten des Leibes herunterhängen. Das Gesicht zeigt die grossen runden, umrandeten Augen, die aus einer Art Schlangenleib zusammengedrehte Nase, den an den Enden sich einrollenden Streifen über der Lippe und die lang herabhängenden Zähne, — das typische *Tlaloc*-Gesicht. Zu den Seiten des Lippenstreifens strahlt aber noch jederseits, nach rechts und links, ein besonderes, sich am Ende einrollendes Gebilde aus, das ich in dieser Weise bei andern *Tlaloc*-Bildern noch niemals gesehen habe. Und über dem eigentlichen Gesicht ist noch ein zweites *Tlaloc*-Gesicht angegeben, dem allerdings die Zähne fehlen, indem nur eine Art Mund von den oben sich rückwärts krümmenden Enden der Brauen des untern Gesichts gebildet wird.

Dieses zweite *Tlaloc*-Gesicht stellt gewissermassen den untern Teil der Federkrone des Gottes dar. Zu den Seiten des Gesichtes sind die charakteristischen, eine viereckige Platte aufweisenden Ohrgehänge des Regengottes ausgemeisselt. Und dahinter kommen die breiten Enden der grossen, *tlaquechpanyotl* genannten Hinterhauptschleife des Regengottes zum Vorschein. Eine in der Mitte der Brust eingemeisselte Vertiefung war zweifellos ehemals von einem grünen Edelstein, einem Nephrit oder einem chloritischen Silikatgesteine, der Klasse, die von den Mexikanern *chalchiuitl* genannt wurde, ausgefüllt, wodurch der Figur ein Herz eingesetzt, sie also zur lebenden gemacht sein sollte.

Auch das grosse steinerne Rasselbrett *chicauaztli*, das, wie ich oben (S. 280) schon angab, auf dem jetzt mit Wald bedeckten, im Südosten des Dorfes (jenseits der den Ort umziehenden Barranca) aufragenden Cerro de Zapotitlan auf einer kleinen Steinpyramide neben dem grossen, auf Tafel IX wiedergegebenen Steinbilde der Erdgöttin aufgepflanzt stand, zeigt auf seiner Vorderfläche ein Relief, das die typischen Merkmale einer *Tlaloc*-Figur wiedergibt (Abb. 43, 44, Taf. XIII). In der Tat, man erkennt unschwer die grossen umrandeten Augen, die zu-

sammengedrehte Nase, den Lippenstreifen und die langen Zähne. Nur der Ohrschmuck hat nicht die charakteristische Form, sondern stellt nur einen einfachen runden Pflock oder eine kreisrunde Scheibe dar. Die Stirn ist von einem Bande umgeben, dem unten ein Kranz von dicht aneinander gestellten kurzen viereckigen Federn angefügt ist. Das ist eine Zeichnung, durch die auf andern Monumenten (z. B. dem grossen sogenannten Kalendersteine des Museo Nacional de México) die Farbenfolge der Türkisvogelfedern zum Ausdrucke gebracht wird. Über dieser Binde ragen Federn empor, die wohl die Reiherfederkrone (*aztatzontli*) des Regengottes wiedergeben sollen, und darüber endlich erhebt sich ein gabliger Federschmuck, der dem *aztaxelli*, dem Reiherfedergabelschmucke der Krieger, entspricht. Unterhalb des Gesichts hängen zwei Ketten von Steinperlen, von denen die untere noch mit besonderen Gehängen versehen ist, auf die Brust herab. Und zwischen ihnen und dem Munde ist eine Vertiefung eingegraben, wo zweifellos auch ein *chalchiuitl* eingesetzt war, der das Herz vertreten, das Idol zu einem lebendigen machen sollte.

Ein Bild des Regengottes ist auch die 1 m hohe Steinfigur, Abb. 45 a, b, Taf. XIV, die in die aus Steinen aufgesetzte Umzäunung des Gehöftes des Herrn Pimeno Garcia vermauert ist, zusammen mit einem andern, unten noch zu beschreibenden Reliefbruchstücke. Hier ist der Regengott aber nicht mit dem Gesichte abgebildet, das ich bei den drei vorhergehenden Figuren beschrieben habe, und das, wie sich nachweisen lässt, aus einem durch die Windungen zweier Schlangen gebildeten Gesichte hervorgegangen ist, sondern ist mit einfach menschlichen Gesichtszügen dargestellt. Als Regengott kennzeichnet er sich aber durch die Ohrgehänge und durch die Zackenkrone und das über dieser aufragende, aus einem Trapez und einem dreieckigen Strahle bestehende Gebilde, das *miotli* genannt wird und eine Abbeviatur des Sonnenbildes ist, die in den Bilderschriften zur Kennzeichnung des Jahres und der Jahresdaten verwendet wird. Die Figur hält in der rechten Hand eine Maispflanze (*toctli*), in der linken eine Tasche für Räucherwerk (*copalxiquipilli*). Beides sind bekannte Attribute des Regengottes; denn der Regengott ist der die Felder befruchtende Gott, der die Maispflanzen aufspriessen lässt. In seinem Reiche, dem auf dem Kamme der Berge gelegenen

Tlalocan, ist eine Fülle von jungen Maispflanzen, von grünen Capsicum-Pfefferschoten, von Bohnen in ihrer Hülse u. s. w. vorhanden. Die Tasche mit Räucherwerk ist das Kultusabzeichen, ein Beleg dafür, dass der Gott das ihm Zukommende erhalten

hat, dass er befriedigt ist, dass es also Lebensmittel in Fülle geben wird. Auch bei dieser Figur endlich ist in der Mitte der Brust eine kleine Vertiefung sichtbar, in der ein *chalchiuhtl*, das Abbild des Herzens, das Symbol des Lebens, eingesetzt war.

Ein weiteres *Tlaloc*-Bild ist mir nachträglich durch eine Photographie bekannt geworden, die Herr Teobert Maler, der kurze Zeit nach mir nach Castillo de Teayo kam, sich aber längere Zeit dort aufhalten konnte, von diesem von ihm aufgefundenen Bilde gemacht hat. Wir sehen hier wieder das typische *Tlaloc*-Gesicht, mit der Zackenkrone und dem *miotli*-Kopfaufsatz. In der rechten Hand scheint der Gott einen Stab (Rasselstab?), in der linken eine Maispflanze zu halten. Ich kenne leider nur die Vorderansicht dieser Figur, und an ihr sind die Gegenstände, die der Gott in den Händen hält, nicht deutlich und nicht vollständig zu erkennen.



Abb. 46. Steinfigur *Tlaloc*'s, im Busch am Boden liegend, von Teobert Maler aufgefunden und photographiert.

In einer Schlucht endlich, die nahe dem westlichen Ausgange des Dorfes von der nach Izhuatlan gehenden Strasse nach Süden sich abzweigt, liegt ein grosser, 2 m 50 cm breiter, 1 m 10 cm hoher und entsprechend dicker Steinklotz, der vielleicht von weiter oben herabgerollt ist, und der auf der einen Seite ein Relief trägt (Abb. 47), auf dem wir wieder auf der linken Seite die Figur *Tlaloc*'s, auf der rechten, ihm gegenüber, die der Göttin *Xochiquetzal* erkennen. Die Schlucht wird nach diesem Reliefstein die »Zanja de la Piedra Labrada« genannt. Eine Photographie konnten wir von dem Reliefe nicht aufnehmen,



Abb. 47. Relief von der Zanja de la Piedra labrada, nahe dem westlichen Ausgange des Dorfes Castillo de Teayo, den Regengott *Tlaloc* und die Göttin *Xochiquetzal* darstellend.

da der Stein sich gesenkt hat und die das Relief tragende Fläche dem Boden zugekehrt ist. Es war sogar schwierig eine Zeichnung zu machen, da ich, unter dem Steine auf dem Boden liegend, nur mühsam die auch schwer sichtbaren Umrisse der Figuren in mein Buch eintragen konnte. Teobert Maler hat aber, als er nach Castillo de Teayo kam, den Stein umdrehen



Abb. 48. *Tlaloc*, der Regengott. Abbild des sechsten Jahresfestes *Etsalqualiztli*. Codex Magliabecchiano XIII, 3. Fol. 34.

lassen und so eine Photographie von ihm aufnehmen können, nach der ich meine Zeichnung habe korrigieren können. Das Bild hat mir besondere Freude gemacht, da die *Tlaloc*-Figur dieses Reliefs fast genau die einer mexikanischen Bilderhandschrift, des in der Florentiner Biblioteca Nazionale aufbewahrten Codex Magliabecchiano XIII, 3 (Abb. 48), wiedergibt. Die Zacken und die Reiherfedern, die in der letzteren Abbildung über der Krone des Gottes noch zu sehen sind, sind vermutlich in dem Reliefbilde von Castillo de Teayo auch vorhanden. Ich habe sie nur

bei der ungünstigen Lage des Steines nicht erkennen können. Auch in diesem Reliefbilde hält der Gott in der rechten Hand den *ostopilli*, den weissen, in Blüten endigenden Stab (den Binsenstab), und den Kopalbeutel (*copalxiquipilli*), in der linken eine blühende Maisstaude (*toctli*). Ihm gegenüber ist die Göttin *Xochiquetzal* mit ihrer Papierkrone (*amacalli*) dargestellt, über der die Blume (*xochitl*) und die Quetzalfeder (*quetzalli*), die den Namen der Göttin zum Ausdruck bringen, emporragen. Die

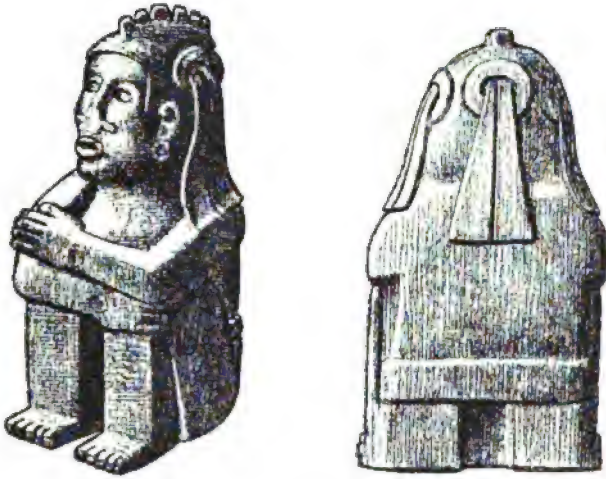


Abb. 51 a, b. Steinfigur *Macuil xochitl's*, des Gottes der Musik, des Tanzes und des Spieles. Salida de Izhuatlan von Castillo de Teayo.

Göttin ist mit dem *quechquemiltl* bekleidet dargestellt, in der durchbohrten Nasenscheidewand eine Schmuckplatte halbmondförmiger oder schmetterlingförmiger Gestalt, ein *yacametztl* oder *yacapapalotl*, tragend, und in der rechten Hand ebenfalls eine Maisstaude (*toctli*), in der linken Hand das Rasselbrett, *chicauastli*, haltend, das Zeichen der Fruchtbarkeit und das Zauberinstrument, mit dem die Priester den Regen aus dem Lande des Regens, aus *Tlalocan*, herbeizaubern.

Im Anschluss hieran erwähne ich noch eine ziemlich intakte Figur (Abb. 49, 50, Taf. XV), die zur Zeit unseres Aufenthalts in Teayo an der Westseite der Pyramide, nahe der Südseite des Treppenaufgangs, stand. Es ist eine 1 m 37 cm hohe, mit der Schambinde (*maxtlatl*) der Männer bekleidete Figur, die eine

hohe, viereckige, etwas an die der Maisgöttin erinnernde Federkrone trägt, aber im übrigen keine besonderen Abzeichen an sich hat.

Wohl charakterisierte Gestalten sind dagegen wiederum die beiden Figuren, die man in der oben Tafel XI wiedergegebenen Photographie der *Salida de Izhuatlan*, des westlichen Dorfausgangs, an den Ecken des das Kreuz tragenden Postamentes aufgestellt sieht. Ich habe in Abb. 51 eine Zeichnung der einen dieser beiden Figuren reproduzieren lassen. Es ist eine 82 cm hohe sitzende Figur, die die Arme über den Knien übereinander geschlagen hat, in der Haltung eines Ausruhenden oder eines unbeteiligten Zuschauers. Der Kopf ist von einer Art Kappe bedeckt, die auch breit über den Rücken herabfällt, und die mit einem Zackenkamme auf dem Scheitel und drei im Umkreise des Kopfes verteilten Scheiben, aus denen je zwei Riemen heraushängen, geschmückt ist. Das ist die bekannte Figur *Macuixochitl's*, des Gottes der Musik, des Tanzes und des Spiels, dessen Bild, mit roter Farbe bemalt und in der Haltung eines Zuschauers, man auf den Ballspielplätzen aufzustellen pflegte, von dem auch neuerdings bei den Ausgrabungen in der Calle de las Escalerillas ein rot bemaltes Steinbild (vgl. Abb. 52) zum Vorschein gekommen ist, zusammen mit einer Menge von Miniaturnachbildungen von Musikinstrumenten¹⁾. Ich habe seinerzeit nachgewiesen, dass dieses Idol den eigentümlichen Scheitelkamm dem Umstande verdankt, dass sein Gesicht eigentlich aus dem aufgesperrten Rachen des *quetzalcoxcotli*, eines Vogels mit Scheitelfederkamm, der seine Verkleidung bildet, hervorsehen soll. Das Interessante an unserem Steinbilde von Castillo de Teayo ist nun, dass hier nicht eine, sondern zwei Figuren existieren, die augenscheinlich als Gegenstücke oder Pendants gedacht sind, denn es sind in allen Einzelheiten durchaus gleiche, aber symmetrisch zueinander gearbeitete Figuren, indem die eine den rechten Arm über den linken, die andere den linken Arm über den rechten gelegt hat. Der Grund für dieses paarweise Auftreten des Gottes *Macuixochitl* liegt vermutlich darin, dass beim Ballspiel immer zwei und zwei Personen einander gegenüberreten.

¹⁾ Seler, Gesammelte Abhandlungen zur amerikanischen Sprach- und Altertumskunde. Band II. Berlin 1904. S. 885—890.

In die Verwandtschaft dieses Gottes gehört vielleicht auch die 80 cm hohe sitzende Steinfigur Abb. 55, 56, Taf. XVI. Die

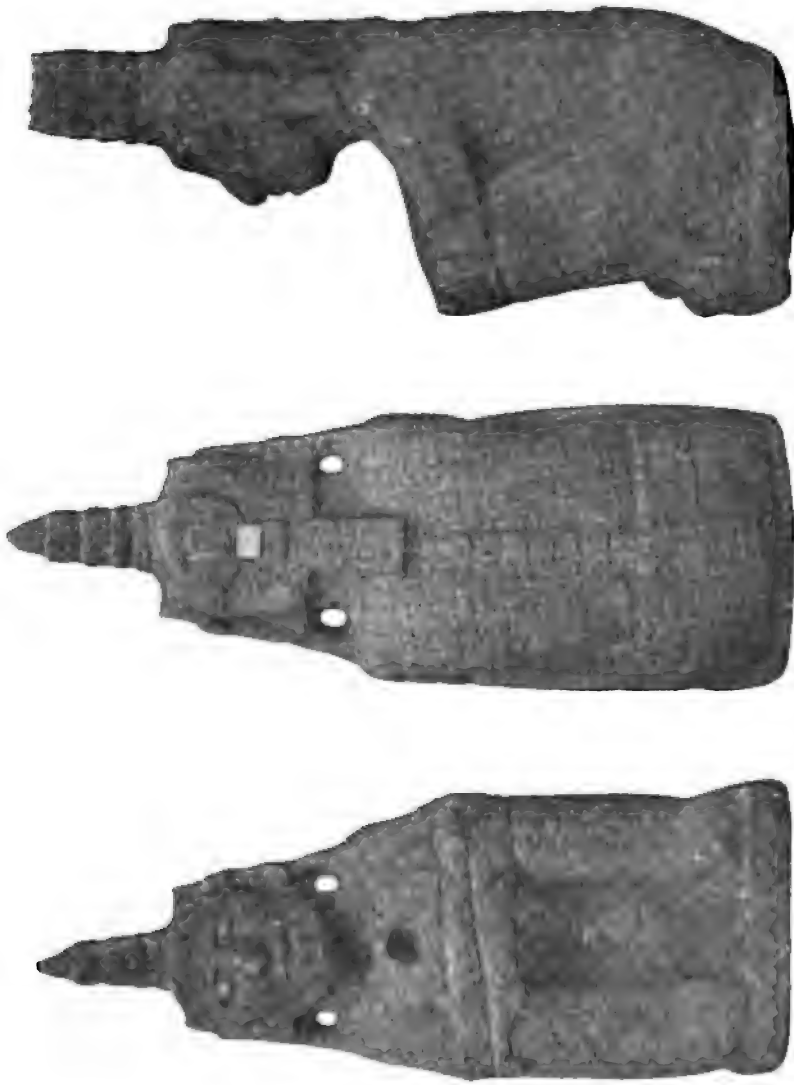


Abb. 52a-c. Rot bemaltes Steinbild *Macuil xochitl's*, des Gottes der Musik, des Tanzes und des Spiels, im Dezember 1901 in der Calle de las Escalerillas in México gefunden, zusammen mit Miniaturnachbildungen aller Arten von Musikinstrumenten.

Leute von Castillo de Teayo sind auf diese Figur besonders stolz und haben sie in ihrem Juzgado, dem Rathause, aufgestellt. Sie

nennen sie Benito Juarez, vielleicht wegen des ausgeprägten Indianertypus, den das Gesicht aufweist. Es ist eine bloss mit der Schambinde (*maxtlatl*) der Männer bekleidete Gestalt, die die Arme leicht auf den Knien ruhen hat. Die rechte Hand ist hohl und dient offenbar dazu, in ihr den Stiel eines Banners oder



Abb. 53. Banner- oder Fackelträger, auf einem Grundstücke an der Calle del Indio triste in der Hauptstadt México gefunden. Jetzt im Museo Nacional de México.



Abb. 54. Steinmaske. Castillo de Teayo.

einer Fackel zu befestigen, so dass sich diese Figur dem berühmten »Indio triste« (Abb. 53) vergleicht, der seinerzeit auf dem Grundstücke der Familie Mota an der nach ihm benannten Calle del Indio triste in der Hauptstadt México gefunden wurde, und der wahrscheinlich einer der Bannerhalter ist, die sich ehemals auf der Höhe der Tempelpyramide *Uitzilopochtli's* am Ende der Treppenwangen befanden, an denen man an Tagen, wo ein Fest gefeiert und Opfer gebracht wurde, Fahnen oder Banner aufsteckte.

Hier sei mir gleichzeitig noch gestattet, die schöne Steinmaske zu erwähnen, die in Abb. 54 wiedergegeben ist. Sie ist aus einem harten dioritischen Gestein gefertigt und diente vermutlich, gleich andern Stücken der Art, dazu, Idolen aus vergänglichem Material, die man an bestimmten Festen anfertigte



Abb. 57 a, b. Ziemlich zerstörte Steinfigur, einen Pulquegott (?) darstellend. Castillo de Teayo.



Abb. 58. Steinpfeiler mit dem Bilde einer Schlange. Castillo de Teayo.

und mit dem vollen Schmucke des Gottes behängte, als Gesicht vorgebunden zu werden.

Endlich gebe ich hier in Abb. 57 noch eine Steinfigur wieder, die an dem Kreuze, das die Kolonisten an dem westlichen Ausgange ihres Dorfes aufgerichtet haben (vgl. Abb. 39, Tafel XI), an einer der Ecken des Postamentes aufgestellt ist, die aber leider ziemlich zerstört und durch Bemalung mit verschiedenen Farben noch unkenntlicher gemacht worden ist. Es ist ein Stück, das die stattliche Höhe von 2 m 30 cm aufweist. An dem obern Ende des pfeilerartigen Bildwerks ist eine

Federkrone, ähnlich der, die wir bei dem Regengotte angetroffen haben, noch erhalten. Das Gesicht aber ist vollständig zerstört. Nur die Ohrgehänge sind deutlich, die auch denen des Regengottes (vgl. Abb. 42, 47, Taf. XII und S. 291) gleichen. Von der ganzen Vorderseite der Figur sind überhaupt nur noch die Arme zu erkennen und ein Stück des Steinbeiles, das die hier dargestellte Figur in der rechten Hand hielt. Auf der Hinterseite der Figur fällt ein Jaguarkopf, der vielleicht zu einem über den Rücken geworfenen Jaguarfelle gehört, in die Augen, und zu den Seiten dieses Kopfes zwei mit Federmosaik bedeckte Streifen,

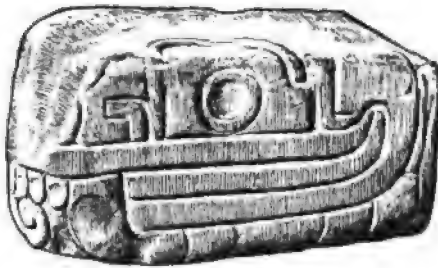


Abb. 59. Schlangenkopf.
Castillo de Teayo.

die vielleicht die Enden von Zöpfen oder Haarsträhnen darstellen. Aus dem Steinbeile könnte man schliessen, dass die Figur einen Pulquegott vorstellen sollte.

Als Pendant zu dieser Figur, an der andern Ecke des das Kreuz tragenden Postamentes, haben die Kolonisten den in Abb. 58

wiedergegebenen 1 m 80 cm hohen Steinpfiler aufgerichtet, auf dem man den zahnbewehrten Rachen einer Schlange und die Andeutung eines Schlangenleibes erkennen wird.

Ein anderes, besser erhaltenes Schlangenbild ist auf der Oberfläche einer Steinplatte zu sehen, das wir in einer der Nebenstrassen in der Steinumzäunung eines Gehöftes vermauert fanden. Ich habe das Stück in Abb. 60, 61, Taf. XVII wiedergegeben. Der skulptierte Teil hat eine Höhe von 1 m 39 cm. Man erkennt den etwas unförmlichen, schuppenbedeckten, hin- und hergewundenen Leib, einen ebenfalls etwas missgestalteten Rachen, dessen Kinnrand unten mit einer Art von Bartanhängen besetzt ist, und an dem peitschenartig verschmälerten Schwanzende eine Anzahl Klappern.

Ein ringsum skulptierter Schlangenkopf ist das Stück Abb. 59, das aber den Bewohnern des Dorfes unter dem Namen »el baul« (der Koffer) bekannt war.

Abb. 62, 63, Taf. XVIII ist eine wohlerhaltene Jaguarfigur von

1 m Länge und 42 cm Breite, die zur Zeit unserer Anwesenheit in Teayo an der Nordostecke der Pyramide lag. Der Doppelkreis, der auf der Mitte des Rückens zu sehen ist, und der die Ziffer »eins« darstellt, beweist, dass das ganze Bildwerk als Datum aufzufassen ist, als Darstellung des Tages *ce ocelotl* »eins Jaguar«, der der Anfangstag des zweiten Viertels des in fünfgliedrige Säulen geordneten Tonalamatl's und daher ein Symbol oder eine Verkörperung der Himmelsrichtung des Nordens ist. Dieser Tag und dieses Stück ist vermutlich als Name des Gottes des Nordens gedacht, als den wir wohl den Gott *Mixcouatl* anzusehen haben, von dem wir ja in Castillo de Teayo zwei wohl charakterisierte Abbilder angetroffen haben (vgl. Abb. 16, 17, Taf. V und 21, oben S. 277.



Dasselbe Datum *ce ocelotl* steht auch auf einem kleinen, 40 × 17 cm im

Abb. 64. Reliefbruchstück mit dem Datum *ce ocelotl* »eins Jaguar«, dem Zeichen des Nordens.
Castillo de Teayo.

Lichten messenden Reliefbruchstücke (Abb. 64), das wir in der Wand eines Hauses eingemauert fanden.

Das kleine Reliefbruchstück endlich, das man in der Photographie Abb. 45 (oben Tafel XIV) über der *Tlaloc*-Figur eingemauert sieht, und das ich in Abb. 65 in Zeichnung habe wiedergeben lassen, ist eines jener interessanten Bildwerke, die die alten Mexikaner auf der Unterseite der Monumente anzubringen pflegten, um diese dadurch als die Bodenseite zu kennzeichnen. Die Figur stellt nämlich die Erde in Gestalt einer Kröte dar, mit Todessymbolen ausgestattet und mit weit offenem Munde (vgl. Abb. 66), weil eben die Erde das alles verschlingende Ungeheuer und insbesondere das Tier ist, das an dem Abend die Sonne verschlingt, allerdings am Morgen auch wieder aus ihrem Rachen entlässt. Auch dies kleine Bild beweist wieder, wie eng verwandt die Kunst und die Symbolik dieser alten, an den Grenzen der Huasteca in der atlantischen Tierra Caliente angesiedelten Kolonisten mit dem Formenstile und der Ideenwelt

der in den zentralen Gebieten des Landes, in der Nähe der Hauptstadt wohnenden mexikanischen Stämme waren.

Das sind die Stücke, die wir bei unserem achttägigen Aufenthalt vom 11. bis 18. Januar 1903 in Castillo de Teayo sehen und studieren konnten. Abklatsche haben wir leider nicht in grösserer Zahl heimbringen können, da das beständige Regenwetter das Arbeiten verhinderte. Eine ganze Anzahl in Castillo



Abb. 65. Reliefbruchstück mit dem Bilde der Erdkröte.
Castillo de Teayo.

de Teayo gefundener Stücke sind ausserdem in den letzten Jahren, und vielleicht schon seit längerer Zeit, nach verschiedenen Orten verschleppt worden. So wurde uns gesagt, dass der kleine viereckige Sitz aus weissem Stein, dessen fünf skulptierte Seiten in Abb. 67 aufgeklappt gezeichnet sind, von dem wir in Tuxpam im Hause des Herrn Carlos Llorente einen Abklatsch nehmen konnten, aus Teayo stammen solle. Es ist einer der Sitze oder Altäre (*mo-*

mostli), die man an Wegen und Wegkreuzungen dem Gotte *Texcatlipoca* aufzustellen pflegte¹⁾. Denn er trägt auf seiner Oberseite das Datum *ce miquiztli* »eins Tod«, der der Tag und der Name des Gottes *Texcatlipoca* ist. Auf den Seitenflächen sind vorn und hinten die Jahre *ce acatl* »eins Rohr« und *ce calli* »eins Haus« angegeben, die Anfangsjahre des ersten und des dritten Viertels der zweiundfünfzigjährigen Periode, die deshalb den Mexikanern die Verkörperung der Himmelsrichtungen Osten und Westen waren. Und auf den andern beiden Seiten sieht man die diesen vorausgehenden Jahre *matlactli omei tochtli* »dreizehn Kaninchen« und *matlactli omei tecpatl* »dreizehn Feuersteinmesser« angegeben.

¹⁾ Vgl. Seler, Gesammelte Abhandlungen zur amerikanischen Sprach- und Altertumskunde. Band II. Berlin 1904. S. 872—882.



Abb. 66. Aussenseite (Unterseite) des Bodens der Steinkiste der Hackmackchen Sammlung
des Museums für Völkerkunde in Hamburg.

Aus Teayo stammt auch das kleine Relief Abb. 68 mit dem Bilde *Quetzalcouatl's* in seiner Federschlangenverkleidung, das Alfredo Chavero S. 351 des ersten Bandes von »México á través de los siglos« abbildet.

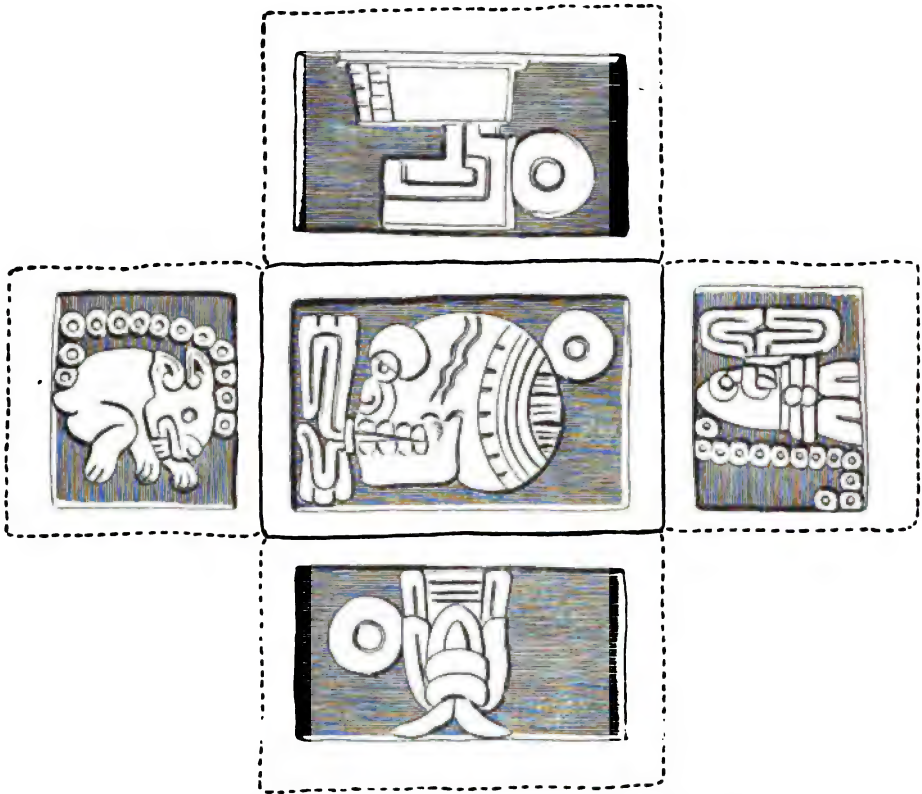


Abb. 67. Kleiner *Tescallipoca*-Steinsitz. Oberseite und vier Seitenflächen (aufgeklappt gezeichnet). Original im Besitze des Herrn Carlos Llorente in *Tuxpam*.

In Castillo de Teayo endlich ist auch das in Abb. 69 wiedergegebene, aus weissem Stein gefertigte Jochbruchstück gefunden worden, das wir in dem benachbarten Tihuatlan in dem Hause des Herrn Gabino Garcia sahen. Es ist ein Schenkelbruchstück, das Bein und Schwanz eines Vogels (Adlers?) und auf der Eckfläche ein Menschengesicht zeigt. Ein ganz ähnliches Bruchstück, vielleicht die andere Hälfte, sahen wir in dem kleinen Museum, das die Escuela Cantonal in Papantla birgt. Diese

Steinjoche gehören meiner Ansicht nach der totonakischen Kultur an, und wenn das Bruchstück Abb. 69 wirklich in Teayo gefunden worden ist, so kann es dorthin nur verschleppt worden sein.

Die Gesamtheit der Funde von Castillo de Teayo ist von besonderem Interesse nicht so sehr des Charakters der einzelnen Stücke halber — ob-

wohl, wie wir gesehen haben, merkwürdige und wichtige Typen sich darunter befinden —, als weil wir hier den gesamten gottesdienstlichen Bildervorrat einer mexikanischen Provinzstadt mit einiger Vollständigkeit übersehen können. Der ausgebildete Polytheismus, der in den verschiedenen Festen, die im Laufe eines Jahres in der Hauptstadt México gefeiert wurden, zum Ausdruck kommt, tritt uns auch in dem Besitzstande dieser abseits und fern gelegenen mexikanischen Provinzstadt entgegen. Er ist also in der Hauptsache nicht das einfache



Abb. 68. Grünsteinrelief, *Quetzalcouatl*. Teayo.

(Nach Chavero, México á través de los siglos Vol. I. p. 351.)

Produkt des Zusammen-

siedelns ursprünglich getrennter Stämme in einer grösseren Kommunität, sondern aus Zeremonien erwachsen, die an verschiedene, in ihrem Wirkungskreise zum Teil beträchtlich sich unterscheidende dämonische Mächte sich richteten. Agrarische Kulte treten uns in den Bildern *Xipe's*, der Erd- und Maisgötter, der Wassergöttin und *Tlaloc's* entgegen. Die Bilder *Mixcouatl's* dagegen weisen auf eine Verehrung der zu Göttern gewordenen Toten, der gestorbenen Helden, der geopfertem Krieger hin, die

mehr oder minder bestimmt und mehr oder minder deutlich mit dem Kultus des Sonnengotts sich verknüpfte, wozu dann noch die dem Gotte des Spiels und der Feste gewidmeten Feste treten, die ein besonderes Gepräge dadurch erhalten, dass dieser

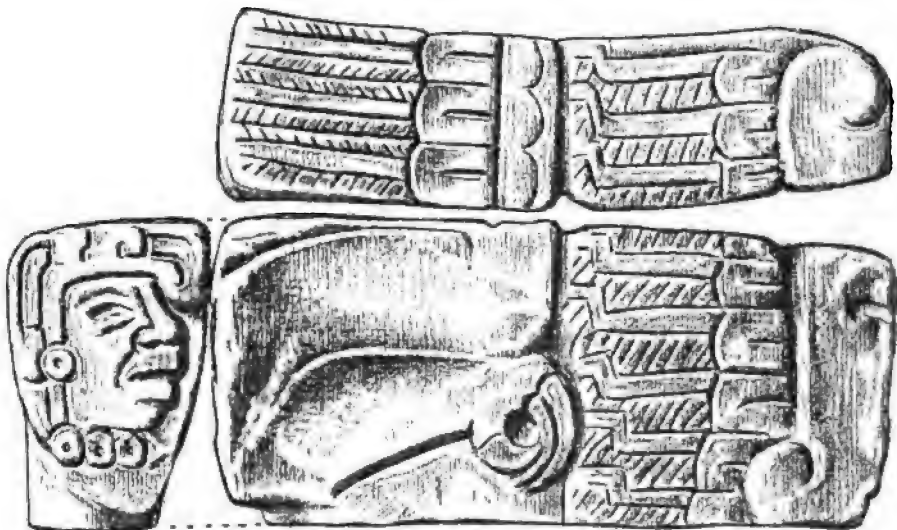


Abb. 69. Bruchstück eines hufeisenförmigen Werkstücks (sogenannten Steinjochs) aus weissem Kalkstein. In Castillo de Teayo gefunden. Zurzeit in Tihuatlan im Besitze des Herrn Gabino Garcia.

zugleich der Gott der Lust ist. So dürfen wir annehmen, dass auch der gesamte Kultus dieser mexikanischen Provinzstadt, in bescheidenem Masse natürlich, ein Spiegelbild der ausgearbeiteten Zeremonien war, die in der Hauptstadt vorgenommen wurden, über die wir durch die Aufzeichnungen des Paters Bernardino de Sahagun und anderer Autoren in so eingehender Weise unterrichtet worden sind. Die in diesen Quellen enthaltenen Mitteilungen erhalten daher für einen viel grösseren Bezirk Bedeutung und werden uns auch bei der Prüfung der zerstreuten Nachrichten aus entfernteren Gebieten leiten müssen.



Abb. 7.



Abb. 8.

Pyramide Castillo de Teayo. Vorder- und Seitenansicht.

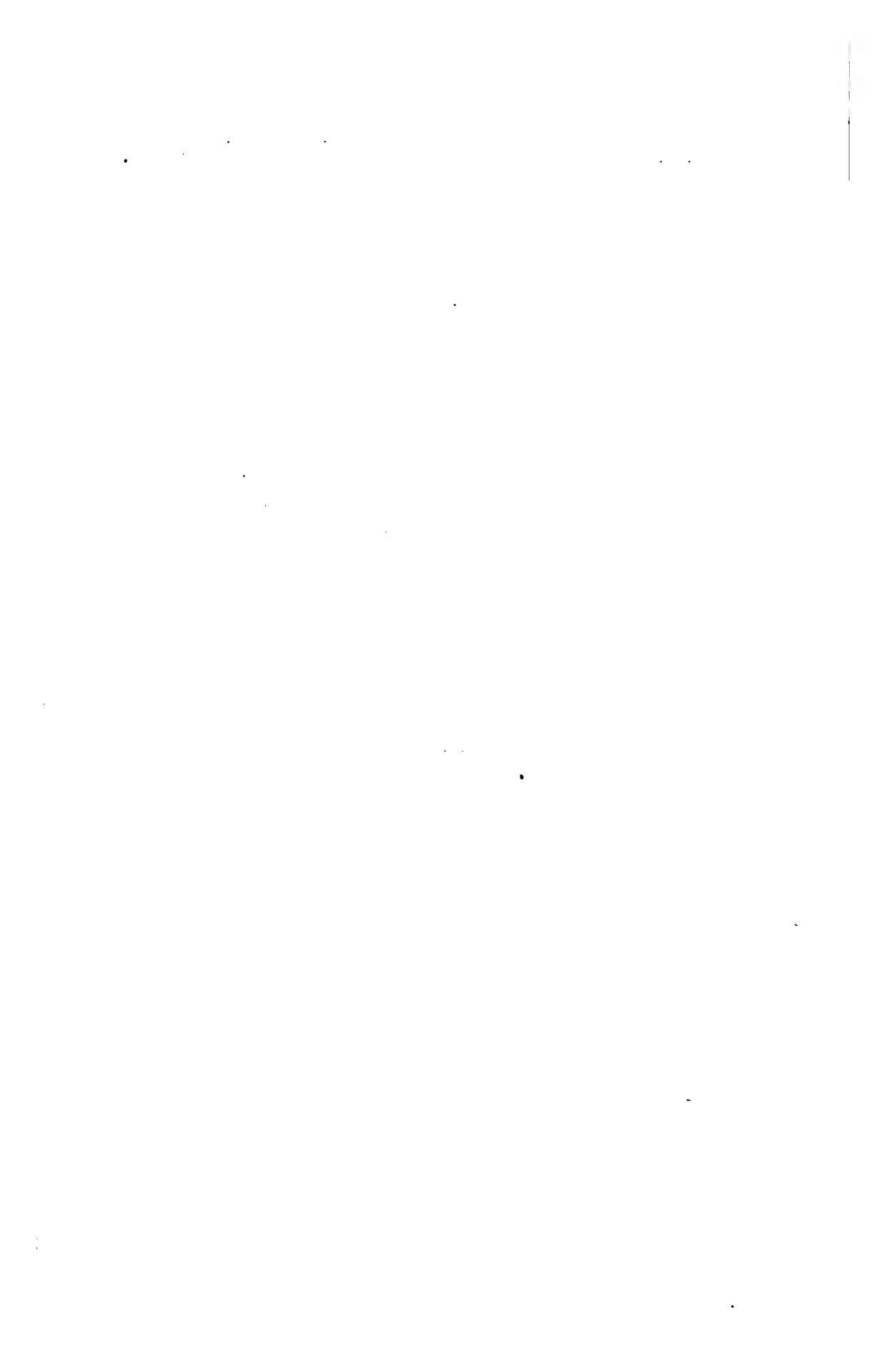




Abb. 9. Pyramide Castillo de Teayo. Hinteransicht.



Abb. 11. Tempelzelle auf der Pyramide Castillo de Teayo.



Abb. 12 a.



Abb. 12 b.

Vorder- und Hinterseite des Steinpfilers von Castillo de Teayo.



Abb. 12c. Linke Schmalseite des Steinpfeilers von Castillo de Teayo.

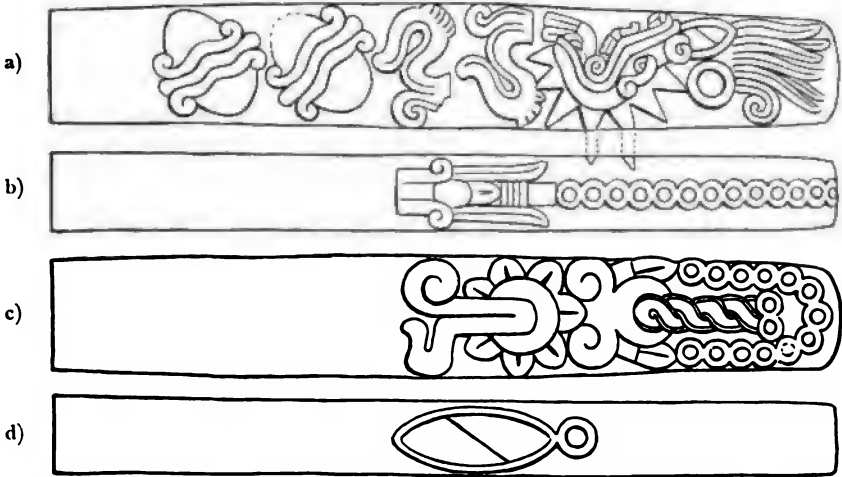


Abb. 13a-d. Vorderseite, rechte Schmalseite, Hinterseite und linke Schmalseite des Steinpfeilers von Castillo de Teayo.



Abb. 16. *Mixcoatl*, der Gott des Nordens, der Jagd und des Krieges. Castillo de Teayo. (Photographie.)

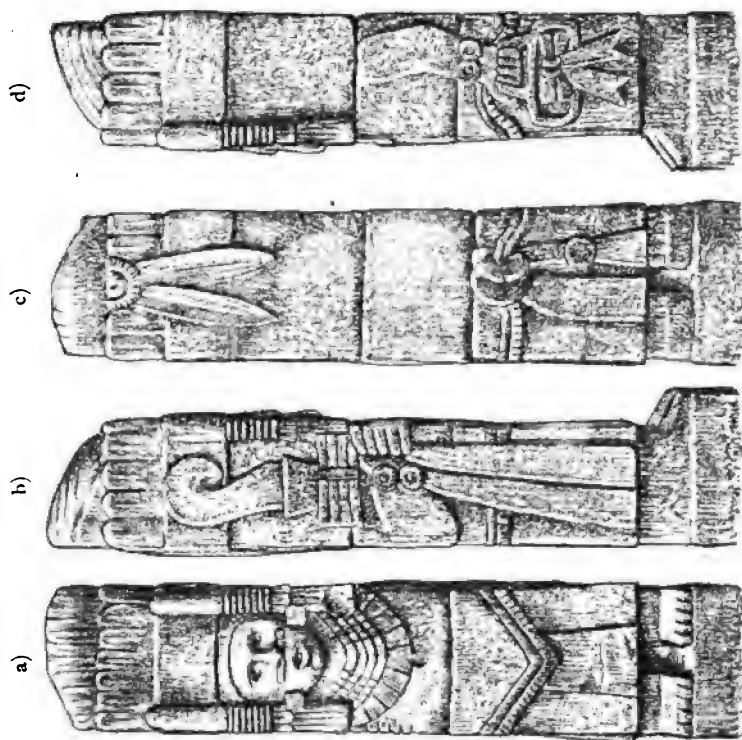


Abb. 17a-d. *Mixcoatl*, der Gott des Nordens, der Jagd und des Krieges. Castillo de Teayo. (Zeichnung.)



a) b)
Abb. 22a, b. Steinfigur der Maisgöttin. Castillo de Teayo. (Nach Photographie.)



Abb. 24. Steinfigur der Maisgöttin, mit dem Rassel-
stabe (*chicanastli*) und dem Doppelmaiskolben (*cennmailt*)
in der Hand.

Königl. Museum für Völkerkunde.



Abb. 26. Steinfigur einer Göttin. Castillo de Teayo.
(Nach Photographie.)

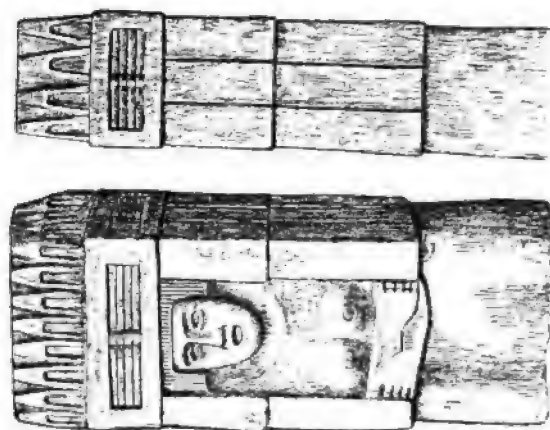


Abb. 27 a, b. Steinfigur einer Göttin. Castillo
de Teayo. (Nach Zeichnung.)



Abb. 28. Steinfigur der Erdgöttin. Cerro de Zapotitlan bei Castillo de Teayo.
(Nach Photographie.)

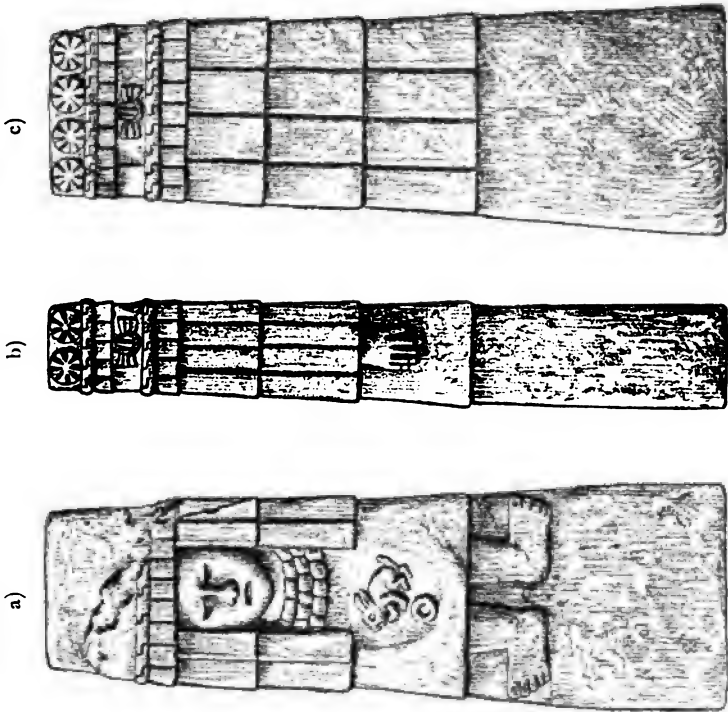


Abb. 29a-c. Steinfigur der Erdgöttin. Cerro de Zapotitlan bei Castillo de Teayo. (Nach Zeichnung.)



Abb. 35. „La Chinola“, Bild der Wassergöttin, die auf dem Cerro de la Chinola eine Legua südwestlich von Castillo de Teayo stand. Jetzt im Museo Nacional de México.



Abb. 36a, b. Steinbild „Nipe Totec“ „Unsers Herrn, des Geschundenen“, des Erdgottes. Castillo de Teayo. (Nach Photographie.)



a)



b)

Abb. 39. Der westliche, nach Izhuatlán führende Dorfausgang, mit dem in der Mitte des Weges errichteten Kreuze.
(a Aussenseite, b Innenseite.)

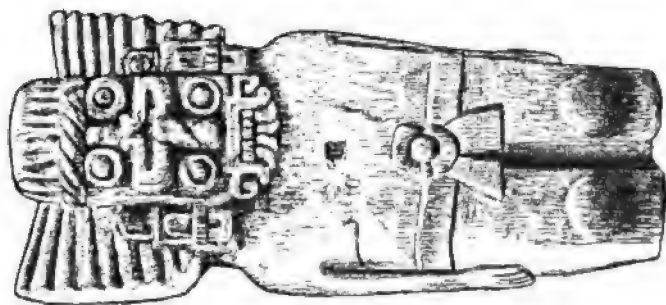
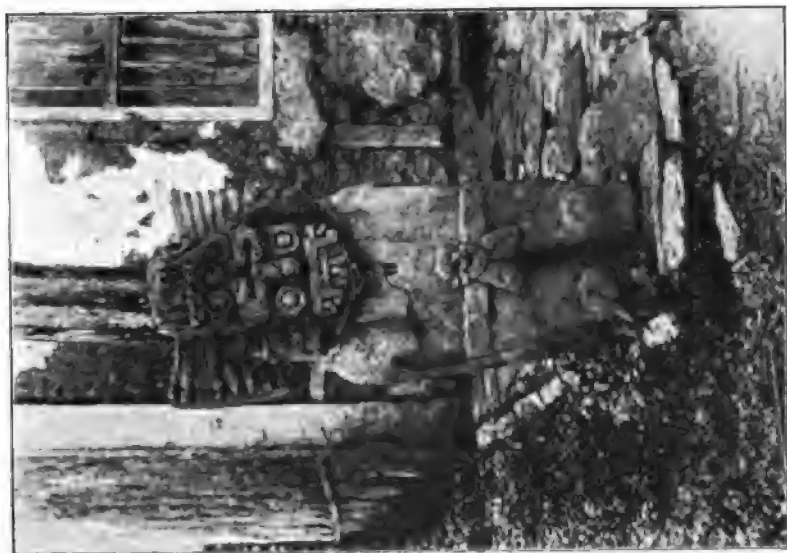


Abb. 41, 42. Steinfigur des Regengottes *Tlaloc* vor dem Juzgado in Castillo de Teayo.
(Abb. 41 Photographie, Abb. 42 Zeichnung.)

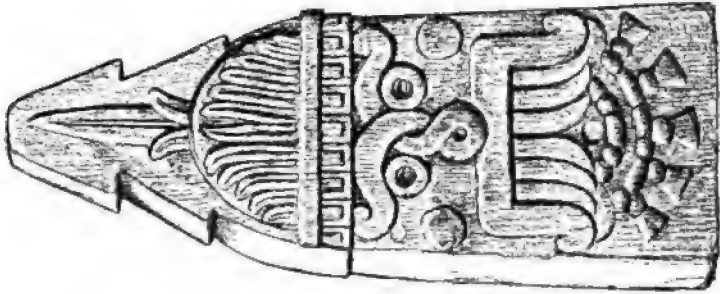


Abb. 43, 44. Steinernes Rasselbrett (*chicauaztli*) mit dem Bilde des Regengottes *Tlaloc*. Auf einem kleinen Cú auf dem Cerro de Zapotitlan bei Castillo de Teayo, neben einem grossen Steinbilde der Erdgöttin (Abb. 28, 29).



Abb. 45 a, b. Steinbild des Regengottes *Tlaloc*, des Herrn der Jahre. An der Mauer des Gehöftes
des Herrn Pimena Garcia in Castillo de Teayo.





Abb. 49. Männliche Figur mit Federkrone. Castillo de Teayo.
(Nach Photographie.)

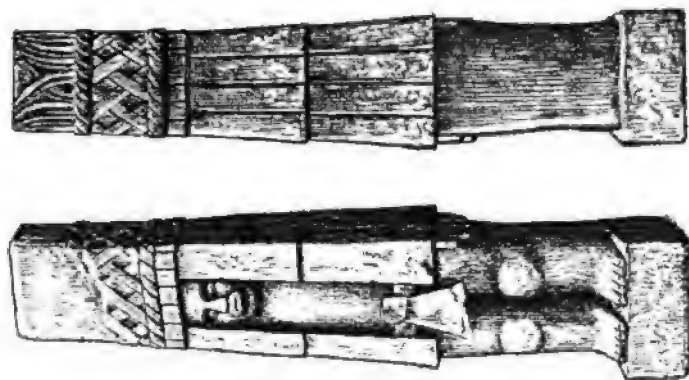


Abb. 50a, b. Männliche Figur mit Federkrone.
Castillo de Teayo. (Nach Zeichnung.)

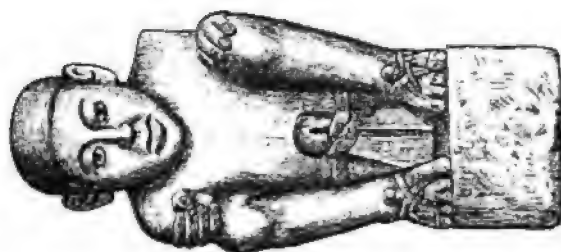


Abb. 55, 56. Steinfigur, Fackel- oder Bannerhalter? Castillo de Teayo.

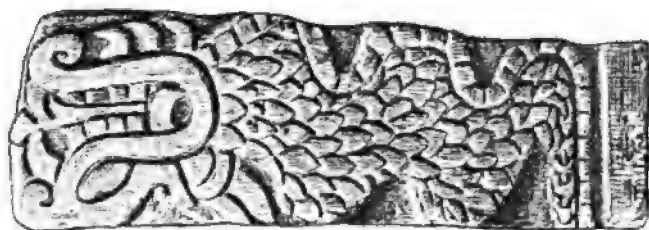


Abb. 60, 61. Steinplatte mit dem Reliefe einer Schlange. Castillo de Teayo.

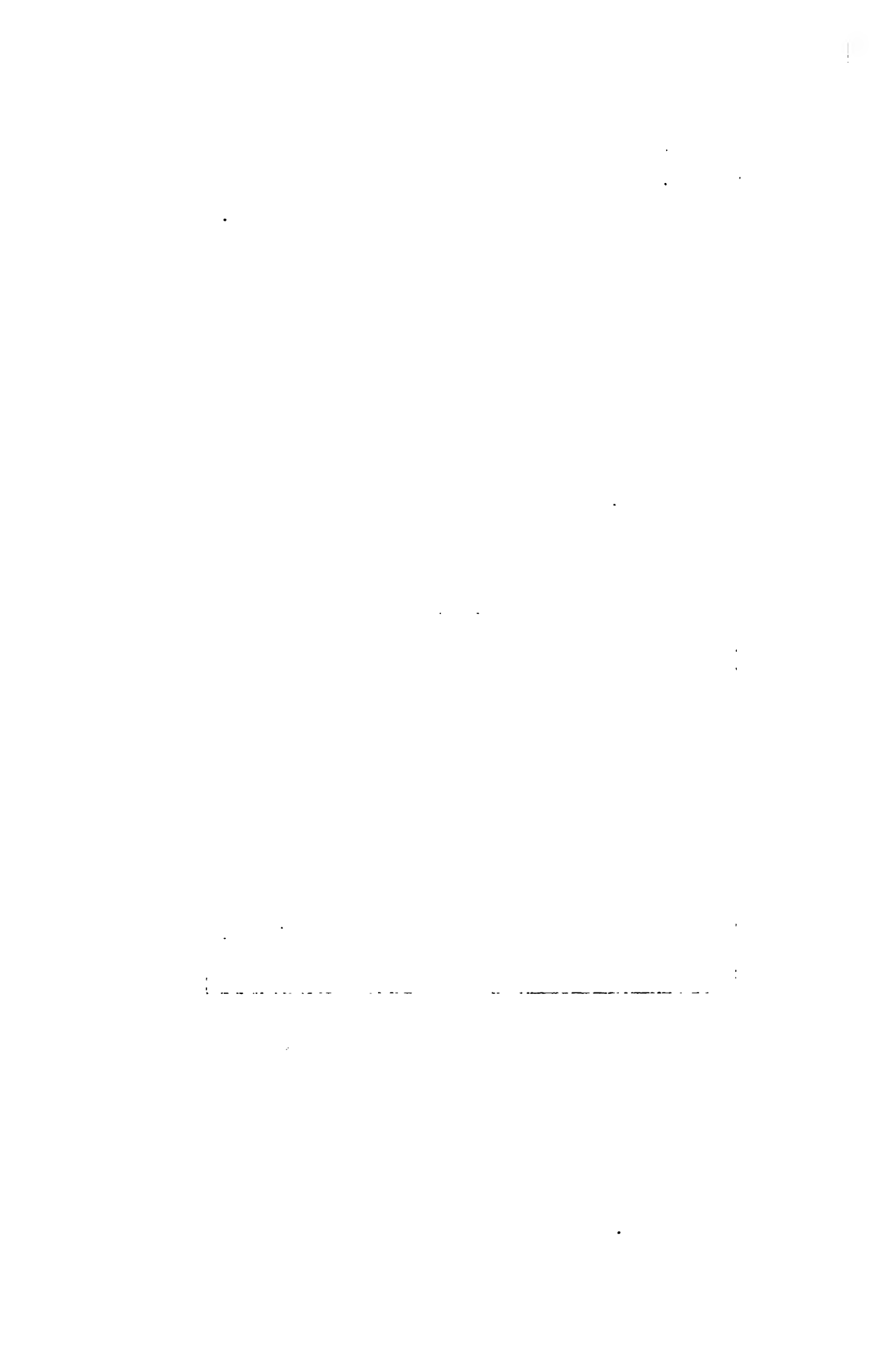




Abb. 62, 63. Jaguarfigur, als Abbild des Datums *ee ocotl* «eins Jaguar», des Zeichens des Nordens.
Castillo de Teayo.

Ornamente auf Tongefässen aus Alt-Mexico.

Von Dr. Hermann Strebel, Hamburg.

Die gedruckte Tagesordnung hat mir einen Vortrag zuge-
teilt, den ich bedauere nicht halten zu können; es muss dabei
ein Missverständnis obgewaltet haben. Wenn ich dennoch Ihre
Aufmerksamkeit für kurze Zeit in Anspruch nehme, so geschieht
es, um meiner jüngst erschienenen Arbeit, die ich auf den Tisch
des Hauses niederlege, einige Worte mit auf den Weg zu geben.

Es wäre überflüssig, an dieser Stelle hervorheben zu wollen,
dass in den Tongefässen, in ihren Formen, in den darauf ange-
brachten Ornamenten und der dabei angewandten Technik, be-
sonders gute Merkmale für ethnische Klassifikation im allgemeinen
und für den Kulturstand ihrer Verfertiger im besonderen ge-
boten sind. Dieser Umstand liess es mir wünschenswert er-
scheinen, in erster Reihe dieses in meiner Sammlung reich ver-
tretene Material, das ich in langen Jahren zusammenbringen
konnte, zur allgemeinen Kenntnis zu bringen.

Im Jahre 1899 ist damit in den Veröffentlichungen des
Kgl. Museums für Völkerkunde in Berlin der Anfang gemacht,
wo ich insbesondere die Tierornamente behandelte, während die
vorliegende, bedeutend umfangreichere Veröffentlichung alle
übrigen Ornamente enthält, eine Veröffentlichung, die durch die
Unterstützung des Naturwissenschaftlichen Vereins in Hamburg
ermöglicht wurde. So ist denn nunmehr der reiche Ornamenten-
schatz meiner Sammlung in geeigneter Auswahl vollständig ver-
öffentlicht.

Das Material stammt aus verschiedenen Lokalitäten des
jetzigen Staates Veracruz, besonders aus den ehemaligen Pro-

vinzen Totonacapan und Cuetlachlan. Es sind vornehmlich Gebiete, die auch heute noch wenig durchforscht sind, weil sie abseits von den meist benutzten Strassen liegen. Da das Material zum weitaus grössten Teil durch einigermaßen rationell betriebene Grabungen gewonnen wurde, so bietet es mit Bezug auf Sicherheit der Fundorte, sowie durch Angaben über deren Beschaffenheit eine gute Grundlage für wissenschaftliche Verwertung. Nimmt man dazu die Fülle des Materials, so ist es begreiflich, dass ein solches Material ein ziemlich vollständiges Bild von der darin vertretenen Kultur bietet. Es stellte sich nun heraus, dass dabei verschiedene Kulturen vertreten waren, von denen ich nur die beiden hauptsächlichsten Gruppen nennen will, denen ich die Bezeichnungen »Cerro montoso« und »Rancho de las animas« gegeben habe, Namen, die denjenigen Lokalitäten entsprechen, in denen das Hauptmaterial gefunden wurde. Wenn es auch wahrscheinlich ist, dass von diesen beiden Kulturgruppen die erstere den Totonaken, die zweite den Cuetlaxteken zuzuschreiben ist, so hielt ich es doch für richtiger, jene Bezeichnungen zu wählen, da die ethnischen Abgrenzungen jener Gebiete zurzeit noch unsicher sind.

In jeder dieser Gruppen sind verschiedene Lokalitäten vertreten, aber in jeder der Gruppen, die gut voneinander verschieden sind, tritt uns meiner Ansicht nach eine einheitliche Kultur entgegen, mit andern Worten, man gewinnt den Eindruck, dass innerhalb jeder dieser Kulturgruppen nicht etwa verschiedene Kulturphasen vertreten sind, sondern dass die Bewohner der betreffenden Lokalitäten die in den Erzeugnissen zum Ausdruck kommende Kultur schon besaßen, als sie sich dort ansiedelten, und dass mithin die Vorstufen ihrer Kulturentwicklung anderswo zu suchen sind. Die in den Erzeugnissen auftretenden Abweichungen lassen sich meiner Ansicht nach ohne Zwang auf Verschiedenheit der Begabung und der Kunstfertigkeit ihrer Erzeuger, auf das grössere oder geringere Mass der angewandten Mühe oder auf die verschiedenen Zwecke zurückführen, denen die Gefässe dienen sollten.

Dass es sich bei den Funden beider Kulturgruppen um eine einheitliche Kulturphase handelt, wird andererseits dadurch erwiesen, dass z. B. bei Gräberhügeln die in den unteren Schichten gefundenen Erzeugnisse denselben Charakter zeigen

wie die in den oberen Schichten gefundenen. Es ist ferner wohl mit Sicherheit anzunehmen, dass diese Kulturphase bei beiden Gruppen noch in die Zeit der Eroberung hineinreicht, während ich für die Beantwortung der Frage, wie weit sie zurückreicht, keine Anhaltspunkte gewinnen konnte.

So gern ich nun auch alle übrigen Erzeugnisse, die in meiner Sammlung vertreten sind, mit derselben Ausführlichkeit veröffentlicht hätte, wie es mit den Tongefässen geschehen ist, so muss es doch mit dem in meiner Arbeit »Alt-Mexico« gebotenen allgemeinen Überblick sein Bewenden haben. Jetzt, wo meine Sammlung zum grössten Teil in den Besitz des Museums für Völkerkunde in Berlin übergegangen ist, und der Rest in die gleichen Museen von Leipzig und Hamburg, muss ich es anderen und wohl geeigneteren Kräften überlassen, meine Vorarbeiten zu vervollständigen und, wie ich nicht zweifle, zu verbessern. Ich nehme für mich kein weiteres Verdienst in Anspruch, als ein reichhaltiges und zum grossen Teil neues Material der wissenschaftlichen Verwertung zugeführt zu haben.

Der Haupttempel Tépari Yácata der vorhispanischen Tarasken während der Epoche der Eroberung.

Von Dr. Nicolás León, México.

In der Urkunde, die den Namen »Relacion de las Ceremonias y Ritos, Poblacion y Gobernacion de los indios de Mechuacan, hecha al Illustrissimo Sör don Antonio de Mendoza virrey y gobernador de la nueva-españa por su magestad« führt, werden die geschichtlichen Tarasken oder Chichimecas vacanaze und die Taten und Abenteuer dieses Volkes angeführt. An verschiedenen Stellen wird dort gesagt, dass die Tarasken noch wenig gesittet waren, als sie bei den am herrlichen See von Pátzcuaro angesiedelten Stämmen ankamen. Der Bericht sagt ferner, dass die Tarasken sich nach und nach an die Gebräuche der Inselbewohner gewöhnten, indem sie ihre Sitten umwandelten und ein sesshaftes Leben annahmen.

Den grössten Einfluss übten der Unterricht und das Beispiel der Inselbewohner auf die religiösen Ausübungen der Vacanaze aus.

Curicaueri, die Hauptgottheit der Tarasken, war eine Lanze aus Kieselstein, — des Symbol des Feuers. Der Tempel dieser Gottheit war eine armselige Holzarche von einem so mässigen Umfange, dass der Häuptling des Stammes dieselbe auf seinen Zügen oder Streifereien auf dem Rücken trug.

Vor diesem Steine brannte beständig ein Opfer von Holz; die kostbarsten Gaben, die dargebracht wurden, bestanden in Hirschfellen und Lebensmitteln. Dieser so einfache Kultus verwandelte sich mit den Jahren.

Sicuirancha, der zweite Häuptling des Stammes, der Sohn eines von den Inselvölkern stammenden Weibes, errichtete nach dem Beispiele jener, seinem Gotte Tempel und Häuser für die Papas oder Priester.

Veápani und *Pavdcume*, die Nachfolger des vorigen, verliessen ihre früheren Gebräuche und ihr umherschweifendes Leben, nachdem sie in offene Verbindung mit jenen getreten waren, und zwar in dem Grade, dass die Tarasken mit den Insel-

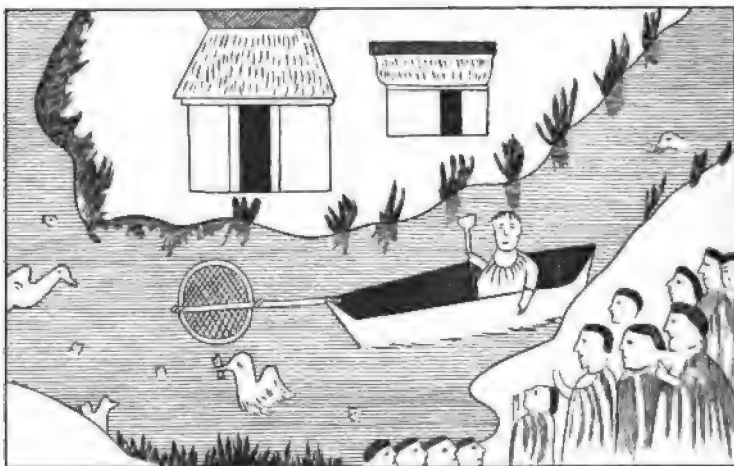


Abb. 1. *Chichimecas vacanaze* oder Tarascos betrachten von den Höhen des *Atúpen* die Insel *Xaráquaro* und den See von *Pátzcuaro*. (Nach einem indianischen Gemälde der »*Relacion de Mechucan*«.)

bewohnern zusammenlebten und das Blut beider Völker sich miteinander vermischte.

Damals wünschten die Tarasken einen festen Wohnsitz zu besitzen und eine Stelle, wo sie ihren Göttern einen Tempel erbauen könnten.

Zur Zeit, als die Tarascos *chichimecas* sich in *Vayámeo*, ihrem zweiten Sitze seit ihrer Ankunft in *Michuacan*, aufhielten, befreundeten sich ihre Priester auf das innigste mit ihren Genossen, die in *Tzintzuntzan* waren. *Tzintzuntzan* ist einer der ältesten Orte des Gebietes. Man verehrte hier die Göttin *Xarátanga*, deren Heiligtum sich am Abfalle der grossen, *yácatas* genannten Pyramiden erhob.

Als die Tarasken ihren Wohnsitz wechselten und nach

Tarimichúndaro zogen, erblickten sie bei einer Streiferei in den benachbarten Bergen von dem Gipfel des Atúpen die herrliche Insel *Xarácuaro*. Diese Insel hob sich von der reinen Oberfläche des Sees ab; der Glanz ihrer hohen yácatas und der grüne Teppich der Vegetation verbreitete sich weit umher (Abb. 1).

Augenscheinlich liess dieser herrliche Anblick in den Herzen der beiden Häuptlinge den Wunsch entstehen, ihrem Schutzgotte *Curicaueri* einen Tempel zu widmen, der jenen gleichkäme, die von ihnen so bewundert worden waren. Zu gleicher Zeit wollten sie in diesem Tempel ihren Gottesdienst einrichten.

Eine Sage ihrer Vorfahren, vielleicht von den Völkern des Sees stammend, mit denen sie sich so innig verbunden hatten, gab ihnen die unfehlbaren Orte an, wo der Bau eines Tempels auszuführen war.

Die »Relacion« berichtet darüber folgendes: »Als sie ihren Wohnsitz in dem Stadtviertel *Tarimichúndaro* der Stadt Pasquaro hatten, fanden sie dort die Stätte für ihre Cues (Tempel) an einem *Petazequa* benannten Orte. Dieser Ort bestand aus Felsen, auf deren Gipfeln sie ihre Cues erbauten; das Volk sagte in seinen Fabeln, dass der Höllengott ihnen diese Sitze für die Cues ihrer Hauptgötter gesandt habe. Weiter gehend, kamen sie weiter hinauf an ein Wasser.

Sie sagten zueinander: »Kommt hierher; hier befindet sich *Zacapu hamacutin pázquaro*, von dem unsere Götter reden. Betrachten wir diese Steine!« Weiterhin fanden sie den Weg von Bäumen und sehr hohen Eichen versperrt. Nachher kamen sie an die Quelle, die sich in dem Hofe des Herrn Bischofs befindet, und die höher liegt als die grosse Glocke, die auf einem Hügel steht. Dieser Ort hiess *Cairisquataro* (vielleicht *Cuiriscuataro*, das »Haus der Ente«). Wieder hinabsteigend, kommt man an das Haus, das jetzt dem Don Pedro, Statthalter der Stadt Mechuacan, gehört, an einen Ort, der nachher *Caropo hopansquare* hiess.

Die Tarasken besichtigten die an diesem Orte befindlichen Gewässer und sagten: »Ohne Zweifel ist dieses Pázquaro. Lasst uns die Stellen ansehen, die wir für die Cues gefunden haben.« Sie begaben sich nun an den Ort, wo die Kathedralkirche erbaut werden soll, und fanden hier die petazequa genannten Felsen. Der Name dieser Felsen bedeutet: »Der Sitz, die Stelle des Cu

(Tempels)«. Sie begaben sich nun auf eine daselbst befindliche Anhöhe. An diesem Orte gab es einige aufrechtstehende Steine, die den unbehauenen Götzenbildern glichen. Sie sagten: »Sicherlich ist hier der Ort, von dem die Götter sagen, dass sich daselbst die Götter der Chichimecas befinden, und die Stelle dieses Sitzes wird Pázquaro genannt; . . . und sie begaben sich an einen anderen Ort, wo sich ebenfalls Felsen befinden. Sie erkannten den Ort, von dem ihre Götter geredet hatten. Und sie sagten: »Lasst uns diese Stelle ausroden;« sie fällten hierauf die Bäume und Eichen, die an diesem Orte standen, und sprachen: »Wir haben den Ort gefunden, den uns die Götter angegeben haben.«

Dieser Ort stand bei den Vorfahren der Tarasken in hohen Ehren, und sie sagten, dass hier der Sitz ihres Gottes *Curicaberi* gewesen sei. Der vorige Cazonci sagte, dass an diesem Orte, und an keinem anderen, sich die Himmelstür befunden habe, durch welche ihre Götter ein- und ausgegangen seien. An diesem Orte wurden beständig die Gaben dargebracht.

Obgleich die Hauptstadt nachher an einen andern Ort verlegt wurde, befanden sich hier drei Cues, drei Feuerherde und drei Häuser für die Papas, und zwar in einem Hofe, der künstlich von Menschenhänden gemacht worden war; an einigen Stellen gab es Steinmauern, dazu bestimmt, den Hof zu ebnen und gleich zu machen (S. 150, 151, 152 der Madrider Ausgabe).

Unter den grössten Freudenbezeugungen wurde jener Ort von den Tarasken hergerichtet. Man erbaute drei yácatas, drei Feuerherde und drei Häuser für die Papas oder Priester. Seitdem blieb der Ort bei ihnen in grossen Ehren.

Man betrachtete von jener Zeit an Pátzcuaro als die heilige Hauptstadt der Tarasken und als den Mittelpunkt, von dem alle ihre Unternehmungen ausgingen. Unter der Regierung *Tariacuri*'s vergrössert, verlor die Stadt zur Zeit des *Tangaxoan I.*, der den Mittelpunkt des Reiches nach Tzintzuntzan verlegte, ihre frühere Bedeutung als Hauptstadt. Pátzcuaro verlor dessenungeachtet nicht den Vorrang der Priesterstadt.

II.

Als der Bischofssitz von Michoacan gegründet wurde, verlegte der erste Bischof, der unsterbliche Don Vasco de Quiroga,

im Jahre 1540 die Hauptstadt seines Sprengels nach Pátzcuaro. Quiroga bezeichnete als den Ort, wo sich die Kathedralkirche, das Haus des Bischofs, die Gebäulichkeiten der bischöflichen Behörden und andere wohltätige Stiftungen erheben sollten, die Stelle, wo zu der Zeit des Heidentums sich der Haupttempel der Tarasken befand.

Ein Augenzeuge gibt uns darüber folgenden Bericht: »Die Stelle, die der Herr Don Vasco zur Baustelle für seine Kathedralkirche auserkoren hat, war früher der Hauptsitz der Opferstätten gewesen, wo die Haupt- und ersten Minister wohnten, die die Cues beaufsichtigten. Wie stolz und prächtig dieses Gebäude (der Heidentempel) gewesen war, und wie gross die Anzahl jener war, die von allen Seiten kamen, um an den Opfern und den Festen der Götter teilzunehmen, mag man aus den Stufen abnehmen, die sich in unserem Garten befinden. Diese Stufen waren einst dreimal höher als heutzutage, obgleich diese eine bedeutende Höhe haben. Unterhalb dieser Stufen gab es noch zwei Absätze, bis man zu dem Platze, d. h. der plaza, gelangte. Die Menge der bearbeiteten Steine, die Trümmer der Gebäude, die man in unserm Garten sieht, und alles, was in der Nachbarschaft ist — wo die Wohnungen der curites oder Priester standen, die bereits zum grössten Teile zerstört waren, als die Spanier hierherkamen —, erweckten in dem Geiste des erwähnten Don Vasco den Wunsch, an diesem Orte seine Kathedralkirche zu gründen. Dieses geschah zum Zwecke, dass in der Hauptstadt, wo früher das blinde Heidentum dieses Volkes seinen Sitz gehabt hatte, nun das Licht des heiligen Evangeliums leuchten möge. An demselben Orte, an dem man den Satan, die göttliche Majestät verachtend, angebetet hatte, sollte nun der wahre Gott verehrt werden. Die wahrhafte Doktrin unseres katholischen Glaubens sollte von jenen ausgeübt werden, die einst mit solchem Eifer die falschen Götter verehrt hatten. Sie sollten nun dieselbe Anbetung dem wahren Gotte aller Geschöpfe darbringen« (Historia del Colegio de la Compañía de Jesus de Pátzcuaro por el Padre Francisco Ramirez su rector. Año de 1600. México. Tipografia del »Tiempo« de Victoriano Agüeros. Primera de Mesones. 1903. Zum erstenmal veröffentlicht von Dr. Nicolás León).

Vorstehende Nachricht wird von den jesuitischen Geschicht-

schreibern Florencia und Alegre in den von diesen veröffentlichten Werken bestätigt (Florencia, *Historia de la compañía de Jesus de Nueva España*. Tomo primero, México 1694. — Alegre, *Historia de la Compañia de Jesus en Nueva España*. México 1841—42).

Um den Bau des Jesuitenkollegs auszuführen, war es notwendig, mit der Zerstörung der Stufen des Tempels fortzufahren. Diese Zerstörung war bereits von dem ehrwürdigen Dr. Quiroga begonnen worden, der auf der ersten Treppenflucht das bischöfliche Haus, die erste Kathedralkirche, die bischöflichen Geschäftszimmer, das Hospiz von Sta. Marta, das Jungfrauenhaus und das Collegium von S. Nicolás erbauen liess.

Die Kathedrale, das Jungfrauenhaus und das Hospiz wurden auf der ersten Plattform errichtet, der linken Hälfte derselben gegenüber, und dem Umrisse der Plattform folgend; auf derselben Fläche befanden sich das bischöfliche Haus und das Kolleg von S. Nicolás; um dieses zustande zu bringen, zerstörte man die rechtsseitige Hälfte der Plattform; hiermit verlor sich die ursprüngliche Form des Denkmals (Abb. 2 Taf. I).

Der erste Wallgang und die Treppen (sowohl der Ort als auch das Material) wurden zum Baue von Privathäusern benützt. Die breite Esplanade, mit der jene endigten, verwandelte sich in den Hauptplatz der Stadt, wie man es noch heute sieht (Abb. 3 Taf. I).

Im Laufe der Zeiten vergrösserte man das Jesuitenkolleg; der bischöfliche Palast wurde abgetragen und die »Cuesta de la Ascencion« genannte Strasse geöffnet (Abb. 4 Taf. II).

Diese Strasse nimmt mehr oder weniger den mittleren Teil und das zweite Stockwerk des früheren Tempels ein.

Die Jesuiten richteten ihren Garten auf der Plattform oder dem Gipfel der Pyramide ein. Um zu diesem zu gelangen, konservierten sie einen Teil der dritten, vorhispanischen Treppenflucht, die die zweite Plattform mit dem dritten Stockwerke verband (Abb. 5 Taf. II).

So befinden sich augenblicklich diese Dinge. Auf die angeführten Dokumente Bezug nehmend und nach einer genauen Besichtigung der baulichen Reste dieses Tempels haben wir die Wiedergabe derselben versucht. —

III.

Eine Reihe von einzelnen Bergen oder Gebirgszügen, die sich nicht sehr hoch erheben, umsäumen den malerischen See von Pátzcuaro. An der nordwestlichen Seite neigen sich diese Berge in sanftem Abhange gegen den See ab.

Auf dem höchsten Teile des Abhanges liegt die Stadt Pátzcuaro (Abb. 6 Taf. III).

Im Gebirge, das sich von Norden nach Süden zieht, und an einem Punkte, der gegen Osten gerichtet ist, erbauten die Tarasken ihren Haupttempel. Einen natürlichen Hügel benützend, ebneten sie die Nord- und Südseite desselben. Der mittlere Teil blieb der Quelle gegenüber, die von den Tarasken gefunden worden war, als diese den erwähnten Ausflug unter ihren Häuptlingen *Vedpani* und *Pavácume* unternahmen.

Eine ausgedehnte Rampe, die auf der Fläche der heutigen Plaza begann, führte in drei Treppenfluchten auf den Gipfel des Tempels. Auf der ersten Reihstufe erbaute man später die Kirche und das Jesuitenkolleg; hier begann die zweite Reihe von Stufen, die zwar nicht sehr ausgedehnt, aber steiler war wegen der Enge des Terrains. Eine im Verhältnisse zu den andern nicht sehr breite Plattform bildete die Basis der dritten Reihe. Diese dritte Treppenflucht endigte auf dem Gipfel des Hügels; hier befanden sich die Cues, die Häuser der Papas, die Herde und die übrigen Gebäulichkeiten, die dem Dienste der Götter und Minister gewidmet waren.

Es blieb kaum eine Spur von der Stelle übrig, auf der sich der Zentral-Cu erhob (Abb. 7 Taf. III).

Das Denkmal zeigte auf der Vorderseite die drei Flächen einer unvollkommenen Pyramide; es gab zwei seitliche und eine mittlere, zentrale Fläche. Diese letztere lief von Norden nach Süden, die beiden ersteren von Nordwesten nach Südosten und von Nordosten nach Südwesten.

Die geometrische Form des ersten Stockwerkes folgte im allgemeinen der des zweiten und dritten; der Aufstieg erfolgte vermittelst natürlicher Rampen. Von diesen haben sich noch Spuren in den Strassen, die »Cuestas de Colon«, »de las Monjas«, »del Chapitel«, »de la Parroquia« und »de los Reyes« genannt werden, erhalten.

IV.

Die Form der Gebäude oder Cues, die den grossen Tempel krönten, ersehen wir aus den Zeichnungen der »Relacion de de Michuacan« (Abb. 8).

Diese Gebäude waren aus den *lajas* genannten flachen und glatten Steinen erbaut. Die Steine waren ohne Mörtel zu-



Abb. 8. Tempel oder Cue mit dem Gebäude am Ende desselben, wie man es in den Gemälden der »Relacion de Mechucan« sieht.

sammengefügt und aufgeschichtet. Die Ecken wurden mit grossen, rauh bearbeiteten Steinblöcken verstärkt. Die Dächer waren von Stroh.

Die einfach geglätteten Steine der Treppen bildeten Stufen von 25 cm parabolischer Wölbung und einer Spur von 25 cm. Die Neigung war annähernd 45 Grad.

Die gesamte Höhe über der Fläche der heutigen Plaza beträgt 24 Meter. Es ist unmöglich, mit einiger Wahrscheinlichkeit die Anzahl der Stufen der einzelnen Treppen anzugeben. Eine annähernde Berechnung lässt uns vermuten, dass jede Treppe ungefähr 20 Stufen besass.

Die zweite Treppe hat wohl eine grössere parabolische Wölbung und Spannung (Spur) gehabt. Um dem Baue eine Gestalt und Festigkeit zu geben, machte man Treppenstufen von verschiedener parabolischer Wölbung, die zwischen 90 cm und 1 m 35 cm Höhe und 90 cm bis 1 m 25 cm Breite wechselten. Diese Stufen bestanden ausschliesslich aus *lajas*, sowohl grossen als kleinen, die absichtlich so zubereitet waren, dass das Gesicht oder die glatte Seite nach oben zu liegen kam.

Die Lücken zwischen den Treppen füllte man mit kleinen Steinen und Erde aus; dieses war der einzige Mörtel, der sowohl hier als auch bei den Treppen benützt worden war.



Abb. 11. Ansicht (aus der Vogelschau) des Haupttempels der Tarasken, wiederhergestellt nach den vorhandenen archäologischen Daten und den Notizen der historischen Dokumente.

Die hintere Seite des Tempels wurde von dem Gebirge selbst gebildet; es ist keine Spur vorhanden, dass hier irgendeine Arbeit ausgeführt worden ist. Auf der ausgedehnten Fläche

und in der Richtung des »Barrio fuerte« genannten Stadtviertels befanden sich die königlichen Häuser (*yrechéquaro*) und jene der Adligen und vornehmsten Häupter des taraskischen Volkes.

Der Rest der Stadt lag auf den Höhen im Südosten, heutzutage »Los Reyes« und »San Miguel« genannt, und auch in der Ebene, wo sich das heutige Stadtviertel »San Francisco« befindet (Abb. 9 Taf. IV).



Abb. 12. Plan der Stadt Pátzcuaro. Der von der rechtwinkligen dunklen Linie umgebene Teil bezeichnet die Stelle, wo der Haupttempel der Tarasken stand.

Der Abhang im Südosten und die Ufer des Sees, die in dieser Richtung liegen, besaßen keine Baulichkeiten. Man konnte deshalb von hier eine schöne Ansicht des Sees, der hauptsächlichsten Inseln und Ortschaften desselben haben. Diese Ansicht wird durch die beigegefügte Zeichnung und die Photographien wiedergegeben (Abb. 10 Taf. IV und Abb. 11).

Um mit grösserer Genauigkeit die Ausdehnung der obersten Plattform und die wirkliche Gestalt der Nord- und Südseite des Tempels festzustellen, bedarf es kostspieliger Ausgrabungen und der Zerstörung verschiedener Gebäude, Dinge, die bei uns unausführbar sind.

Vielleicht wird später ein Gelehrter, der über grössere Mittel verfügt, das genaue Studium dieser höchst wichtigen archäologischen Reste unternehmen; die Ergebnisse werden dann fruchtbarer ausfallen als dieser von uns ausgeführte bescheidene Versuch. Wir wünschen auf das lebhafteste, dass dieser Wunsch in Erfüllung gehen möge.

- - - - -



Abb. 2. Die Kirche und das Colleg der Gesellschaft Jesu auf der ersten Plattform des Haupttempels der Tarasken erbaut. (Heutiger Zustand.)



Abb. 3. Rampe und erste Treppenflucht des Haupttempels der Tarasken und die Esplanade, mit welcher diese endigten. Diese Stelle wird jetzt von der Strasse »Cuesta de las Monjas« und dem »Hauptplatze« eingenommen.



Abb. 4. Erste Plattform des Haupttempels der Tarasken und die »Cuesta de la Ascension.« Links das Kolleg von San Nicolas. Rechts das Jesuitenkolleg. Zwischen beiden die Stelle, wo der bischöfliche Palast stand. An der Basis der Cuesta befindet sich die Quelle, die die Chichimecas vacanaze fanden, und die nach der Eroberung im Hofe des bischöflichen Palastes verblieb.



Abb. 5. Dritte Treppenflucht des Haupttempels der Tarasken, von Norden nach Westen gesehen. (Heutiger Zustand).



Abb. 6. Der See von Pátzcuaro und die am Rande desselben liegenden Ortschaften zurzeit der Eroberung von Michoacan. (Nach einer indianischen Karte von Beaumont.)



Abb. 7. Stelle, wo sich der Zentral-Cue des Haupttempels der Tarasken befand. (Heutiger Zustand.)



Abb. 9. Cuesta von San Miguel, die zu dem gleichnamigen Stadtviertel und Gebirge führt.



Abb. 10. Ansicht des Sees von Pátzcuaro von Norden nach Westen genommen, von der Stelle, wo sich der hauptsächlichste Cue des Haupttempels der Tarasken befand.

Einige Fragmente mexikanischer Bilderhandschriften.

Von Dr. Walter Lehmann-Berlin.

In der Handschriftenabteilung der K. Bibliothek zu Berlin befinden sich, unter der Angabe: »Mss. Americana Nr. 10, mexikanische Hieroglyphen und Schriftstücke aus der Capilla de Nuestra Señora auf der Pyramide von Cholula« einige Bruchstücke von Dokumenten, die 1867 von einem Reisenden namens Carl aus Neustadt-Eberswalde erworben wurden für den Betrag von 70 Talern. Genauere Feststellungen über den Ursprung der Schriftstücke liessen sich leider nicht mehr machen, doch lässt sich für das erste der im folgenden zu besprechenden Fragmente mit grosser Wahrscheinlichkeit annehmen, dass es einstmals der grossen Sammlung des Mailänders Boturini angehört hat. Vielleicht gilt dies auch für die anderen Stücke. Bei der Besprechung der einzelnen Dokumente wird hierauf näher eingegangen werden.

Für die gütige Erlaubnis, sie veröffentlichen zu dürfen, bin ich Herrn Professor Stern zu grossem Danke verpflichtet. Von den 9 Fragmenten scheinen mir nur 3 der Publikation wert zu sein, da die übrigen zu sehr beschädigt sind. Sie werden in folgender Reihenfolge besprochen werden:

- I. eine Rechnung über gelieferte Naturalien,
- II. eine Steuerliste,
- III. eine Genealogie.

Hieran schliesst sich IV. ein grösserer Stammbaum, welcher der Sammlung Uhde angehört, und den veröffentlichen zu dürfen ich der Liebenswürdigkeit des Herrn Professor Seler verdanke.

I.

(S. Tafel I.)

Ein etwa 25 cm langes, 20 cm breites Blatt dünnen Agavepapiers, das rechts oben die nachträgliche Seitenzahl 125 besitzt, offenbar also eine Seite eines umfangreicheren Dokumentenbündels darstellt. In der Tat findet sich auch auf der Rückseite unten der Vermerk, dass es aus einem Aktenfaszikel des Señor Cuvas stammt; die Abkürzung »Leg. de Cuvas« ist (nach einem andern Blatt der Berliner Stücke) »Legajo del Señor Cuvas« zu lesen.

Die Vorderseite des Blattes enthält eine Rechnung über gelieferte Naturalien, über die auf der Rückseite eine Quittung in spanischer Sprache ausgestellt ist.

Auf der Vorderseite fallen zunächst 7 Querlinien auf, die das Blatt in 8 Felder abteilen, so dass sich die Eintragungen auf 8 Tage erstrecken. An der rechten Seite bemerkt man grössere Kreise, welche die Tage bezeichnen und die merkwürdigerweise bei den ersten beiden untersten Feldern und dem letzten obersten fehlen. Das 4. Feld ist ohne Eintragungen, da es ein Sonntag ist. Am Rande steht ein Kreis mit svastika-ähnlicher Füllung, der, eigentlich vierfeldrig und vierfarbig, den Festtag (*ilhuitl*)¹⁾ bezeichnet. Demnach entspricht die unterste Reihe einem Donnerstag.

Die Lieferungen selbst sind in ziemlich regelmässiger Reihenfolge von rechts nach links eingetragen in dem Stile der Alexander von Humboldt'schen Bilderschriften,²⁾ der Poinsett'schen Sammlung,³⁾ des Codex Osuna und des Atlas Goupil-Boban und mit Wertangaben versehen, so dass die Reales, von denen 8 einen Peso bilden, als Kreise mit kleineren darin eingezeichneten veranschaulicht sind. So kosten 4 Bund (*çacate*)⁴⁾ 1 Real. Die Darstellung der Bündel ähnelt denen im Lienço de Tlaxcala, wo sie als Pferdefutter gezeichnet sind.⁵⁾

1) Vgl. Seler, Ges. Werke I, p. 258 Abb. 201, p. 267 Abb. 222, p. 278 Abb. 239, 240, p. 279 Abb. 243.

2) Vgl. Seler, Ges. Werke I, p. 252 ff.

3) S. Transactions of the Amer. Philosophical Soc. Philadelphia. New. Ser. XVII, Part II (1892), Art. 4.

4) çacate = *çacatl* »Maisstroh«.

5) Vgl. Seler, Ges. Werke I, Abb. 190, 192, 193.

1 Fanega¹⁾ Mais kostet 3 Reales²⁾, 20 Tortillas in einem Körbchen 1 Real³⁾. In der untersten Reihe, an dritter Stelle, findet sich eine Speise, von der 3 Stück 1 Real kosten und die vielleicht in Fett und mit Pfeffer (*chilli*) gedämpfte Tortillas, sog. Enchiladas, oder irgend eine andere Art gefüllter Krapfen (*tamales*) darstellen sollen.⁴⁾ 9 Fische⁵⁾ kosten 1 Real, 1 Trutzhahn, *quaxolotl*, 2 Reales⁶⁾ ein Huhn (*cihuatototl*) 1 Real.⁷⁾

In der obersten Reihe sieht man ein geflochtenes Körbchen mit einer körnigen, mehlartigen Zeichnung darüber, das wohl *chiampinolli*⁸⁾ darstellen soll und 1 Real kostet.

Ähnlich der Bilderschrift der Poinsett'schen Sammlung⁹⁾ sind in zwei Feldern die Köpfe von Spaniern gemalt, die mit Hut, Bart und Stab (*topilli*), als Zeichen der Gewalt, gezeichnet sind. Sie stellen offenbar Beamte vor, vielleicht den Majordomo und den Comandero.

Die Bilderschrift selbst zerfällt in zwei Abschnitte: Zu unterst Eintragungen für Donnerstag bis Sonntag, sodann Lieferungen für Montag bis Donnerstag.

Im einzelnen verteilen sich die Lieferungen wie folgt:

1. Donnerstag:	1 quaxolotl	40 tortillas	9 enchiladas	4 çacate	
	2 Real.	1 Real	1 Real	1 Real	= 5 Reales
2. Freitag:	1 quaxolotl	40 tortillas	4 çacate		
	2 Real.	1 Real	1 Real		= 4 Reales
3. Sonnabend:	1 Fanega Mais	9 Fische	40 tortillas	8 çacate	
	3 Real.	1 Real	1 Real	2 Real.	= 7 Reales
Summa . . .					16 Reales.

¹⁾ Fanega ist ein spanisches Hohlmaß.

²⁾ Vgl. Seler, Ges. Werke I, Abb. 244—246, 209.

³⁾ Ibid. Abb. 205.

⁴⁾ Ibid. Abb. 204.

⁵⁾ Ibid. Abb. 190, 191, 203.

⁶⁾ Ibid. Abb. 194, 202.

⁷⁾ Es scheint zur 8. Rubrik zu gehören, nach dem Strich zu urteilen, der es mit der Summe von 2 Pesos und 7 Reales verbindet.

⁸⁾ *chia*, *chian* »cierta semilla de que sacan azeite« (Molina), *pinolli* »la harina de mayz y chia, antes que la deslian« (Molina). Nach Seler (Veröffentl. I, 4 p. 134) ist *chia* der Same der *Salvia chian* (P. de la Llave), aus dem man Öl presste, und der gemahlen und zu Suppe (*chiampinolli*) verkocht wurde. »In den Hieroglyphen der Städtenamen und in den Bilderschriften wird das Element *chia* in der Regel durch eine weisse oder gelbe, gestrichelte oder punktierte Masse zum Ausdruck gebracht.«

⁹⁾ Vgl. Seler, Ges. Werke I, Abb. 211.

Die Gesamtsumme beträgt 16 Reales oder 2 Pesos. Über diesen Betrag ist offenbar die auf der Rückseite befindliche Quittung ausgestellt, die lautet:

Recebi yo Miguel mayordomo de Miciahuala del señor
Manuel de Olvera comandero deste pueblo dos pesos de
oro desta pintura, en tres de noviembre . . . tres años.
Miguel ante mi

mayor Juan de pal^a
domo. comandero

»Ich, Miguel, Verwalter von *Mizquiyauallan*, empfang
von Herrn Manuel de Olvera, Richter dieses Dorfes, 2 Pesos
als Preis für die (umstehend) abgemalten Lebensmittel.«
Am 3. November des Jahres . . . 3 (1573?).

Miguel, Verwalter. Vor mir
Juan de Pal^a, Richter.

Diese Quittung ist um so interessanter, als sie fast genau mit der von Seler auf der Rückseite von Nr. VII der Alexander von Humboldtschen Bilderschriften gefundenen übereinstimmt.¹⁾ Nach Seler war Miguel ein für die Krone Spaniens verantwortlicher Beamter und seinem Namen nach ein Indianer. Das Dorf Mizihuala ist richtiger geschrieben *Mizquiyauallan*, »Ort, wo die Mezquitebäume im Kreise stehen.«²⁾ Es liegt im Otomígebiet, im Distrikt Actopa des Staates Hidalgo. Auf Blatt XIII der Humboldtschen Bilderschriften unterzeichnet sich derselbe Miguel als Miguel de Sanc Juan.³⁾ Auch dort bezahlt Manuel de Olvera, und der Beamte, vor dem das Geschäft erledigt wurde, ist derselbe wie auf Blatt VII der Humboldtschen Sammlung, nämlich Juan de Palencia.

Das vorliegende Dokument scheint aus dem Jahre 1573 herzurühren, jedenfalls nach 1569. Blatt VII Humboldts stammt aus dem Jahre 1571, wo Manuel de Olvera sich »comandero« (Richter) unterschreibt, Blatt XIII aus dem Jahre 1569, wo derselbe »Corregidor« (Dorfrichter) war.⁴⁾ —

¹⁾ S. Seler, Ges. Werke I, p. 255—256.

²⁾ Die Orthieroglyphe für Mizquiyauallan steht z. B. Codex Mendoza Bl. 29, 7 (Kingsborough Bd. I).

³⁾ Vgl. Seler, Ges. Werke I, p. 281, Abb. 247.

⁴⁾ Ibid. p. 281.

Der zweite Teil der Rechnung reicht von Montag bis Donnerstag. Der Montag ist wie die vorhergehenden Tage behandelt; bei den späteren geschah offenbar aus Raummangel ein Zusammendrängen derart, dass Dienstag (rechts) und Mittwoch (links) in einer und derselben Rubrik stehen, nur in der Mitte durch einen Vertikalstrich abgeteilt. Die entsprechenden Tageskreise sind daher auch durch eine orientierende Bogenlinie vom Montag gesondert. Der Donnerstag, ohne Tageskreis, nimmt den obersten Teil des hier beschädigten Blattes ein, und die Eintragungen sind hier unvollständig.

Die Lieferungen verteilen sich folgendermassen:

4. Sonntag:	—				
5. Montag:	1 Fanega Mais	9 Fische	40 tortillas	1 çacate	
	3 Real.	1 Real	1 Real	1 Real	= 6 Reales
6. Dienstag:	1 quaxolotl	40 tortillas	4 çacate		
	2 Real.	1 Real	1 Real		= 4 Reales
7. Mittwoch:	1 quaxolotl	40 tortillas	9 Fische	4 çacate	
	2 Real.	(1 Real)	1 Real	1 Real	= 5 Reales
			1 Korb		
8. Donnerstag:	9 Fische	40 tortillas	chiampinolli	1 Huhn	
	1 Real	1 Real	1 Real	1 Real	= 4 Reales
Summa . .					19 Reales.

Die Summe 19 Reales, oder 2 Pesos und 3 Reales, bleibt um 4 Reales zurück hinter dem Preis, der über der Dienstag und Mittwoch umfassenden Rubrik angegeben ist. Ich kann dies nicht anders erklären, als dass die Einträge für Donnerstag nur zum Teil erhalten sind. —

Was den Ursprung dieses Dokumentes anlangt, so kann wohl mit Sicherheit gesagt werden, dass es mit Blatt VII der Humboldtschen und dem entsprechenden der Poinsettischen Sammlung zusammengehört und einen Teil der Boturinischen Sammlung bildete, worüber dieser in seinem Katalog des »Museo Indiano« nachzusehen ist.¹⁾ Boturini erwähnt dort (§ 21, 1) »tres mapas en papel Indiano como faxas. Tratan de los tributos, que pagaba el pueblo de *Mizquiahúllan*, y en el se ven las cifras numéricas de cada cosa, que entregaban los vecinos«. Die »tres mapas« sind demnach glücklich erhalten als Blatt VII

¹⁾ § 21, Nr. 1.

und XIII der Humboldtschen und I der vorliegenden Sammluug, alle drei in der K. Bibliothek zu Berlin befindlich.

II.

(S. Tafel II und IIa.)

Ein Streifen dünnen, gelblichen Agavepapiers von 46 cm Länge und 21 cm Breite, auf Vorder- und Rückseite beschrieben. Das ganze Blatt ist in der Mitte gebrochen, jede Hälfte ist wieder durch eine Längslinie geteilt, so dass in jeder der 8 Rubriken je 5 Personen verzeichnet sind, also 40 Personen mit spanischem Vor- und mexikanischen Zunamen. Seitlich links ist allemal ein Kopf gemalt, über dem die dem mexikanischen Zunamen entsprechende Hieroglyphe steht, während rechts stets ein Betrag von 2 Reales pro Kopf vermerkt ist, der eine Abgabe darstellt, weshalb ich das Dokument als »Steuerliste« bezeichnen möchte. Nur einmal, Tafel IIa (Seite 15), zweite Rubrik von links (oben) ist ein Haus gemalt, dessen Beziehung mir nicht recht klar ist.

Das Blatt trägt auf der Vorder- und Rückseite rechts oben die nachträglichen Seitenzahlen 14 und 15, und es ist anzunehmen, dass es einem grösseren Aktenbündel angehörte. Die Abfassung ist wegen der spanischen Vornamen in die spätere spanische Zeit zu verlegen; denn bis gegen Ende des 18. Jahrhunderts bestand an der Universität zu Mexiko ein Lehrstuhl für das Studium der einheimischen Bilderschrift, dessen Tätigkeit sich allerdings nur auf die Entzifferung von Titeln für Prozesse u. dgl. m. beschränkte.¹⁾ Über den Ursprung vermag ich nichts Bestimmtes zu sagen, aber es ist nicht unmöglich, dass auch dies Stück der fast 500 Bilderschriften umfassenden Sammlung Boturinis angehört hat.

Zu den Hieroglyphen ist folgendes zu bemerken:

1. *Miguel Tlaocotl* »der Betrübe«; *tla-oco-tl* ist part. pass. auf *tl*²⁾ von *tla-ocoya* »estar triste« (Molina). Die Hieroglyphe zeigt einen Menschen mit verschränkten Armen und einer Träne unter dem Auge.³⁾

¹⁾ S. Buschmann, Über die aztekischen Ortsnamen. Berlin 1853, erste Abteilung p. 40 u. 41.

²⁾ Einige Beispiele des Particip. pass. auf *tl* sind von mir im Ethnol. Notizblatt III, Heft 2 p. 83 zusammengestellt.

³⁾ Vgl. die Hieroglyphen für: *Icno-tlacatl*, *Icno-ix* bei Seler, Ges. Werke I, p. 244.

2. *Pedro Yaotl* »der Krieger, Feind«. ¹⁾ Dieser Begriff ist ausgedrückt durch Schild (*chimalli*) und Schwert (*mā-c-quauitl*), die in Bilderschriften profanen, geschichtlichen Inhalts allgemein als Symbol des Kriegs zu finden sind.

3. *Alonso Olli* »Sonnenbewegung«. *ollin* oder *olin* bezeichnet die rollende Bewegung (Wurzel *ol* bedeutet allgemein das »Runde«), das Erdbeben. Die Hieroglyphe, die sonst in der Mitte das Auge nebst einem Pfeil (Sonnenstrahl) und seitlich den Tag- und Nachthimmel darstellt, kommt am nächsten der Abbildung des Sahagunmanuskripts der Bibl. Laurent.²⁾

4. *Pedro Tzauhtli* »Webekamm«. *tzauhtli* fehlt im Lexikon des Molina, der nur das Verbum *tzaua* »hilar« erwähnt; es muss aber ein Gerät der Webetechnik sein. Eine Form der Erdgöttin namens »13 Blume« im Codex Nuttall hält es mit dem Spinnrocken zusammen in der Linken (vgl. Cod. Nuttall Bl. 19b oben.)

5. *Pedro Xilotl* »Maiskolben«. *xilotl* »maçorca de mayz tierna y por quajar« (Mol.) ist der junge Maiskolben, der auch in der Hieroglyphe schematisch gezeichnet und mit Narbenbüschen versehen ist.

6. *Paolo Tecpa* »Feuerstein« (*tecpa-tl*). Die Hieroglyphe zeigt die bekannte Form der Bilderschriften: ein ovales Messer, dessen oberes Ende meist blutrot gefärbt ist, da das Feuersteinmesser als eigentliches Opferrmesser dazu diente, dem Opfer das Herz aus der Brust zu reißen, um es Weihend zur Gottheit emporzuheben.

7. *Alonso Ycniuhltli* »Freund«. Die merkwürdige Hieroglyphe zeigt vielleicht den Thron, das Rangabzeichen des Fürsten, und darauf ein menschliches Gesicht. Es scheint im Begriffe »Freund« die Idee des »Princeps« zu liegen, dessen treffliche Eigenschaften ihn als Beschützer des Volkes erscheinen lassen, der die Last der Regierung auf dem Rücken trägt.³⁾

8. *Pedro Yaotl*, siehe 2.

9. *Pedro Tlaçotl* »Kehricht«; *tlaçotl* ist part. pass. auf *tl*

¹⁾ *Yaotl* ist auch ein Name *Tzscatlipoca's*.

²⁾ S. Seler, Tonalamatl p. 14. Verschiedene Varianten des Zeichens *olin*: Ges. Werke I, p. 169—171 (bes. Abbildung 14).

³⁾ Vgl. *mama* »auf dem Rücken tragen, regieren«.

und entspricht *tlaçolli* »Unrat« im Namen der Erdgöttin *Tlaçol-teotl*.¹⁾ Die Hieroglyphe stellt etwas Durcheinandergewirbeltes, Zerzaustes dar, ähnlich der zerzupften Masse in der Hieroglyphe des Königs *Tlaçol-yao-tzin* von *Uexotla*.²⁾

10. *Anton Matlac* »Zehn« (*matlac-tli*) ist in der üblichen Weise durch zwei Reihen von je 5 kleineren Zahlkreisen ausgedrückt.

11. *Julio Ecatl* »Wind« (*ēcatl*). Die Hieroglyphe zeigt das bekannte Zweite der 20 Tageszeichen, den abbreviierten Kopf des Windgottes *Quetzalconatl* mit dem rüsselförmig vorgestreckten Mund und dem infolge des starken Blasens hervorgequollenen Auge.

12. *Florencio Oçoma* »Affe« (*oçomàtli*). Die wohl den schwarzen Brüllaffen darstellende Hieroglyphe erinnert im Stil an das 11. Maya-Tageszeichen *batz, chuen* im Cod. Tro. Blatt 25* c.

13. *Francisco Quiyauh* »Regen« (*quiauitl, quiyauitl*). Die Hieroglyphe zeigt die herabfallenden Regentropfen.

14. *Antonio Coyotl* »Wolf« zeigt den spitzschnauzigen mexikanischen Wolf.

15. Siehe 14.

16. Siehe 6.

17. *Domingo Cuitlepaviyac* »Hintenlang«. *cuitlepa-uuyac* ist gebildet aus: *cuitle-tl* »Exkremente«, ³⁾ *pa*, Postposition, und *uuyac* = *ueyac* »aufrechtstehend« (cosa larga o luenga, Molina), part. von *ueia. ni* »hacerse grande« von *uey* »gross«. Die Hieroglyphe drückt dies aus, indem eine aufrechte Person hinter dem Kopf gezeichnet ist.

18. *Diego Jzcuitepito* »Kleiner Hund«. *itzcuin-tli* »Hund«; *tepito*, Deminutivendung. In der Hieroglyphe ist ein kläffender Hund dargestellt.

19. 20. *Juan Tochtli* »Kaninchen«. Die Hieroglyphe zeigt den Kopf des Tieres.

21. *Antonio Xolo* »Xolotl«. *Xolotl* bezeichnet allgemein die Geminatio und, da Zwillinge als Missbildungen angegeben werden, auch diese. Weil *Xolotl* Zwillingbruder des Windgottes

¹⁾ Vgl. die verächtlich machende Endung *çol*, z. B. in *cac-çol* »schlechte, zerrissene Sandale«.

²⁾ S. Seler, Veröff. I, 4 p. 170 Abb. 109 (p. 173).

³⁾ Vgl. *cuitle-pilli* »Sohn des Hinten« = »Schwanz«.

Quetzalcoatl ist — *coatl* bedeutet sowohl »Schlange« als »Zwilling« —, so stellt die Hieroglyphe die charakteristische Schambinde dieses Gottes dar, die an den Ecken abgerundet ist.¹⁾

22. *Juan Ometoch* »2 Kaninchen«. *Ome-tochtli* ist ein Datum des aus 13 mal 20 Tagen gebildeten astrologischen Tonalamatl, weiter aber auch Zeichen der Pulquegötter, da das Kaninchen Sinnbild des Rausches war. *Ometochtli* ist daher auch die technische Bezeichnung der Pulquepriester.²⁾ Die Hieroglyphe stellt den Kopf des Kaninchens und darüber zwei Tageskreise dar.

23. *Antonio Tlamaca* »Priester«. *Tlamaca* steht für *tlamacazqui*, dem Terminus technicus für Priester, abgeleitet vom Verbum *maca* »geben«. Die Priester hatten besondere Haartracht; das Haar fiel lang und wirr herab, weswegen sie auch *papaua* (von *papa* »lang herabfallendes Haar«) genannt wurden. In den Bilderschriften ist ihr Leib und Gesicht schwarz gemalt mit einem roten Fleck an der Schläfe. Auch die vorliegende Hieroglyphe soll das charakteristische Haar versinnbildlichen.

24. *Juan Miztli* (*Mitzli*?). Wort und Hieroglyphe sind nicht ganz klar; *miztli* würde »Katze« bedeuten. Die Hieroglyphe könnte einen Tierkopf darstellen, dann wäre aber der lange Fortsatz unverständlich. Wäre *mitztli* zu lesen, so könnte man an *metztli* denken, das »luna, o pierna de hombre o de animal, o mes« (Molina) bedeutet. Die Hieroglyphe ähnelt in gewisser Weise der Darstellung eines Knochendolches, *omitl*; vielleicht ist hier *metztli* (*mitztli*) in der Bedeutung »Oberschenkelknochen« gebraucht.

25. *Pedro Ecatl* s. 11.

26. *Pedro Xilotl* s. 5. Zwischen dem Namen und den 2 Reales findet sich hier ein Haus gemalt, dessen Beziehung mir aber, wie oben gesagt, nicht klar ist.

27. *Juan Omilquauh* »Knochen-Adler«. *Omitl* »Knochen«, *quauhtli* »Adler«. Die Endung *tl*, die in Zusammensetzungen abfällt, ist bei *omitl* in eigentümlicher Weise mit dem folgenden Wort verbunden, welche Erscheinung sich in gewissen spanisch-mexikanischen Grammatiken öfters findet.³⁾

¹⁾ Vgl. *xolotl* im Cod. Borgia 13, 22. Cod. Borbonicus 26, 16.

²⁾ S. Sahagun 4 cap. 5.

³⁾ Vgl. Mexikan. Grammatik von Vetancurt, Mexico 1673, p. 1 *teolt* = *teottl*, p. 2 *telt* = *tettl*, p. 22b *mailt* = *maill*, p. 30b *tlacalt* = *tlacatl*, p. 34b *coatl*

Die Hieroglyphe zeigt einen Adlerkopf und darunter einen Röhrenknochen, erkenntlich am Schaft und den dicken Gelenkenden.

28. *Pedro Tlapal* »Farbe«; *tlapalli* bezeichnet besonders die rote Farbe (vgl. color und span. colorado). Die Hieroglyphe zeigt ein ovales Stück Farbe.

29. *Thomas Queçatl* »Quetzalfeder«; *queçatl* gleich *quetzalli* »das aufgerichtete«, bezeichnet »pluma rica, larga y verde« (Molina) des grünen Quetzalvogels, dessen Schwanzfedern ein kostbarer Schmuck und wichtiger Handelsartikel waren. Die Hieroglyphe zeigt eine derartige Feder.

30. *Alonso Ocenlotl* »Jaguar«; *ocēlotl*, wo *ē* entweder die Länge des *e* oder Ausfall eines *n* bezeichnet.¹⁾

Die Hieroglyphe gibt den Kopf des Raubtieres mit den dunklen Flecken wieder.

31. *Francisco Tecpatlayacaqui* »Feuerstein-Rotgesicht«. *tecpatl* »Feuerstein«; *tlayacaqui* ist part. act. auf *qui*, *yaca*, von *yacatl* »Nase, Gesicht« ist verbal gebraucht »Gesicht haben«. *tla* muss den Sinn von »rot« haben und dürfte zu *tlatla* »brennen«, *tlaui* »hell werden« (von der Morgenröte)²⁾ zu stellen sein. Die Hieroglyphe zeigt den Feuerstein und darunter das rot angemalte Gesicht.

32. *Juan Mito* »Kleiner Pfeil«; *mi-tl* »Pfeil«, *to*, Demi-nutivendung. Hieroglyphisch ist dies durch einen Rohrschaft ausgedrückt.

33. *Pedro Ocelotl*, s. 30.

34. *Francisco Couatl* »Schlange«. Die Hieroglyphe stellt den Kopf des Tieres mit der gespaltenen Zunge dar.

35. *Francisco Ycxi* »Fuss« (*icxi-tl*). Die Hieroglyphe ist ohne weiteres klar.

36. *Domingo Olli*, s. 3.

= *coult*; übrigens findet sich diese Verschleifung auch im klassischen Mexikanisch: z. B. *al-tepetl* »Dorf« aus *atl* + *tepetl* »Wasser, Berg«, in *al-tia* »baden«, abgeleitet von *atl* »Wasser«.

¹⁾ Vgl. Seler, Ges. Werke I, p. 239—240.

²⁾ Von *tlaui* abgeleitet ist auch *Tlāco* »Osten«, dessen ältere Form *tlap-co* lautet, da *u* und *p* miteinander wechseln, indem meist *p* zu *u* sich verflüchtigt, *u* aber vor Konsonanten, besonders *p*, sich zu *p* erhärtet resp. assimiliert (vgl. *xip-poualli* »Jahreszählung« < *xiuh-poualli*).

37. *Diego Cē aca* »Morgenstern«. *Cē (cen) acatl* »1 Rohr« ist der bekannte Name von *Quetzalcouatl (Tlanizcalpantecutli)*, dem Morgenstern. Die Hieroglyphe zeigt das Datum an durch einen Rohrschaft, der mit der Zahl 1 verbunden ist.

38. *Francisco Quiyauh*, s. 13.

39. *Antonio Tlilin* »Schwarz«; *tlilin, tllilli* »schwarze Farbe« Durch die Hieroglyphe ist ein schwarzer Kreis dargestellt.

40. *Pedro Quauhtli* »Adler«. Die Hieroglyphe zeigt einen Adlerkopf.

III.

(S. Tafel III.)

Ein 45 cm langer, 64 cm breiter Streifen gelblichen Agavepapiers, stellenweise beschädigt und auf Leinwand aufgezogen. Auf ihm ist in bunten Farben und in weit sorgfältigerer Weise als auf den vorher besprochenen Blättern ein Stammbaum behandelt, der 33 Personen, 25 Männer und 8 Frauen, umfasst, und zwar in 6 Generationen. Offenbar diente er als Grundlage zu einem Prozess, vermutlich einem Erbschaftsstreit, da auch in spanischer Zeit noch das alte mexikanische Verfahren beibehalten wurde, den Gegenstand von Streitigkeiten und die darin verwickelten Personen durch Bilderschriften zum Ausdruck zu bringen. Eine Anzahl derartiger Dokumente ist uns erhalten geblieben,¹⁾ und das vorliegende Stück bildet eine wertvolle Ergänzung, da es uns einige 30 Hieroglyphen mit beigesetzten mexikanischen Namen an die Hand²⁾ gibt.

In der obersten Reihe ist das Paar gezeichnet, von dem in gerader Linie 1 Sohn, 2 Enkel und 4 Enkelinnen, 4 Urenkel und 1 Urenkelin und 4 Ururenkel abstammen. Die wechselseitigen Schwiegerväter des Stammpaares sind links und rechts in ihrem Hause sitzend gemalt, bei dem des Stammvaters sind noch 4 Söhne als Nachkommen angegeben; ein seitlich sitzender Mann, der nach ausserhalb in eine andere Familie geheiratet

¹⁾ Vgl. Kohler, »Das Recht der Azteken«, Stuttgart 1892, p. 107 § 67; s. z. B. Boban, Documents pour servir à l'hist. de Mexique II Nr. 110, 112, 116, 117; 111.

²⁾ Eine ganz kleine, ungenaue und unvollständige Wiedergabe dieses Dokumentes findet sich ohne jede nähere Angabe oder Erklärung in Band I von »Mexico à través de los siglos« p. 655.

hat, kann vielleicht als Bruder desselben Schwiegervaters angesehen werden, während die rechts darüber befindlichen 2 Männer in ihrem Verwandtschaftsgrade schwer zu bestimmende Vorfahren darstellen; 3 der von den Stammeltern abstammenden Frauen haben sich nach auswärts in andere Häuser verheiratet, was durch Fussspuren angedeutet ist, die die Verbindungsstriche begleiten. Die Frauen sind in einer Art bittender Stellung gezeichnet; zwischen ihnen und den in ihrem Haus sitzenden Schwiegervätern ist jedesmal die Hieroglyphe ihres Ehemannes zu sehen.

Ausserhalb all dieser Personen ist rechts unten ein Mann mit geöffnetem Munde gezeichnet, dessen Bedeutung schwer zu sagen ist.

Die Männer sitzen sämtlich auf einem Schemel (*icpalli*), mit einem über dem Nacken geknoteten Mantel (*tilmàtli*) bekleidet, während die Frauen, an dem in Form von zwei Hörnern aufgebürsteten Haar, dem Hemd (*uipilli*) und der Enagua (*cueitl*) erkenntlich, in kniender Stellung sich befinden.

Die Hieroglyphen sind meist über oder neben den Köpfen der betreffenden Personen gemalt, nur in 8 Fällen stehen sie auf den Mänteln der Männer. Ich werde sie in der durch die Verwandtschaftsbeziehungen bedingten Reihenfolge erklären.

1. 2. *Tlòtli* »Sperber« (*»gavilan, halcon o açor«* Molina) und *Cuhuatl* (*cohuatl*) »Schlange« scheinen Vorfahren des Vaters der Stammhalterin zu sein, obgleich der Strich, der sie mit dessen Hause verbindet, sie mehr als Descendenten charakterisiert. Die Hieroglyphe für *tlòtli* lässt nur noch den Schwanz des Sperbers erkennen, während die zweite eine Klapperschlange darstellt.

3. Der Vater der Stammhalterin, dessen von der Front gezeichnetes Haus den hervorragenden Platz des ganzen Blattes einnimmt und dessen Mantel besonders kostbar ist: *Ocelotli tecuitli ayapacatl* »Jaguar, Fürst, Ayapacatl« (*ocelotl tecutli ayapacatl*). Durch die Hieroglyphe ist uns der Name *ocelòtli* erklärt, ein Jaguarkopf, aus dem die Person mit ihrem Kopf herausieht. *Tecuitli* ist Titel, *Ayapacatl* unklar. Der Form nach ist es ein Gentile und würde so viel als »der aus *Ayapanco* (oder *Ayapan?*) bedeuten.¹⁾

¹⁾ Vgl. Diccionario geográfico-histórico de las Indias orientales por Antonio de Alcedo, Madrid 1776, Tomo I, p. 36: »*Aiapango*, Pueblo y cabecera de Par-

4. Der Vater des Stammhalters: Name und Hieroglyphe sind zerstört. Vom Namen vermag ich nur *Tol* . . . noch eben zu erkennen; vermutlich enthielt er das Wort *tol-in* »Binse«.

5. Der vermutliche Bruder von 3: *Miscuhuahueyac* »aufrechte Wolkenschlange«. Die Hieroglyphe zeigt eine senkrecht stehende Schlange und darunter Wolken. *mixtli* »die Wolke«, *couatl* »Schlange«, *ueyac* »aufrecht«.

6. Die Frau von 5, mit ihm durch Fussspuren verbunden: *Quauhtzouatl*. *quauhtl* »Baum«. *tzouatl* ist im Lexikon des Molina nicht angegeben und mir auch sonst nicht bekannt.¹⁾ Die Hieroglyphe zeigt einen Baum und auf einem Ast desselben eine Feder.

7, 8, 9, 10 Söhne von 3:

7. *Couacuechtli* »Schlangenklafter«. Die Hieroglyphe ist dieselbe wie bei 2.

8. *Paçin* »rote Farbe«. *pa* ist der Stamm von *palli* »rote Farbe«, vgl. *pa. nitla* = »teñir algo con tinta o colores de tintoreros« (Molina); *çin* = *tzin* ist Reverenzialendung. Die Hieroglyphe zeigt einen rot gemalten Kreis.

9. *Tezpa* »Farbenzerreiber«. *teci* »zerreiben« (»moler mayz o cosa semejante en piedra«), *pa* wie in 8.

Die Hieroglyphe zeigt 3 ovale Steine, die offenbar zum Zerreiben der Farbmasse dienen.

10. *Yscon* »Aughöhle«. *ys* = *ix-tli* »Auge«, *con* Stamm von *comitl* »Topf«.²⁾

11, 12. Die Stammeltern, Tochter von 3 und Sohn von 4:

11. *Xiuh-tototli* »Türkisvogel«, gewöhnlich *xiuh-tototl* genannt.

12. *Nemeloni* »Kasteiungsinstrument«. Die Erklärung des Wortes ist schwierig. *loni* ist die vom Passiv gebildete Instrumentalendung, *ne* das allgemeine Reflexivpronomen. *ne* muss also den Sinn von »stechen« haben, und da kann man an *mi-tl* »Pfeil«, *mi-ni* »schiessen« denken, da *e* und *i* häufig lautlich

tido de la Alcaldia mayor de Chalco, en Nueva España; tiene 100 familias de Indios, y es anexo del Curato de Amecameca, distante 2 leguas al S de su capital.

¹⁾ Etymologisch zu *tzouatl* gehört *tzouin* »enlazar a otro« etc., aber ich vermag dadurch doch nicht die Hieroglyphe zu erklären.

²⁾ Vgl. *copilli* (*com-pilli*) »der kleine Topf«, Name der mexikan. Königskrone.

wechseln.¹⁾ *ne-me-lo-ni* wäre also »das, womit man sich sticht«. Das Blutabzapfen vom eigenen Leibe war eine weitverbreitete Kultushandlung, die mit Agaveblattspitzen (*uitztli*) oder Knochendolchen (*omitl*) vollzogen wurde. Sie wurde *neçoliztli*, *ne-nenepil-tequiliztli*, *ne-nacaz-tequiliztli* genannt.

Die Hieroglyphe zeigt einen Vogelfuss (Adlerfuss?) mit spitzem oberem Ende. Man wird versucht, an einen ähnlichen Adlerfuss, Cod. Borgia 64, zu denken, der das Symbol der Sünde dem Chalchiuhtotolin hinreicht, wo nach Seler²⁾ die Idee vorliegt, dass der Truthahn, das ist das »kostbare Nass«, das bei der Kasteiung abgezapfte Blut, den Schmutz der Sünde wegnehmen solle.

Sonst begegnet der Adlerfuss in den Bilderschriften noch als Abzeichen der Göttin von *Xochimilco*, der *Chantico*, und verwandter Gestalten,³⁾ sowie Adler- und Jaguarfuss als Symbol des Opfertodes im Cod. Vat. B. Blatt 7 unten. Es ist möglich, dass der Adlerfuss in unserer Hieroglyphe das Blutopfer durch Selbstkasteiung andeuten soll, da der Adler das kriegerrische Tier ist und *quauhtli* »Adler« geradezu auch »Krieger« bedeutet, Krieg und Opfer aber unzertrennliche Begriffe sind.

13. Sohn von 11 und 12: *Yztlapocatzin* »rauchendes Blut«. *yz (ez)-tli* »Blut«; *poca*, *popoca* »rauchen«.

Die Hieroglyphe zeigt die ornamental gehaltenen Blut-spritzer, wie sie beim Opfer und bei Verwundungen durch Pfeile in den Bilderschriften oft angetroffen werden. Vgl. z. B. Cod. Vat. B. Bl. 38 ob. und Bl. 37 unten, wo das Blut aus dem Körper des auf dem Rücken liegenden Opfers spritzt, bzw. der abgebrochene Blütenbaum dargestellt ist.

14. Tochter von 13: *Xiuhxavalçin* »Türkisgesichts-bemalung«. *xiuitl* »Türkis«, *xaua* »bemalen« (Gesicht). Die Hieroglyphe ist durch einen grünen Streifen im Gesicht der Frau ausgedrückt.

¹⁾ In den mexikanischen Hymnen Sahaguns z. B. wird die Endung des Particip. act. *qui* und *ni* in *quetl* und *metl* verwandelt; vgl. *meçotli* = *miotli* »Ausstrahlung, Rosette«, zu *mitl* »Pfeil«.

²⁾ Erläuterungen zu Codex Vaticanus 3773. Berlin 1902. S. 272.

³⁾ Vgl. Cod. Borgia 4, 6, 7; Cod. Bologna 4, 6; Cod. Borbon. 8; s. Seler, Cod. Vat. B. p. 34, 48.

15. Mann von 14: *Maçaçin* »Hirsch« (*maçatl+tsin*), hieroglyphisch durch den Kopf des Tieres veranschaulicht.

16. Vater von 14: *Mochichiuacin* »der sich putzt«. *chichina*, *nino* »sich putzen«.

Die Hieroglyphe zeigt einen im Vergleich zu den andern Personen stutzerhaft gekleideten Mann, der in einen Schwefelkiesspiegel¹⁾ blickt. Es ist dies die einzige mir bekannte Darstellung eines wirklichen Spiegels. Die Person trägt ausserdem noch einen Lippenflock.

17. Sohn von 13: *Tlayecohuaçin* »der Kämpfer«. *yecoa* »kämpfen«. Die Hieroglyphe zeigt Schild und Schwert.

18. Tochter von 17: *Ahanotiu* »die ergriffen wird« (von *ana* »fassen«), ausgedrückt durch einen Arm, der nach der Frau greift.

19. Mann von 18, Name und Hieroglyphe fast ganz zerstört.

20. Vater von 18; Hieroglyphe erhalten:

Schild mit Rauchwolken; der Name war also wohl *Chimalpopoca* »rauchender Schild«.

21. Sohn von 17: *Quauhquaçin* »Adlergesicht« (*quauhtli* »Adler« + *qua-iti* »Stirn«); Hieroglyphe zeigt einen Adlerkopf.

22. *Tlacencahuaçin* »reifer Mais«, Sohn von 13. *Tlacencauhtli* = *tlacencaualli*, part. von *tlacencaua* »beenden«, also »das Reifgewordene«. Die Hieroglyphe zeigt einen Maiskolben mit Narbenbüschen.

23. *Uictzintecutli* »Hacke-Tecutli«, Sohn des vorigen. *nictli* »coa para labrar o carvar la tierra«. Die Hieroglyphe zeigt das mexikanische Ackergerät, von den Spaniern *coa*, verderbt aus *quauitl* »Holz«, genannt, das an der einen Seite verbreitert und winklig gebogen war. Die Hieroglyphe entspricht denen anderer Bilderschriften.²⁾

24, 25, 26. Söhne von 23:

24. *Tépiltzacan*. Die Hieroglyphe zeigt einen Stock, der aber mexikanisch *topilli* heisst. Für *Tépiltzacan* weiss ich keine befriedigende Erklärung.³⁾

¹⁾ *petz-tezcattl*; *petztli* »piedra de espejos«. *tezcattl* »Spiegel«.

²⁾ Vgl. z. B. Cod. Magliabecchi Blatt 67 links oben, Blatt 69; s. Seler Veröff. I, 4 p. 160 Abbildung aa. Ges. Werke I, Abb. 102, 103 und 126.

³⁾ Vgl. *pil li* »Sohne«, *tlatzaccan* »alcabo, alfin o a la postre« (Molina).

25. *Chiquillitsin*. *Chiquilli* fehlt im Molina; es scheint irgend ein Insekt (Schmetterling?) zu sein, obgleich der Eindruck der ganzen Hieroglyphe eher der eines Vogels ist.¹⁾

26. *Ysconeçin* »Pupilla«. *ix-cone-tzin*. Die Hieroglyphe zeigt ein Kind (*conetl*). (Vgl. Abb. 73.)

27. Tochter von 13: *Tzonuacxoch* »an der Spitze trockene Blume«, eine Kaktusart, die aber von Hernandez nicht erwähnt wird. Die Hieroglyphe zeigt die stachlige Kaktusstauden mit rotem Blütenbusch an der Spitze.

28, 29. Schwestern von 27:

28. *Xilosoçin* = *Xilo-xoch-tzin*; *xiloxochitl* ist *Carolinea princeps*, deren Blüte die Hieroglyphe darstellt. Das ganze Gewächs ist schön im Cod. Magliabecchi Z. B. Blatt 47 bei *xochipilli* zu sehen.²⁾

29. *Chalchiuhlehuacçin* »aufrechte Edelsteinperlen«. *chal-chiuitl* »esmeralda basta« (Molina), *ehuac* part. von *eua* »sich erheben«. Die Hieroglyphe zeigt 2 runde kleinere und eine grössere längliche Steinperle aufgereiht auf einer Schnur.

30. *Ciuateoçin* »weibliche Gottheit« (*Ciuateotl*), Sohn von 28. Der Name bezeichnet die Erdgöttin. Die Hieroglyphe zeigt einen weiblichen Kopf mit charakteristischer Gesichtsbemalung und gleicht genau der des Ortsnamens *Cihuatlan*. Die Hieroglyphe des Ortes *Cihuateopan* zeigt im Cod. Mendoza (Blatt 54, 3) den Kopf der Erdgöttin *Cihuacohuatl* oder *Tonan-tzin* auf einer Tempelpyramide.³⁾ Als Eigennamen begegnet *Cihuateotsin* z. B. auch in der »Monarquía Indiana« Torquemadas (vol. I p. 87, 2) als »reina de *Cohuatlychan*«.

31. *Temayauhçin*, Sohn von 30, bedeutet »der die Leute (te) zu Boden wirft«. *Mayauí, nite* »derribar a otro en el suelo« (Molina). Die Hieroglyphe zeigt eine Anzahl Steine.

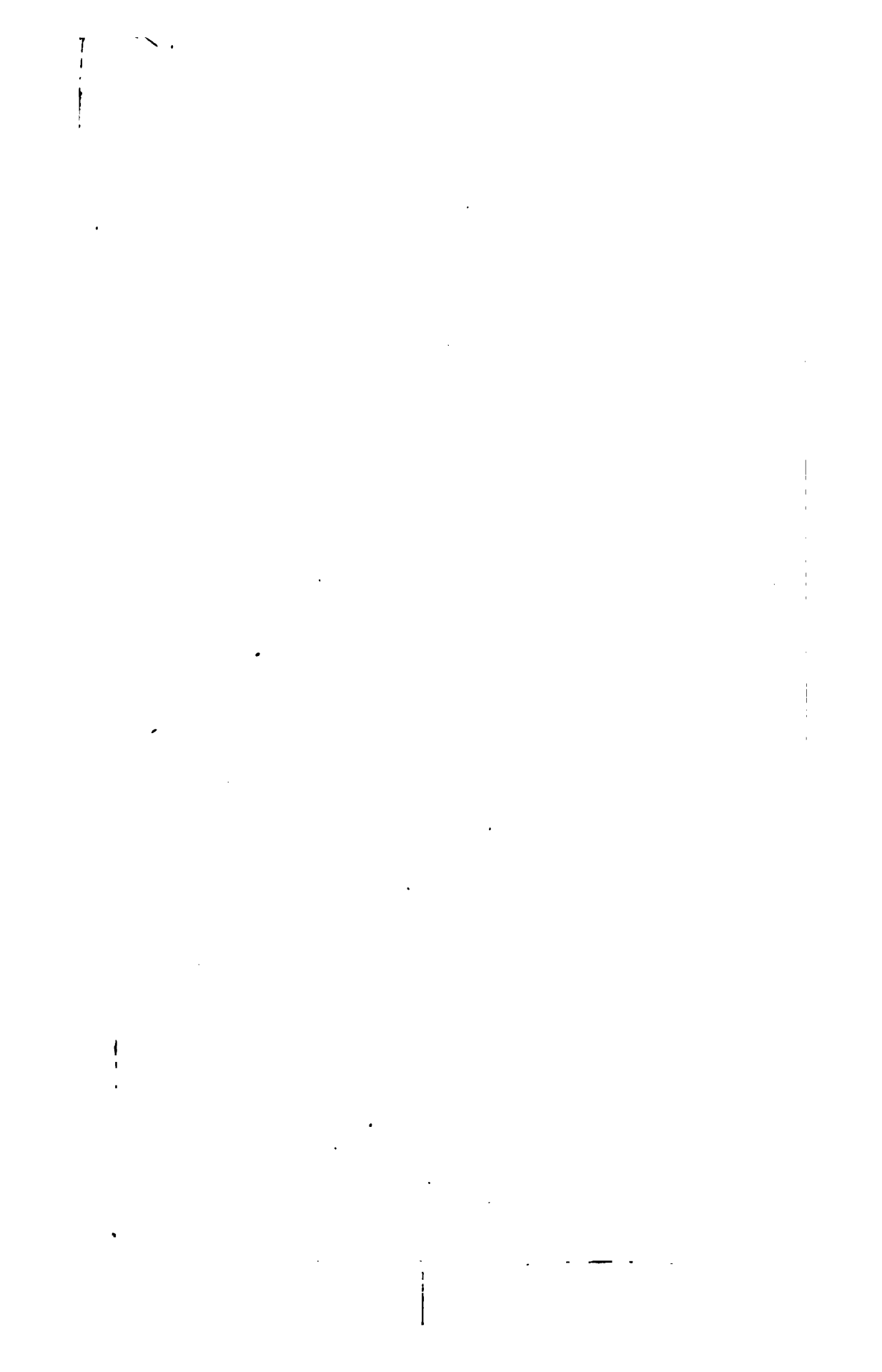
32. *Quetzalyaoçin* »Quetzalkrieger«, Sohn von 29. Die Hieroglyphe stellt eine grüne Quetzalfeder dar.

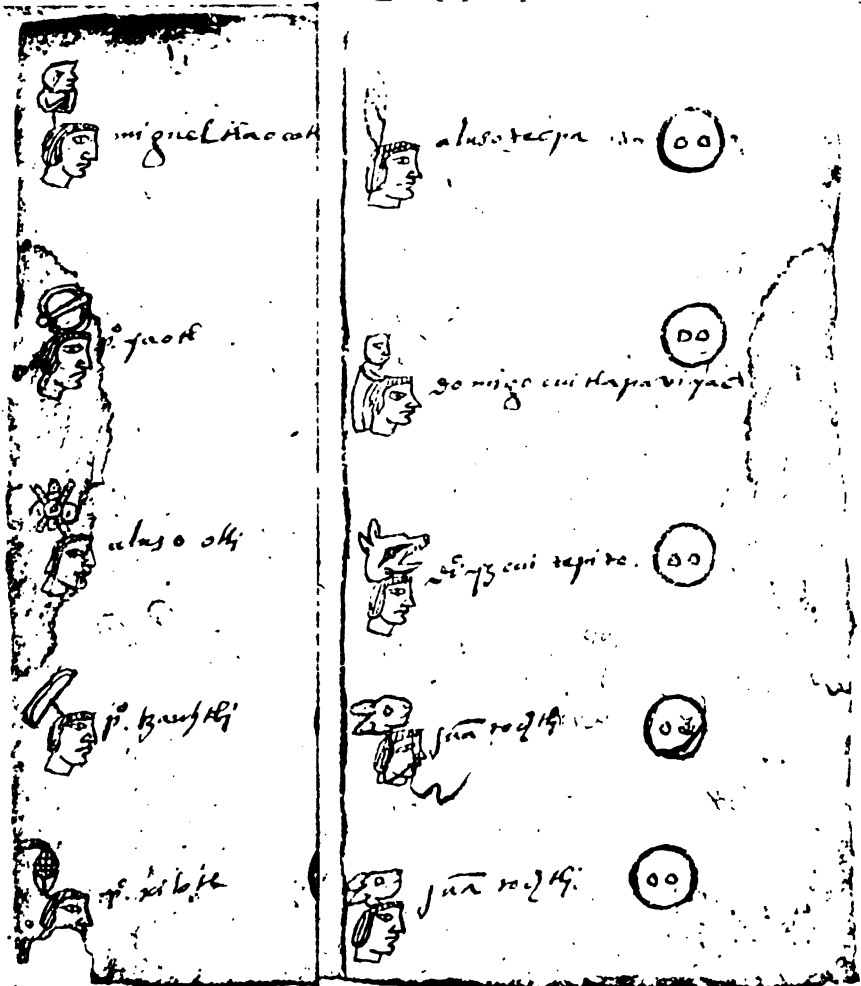
33. *Yauaxochçin*, Tochter von 22, von *yanalli* »Kreis«

¹⁾ Vgl. *chiquilitzatzí* »dar grandes gritos« (Molina).

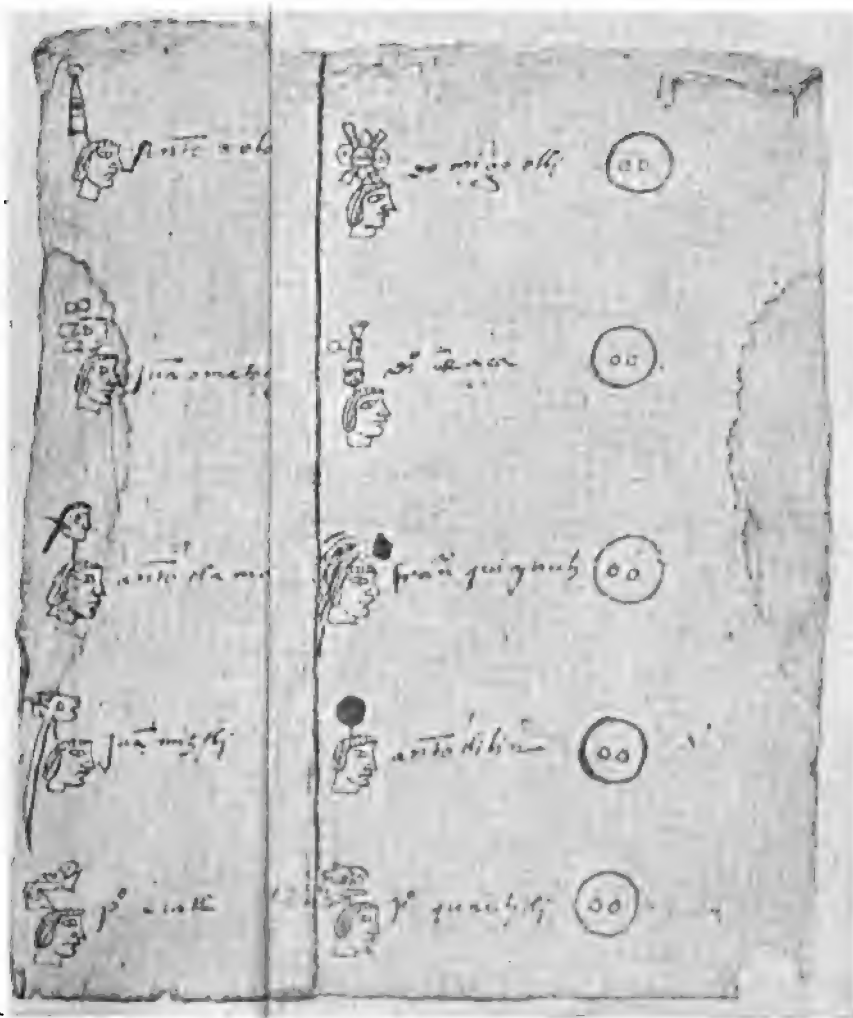
²⁾ S. auch Hernandez, Romae 1651, p. 68 (cap. 35) nebst Abbildung.

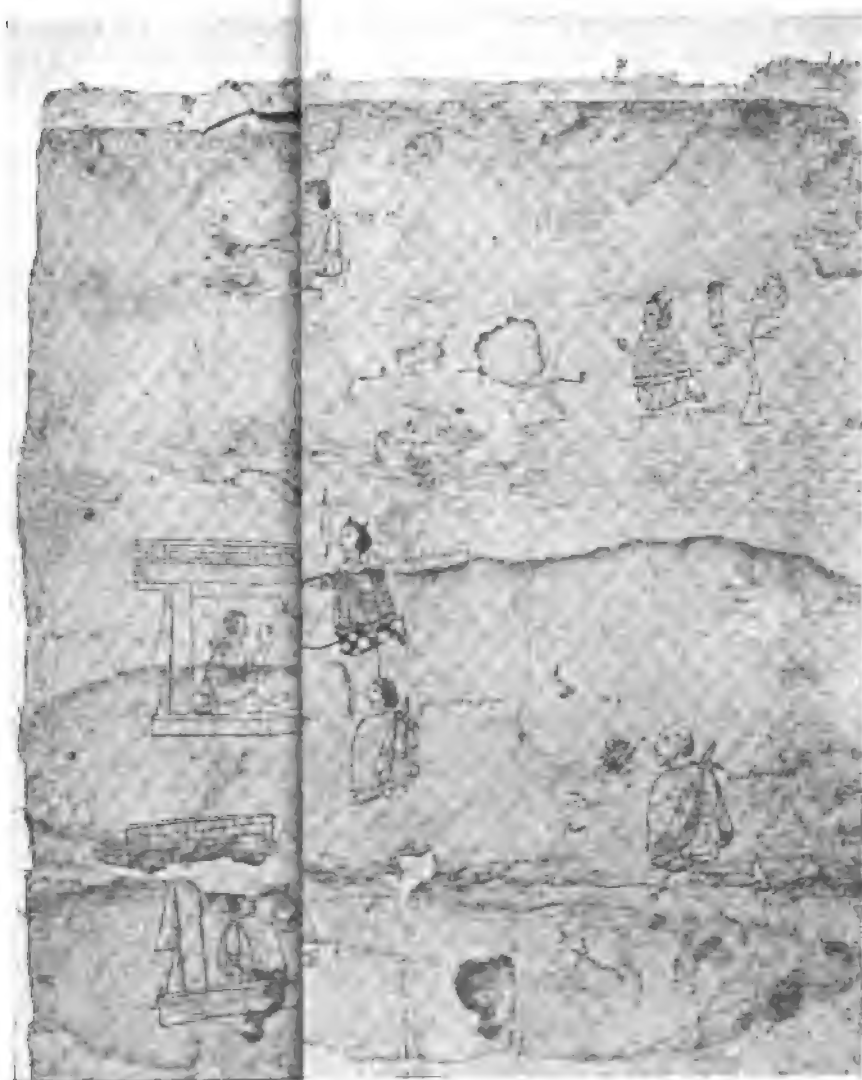
³⁾ Vgl. Peñafiel, Nombres geográficos de Mexico p. 74.





Tafel IIa.





her Bilderhandschriften.

XIV. Amer

Tafel IV.



und *xochitl* »Blume«. ¹⁾ Die Hieroglyphe stellt demgemäss eine Blume und darunter einen Kreis dar.

34. *Tahuicín*, Mann von 33. Die Bedeutung ist unklar, vielleicht ist *āui* »fröhlich sein« oder *ā-ui* »zanken« darin enthalten; doch sieht das Wort so aus, als wäre es eine Possessivbildung. Auch die Hieroglyphe gibt keinen rechten Anhalt; sie zeigt einen männlichen Kopf mit 2 Streifen als Backenbemalung ähnlich der Hieroglyphe 30.

35. *Teueyoçin*, Vater von 34. *teueyo* ist vermutlich eine Verwandtschaftsbezeichnung: *te* »jemandes«, *ueyo*, Abstractum von *uey* »gross« — also etwa »älterer Bruder«; *toueyo* ist im Molina als »advenedizo o estrangero« angegeben. Eine besondere Hieroglyphe ist nicht gezeichnet.

36. *Xaltemoc* »herabkommender Sand« (*Xalli* »Sand«, *temoc* part. von *temo* »herabsteigen«). Die Hieroglyphe drückt dies durch eine punktförmige Zeichnung aus.

IV.

(S. Tafel IV).

Ein 82 cm langes, 57 cm breites Stück alten spanischen Papiers, vergilbt, mehrfach gefaltet und beschmutzt, unten rechts abgerissen. Es gehört der im K. Museum für Völkerkunde zu Berlin befindlichen Sammlung Uhde an und ist als Nr. IVc^a 3014^a inventarisiert. Es findet sich mit anderen, gleichfalls im Museum aufbewahrten Dokumenten schon 1857 erwähnt: ²⁾ »enfin 5 dessins enluminés sur papier, paraissant très anciens et représentant la généalogie et les migrations du peuple des Aztèques, avec des figures de plantes et d'animant et quelques explications en langue espagnole«. In den Akten des Museums 34/62 findet sich unter Nr. 31 die Bemerkung: »Stammbaum auf Papier, altes Ms. Miniatur- oder Aquarellmalerei«.

In der Tat behandelt das Blatt einen Stammbaum von 50 Personen in 9 Generationen, wovon 38 Männer, 12 Frauen sind. 35 Personen sind in ganzer Figur gemalt, die übrigen

¹⁾ Vgl. Hernandez, De Historia Plantarum Novae Hispaniae (Madrid 1790), Tomo II, p. 444 »Yahualxochitl« seu »flos orbicularis«.

²⁾ Vgl. Catalogue des objets formant le Musée Aztéco-Mexicain de Feu M. Charles Uhde à Handschuhsheim près Heidelberg, Paris 1857, p. 60.

(letzten) zeigen nur die Köpfe. 11 der männlichen Personen haben einen Kopfputz, *astaxelli* genannt, der bei der ersten und 34. Person noch mit Quetzalfedern geschmückt ist. Die letzteren beiden halten in der rechten Hand einen Blumenstrauß, wie er ähnlich im Lienço de Tlaxcalla zu sehen ist (z. B. Bl. 28). Auch ist diesen beiden, die im Range höher als die übrigen stehen, eine rot-weiss gestreifte, über der Stirn geknotete Binde gemeinsam, die ein Trachtabzeichen der Tlaxcalteken ist und sich im Lienço de Tlaxcalla z. B. auf Blatt 25 findet.

Die Männer sitzen alle auf einem niedrigen Schemel (*icpalli*) und sind mit dem über dem Nacken geknoteten Mantel (*til-màtli*) bekleidet, während die Frauen mit hornartiger Frisur, Hemd und Rock versehen und in kniender Stellung, die Hände vorgestreckt, gezeichnet sind. Hieroglyphen finden sich nur bei den ersten 7, der 11. und 19. Person. Von der fünften Generation ab treten fast ausschliesslich spanische Namen auf, so dass, wenn man für jede Generation einen Zeitraum von 25 Jahren ansetzt, das Dokument etwa in die Mitte des 17. Jahrhunderts zu verlegen wäre.

Der Stammhalter ist an die Spitze des ganzen Blattes gesetzt, wo er in einem Hause gezeichnet ist, dessen Front nach vorn sieht wie bei der vierten Person, während die Häuser seiner übrigen 5 Söhne in der Seitenansicht gezeichnet sind.

Der Stil der Figuren und Hieroglyphen ist ziemlich grob; die Farben sind meist rot, gelb und gelblich-grün.

Das Schema des Stammbaumes ist folgendes:

Vom Stammhalter rühren 6 Söhne her. Die Nachkommen-schaft des ersten erlischt mit 3 Kindern; vom dritten stammen 2 Söhne ab, von denen der eine (A.) 7 Kinder, der andere (B.) nur eins hat. Von den 7 Kindern ist wieder je 1 Kind und Enkelkind angegeben und vom 6. noch 2 Nachkommen (Urenkel). Von dem Sohne B.s stammen drei Söhne, von dem letzten derselben noch ein Sohn, von dem ersten dagegen 1 Sohn, 4 Enkel, 2 Urenkelinnen. Der 6. Sohn des Stammhalters endlich hat 1 Sohn, 1 Enkel, 2 Urenkel und 1 Ururenkel.

Die Personen eines Verwandtschaftsgrades sind wie auf dem vorigen Dokument in einer Höhe gezeichnet.

Im einzelnen ist zu den Namen folgendes zu bemerken:

1. *Tlatscantzin chichimecatlaquen* . . . ; *Tlatscan* ist die

Cypresse, was durch den steifen Baum hieroglyphisch ausgedrückt ist. *Chichimecatl* ist ein Ehrentitel sowohl der Herrscher von *Tetscoco* als auch der *Tlaxcalteca* (s. Seler, Ges. W. I, 233), der hieroglyphisch durch Bogen und Pfeil veranschaulicht ist, da die Chichimeken die wilden Jägerstämme der Vorzeit sind;¹⁾ das folgende Wort, das den Stamm *quen* (vgl. *quemittl*) »Kleid« zu enthalten scheint, vermag ich nicht recht zu erklären. Vielleicht ist *chichimecatlaquen* partizipial zu fassen (= *chichimecatlaquenzi*)²⁾ »der das Abzeichen, den Rang eines Chichimecatl hat.«

2—7 Söhne von 1:

2. *Xiuthlehuitzin* »brennendes Kraut«. Von *xiuitl* »yerua« (Molina) und *tleui*, Intransitivum von *tlētl* »Feuer«, vgl. *tlenia*, *nino* »quemarse, o tener gran calor« (Molina). Die Pflanze ist von Hernandez nicht angegeben, vielleicht ist sie identisch mit *tlachinol-xochitl*? Die Hieroglyphe stellt ein grünes, fünffach gelapptes Blatt dar.

3. *Nequametl* ist eine Pflanze, die zusammen mit *tsioactli*, einer Dornenpflanze, genannt wird³⁾ und in dem Gebirgsland der Chichimeken wächst, deren Königssitz *Nequameyocan* »Ort der wilden Agave« heisst.⁴⁾ Die Hieroglyphe stellt die stachelige Pflanze mit roten Blüten dar, wohl eine Kaktusart.

4. *Cohuatl tlaquimilolmini*. *Cohuatl* »Schlange«; *tlaquimilolli* »Bündel, Rückengestell«. Vgl. *tlaquimiloa* »el que embuelve, o lia algo en manta o con manta« (Molina). *mini* ist unverständlich. Die leider beschädigte Hieroglyphe (s. Abb. 93) zeigt ein Holzgestell und darüber ein Bündel nebst einem Quetzalfederschmuck. Der Begriff *couatl* ist dadurch nicht erklärt, wenn nicht etwa das, was als zusammengewickelter Bündel erscheint, eine Schlange darstellen soll, deren Kopf fehlt.

¹⁾ Ähnliche Hieroglyphen vgl. Seler, Ges. Werke I, p. 235, Abbildung 157, 158, und Codex Boturini Blatt 2, die Hieroglyphe des 6. der 8 wandernden Stämme.

²⁾ Vgl. *y-cz-tlaquenzi* »der sich in Blut kleidet«, Anales de Quauhtitlan. Über *tlatzcan*, s. Hernandez, Romae 1651, p. 98, cap. 80.

³⁾ S. Sahagun 10, 29, § 2; bei Molina ist *nequametl* als »cierto arbol como palma« angegeben. Über *nequametl* vgl. Hernandez, Rerum Medicarum Nov. Hispaniae Thesaurus, Romae 1651, p. 273.

⁴⁾ S. Anales de Quauhtitlan (abgedruckt in den Anales del Museo Nacional de Mexico tomo III).

5. *Yztac maçatzin* »weisser Hirsch«, dargestellt durch den Kopf dieses Tieres.

6. *Quiyauhtzin* »Regen« (*quiauitl*), dargestellt durch Regentropfen.

7. *Omacatzin* »2 Rohr«, ein Datum. *ome* »zwei«, *acatl* »Rohr«. Die Hieroglyphe zeigt die Wasserpflanze (*Typha latifolia*) mit dem Fruchtkolben und unten 2 Tageskreise *Omacatl* ist übrigens Name des Gottes der Bankette und Festlichkeiten.¹⁾

8—10 Kinder von 2:

8. *Camiltzin*, vielleicht der spanische Frauenname Camilla.

9. *Yztacxochitl* »weisse Blume«, poetischer Ausdruck für Mais, der in den Hymnen²⁾ *ystac xochitla*, *coçauic xochitla* »weisse und gelbe Blume« genannt wird, entsprechend dem Qui'che *zaki hal*, *kana hal*.³⁾ Bezeichnenderweise ist dies ein Frauenname, da *ystacxochitl* Name der Erdgöttin ist, die durch das Empfängnis vom Sonnengott den Maisgott (*Cinteotl*) gebiert.

10. *Tochcuittlapiltzin* »Kaninchenschwanz«, *tochtli* »Kaninchen«, *cuittlapilli* »Schwanz«.

11 und 12 Kinder von 3:

11. *Yoloteotl* »Gott gewordenes Herz«. *yollotl* »Herz«, *teotl* »Gott«. Der merkwürdige Name ist wohl eine Anspielung auf den geopferten Krieger, dessen Seele in das Reich des Sonnengottes eingeht, zu dem man die Herzen der Opfer weihend emporhielt. Die Hieroglyphe zeigt ein rotes Herz mit den Stümpfen der abgehenden grossen Gefässe.

12. *Cohuatzin Yaotequihua* »Schlange, Herr der Krieger«. *cohuatl* »Schlange«, *yaotl* »Feind, Krieger«, *tequi—hua* »Tribut habend«.

13—19 Kinder von 11:

13. *Juan Pantzin* »Fahne« (*pantli*).

14. *Yecatototzin* »aufrechter Vogel«. *yeca* »grade«, *tototl* »Vogel«.

15. *Tzaqualcatl* »der aus der Pyramide«. *tzaqualli* »das

¹⁾ S. Seler, Veröffentl. I, 4 p. 171.

²⁾ S. Sahagun, Cantares que decian a honra de los dioses en los templos y fuera dellos IV, Vers 1 u. 2.

³⁾ Popol Vuh, herausg. von Brasseur de Bourbourg.

Verschlossene« (von *tzaqua* »verschliessen«) bedeutet die aus Steinen aufgeschichtete Erdpyramide.

16. *Cuicamomotsin*; *cuica* »singen«, *momochtli* »geplatzter Mais« (?).

17. *Teoxiuhztin* »echter Türkis«. *teo* bedeutet in Zusammensetzungen so viel wie »eigentlich, echt« (vgl. *Teochichimeca* etc.), *xinuitl* »Türkis«.

18. *Tlatocxochtzin* »gepflanzte Blume«. *tlatoctli* »cosa enterrada, plantada o sembrada«, *xochitl* »Blume«.

19. *Chiconquauhtzin* »7. Adler«. *chicome* »sieben«, *quauhtli* »Adler«. Es ist ein Datum. Die Hieroglyphe stellt nur einen Adlerkopf dar.

20—25 Kinder von 13—19:

20. Luysa.

21. Ton Domingo »Don Domingo«.

22. ciano.

23. Ton Juan Mendez.

24. *Ton Tetzauhtzin* »das wunderbare Vorzeichen«. *tetzauhtl* »cosa escandalosa, o espantosa, o cosa de aguero« (Molina). *Tetzauhtl* ist ein Beiname *Uitzilopochtli*'s.

25. Toña Maria »Doña Maria«.

26—32 Kinder von 20—25:

26. Ton Thomas.

27. Toña Susana.

28. Toña Magdalena.

29. Toña Maria.

30. Ton Cesme.

31. Toña Beronica.

32 und 33 Kinder von 31:

32. Ton Andres.

33. Ton Juan.

34. Sohn von 12: *Tecpanecatl Temetztl*; *temetztl* »Blei« (aus *tetl* »Stein« und *metztli* »Mond«). *Tecpanecatl* »Palastmann« bezeichnet einen Rang, weshalb die abgebildete Person reich geschmückt, ähnlich dem Stammhalter.

35—37 Kinder von 34:

35. Ton Bal. *Ocomatzin* »Affe« (*oçamàtli*). Bal = Baltasar?

36. isio.

37. Ton Fabiano *Chalchiuhtzin* »grüner Edelstein« (*chal-chiuitl*).

38. Sohn von 35: Ton Leonardo de Ortiz.

39—42 Söhne von 38:

39. Ton Francisco Perez.

40. Ton Mathias de San Miguel.

41. Ton Cleophas.

42. Ton Sebastian Serano.

43. Tochter von 39: Toña Maria Salumen (Salome).

44. Tochter von 40: —

45. Ton Juan Bautista.

46. *Quayauintzin* (Sohn von 7); *qua-ittl* »Stirn«. *yauittl* »maiz moreno o negro«, *yauhtli* »Wermut«; der Stamm *yauh* bedeutet »dunkelfarben«, vgl. *yapalli* »aus *yap-palli* = *yauh-palli*) »color negro« (Molina). Der Name würde also so viel als »dunkle Stirn« bedeuten.

47. Sohn des vorigen: *Yecacohuatzin* »aufrechte Schlange«).

48 und 49 Söhne von 47:

48. *Ton Anahuacatl*. Gentile von *Anauac*, das die Länder der Küste bezeichnet.

49. Ton Thomas.

50. Ton Blas.

Sonnenfeste der Altmexikaner und der Moki.

Von Dr. K. Th. Preuss-Berlin.

Mit der zurückkehrenden Sonne kommen um die Zeit der Wintersonnenwende (*Soyálunga*, *Powamû*-Fest) die Regen und Wachstum spendenden, zum Teil tiergestaltigen *Katschina*-Dämonen, die Ahnengeister, aus der Unterwelt zu den Dörfern der Moki. Nach dem Sommersolstitium im Juli gehen sie wieder mit der Sonne nach Westen in die Unterwelt. Die Sonnen- bzw. Feuer- und Todesgottheit selbst unter verschiedenen Namen (*Ahüla*, *Eototo* u. s. w.) ist die Führerin. Am 10. Jahresfest (*Xocotl uetzi*) der Mexikaner, nach der Sommersonnenwende und dem zweiten Zenitstand der Sonne im August, wurde die Rückkehr des Feuergottes *Xocotl* mit den Toten ins unterirdische Reich gefeiert, und entsprechend fand eine grosse Totenfeier in Mexiko am 17. Jahresfest (*tititl*) im Januar nach dem Wintersolstitium statt, wo die mit der Brustplatte des alten Feuergottes *Xiuhteculli* geschmückte Erdgöttin *Ilamatecutli* auf der Pyramide des *Uitsilopochtli*, des »Sonnen«- und Nationalgottes der Stadt Mexiko, geopfert wurde. Auch am folgenden Jahresfest, 20 Tage später, wurde am Fest des Feuergottes *Xiuhteculli* der Toten gedacht. Aus diesem Zusammenhang mit dem Sonnenlauf erklärt es sich, dass das mexikanische Totenreich einerseits in der Mitte der Erde beim Feuergott ist — vgl. die unter den Füßen sich öffnende (*sipapû*) Unterwelt der Moki —, andererseits sich aber auch im Westen befindet — vgl. Moki —, und dass der typische Totenschmuck bei Darstellungen der vier Weltgegenden dem Osten zugeteilt ist. Die Toten folgen also der Sonne und haben daher die Sternbemalung um die Augen, die der Gott

des Morgensterns *Tlauizcalpantecutli*, der Sonnenbegleiter, an sich trägt. Daraus wurde später ein besonderer Vorzug für die gefallenen und geopferten Krieger (*tonatiuh iixco yauh*) konstruiert, die vier Jahre lang täglich die Sonne bis zum Mittag begleiten. Und wie die Seelen der Krieger später in glänzende Vögel eingehen, so auch die der andern Toten in schöne und hässliche Tiere u. a., je nach ihrem Range. Das sind aber die Tiere, die allenthalben Regen und Wärme, den Frühling und das Wachstum bringen, wie z. B. der Kolibri, aus dessen Schnabel der Gott der Sonnenwärme *Uitzilopochtli* schaut. Die den Sommer gebenden Tiere sind das Primäre; mit ihnen verbinden sich dann die Seelen der Vorfahren, weil beide, die Tiere und die Seelen, für sich mit dem Laufe der Sonne zu tun haben.

Contributions of American archeology to human history.

By W. H. Holmes, Washington.

The importance of archeology to the student of history is now fully recognized. The science is establishing its claims to consideration more fully year by year, especially since it has become allied with geology, which furnishes the necessary time scale, and with paleontology, which supplies the scale of life. The branch of inquiry which only a few years ago dealt with isolated fragments of knowledge, with disjointed portions of the framework of human history, now essays to aid in building up the entire skeleton of that history, and, with the aid of the allied sciences of ethnology and psychology, in clothing it with the integuments of a living reality.

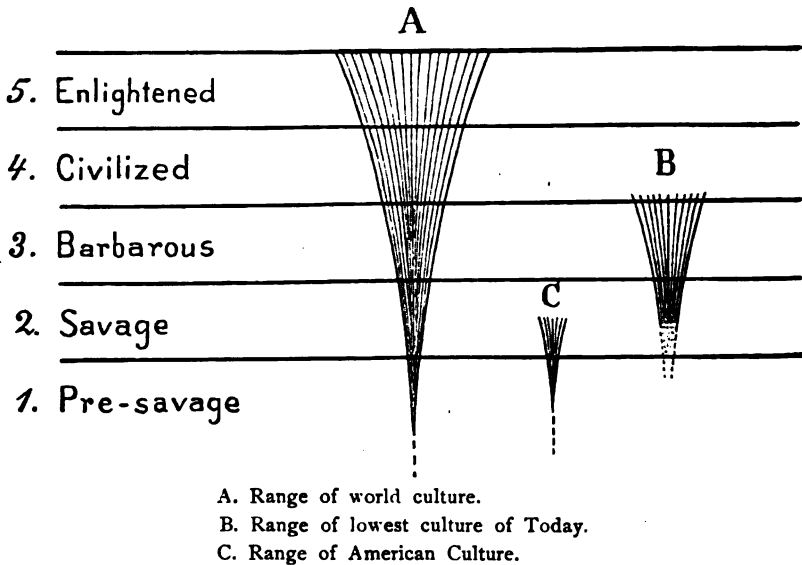
America is taking a noteworthy part in this rehabilitation of the race and, fortunately, is most helpful just where the Old World is weakest. In America the past of man, for the most part at least, connects directly with the present and with the living. Each step backward along the course of culture development proceeds from a well-established and fully understood base, and there is thus no baffling gap between history and prehistory, as in the Old World.

In America all the steps of culture from the highest to the lowest within the native range are to be observed among the living peoples, and we are thus able to avoid many of the snares of speculation with respect to what men have thought and men have done under the greatly diversified conditions of primitive existence.

In America the conditions are simple. The antiquities

of a region represent in a large measure the early history of the known peoples of that region. There have not been the successive occupations, the racial interminglings, the obscuring and obliteration of phenomena that so seriously embarrass the student of the ancient nations of the Old World. The stone age and the red race stand practically alone within the field of study.

In America the high-water mark of culture barely reached the lower limit of civilization. In the Old World the fuller representation of man's career is above that limit, so that America



can be expected to assist, especially in building up the sub-structure of human history. It can be expected to furnish a fuller reading of the early chapters of culture progress than any other part of the world.

The position of aboriginal America in the field of culture history and the area of that history which American archeology, as well as American ethnology, can be expected to illumine is clearly indicated in the accompanying diagram.

In this diagram the whole field of human history is represented by the five spaces which, beginning below, are: (1) The stage of prehuman development, through and out of which the race arose; (2) the average stage, in which humanity

took definite shape; (3) the barbarous stage, in which powerful nations were founded and systems of record were developed; (4) the civilized stage, in which higher culture was achieved, and (5) the enlightened stage, reached as yet only by a limited number of nations. The idea of time is not involved in this diagram. The stages of progress thus become a scale on which the cultural achievements of any race or people in its struggle upward may be laid down. It enables us to show just what relative place is taken by each race or people and just how much and at what points each can contribute to the history of man; for human history as written is composite, made up of the separate histories of many peoples of all grades of development set together as a mosaic.

The fan-shaped figure A in the diagram may be taken to express the history of the race; that is, the whole of human progress from the slender beginnings of the savage stage up to its greatest expansion at the present day. The same figure may stand with equal propriety for the career of a single people or nation that has reached the highest limit of culture. In the diagram, the beginnings of cultural development are represented at the base of the figure by a few slender threads of activity. In savagery these threads multiply slowly into a considerable number and, with ever accelerated rapidity, divide and subdivide in barbarism and civilization, expanding with marvelous rapidity in the horizon of enlightenment. While this expanding figure may be regarded as expressing the growth of human culture, it may also symbolize the development of the race in population and in physical perfection.

The figure indicated by B may stand for the career of peoples of the lowest existing order of culture, such as the Fuegians or Andamanese—peoples which can contribute to general history only within a very limited range, since their career traverses only the lower half of the field of savagery. It is to be noted, however, that these lowly peoples can contribute much more fully to the history of this particular stage of progress than can any of the nations that have passed this stage and have risen to higher levels.

The field covered by the American race is outlined in C. Uncertain and indefinite in the beginning stages, the traces being

hardly legible on account of the absence of written records and the insufficiency of archeological research, it develops upward, stopping just short of the level of civilization. Many strands of culture had appeared and had grown strong, but writing had not been fully achieved and other arts peculiar to civilization had not made their appearance. It is within this field that Americanists pursue their studies and make their contributions to the history of the race and of developing civilization. Above this stage they find nothing and below it only meager and uncertain traces of the beginning stages of human culture. The archeologist finds within this limited American field, however, extensive phenomena relating to the various branches of barbarian activity, especially to such as leave their traces in material form. Prominent among these branches are agriculture, hunting, fishing, quarrying, and mining. The shaping of implements and utensils, the building arts, metallurgy, sculpture, ceramics, the textile arts, the graphic arts and writing, war, games, culinary arts, religious arts, personal adornment, the decorative arts, etc. These groups of phenomena, as exhibited in America, have been the subject of earnest study by a large number of scholars and already a great body of data relating to them has been collected and an extensive literature is in existence. A few of the more instructive of these groups may be briefly reviewed.

Quarrying and mining.—Much of the history of the activities concerned in the acquisition of the raw materials of subsistence and the arts is best studied among existing peoples. This is especially true of hunting and fishing, the gathering of wild fruits and grains, and agriculture. But archeology alone can be depended upon to tell the story of the industries concerned with developing the mineral resources. These activities escaped the observation of the conquerors and colonists and were discontinued so abruptly that very meager records of their operation have been preserved. The story of the struggles of primitive man in exploiting the valleys and mountains and in extracting the staple materials of the stone-age culture from their rocky beds forms one of the most interesting and important chapters in the history of incipient civilization. With implements of stone, bone, and wood the aborigines attacked the

massive strata, breaking up solid bodies of flint, quartz, obsidian, jasper etc., for the manufacture of implements and carving out huge monoliths from the living rock for building and sculpture. A study of the American mines and quarries gives us a vivid conception of the strength and persistence of the forces that underlie human development, and of the difficulties encountered by the race in carrying culture upward through the stone age to the higher level of the age of metal. The shaping of the stone into implements and utensils supplemented the work of the quarryman, and the story of the development is clearly told in many lands. But America's contribution to the history of this most important branch of activity is exceptionally full and satisfactory.

Architecture.—Aboriginal architecture in America teaches the lessons of the initial development of this branch of culture with exceptional clearness, beginning at the lowest stage and carrying it up to about the stage of the keystone arch. The present period affords a wide range of phenomena representing the elementary forms of building, and post-Columbian chronicles give us somewhat meager glimpses of the higher development that came under the observation of the Spanish conquerors, whilst archeologic remains supplement the lessons of the historic period. We find constructions of great variety and of remarkable preservation in the Mississippi valley, in the Pueblo country, on the Mexican plateau, in Yucatan, Guatemala, and Honduras, and in South America. By the aid of these we see how the midden and the earth mound develop into the pyramid with its multiple stairways of cut stone; how the walls change from irregularly placed stone, and clay-covered wicker to massive structures of accurately hewn stone; how the chamber spaces, ceiled at first with weak timbers subject to quick decay, are spanned later by the offset arch of stone. We see supported on this native arch the concrete roof, so massive as to defy the earthquake and support the forest growth of successive centuries; we see the multiplication of stories, tier on tier; we see the spanned space, limited at first to a few feet, increase indefinitely to the many-vaulted roof supported by a wilderness of limestone columns; we see walls decorated within and without with symbolic sculptures, single buildings presenting

thousands of square yards of embellished surface, and marvel at lofty false fronts and roof crests that were added to afford space for the exercise of the native genius for decoration.

These chapters in the evolution of the building arts are not taught with equal clearness and fullness in any other part of the world. Besides the direct lessons which bear upon the history of the art of architecture, many side lights are thrown upon other branches of primitive culture—mural decoration, sculpture, and furnishing, as well as the organization of society, religious beliefs, and systems of writing.

Sculpture.—Sculpture reached its highest development in Greece, but the stages through which the art passed are but meagerly recorded in the extant art works of Hellas. The earlier steps are represented by isolated bits in many places, but the primitive phases of the art are by no means so fully exhibited as in America. We have there a vast body of material covering every stage from the very beginning of stone-shaping up to full relief and realistic portrayal of the human subject. No people known to us has within the culture range of the Americans shown such versatility and power with the hammer and chisel; none has embodied in stone a mythology so rich in imagery, including as it does forms of men, beasts, monsters, and cosmic phenomena in greatest variety. The archeologist has here spread out before him, with the work of the living peoples to guide him, as in an open book the whole story of the evolution of sculptural phenomena within the horizon of barbarism.

Metallurgy. — The working of metals is among the most important activities of civilized man, and has been a chief agency in the development of culture, as is especially manifest in gigantic forward steps of recent years. Although the general course of metallurgic development and the mutual relation of its successive stages of progress are well made out, much remains to be learned, and in this direction America is able to make the most valuable contributions. We learn from history something of the metal work of the American aborigines. Tin, lead, and iron were little known, and the smelting of ores was in its infancy, but gold, copper, and silver were extensively employed when the Spaniards arrived, and these metals were forged, fused,

cast, alloyed, plated, and otherwise handled with a skill that astonished the conquerors. Archeology verifies the statements of historians and adds much to our knowledge of the manipulation of metals and of the forms produced in the primitive stages of culture, not only in regard of the Western Continent, but for the general history of the subject at periods where the records in the Old World are most defective.

Ceramics. — Of art in clay we may say much the same as of sculpture. No people known to us has furnished such a vast body of material for the study of this art from its beginnings up to the level of glaze and the wheel as have the pre-Columbian Americans. The clay took on a multitude of forms in which were embodied a wide range of mythologic and esthetic concepts.

The graphic arts. — To the history of writing aboriginal America makes many contributions, and these, like the others referred to, fall within that part of the history of progress wherein Old World evidence is least satisfactory. In the Old World we trace back the history of writing step by step to a point near the beginning of the glyphic system. In the New World we pass back from the lower margin of the glyphic to the very beginning of the graphic, thus all but completing the history of the evolution of the recording arts.

With a knowledge of the present and prehistoric phases of picture writing, it is easy to utilize and interpret the vast body of material in this branch furnished by archeology; but, rich as is this material, insufficient light is thrown upon the transition from picture writing to phonic writing, the particular stage of development in which archeologists find one of the most fascinating fields of research. The great body of evidence brought before the conquering Europeans was not appreciated by them, but rudely destroyed, and the remains, graphic and sculptural, are now being gathered together and studied in the most painstaking manner by our scholars, who hope almost against hope to find a key to the problems of transition. Within the cluster of graphic phenomena which gave birth to writing, we have evidence bearing upon other important branches. We here get glimpses of the history of the calendar; we find traces of the pictorial art, which had not yet reached the stage of light and shade, perspective, and portraiture, and

discover many germ of embellishment, both mythologic and esthetic.

Although many of the obscure problems arising in this American field have been successfully worked out, many others are still awaiting the attention of Americanists and will no doubt yield, little by little, to their persistent efforts.

The more important unsolved problems of aboriginal America are those of race origins, of culture origins, and of chronology. These problems do not relate so much to particular nations as to the history of the race as a whole; not so much to peculiar or local cultures as to the origin and evolution of the native activities; not so much to tribal or national chronology as to correlations of race and culture history with the geological time scale.

With respect to race and racial characters American archeology has as yet little to add what may be learned from studies of the living peoples. So far as observed, the variations in type of fossil forms do not extend decidedly beyond the range of variation observed among the living. It has been sought to establish a paleo-American type in South America, but we are not certain that a sufficient comparative study of the osseous remains of the present peoples of the world has been made to warrant a satisfactory determination. Conservatism is especially desirable in any attempt to establish new racial types or special orders of culture.

Regarding race origin it may be said that there is still room for speculation. Opinion seems, however, to be settling down to the view that the American race, as it stands to-day, is not autochthonous, but is an offshoot of Asiatic peoples, originally more or less diverse in character and arriving in America, mainly at least, by the Bering Strait route, not abruptly, but in the normal course of race distribution from a natal habitat, the migration continuing for untold centuries. Americanists have here a difficult, a perplexing, but a most fascinating, field of research.

To-day, one of the most absorbing questions encountered by the student of American archeology is that of the origin of the aboriginal cultures. Some regard these cultures as autochthonous; others have looked for their source in many different

parts of the world. Although no final conclusion can yet be announced, we may assume that, along with the incoming peoples, all or most of whom must have been extremely primitive dwellers of the far north, there came the simplest forms of the arts of hunting, fishing, shelter-building, and the preparation of food; that from these elements, under the influence of more southerly environments, there arose in time diversified culture groups, such as are now under investigation in various parts of the continent. We can not but admit, however, the plausibility of the theory that seafaring wanderers from other lands have now and then reached American shores, bringing with them the germs of distinct cultures, and, further, that the characteristic art phenomena of certain centers of progress are such as to give countenance to this idea. This is a most interesting and important branch of archeological research, and one with which archeologists must at this stage particularly concern themselves.

Archeology furnishes a vast amount of interesting data regarding the states of culture of the American race, but we note that in all the researches so far conducted no traces of culture phenomena have been found which extend below, on the one hand, or above, on the other, the range observed among the living or historic tribes. There is nothing so unique that it might not belong to known tribes or their immediate ancestors. It has been sought to differentiate a paleolithic culture and period in America, but without tangible result. So far as the use of the terms »paleolithic« and »neolithic« are concerned they may both be omitted from the nomenclature of American archeology without loss, if not to possible advantage. The simplest forms of stone implements occur everywhere in association with the most highly developed forms, and neolithic forms are reported from formations of nearly all periods back to the earliest that have been observed.

In America, especially North America, we have sought almost in vain to establish a definite chronology of man and culture. Evidence of antiquity is not wanting, but when we try to adjust the phenomena to the geological time scale we meet with indifferent success. Hundreds of ancient caves have been searched, with only negative results; glacial gravels have been examined with great care, but the returns are exceedingly meager;

river terraces and kitchen-midden deposits yield nothing of particular value, and the results, when viewed as a whole, instead of enlightening the mind, fill it rather with confusion. It is within the bounds of possibility that this confusion may in a measure be due to the presence in America of an autochthonous race element.

The contributions of American archeology in this department are not to be compared with those of the Old World, where definite chronological results are forthcoming on all hands. That America may yet furnish contributions of importance in this branch of inquiry, however, lies well within the bounds of possibility.

It is thus seen that there are in America numerous questions awaiting solution, and there is vagueness in many places; but, notwithstanding this, the results of our archeological investigations are on the whole most gratifying. Each year the areas of the uncertain and the unknown are being reduced, and when the results achieved are supplemented by the rich materials derived from the study of the living peoples they must go far toward illuminating the pages of the story of humanity in general which the Old World has been gradually but surely revealing.

Viewing the whole field of prehistorical research, we are struck by the fact that the past of man is rapidly disclosing itself to our vision, so that presently we shall be able to look backward through the biological and cultural vistas of his coming and connect the present with the vanishing point of the human perspective with an insight and comprehension little dreamed of until now.

Un nouveau chapitre de l'histoire des flibustiers des Antilles

(les flibustiers du Darien au XVIII^e siècle).

Par Dr. Henri Froidevaux, Versailles.

Les historiens ne savent pas avec précision ce qui sont devenus, dans la première moitié du XVIII^e siècle, les flibustiers des Antilles; c'est le but du présent travail de combler en partie cette lacune de l'histoire du Nouveau-Monde.

I^o Les sources de ce travail sont: 1^o un mémoire inédit, adressé en 1763 par Vivant de Maissagues au ministre de la Marine de France, le duc de Choiseul-Praslin; 2^o un »Mémoire historique sur les Indes Braves et les Forbans françois du golfe de Darien«, publié en 1743 à Amsterdam par un anonyme, un officier de marine qui avait passé quelques années auparavant deux mois en leur compagnie.

II^o Il ressort de ces documents que, dès le XVII^e siècle, des flibustiers français avaient fréquenté avec assiduité les côtes du golfe du Darien, et avaient inspiré aux Indiens qui les habitaient un grand amour de la France. En 1700, en 1719, des amnisties furent portées de la part du gouvernement français aux flibustiers établis au Darien; vers 1736—1737, M. d'Héricourt, »lieutenant de Roi du Cap François«, leur rendit visite; et sa venue provoqua dans tout le pays, chez les Indiens aussi bien que chez les flibustiers, une véritable manifestation d'enthousiasme en faveur de la France.

III^o Les mœurs de ces flibustiers, — vivant avec les Indiens »comme ne faisant qu'un même peuple ou une même famille«, — dissolus au dedans, étaient parfois féroces au dehors. — Ils reconnaissaient un être suprême, et n'avaient pour prêtres que les chefs de leurs trois bandes, et un »premier

magistrat«, tous librement désignés par eux. — L'autorité de ces chefs était d'ailleurs plus nominale que réelle, et sur leurs compagnons mêmes, et sur les Bravos. — Ces derniers sont »des sujets, et non des amis« des flibustiers; c'est par la parole, par la persuasion que s'exerce surtout l'autorité des chefs européens sur eux.

IV° L'histoire d'un des chefs suprêmes des flibustiers du Darien, le Gascon Petit Pierre (mort avant 1734) fournit une preuve manifeste de ces faits; il a dû recourir à la ruse pour arrêter, en 1727, une expédition à laquelle il était opposé, et il est mort assassiné par un Indien. Le chef n'avait que des vues personnelles et égoïstes. Un de ses successeurs, le Picard Dupuis (vers 1750) semble avoir été autre; il a formé des projets très considérables, et, non content de vouloir nouer avec la France, par l'intermédiaire de Saint-Domingue, des relations commerciales suivies, il semble avoir songé à rendre sa patrie maîtresse de l'isthme de Panama.

V° Ce qui selon toute probabilité, a empêché l'exécution de ce projet, c'est l'entente franco-espagnole. Les Espagnols avaient toujours, en effet, conservé des prétentions sur le pays habité par les Bravos et les flibustiers, bien que leur autorité n'y existât absolument plus. — Les flibustiers du Darien ont ravagé sans relâche le littoral entre Porto-Bello et Carthagène, et dévasté le district minier du Darien. Nous connaissons de manière certaine trois expéditions dirigées par eux contre les mines d'or du Choco (la dernière est de décembre 1727), une contre celle de Carones, une contre Carthagène; d'autres incursions dans les mêmes parages, signalées dans des actes récemment publiés, leur doivent être sans doute attribuées.

Un dépouillement systématique des documents relatifs à l'histoire de l'Amérique Centrale au XVIII^e siècle, et l'étude des archives espagnoles permettront certainement de préciser cette histoire des flibustiers du Darien, et de dire, — ce que nous ignorons absolument — quand et comment ils finirent.

Le Caraïbe du Honduras et le Caraïbe des Iles.

Par Lucien Adam, Rennes.

L'histoire des Caraïbes de Saint-Vincent se compose de traditions et de quelques faits dont j'emprunte l'exposé à Martius, à Vivien Saint-Martin, et à Elisée Reclus.

»Die rothen Caraïben auf S. Vincent hatten die Tradition, »dass ihre Vorväter von den Ufern des Orinoco, an Trinidad »vorbei, über Tabago, Grenada und die Grenadillen nach »S. Vincent gekommen. Sie überwandten die Eingebornen, die »sie Galibeis (?) hiessen, tödteten die Männer, behielten die »Weiber, und aus dieser Vermischung gieng die zur Zeit von »König Charles I. oder II. einzige Bevölkerung der Insel hervor. »Die s. g. schwarzen Caraïben sind Abkömmlinge einer Ladung »Negersclaven aus Benin, vom Stamme Maco, deren nach Barbados »bestimmtes Schiff 1675 an der kleinen Insel Bequia, zwei »Meilen südlich von S. Vincent, scheiterte. Young, Account of »the Black Charaibs in S. Vincent. Lond. 1795 p. 5.« (Zur Ethnographie Amerikas, zumal Brasiliens. Von Dr. Carl Friedrich Phil. v. Martius. T. I, p. 740.)

Antérieurement à 1660, les Caraïbes de S^t Vincent avaient été évangélisés par des missionnaires français. A cette date, il fut convenu entre l'Angleterre et la France que l'accès de l'île serait interdit à tous autres Européens, et les Caraïbes rouges demeurèrent paisibles possesseurs de leur »Iouloumain« jusqu'à l'apparition des esclaves nègres naufragés. Il est de tradition que ces Africains s'établirent dans l'île, y prirent femme, et devinrent, sous le nom de Caraïbes noirs, les concurrents des Caraïbes rouges. Dans ce »Struggle for the life« ceux-ci auraient

été presque complètement anéantis par les métis. Néanmoins, des colons français survinrent et s'arrogèrent la propriété de l'île (?). En 1763, la France céda cette colonie à l'Angleterre, la lui reprit en 1779, et la lui rendit en 1783, lors du traité de Versailles. Enfin, en 1796, les Anglais redevenus maîtres de St Vincent, voulurent se débarrasser des Caraïbes de toutes couleurs qui étaient demeurés libres; et au mépris d'un accord conclu. Vingt ans auparavant et en vertu du quel la région du morue Galou et toutes les plaines du Nord-Est leur avaient été réservées, on les traqua comme des bêtes fauves, puis une flotte les transporta, au nombre de plus de 5000, dans l'île de Ruattan, qui était alors déserté.

»Après les premières difficultés de l'exil« — dit M. Elisée Reclus — »les déportés s'accommodèrent parfaitement à la terre »où ils étaient obligés de vivre; un grand nombre restèrent à »Ruattan où ils se firent pêcheurs et jardiniers; d'autres allèrent »s'établir dans les îles occidentales de l'archipel, mais la plupart »acceptèrent l'invitation du Gouvernement espagnol qui leur »offrait des terres sur la côte ferme du Honduras, aux environs »de Trujillo. Peu à peu, la population dominante, non seulement »dans les îles de la baie, mais sur tout le littoral hondurien et »guatémalsque et dans toute la partie du Honduras britannique, »est devenue celle des Caraïbes, les descendants des bannis de »St Vincent. On les évalue à une vingtaine de milliers.«

A quelle époque et dans quelles circonstances, un certain nombre de Caraïbes établis dans les environs de Trujillo ont-ils pris le parti d'emigrer dans le Honduras britannique? Les recherches que j'ai faites à ce sujet n'ont point abouti.

En 1839, John L. Stephens a visité un village caraïbe récemment édifié à Punta Gorda. »It consisted — dit-il — of »about five hundred inhabitants. Their native place was on the »seacoast, below Trujillo, within the government of Central »America; and having taken an active part again Morazan, when »his party became dominant, they fled to this place being within »limits of the British authority.« Il se peut que l'exode des Caraïbes aujourd'hui établis sur les rives des cours d'eau portant les noms de N. Stann-Creek et de S. Stann-Creek ait été déterminé par un incident du même ordre.

Quoiqu'il en soit, les Caraïbes de Stann-creek sont issus,

comme ceux de Trujillo et de Punta Gorda, des Caraïbes qui ont été deportés de St Vincent dans l'île de Ruattan.

Le regretté Daniel Brinton avait mentionné dans *The American race* un fait linguistique intéressant »The Rev^d Alexander Henderson, who has composed a grammar and dictionary of their dialect, gives them the name *Karifs*, a corruption of »Caribs, and is the term by which they call themselves«. M. Brinton ne put me fournir aucune indication relativement à la grammaire et au dictionnaire composés par le Rev^d A. Henderson.

Mais au cours de l'an dernier, le Rev^d James Williams, vicaire de Bartika Grove, Guyane anglaise, se trouvant à Londres, eut l'extrême obligeance de me communiquer, en même temps que de précieux documents relatifs à l'Arrouague et à l'Acavoio, la version en Caribe hondurien des Evangiles de St Marc et de St Jean par le Rev^d John F. Laughton, de Stann-creek Rectory, British Honduras.

Dans une lettre qu'il m'a adressée le 7 Mai dernier, M. James Williams cite textuellement le passage suivant d'une lettre de M. John F. Laughton portant la date du 24 Mai 1900: »I have translated the four Gospels, but have up to the present »been able to print only one, St Mark's«. Espérons qu'après avoir réussi à faire imprimer l'évangile de St Jean, le recteur de Stann-creek réussira à faire imprimer les deux autres!

M. J. Williams me donne aussi, relativement au Rev^d A. Henderson, l'indication que voici »While in London, I saw a »copy of St Mattheu's Gospel in Carib translated by Rev^d »Alexander Henderson in 1847; it is in the possession of the »Baptist Missionary Society, 19 Furnival Street, Holborn. »I wrote at once to the London house of the Edinburgh firm »who had published the book, and received an answer to the »effect that inquiries should be made to ascertain whether another »copy was still in existence. If I cannot get a copy, I think »I shall try to have a copy made from the one at Holborn. If I should do so, I would lend it to you.«

Les documents mis à ma disposition suffisent pour qu'il soit dès maintenant possible de comparer scientifiquement le Caribe du Honduras avec le Caraïbe »de la Gardeloupe et des îles circonvoisines« tel que le P. Raymond Breton l'a fixé de 1664 à 1667. Entre cette dernière date et celle de 1901 plus

de deux siècles se sont écoulés; de 1796 jusqu'à ce jour, les *Carifs* se sont trouvés en contact avec les Espagnols du Honduras et avec les Anglais du Honduras britannique, et leur parler est demeuré foncièrement Caraïbe.

Ils emploient un très petit nombre de vocables anglais et un nombre restreint de vocables espagnols. Mais ils ont conservé l'usage de nombreux vocables français dont leurs ancêtres se servaient antérieurement à 1796, et qui leur avaient été apportés par les missionnaires auxquels la convention de 1660 avait réservé le droit de maintenir «à leurs frais et dépens, les missions établies dans les îles de St Vincent et de la Dominique». Voici, avec des exemples, la liste des mots français qui s'étaient introduits dans le Caraïbe de St Vincent.

Accuser: *Aguse-run*, juger. Ex.: *N-aguserun*, je juge. *M-aguse-ti uguchili*, le père ne juge pas. *Ru-lu-mutu sungubi guse l-un l-irahu*, il a donné tout jugement à son fils.

Animal: *Animalu*. Ex.: *L-e-raidera ha-ma harachan animalu*, il resta avec les animaux sauvages.

Apprendre: *Afurende-run*, apprendre, étudier, comprendre. Ex.: *M-afurenderun-iga ligiya*, celui-ci ne l'a pas étudiée. *H-afurenderun t-ow l-anigi*, ils comprennent dans leurs cœurs. *Furende*, apprenez!

Argent (l'): *Larasun*, *larasoun*. Ex.: *Ni feñ ni larasun*, ni pain ni argent. *L-un ichugun larasoun*, pour donner de l'argent. *T-agai-larasun*, récipient de l'argent, le tronc.

Arranger: *Arense-run*, arranger, préparer. Ex.: *Lé arenseru-ba b-eme-ri*, celui qui arrangera ton chemin. *N-iding l-un n-arensrun fulassu*, je vais pour que je prépare la place.

Assiette: *Assiyedu* bassin. Ex.: *Ru-ba-y li-dan assiyedu l-ichugu Juan*, mets dans un bassin la tête de Jean.

Aviron: *Awirun-ja*, *awirun-ha* «avironner», ramer. Ex.: *Dan arija-ña awirunja hére*, quand il les vit ramer avec peine. *Dan awirunha-ña wên-sangu ó darande burassu*, quand ils eurent ramé vingt-cinq ou trente stades.

Baptiser: *A-badise-run*. Ex.: *L-abadiserun Juan*, le baptême de Jean. *H-iyabui h-abadisera*, ils venaient ils étaient baptisés. *Mama Hesu abadisera-guda-ha-bi*, Jésus ne les baptisait pas. *Badise-guda-nu-mutu-n*, je vous ai baptisés.

Barrière: *Bariyeru*, haie, parc, jardin. *L-ichiga bariyeru t-ow*, il y mit une haie. *Li-dan ha-bariyeru-n mudun*, dans le parc des moutons. *Lé ñeñ-lu-bī aban bariyeru*, où il y avait un jardin.

Bâton: *Badun*. Ex.: *Aban badun*, un bâton.

Bénir: *A-bini-ra*. Ex.: *L-abinira-ña*, il les bénit. *Bini-wa-ti l-u-ruwy-te Israel*, le roi d'Israel est béni.

Besoin: *Busuwain*, *busuwen*, *buswen*, *a-buswen-run*, avoir besoin, vouloir. Ex.: *Busuwain-lu-muti abureme*, le maître en a besoin. *Lé h-abuswenrun*, ce dont vous avez besoin. *Ha m-abuswenru-ti-ñun surusié*, ils n'ont pas besoin de médecin. *Dan h-abuswenrun diwain*, quand ils eurent besoin de vin, quand le vin leur manqua. *Katey h-abuswenru-bī*, de quoi avez-vous besoin, que voulez-vous? *Buswen-ti-bu b-arīdagun*, veux-tu être guéri?

Bourg: *U-burugu*. Ex.: *Hī-ba li-down uburugu*, allez dans le bourg!

Bourse: *Burusu*. Ex.: *Ti-dan ha-burusu-te*, dans votre bourse.

Brasse: *Burassu*, stade. Ex.: *Wèn-sangu burassu*, vingt-cinq stades.

Calme: *Galuma*. Ex.: *Galuma wayri-ti*, un grand calme. *Galuma-ba*, calme-toi!

Cent: *Sang*, *sen*. Ex.: *Urua sang*, trois-cent. *Sang-wayyasu*, cent fois. *Dimi-sen*, un demi cent.

Chandelle: *Sanudelu*, lampe. Ex.: *Giyara-ti l-ichugun sanudelu t-abu-guiñe gusu*, est-il possible qu'il mette la lampe sous le lit?

Changer: *Asansi-ra-gun*, changer, se transfigurer, se convertir. Ex.: *Asansi-ha-ti-ñun larasoun*, ils changent l'argent. *L-asansiragoa*, il se transfigura. *H-asansiragun*, ils changent, se convertissent.

Charpentier: *Sarafangiya*. Ex.: *Mama sarafangiya lé t-iraju Maria*, n'est-ce pas le charpentier qui est fils de Marie?

Chaudière: *Soudieru*. Ex.: *L-achibun soudieru*, le lavage des chaudières.

Cher: *Seru-ti*. Ex.: *Assubahagulé lé seru-ti*, une huile parfumée qui était chère, d'un grand prix.

Chirurgien: *Surusié*, médecin. Ex.: *Saragu surusié*, plusieurs médecins. Voir le mot »Besoin«.

Cinq: *Sangu, seng*. Ex.: *Sangu fêñ*, cinq pains; *seng béna*, cinq portes. *Sangard* cinquante.

Commander: *A-gumade-run*. Ex.: *L-agumaderun Moses*, le commandement de Moïse. *L-agumaderun-i-wa Moses*, Moïse nous a commandé. *L-agumade-ra-ña*, il leur commanda. *Ru-lu-muti Moses gumadi*, Moïse a donné la loi. *Li-dan gumadi-men*, dans le commandement. *Gumade-meti-ñun*, les gouverneurs.

Commencer: *A-gumese-run*. Ex.: *Li-dan l-agumeserun ubaw*, dans le commencement du monde. *L-agumesera*, il commença.

Confesser: *A-gunfese-run*. Ex.: *L-agunfesera*, il confessa. *H-agunfesera ha-figäo*, confessez vos péchés. *M-agunfesserun-hama-ti*, ils ne confessèrent pas, ne reconnurent pas.

Content: *Gudan, a-gudan-run*, contentement, joie, se réjouir. Ex.: *Gudan-ti*, content. *L-ow gudan*, avec joie. *Li-doun i-gudan-i* en joie. *N-i-gudan*, ma joie. *H-agudanru-ba*, vous vous réjouirez. *M-agudanrun-ti Jesu*, Jésus ne fut pas content. *M-agudanrun-ti-ñun*, ils furent indignés.

Couche: *Gusu*, lit. Ex.: *Bi-gusu-n*, ton lit. Voir le mot »Chandelle«.

Croix: *Guruwa, grua*. Ex.: *Lu-guruwa-n*, sa croix. *Baru-bi grua*, porte la croix! *Guruwygua-humĩ*, crucifiez-le!

Demi: *Dimi*. Ex.: *Dimi-sen irumu*, un demi cent d'années. *Sang dimi-sang urua*, cent cinquante trois.

Dépenser: *Défansé*. Ex.: *Défansé-toun sun t-ibijin*, ayant dépensé tout son bien.

Devinette: *Dibinasu*, parabole. Ex.: *M-adimurehan-ti-bu dibi-nasu*, tu ne dis plus de paraboles.

Dieu (bon): *Bondiu*. Ex.: *Nu-bondiu-te*, mon Dieu; *hu-bondiu-te*, votre Dieu. *Ha-bondiu-te hila-ña*, le Dieu des morts.

Dimanche: *Dimansu*, le sabbat. Ex.: *L-adugun dimansu h-oun woguri-ña mama woguri-ña l-un dimansu*, il a fait le sabbat pour les hommes, non les hommes pour le sabbat.

Dix: *Diisi, diz*. Ex.: *Diisi owra*, la dixième heure. *Diz-widu*, dix-huit.

Douze: *Duszu*. Ex.: *L-aduñura duszu l-un l-uma ha-ma*, il en établit douze pour être avec lui.

Église (l'): *Ligilisi*, temple, synagogue. Ex.: *Ligilisi to*, ce

- temple. *Li-doun ligilisi*, dans le temple. *Li-dan ha-ligilisi*, dans leurs synagogues.
- Embarasser (s'): *Abarast-gun*, se mettre en peine de. Ex.: *M-abarasségun-ti h-ow mudun*, il ne se met point en peine des brebis.
- Epée: *Éfain*. Ex.: *H-iyabui t-abu éfain*, vous êtes venus avec des épées.
- Fête: *Fédu*. Ex.: *He-fedu-n huriyu*, la fête des juifs.
- Fier (se): *A-fiñe-run*, *a-fiañ*, *a-feaiñ*, croire. Ex.: *B-afiñera*, tu crois. *Afiña-ti-na*, je crois. *Lé m-afiñe-ti*, celui qui ne croit pas. *Afiñ-huma uganu buiditi*, croyez la bonne nouvelle! *Afeaiñ-rugu-ba*, crois seulement!
- Fouet: *Fuwedun*. Ex.: *Dan aduga-li fuwedun*, ayant fait un fouet.
- Franc: *Furango*, franchement. Ex.: *Ariñaga-bi furango*, dis-le franchement!
- Gagner: *A-gañen*, acheter. Ex.: *L-un h-agañen fêñ*, pour qu'ils achètent du pain. *H-agañe-ja bimeti hiduru*, elles achetèrent des parfums. *Gañen-boun katoun to wa-buswerun*, achète les choses dont nous avons besoin!
- Gloire: *Guloir*. Ex.: *Li-dan guloir*, dans la gloire.
- Habit: *Abi, abii*. Ex.: *Biana abi*, deux habits. *L-aguroun l-abii-te*, il quitta son habit, son manteau.
- Heure: *Owra*. Ex.: *Dan l-achilerun siz owra*, quand arriva la sixième heure.
- Huit: *Widu*. Ex.: *Diz-widu*, dix-huit.
- Levain: *Lebeni*. Ex.: *Duwaru-human t-uwy he-lebeni Fariseos t-uma lebeni Herod*, gardez-vous du levain des Pharisiens et du levain de Hérode.
- Lire: *A-lijan*, *alu-ga*, *a-lua-ha*. Ex.: *Subudi lé alija-tin*, que celui qui lit comprenne! *M-alijan-tin ti-dan li-garada Moses*, n'avez-vous pas lu dans le livre de Moïse? *B-aluga*, lis! *Aluaha-humong aburuhani*, lisez l'écriture!
- Livre: *Liburu*. Ex.: *Sun liburu*, tous les livres. *Aban liburu assubahagulé*, une livre d'huile parfumée.
- Marié: *Marié, mariyé, a-marié-dun*, marié, époux, mariage, noce, se marier. Ex.: *Aban marié*, un mariage, une noce. *L-uba marié-ti t-uma*, parce qu'il était marié avec elle. *Mariyé, amariédu-ti*, le marié, l'époux. *Ajai wuri t-amariéda*

l-uma-ya aban, si une femme se marie de nouveau avec quelqu'un.

Mesurer: *A-misuré-ja*. Ex.: *L-ow misuré lé gowwati b-amisuréja l-amisuréjow-ba-ya*, avec la mesure avec laquelle tu as mesuré il te mesurera aussi.

Midi (à): *Amidi*. Ex.: *Amidi-ariabu*, minuit.

Mieux, meilleur: *Si-meyé*, c'est mieux, c'est meilleur. Ex.: *Simeyé l-un bebelurun li-doun ibagari m-ajaguba*, c'est meilleur que tu entres dans la vie sans fin.

Mille: *Milu, mil*. Ex.: *Sangu-milu, seng-mil*, cinq mille.

Misère (la): *Lamiselu, a-lamiserun*. Ex.: *L-uma lamiselu* avec des misères. *Lamiselu l-uruma ubaw*, à cause des misères du monde. *G-alamiserun li-wani*, son esprit fut troublé.

Morceau: *Murusun*, morceau, un peu, peu; aussitôt. Ex.: *Aban murusun*, un morceau. *Murusun fêñ*, morceau de pain. *Murusun duna*, un peu d'eau. *I naha h-uma l-uagu murusun dan*, je suis avec vous pour peu de temps. *Murusun l-asubudi-run-i Jezu ñuduja-lan ubafu li-dan-guiñe*, aussitôt Jésus connu qu'une vertu était sortie de lui. *Murusu-reuw l-ounaja-i sifirasi li-dan arabu*, aussitôt l'Esprit l'envoya dans le désert.

Mouton: *Mudun*, mouton, brebis, agneau. Ex.: *Lu-mudun bondiu*, l'agneau de Dieu. *Nu-mudun aganba-ba-muti n-umalali*, mes moutons entendent ma voix.

Nation: *Nation*. Ex.: *Syrophenician ti-nation*, Syrophénicienne était sa nation.

Naviguer: *Nawigen*, faire un voyage. Ex.: *Woguri nawigen-ti lé*, l'homme qui va faire un voyage.

Neuf: *Nefu*. Ex.: *Nefu owra*, la neuvième heure.

Ni: *Ni*. Ex.: *Ni fêñ ni larasun*, ni pain ni argent. *Aha-bu mama bu-bi Christ ni Elias ni l-oungulé*, si tu n'es pas le Christ, ni Élie ni un prophète.

Onze: *Unsu*. Ex.: *H-oun unsu*, à eux onze, aux onze.

Pain: *Fêñ, fén*. Ex.: *Atiri-ñouñ fèn h-uma*, combien de pains avec vous, combien avez-vous de pains? *He-fêñ iraju-ñun*, le pain des enfants. *Fén tuguya*, ce pain.

Panier: *Fañié, faniyé*. Ex.: *Duszu fañié*, douze paniers. *Sed faniyé*, sept paniers.

- Pardon: *Farudun, ferudun*. Ex.: *Farudun l-ani figao*, le pardon des péchés. *Feruduna-ti bi-figao*, tes péchés sont pardonnés.
- Payer: *A-fayé-run*. Ex.: *Lé atuba-ti l-ibiu-ba l-afayeru-wa-ha* celui qui a moissonné recevra son paiement. *Richa-ti-raguia l-un w-afayé-jan l-un César*, est-il juste que nous payions (le tribut) à César? *Luma sarawandu lé fayé-wa-ti*, avec les serviteurs qui étaient payés.
- Perdu, perdre: *Feridi, e-feridi-run*. Ex.: *L-irahu feridi*, enfant perdu *Lé aridu-tin l-ibagari l-eferidiru-bi*, celui qui veut sauver sa vie la perdra. *Ajai l-eferidira salu l-ubasuwan*, si le sel perd sa saveur. *L-eferidiroun-mé l-iwani*, il perd son âme.
- Place: *Fulassu*. Ex.: *Aba fulassu l-abuguwa-ti*, une place déserte, un lieu desert. *T-ibiri fulassi*, diverses places. *Wa-fulassu-n*, notre lieu, notre ville. L'emprunt pourrait avoir été fait à l'Anglais.
- Plaisir: *Fulessi*, grâce. Ex.: *Fulessi l-uagu-n fulessi*, grâce sur grâce.
- Premier: *Furumié*. Ex.: *Katey furumié l-ounajan*, quel est le premier commandement? *L-iyabui furumié*, il arriva premier. *Furumié sagadi*, premièrement l'herbe. *Furumié-wa-rugu lé h-alugudun*, la première chose venue que vous demanderez. *Furumié-rugu katey*, la première chose venue.
- Prier: *Furié-gi, a-furiye-dun*. Ex.: *Furié-gi-ti-na h-ow*, je prie pour eux. *Furiyeygi-huma*, priez! *L-afurieda l-un*, il le pria.
- Caraïbe de la Guadeloupe — *A-pourie-rou-ta*, prier. *Pourie-ba*, prie!
- Prison, Prisonnier: *Furisun, Furisunné*. Ex.: *Ti-dan furisun, furisun-rugu*, dans la prison. *Aban-furisunné*, un prisonnier.
- Promettre: *Furumede-jan*. Ex.: *Furumedejan-i*, ils lui promirent.
- Quatre: *Gaduru, gadru*. Ex.: *Gaduru murusun*, quatre morceaux. *Li-gaduru-n dan ariabu*, le quatrième temps de la nuit. *Gadru weyu*, quatre jours.
- Quinze: *Kinthe*. Ex.: *Kinthe burassu*, quinze brasses.
- Rester: *Rede, e-raide-run*. Ex.: *Iguni lé rede-ti*, la nourriture qui est restée. *Rede-huma ya*, restez ici! *Néñ l-raidera*, il resta là.
- Riche: *Risi*. Ex.: *L-uba risi-ti*, parce qu'il était riche. *Saragu*

ha risi-ti-ñun, plusieurs qui étaient riches. *I-risi-ni*, la richesse.

Roi: *U-ruwy, u-ruwe*. Ex.: *L-ariñaga uruwy t-un iraju*, le roi dit à sa fille. *Inihan ha-ruwy-te huriyu*, voici le roi des Juifs. *L-ariñaga Pilate l-un: uruwe-ra-bu-guia*, Pilate lui dit: es-tu roi? *L-ounabī Hesu: amuru ariñagu-bī l-uagu uruwy-nan*, Jésus lui répondit: toi tu l'as dit, je suis roi.

Seine: *Seheni*, filet. Ex.: *Simon agura seheni*, Simon jettait la seine, le filet. *Afadahoun he-seheni*, ils raccommodaient leurs filets.

Sentir: *A-sandi-run*. Ex.: *T-asandira*, elle sentit.

Sept: *Sed, sedu*. Ex.: *Sed faniyé*, sept paniers. *Lé he-sedu-n*, ceux qui étaient sept, les sept.

Sermon: *Serumong*. Ex.: *L-un n-ichugu-n serumong*, pour que je donne sermon, pour que je prêche.

Servante, serviteur: *Sarawandu*. Ex.: *Aban sarawandu*, une servante. *Li-sarawandu fadiri inuti*, serviteur du grand prêtre.

Serviette: *Sariwedu*. Ex.: *L-aragachoun t-ow sariwedu*, il les essuya avec une serviette.

Servir: *E-seriwi-dun*. Ex.: *L-iyabui l-un l-eseriwidun*, il est venu pour servir. *Hiuru-gu eseriwida l-un*, les anges le servirent. *T-eseriwida Martha*, Marthe servait.

Six: *Sisi, siz*. Ex.: *Sisi irumu*, six ans. *Siz owra*, six heures.

Soudard: *Soudara*. Ex.: *Aban ha-dan-guñe soudara*, un des soldats.

Témoin, témoigner: *Dimure, a-dimure-han*, témoin, témoignage, parole, témoigner, parler. Ex.: *Kata-me-duguia dimure*, qu'avons-nous besoin de témoins? *Ru-ti-ñun dimure*, ils rendaient témoignage. *Dimure to*, cette parole. *L-abuna dimure*, il sème la parole. *Heren-gu-ti dimure lé*, ces paroles sont dures. *Adimureha-ti John l-uagu*, Jean témoigne sur lui. *Ligiya liyabui l-un l-adimurehan*, il vint pour témoigner. *L-agumesera adimureja*, il commença à parler.

Temps: *Dan, i-dan-i*, temps, saison. Ex.: *L-achilerun dan*, le temps arriva, la saison arriva. *T-idani uriri*, le temps des figes.

Trente: *Darandi, darande*. Ex.: *Darandi burassu*, trente brasses.

- Vin (du): *Di-wain, di-wên*. Ex.: *Iseri diwên*, du vin nouveau.
Va-li diwain ha-ma, il n'y a pas de vin avec eux, ils n'out pas de vin.
- Vingt: *Ven*. Ex.: *Biama ven*, deux vingt, quarante.
- Voyage: *Wiyeasun*. Ex.: *L-arigi lu-wiyeasun*, après son voyage.

Liste des mots espagnols qui se sont introduits dans la langue des Caraïbes.

- Aguja: *Agusa*. Ex.: *L-agu agusa*, l'œil (le chas) de l'aiguille.
- Ayunar: *Ayunara*. Ex.: *Ayunara-ña*, ils sont à jeun.
- Caballo: *Gabayu*. Ex.: *L-irow Gabayu*, le fils d'un cheval, poulain.
- Borrigo: *Burigu*. Ex.: *Dan l-adarira Hesu t-iraha burigu*, Jésus ayant trouvé la fille d'une bourrique.
- Camisa: *Gamessa*, étoffe, linceul. Ex.: *Iseri gamessa*, étoffe neuve. *T-abu aban gamessa l-uagu*, avec un linceul sur lui.
- Carta: *Garada*. Ex.: *Aja-ti Moses l-un w-aburudun garada*, Moïse a permis que nous écrivions une lettre.
- Cielo: *Cielu, ciel*. Ex.: *Cielu-guiñe, ciel-guiñe*, du ciel.
- Copa: *Côpu*. Ex.: *L-achibun côpu*, le lavage des coupes.
- Echar: *Esera*. Ex.: *L-ariguiñe l-esera duna li-doun agi-dunoun*, après qu'il eut versé de l'eau dans un vase à eau. *H-esera agulé*, ils versaient de l'huile.
- Espiritu: *Sifراسي*. Ex.: *Sifراسي kaysi aba waguguwa t-ararera l-uagu-n*, l'Esprit comme une colombe descendit sur lui.
- La Guerra: *Lagiyeru*. Ex.: *Dan aganbun t-uagu lagiyeru*, quand vous entendrez (parler) sur la guerre.
- La Mitad: *Lamida*. Ex.: *Lamida-ñouñ barana ugune*, la barque était au milieu de la mer. *Lamidan n-u-ruwy-te*, la moitié de mon royaume.
- Ó: *Ó*. Ex.: *Diz-widu ó wen-sédu*, 18 ou 27.
- Padre: *Fadiri*. Ex.: *L-ararama fadiri inuti*, le grand-prêtre se leva.
- Pecado: *Figão, figow*. Ex.: *Ha-gunfesera ha-figão*, ils confessaient leurs péchés. *Li-dan figow*, dans le péché. *Ha-ma ga-figão-ti-ñun*, avec les pécheurs.
- Priesa: *Furise*. Ex.: *Aduga-bi furise*, fais le vite!
- Recibir: *Resibi, e-resibirun*. Ex.: *Resibi-lu-muti-na*, celui qui

me reçoit. *L-eresibiru-ba*, il recevra. *Lé m-eresibirun-ti-bu* celui qui ne te reçoit pas.

Sacate: *Sagadi*. Ex.: *L-uagu sagadi rigili*, sur l'herbe verte.

Saco: *Sagu*. Ex.: *L-uba l-uma-nouñ sagu l-anugī lé ichugu-ti ti-doun*, parce que le sac était avec lui il prenait ce qui avait été mis dedans.

Salvar: *A-salbarun, a-ssabarun*. Ex.: *L-asalbaru-ba*, il sera sauvé. *Vabī woguri assabaru-ti*, pas un homme sera sauvé.

Sávana: *Sowwana*. Ex.: *Sowwana-rugu*, dans la savane, dans le désert.

Seña: *Seña*, signe, miracle, signal. Ex.: *M-ichugun-bī seña h-oun mutu ha*, il ne sera pas donné de miracles à ces gens-là. *L-ichiga seña*, il avait donné (comme) signal.

Zapato: *Sabadu*. Ex.: *T-aguruga li-sabadu-n*, les cordons de ses souliers.

Liste des mots anglais qui se sont introduits dans la langue des Caraïbes.

Gallon: *Galun*. Ex.: *Ñeñyoun sisi duna-agi . . . ga-la-ti dix-widu ó wen-sédu galun aban*, la étaient six urnes . . . dont chacune tenait 18 ou 27 gallons.

Market: *Market, Magidi*. Ex.: *Ñeñen Jerusalem t-ubadu market h-ani mudun aban duna*, il y avait à Jerusalem près du marché aux moutons une eau, une piscine. *Dan h-iyabui magidi-rugu-guiñe*, quand ils viennent du marché.

Right: *Richa*, juste, il est juste, il est permis. Ex.: *Richa-ban*, tu es juste; *richa-ti*, il est juste, il est permis. *Ma-richa-ti-wa-raguia l-un w-ariñagun*, ne nous est-il pas permis que nous disions?

True: *A-treu-run*, être fidèle, adorer. Ex.: *Lé woguri l-atreu-ti l-un bondiu*, l'homme qui est fidèle à Dieu. *L-atreura*, il adore.

Well: *Wellu*. Ex.: *Lu-wellu-n Jacob*, le puits de Jacob.

Cette triple liste fournit des indications phonétiques très démonstratives, et met en lumière ce fait significatif, que la plupart des vocables indo-européens adoptés par nos Caraïbes

ont revêtu, si l'on peut ainsi parler, la même livrée que les vocables indigènes.

Indications phonétiques.

- I° Une voyelle, le plus souvent la voyelle *u*, est intercalée dans les groupes *gl*, *cr*, *pl*, *pr*, *fr* &c.
 Gloire, *guloir*. Croix, *guruwa*. Premier, *furumié*. Prison, *furisun*. Franc, *furango*. Bourg, *u-burugu*. Morceau, *murusun*. Sermon, *serumong* &c.
 L'église, *ligilisi*. Servir, *e-serivi-dun*. Perdu, *feridi*. Carta, *garada*. Servante, *sarawandu*. Charpentier, *sarafangiya*.
- II° *D* se substitue à *T*, et se maintient.
 a) Temps, *dan*. Trente, *darande*. Sentir, *a-sandi-run*. Rester, *réde*. Mouton, *mudun*. Content, *gudan*. Fête, *fédu*. Assiette, *assyédu* &c.
 b) Dimanche, *dimansu*. Demi, *dimi*. Devinette, *dibinasu*. Chandelle, *sanudelu*.
- III° *G* se substitue à *C* dur (K), et se maintient.
 a) Calme, *galuma*. Commencer, *a-gumese-run*. Commander, *a-gumade-run*. Confesser, *a-gunfese-run*. Couche, *gusu*. Croix, *guruwa* &c.
 b) Gagner, *agañen*. Gloire, *guloir*. Naviguer, *nawigen*.
- IV° *F* se substitue à *P*, et se maintient.
 a) Pain, *fèn*. Panier, *faniyé*. Pardon, *faradun*. Place, *fulassu*. Premier, *furumié*. Dépenser, *defansé*. Prison, *furisun*, &c.
 b) Fête, *fédu*. Se fier, *a-fiñe-run*. Fouet, *fuwedun*.
- V° *B* se maintient.
 Baptiser, *a-badise-run*. Besoin, *busuwen*. Bâton, *badun*. bourse, *burusu*. Habit, *abi* &c.
- VI° *S* se substitue à *G* doux (J), et se maintient.
 a) L'argent, *larasun*. Arranger, *arenserun*. Chirurgien, *surusié*. Changer, *a-sansi-run*.
 b) Confesser, *a-gunfese-run*. Bourse, *burusu*. L'église, *ligilisi*.
- VII° *S* se substitue à *CH*.
 Chandelle, *sanudelu*. Changer, *a-sansi-run*. Cher, *seru-ti*. Couche, *gusu*. Chaudière, *soudieru*. Riche, *risi* &c.

VIII° I' est substitué par B, et se maintient.

a) Devinette, *dibinasu*. Livre, *liburu*. Levain, *lebeni*.

b) Aviron, *avirunjan* ramer. Servir, *e-serivi-din*.

IX° La voyelle finale *-e* est substituée le plus souvent par la voyelle *-u*, quelquefois par la voyelle *-i*.

Barrière, *barrieru*. Bourse, *burusu*. Chandelie, *sanudelu*.

Couche, *gusu*. Chaudière, *soudiernu*. Douze, *duszu*. Fête,

fèdu. Livre, *liburu*. Onze, *unsu*. Place, *fulassu* &c.

L'église, *ligilisi*. Riche, *risi*. Seine, *seheni*.

Livrée Caraïbe.

I° Dans le dialecte du Honduras, comme dans celui de la Guadeloupe, certains noms sont affectés d'un préfixe vocalique *u-*, *i-*.

U-burugu, bourg. *U-ruwy*, roi. *I-gudan-i*, joie. *I-dan-i*, temps. *I-risi-ni*, richesse.

II° Dans les deux dialectes, le nom à l'état possessif est affecté d'indices personnels préfixes, et souvent aussi de particules qui lui sont suffixées, notamment de *-n*.

Ex.: *Wellu* puits, *lu-wellu-n* Jacob, le puits de Jacob. *Gusu* lit, *bi-gusu-n* ton lit. *Guruwa* croix, *lu-guruwa-n* sa croix. *Barrieru* parc, *ha-barrieru-n* mudun, le parc des moutons. *Fèdu* fête, *he-fèdu-n* huriyu la fête des juifs. *Bondiu* Dieu, *nu-bondiu-te* mon dieu. *U-ruwy* roi, *lu-ruwy-te* son roi. *Abii* habit, *lu-abii-te* son habit.

III° Dans les deux dialectes, la plupart des thèmes verbaux sont affectés du préfixe *a-*, et des particules *-gun*, *-dun*, *-run*. La voyelle *a-* est parfois substituée par la voyelle *e-*.

Changer, *a-sansi-ra-gun*, *a-sansi-run*. Marier, *a-marie-dun*. Baptiser, *a-badise-run*. Commencer, *a-gumese-run*. Servir, *e-serivi-dun*, Resibir, *e-resibi-run*. True, *a-treu-run* être fidèle, adorer.

IV° L'emploi d'articles soit indéterminés soit déterminés étant étranger au Caraïbe. » L'argent, l'église, la misère, la guerre, du vin » sont devenus: *Larasun*, *ligilisi*, *lamiselu*, *lagiyeru*, *diwain*.

Vocabulaire comparé des deux dialectes caraïbes.

Les évangiles de S^t Marc et de S^t Jean traduits par le Rev^l John F. Laughton ne contiennent pas tous les vocables du

parler des paroissiens de Stann-creek, et alors même que j'eusse attendu la publication des évangiles de S^t Mathieu et de S^t Luc, il est certain que bien des éléments de ce parler m'auraient fait défaut. D'un autre côté, il est très douteux que, dans ses Vocabulaires et ses Entretiens, le P. R. Breton ait épuisé le stock des Caraïbes de la Guadeloupe. Si donc, dans le présent Vocabulaire, la comparaison n'a pas pu être toujours établie, il ne s'en suit pas rigoureusement que le lexique du Honduras diffère de celui de la Guadeloupe, dans la mesure qu'accuseraient la lacunes actuellement existantes.

Au surplus, les concordances sont trop nombreuses et trop importantes pour que leur ensemble ne contredise pas énergiquement l'assertion ridicule encore trop répandue, qu'en Amérique il suffit de quarante années d'isolement pour qu'une tribu change son lexique.

Le dialecte de Stann-creek est lexicologiquement caraïbe, nonobstant les emprunts faits à trois langues indo-européennes. On verra, dans les *Observations* faisant suite au *Vocabulaire comparé*, qu'au point de vue grammatical, ce dialecte est foncièrement caraïbe, encore bien que le bilinguisme n'y existe pas, et qu'en ce qui concerne notamment la conjugaison des verbes, il diffère du dialecte de la Guadeloupe.

Titulo del Barrio de Santa Ana. Agosto 14 de 1565.

Vorgelegt von Prof. Dr. Karl Sapper, Tübingen.

Pokonchí.

Yulik memoria título ké také najtir tak ajhualak hri jahual také aj-Santa Ana, jun tijp chi tinamit chi molam.

J. M. y J. Ana, Joaquin.

Yená, ajik na-ni-jalam guach título testamento yuli, hruhum ix-kajik-i-juj coré tzijm také najtir Padres;

huilik qui pirma chipam i-título testamento, ix-tojkik-chó chipam i-jam yuli 1565 Padre Fr. Juan de Torres, Padre Domingo de Ozcona, Padre Fr. Francisco de Viana, Padre Fr. Lucas Galyego pet Padres také chi tzijm huilik kajnok ca-yuk ca-quixkam joj jún tijp chi tinamit aj-Santa Ana ar Cham-jáh ar chalenak ca jáhu, ca-mam chi-najtir chó kihg sakom;

Spanische Übersetzung von V. A. Narciso.

Esta es la memoria titulo de los antiguos, principales y demas señores de Santa Ana, barrio del pueblo unido.

J. M. y J. Ana, Joaquin.

Ahora, pues vamos á cambiar papel al titulo testamento presente, porque se pudrió el papel en que estaba escrito antiguamente por los Padres.

Alli están las firmas en el titulo testamento que fué principiado en el año de 1565 (las firmas del) Padre Juan de Torres, Padre Domingo de Ozcona, Padre Fr. Francisco de Viana, Padre Fr. Lucas Galyego los primeros Padres, ya dichos en la escritura que quedó de nuestros planos, de nosotros, un barrio del pueblo, de Santa Ana en Chamá. De alli vinieron nuestros padres, nuestros abuelos en lejano día claro;

coré ca-jáhu Padre Francisco de Viana ix-kam huik chó camam, ca jahu ayú chi-xilak aj-San Cristobal de Verapaz.

Ixtil ké joj aj-Santa Ana, yuk quixkam Cham-já;

ar nak xu-huan hri-Pat i Hrios, Santa Iglesia ca-jáhu Padre Francisco de Viana;

ma atom ix-hiri lóhu i-Padre, pfm in-quimik hra akún i-tinamit, kom chikop ar hutz nihch in-hri-tihu tinamit;

je aj hrú ix-hri-saj chó Padre Santa Iglesia

xi-kaj-saj nak cimientojtik;

nak Santa Iglesia ix-chalik inchel ornamento, cálix, casulla, incensario, cruz magna ké joj aj-Santa Ana Cham-jáh Chi-chun huihg yuk quixkam;

hre pet huinak Cojok, Quip, Chulip, hri jahual také;

je hru-kor najtir memoria, jenaj chik naka-kanam qui kor hual ca-jáhu Padres sacerdotes také;

korik inchel ixquitzijmaj;

xa je huó hri tzijm najtir Escribano Domingo Kal, hra-akún

el señor Padre Francisco de Viana trajo á nuestros abuelos, nuestros padres aquí entre los demas de S. Cristóbal de Verapaz. (Kajcoj.)

Son propios de nosotros, los de Santa Ana, los cerros, los planes de Chamá;

alli hizo fabricar la casa de Dios, Santa Iglesia, el señor Padre Francisco de Viana;

no le gustó à ver, el Padre, porque morian muchos hijos del pueblo con el veneno de los animales, moscas, murciélagos que picaban los del pueblo;

por eso dispuso trasladar el Padre la S. Iglesia.

se abandonaron los cimientos ya levantados;

de la Santa Iglesia trajeron todos los ornamentos, cálix, casulla, incensario, cruz magna, que es de nosotros, los de Santa Ana, Chamá, Chichún, nombre de los cerros los planes;

los primeros hombres (eran) Cojok, Quip, Chulip; (ellos) eran los señores;

asi dice la antigua memoria, que ya no hubo otra cosa que nos dejaran en sus palabras los señores Padres sacerdotes;

sus palabras todas las escribieron;

asi mismo las escribió antiguamente el Escribano Domingo

ajhual Don Diego Sajkí Kal
hri jahual aj-San Cristóbal.

Ayú ajik na-hrelih hruk cula-
til ca-yuk ca-quixkam joj aj-
Santa Ana.

Ayú ajik ix-chik-quik chó
Tujal-jáh, in-jojtik chó chi rok
he-jáh Temal huihg xi-kik chó
i huilik hui hru pat i-Hrios Santa
Iglesia, Chi-chún huihg.

Chi-inchel ké yuk quixkam
ar Cham-jáh Chichun ke joj aj-
Santa Ana;

ma hré-tá-hre aj-San Marcos,
hruhúm najt chalenak také,
cu ar Chi-xa-Akalá,
hruhúm Akalá také aj-San
Marcos, ix-quimik huí ca-jáhu
Santo Padre Fr. Domingo de
Vico, cu-hré jenaj také hru-mam
hra jáhu aj-San Marcos;

xi-cansanik xi-tihuik Padre Fr.
Domingo de Vico aj-Acalá;

co-hré chik Padre Fr. Alonso
de Bayllo ix kamhuik chó ké
aj-San Marcos;

pet xi-huihik arYax-Capnal;

xi chalik ar, xi-huihik chik
Akil;

xi-chalik ar Akil, xi-chalik ar;

Kal, hijo del señor don Diego
Sajkí Kal, el Señor de San
Cristóbal.

Aquí están como comienzan
los linderos de los cerros de
los planes de nosotros, los de
Santa Ana.

Aquí pues comienzan con el
Rio de Chixoy (Sacapulas) y
sube hasta el pie de otro rio,
Temal nombrado, y pasa
donde estaba la casa de Dios,
Santa Iglesia, (lugar) llamado
Chichun.

Todos nuestros cerros y
planes allá en Chamá y Chichun,
son de nosotros, los de Santa
Ana;

no son de los de San Marcos,
porque muy lejos quedaron ellos,
allá en Chixaakalá,

porque son de Acalá ellos,
los de S. Marcos, murió allá
nuestro Señor el Santo Padre
Fr. Domingo de Vico, siendo
todavía los abuelos de los pa-
dres de los de San Marcos;

mataron, se comieron al Pa-
dre Fray Domingo de Vico
los de Acalá;

el siguiente Padre Fray Alonso
de Bayllo trajo a los de San
Marcos;

primero vivieron en Yax
capnal;

salieron de alli, vivieron en
seguida en Akil;

salieron de Akil, salieron de
alli;

cu-hré ajik na-xi-culik, ho kok
jún chak jáh Cham-jáh pan ca-
yukúl ca-quixkamal joj aj-Santa
Ana.

Najt ajik xi-jijlik xi-patanik

ar xa-culaj také aj-San Marcos;

Máhre-ké-tá yuk quixkam, x-
hruhúm najt ix-quihuan ix-quí-
tík;

quí tík qui-cóhu, pek, tílul ar;

xaré ma-hré-ké-ta yuk quix-
kam;

ké joj aj-Santa Ana.

Hruhúm huilkoj chik chi-pam
korhual i-Hrios, joj-chic cristi-
anos xa-pam á-to huil xi-yojal
huilkoj xa-en-paz, huilkoj hui jé,
inchel ca-mam, ca-jáhu;

jé aj-hru xax-culaj ar aj-San
Marcos.

Man-qui-sik pleito jaruj ca-
akún qui ixkún hre hri kamaj
testamento memoria na-hri-kaj-
nik pan in-quikam také ca-akún
ca-mam, hui in-kaj a-huixik chi-
pam ca-yuk ca-quixkam aj-San
Marcos.

qui-pajkaj chi-qui-guach aj-
Santa Ana chipam i-hrú nim
kihg Santa Ana chipam jujún
chi jam santo laj diezmos,

Cuando hizieron esta salida,
pasaron al otro lado del río
Chama entre nuestros cerros,
nuestros planes, de nosotros,
los de Santa Ana.

Largo tiempo pues descan-
saron y habitaron;

allí recibieron bien á los de
S. Marcos;

no son de ellos pues los
cerros, los planes porque desde
antes (vivieron), hicieron sus
siembras;

cultivaron cacao, pataxte,
plátano allí;

no son pues de ellos los
cerros los planes;

son de nosotros, los de Santa
Ana.

Porque estamos ya bajo la
palabra de Dios, nosotros so-
mos ya christianos por el fa-
vor y gracia, estamos en paz,
estamos bien así, todos nuestros
abuelos, nuestros señores;

así es que recibieron á los
de San Marcos.

Para que no busquen pleito
nunca nuestros hijos, nuestras
hijas es necesario el testamento
memoria quede en sus manos
de nuestros hijos, nuestros
nietos, pues si quieren rozar
en nuestros cerros, nuestros
planes los de San Marcos,

tienen que solicitarlo delante
de los de Santa Ana en el
gran día de Santa Ana cada
año dando diezmos, porque no

hrúhúm ma-hré-ké, joj yuk quixkam, aj-Santa Ana;

ar ix-hoj ajik;

hré aj-San Marcos huilik qui yuk qui quixkam ar Akil, Yax-Capnal, xi-chalik. Hruhúm nahok, qui tzajik qui ca-tumjik hruhúm aj-tzaj Lacantum majahok in-culik i Padre Mision Fr. Melchor, Fr. Antonio, Fr. Domingo;

hruhúm co-hré ix-qui-kaná katum nok ix-ponik pan Lacantum Padre Misión Fr. Antonio;

je-aj hru chi maxtá qui yuk qui quixkam aj-San Marcos ar Cham jáh, chi najtir cho kihg Sakom,

hruhúm xa-kanamaj také ar junchak jah Cham-jáh jé aj hrúma ix-qui xóhu qui guach také aj-Santa Ana

hruhúm huilkoj chik chi-pam i-hri-korhual i-Hrios, o-tohuil chi-yojal, cristianohil huanoj;

ca-amigos xa-culá také cuhré ca-jáhu Padre Fr. Alonso.

ex-kananik ké ar chipam chó ijyam yulí 1589.

Yulík ajik hri culatíl ca-yuk ca-quixkam joj jún tijp chi molam aj-Santa Ana ixtil korík chi guach ca-nim-ajhual i-Hrios jé huó chi guach Señora Santa Ana.

son de ellos, son de nosotros los cerros los planes, de los de Santa Ana;

allí fué nuestro nacimiento;

los de San Marcos tienen sus cerros sus planes en Akil, Yax capnal, (de donde) vinieron, solo porque los perseguían y molestaban los terribles Lacandones, cuando aun no habían venido los Padres Misioneros Fray Melchor, Fray Antonio, Fray Domingo;

entonces dejaron los pleitos cuando llegó al lugar de los Lacandones el Padre Misionero Fray Antonio;

así es que no tienen sus cerros sus planes los de San Marcos allá en Chamá, desde antiguo día claro,

porque quedaron ellos al otro lado del Río Chamá y no se enojaron delante de los de Santa Ana

porque estábamos ya bajo la palabra de Dios, por favor y gracia en la christianidad ya formados;

por amigos recibieron en paz á nuestro señor Padre Fray Alonso

lo dejaron á el allí, con ellos, en el año de 1589.

Estos son los linderos de nuestros cerros, nuestros planos de nosotros, un barrio en la reunion, los de Santa Ana, que es verdadera palabra delante

Cu ar chalenak chi-Pakiúl Cahuínik.

Cahuínik xi-chalik najt yuk quixkam aj San-Marcos aj-Co-huán také.

Yulik ca-culat joj aj-Sant Ana.

xi-cul hui hrim i-jah Tujal jah Cham-já hui;

xi-helik ar, tiklik Chi-chún ix-huijik hui hri pat i-Hrios;

tiklik Pan-zós Simajtok;
tiklik chik xilak-jáh Chi-kchop;

xi-helik ar, tiklik xilak jah, Tzunún;

x-helik ar, tiklik chik Sanap;

ix-chalik chik ar, tiklik Chi-hri-tin-hual aj-kol;

xi-helik ar, tiklik xilak jah Cumat-jáh;

xi-helik ar, tiklik xilak-jah Kar-ay;

xi-helik ar, tiklik in-hokik hui jah Masinil-jáh.

xi-helik ar, tiklik chi Hrel-hual jah;

xi-helik ar, tiklik nahg yuk Chihax;

xi-nihelik ar, tiklik hrokhual jah xilák yuk;

de la Grandeza de Dios y delante de la de nuestra Señora S. Ana.

Desde allá salieron de Pakiul Cahuínik.

De Cahuínik quedaron lejos los cerros los planes de los de San Marcos de los de Coban.

Estos son los linderos de nosotros, los de S. Ana:

donde se juntaron en confluencia los rios Tujal y el llamado Chamá;

sale de allí, endereza hacia Chichun, donde hicieron la casa de Dios;

se dirige á Panzos Simajtok; endereza en seguida dentro de los rios Chi-chkop;

sale de allí, endereza siempre entre los rios hacia Tzunun;

sale de allí, se dirige en seguida a Sanap;

vuelve á salir de allí, toma para donde se bañan los pajaros llamados »Kol«;

sale de allí, coge sobre el rio Cumatjah;

sale de allí, coge sobre el rio Karay;

sale de allí, coge y entra en el rio Masinil-jáh;

sale de allí, coge a donde nace el rio;

sale de allí, llega á la cumbre del cerro Chihax;

vuelve á salir de allí, endereza á donde entra el rio entre el cerro;

xi-helik ar, ix-ni-kam hrok
jáh Salquil;

tiklik ajik chi hrelhual jah
Huajlam jah hui;

xi-helik ar, tiklikin Tak-aj-pok;

xi-helik ar, tiklik chi nahg
yuk Nakaj;

xi-helik ar, tiklik chi nahg
yuk Chi-kathual-pom;

xi-helik ar, tiklik hruk Kijol-
Ahuaj;

xi-helik ar, tiklik ar Chi-jul-
kajk;

xi-helik ar, tiklik chi Yuthui,
chi Yutuyik yuk;

xi-helik ar, tiklik chik chi jáh
Chi-akal;

xi-helik chik ar chi Tukhum-
hual jáh;

ixka-cax-quim hruk jún tijn
chi-molam aj-San Felipe.

xi-helik ar, xi-kaná-chik hrok
jáh Tujal-jáh; ix-jojtik chó tik-
lik ajik Sak-hrahuin-jah;

xi-helik ar, tiklik xilak hrok
jáh Quixhual huihg;

xi-helik ar jenaj-hrok ix joj-
tik xi-huan tiklik Suj-jom-jáh;

xi-helik ar, tiklik Pan-amak-
iquí; ix hoj jijlik ar;

xi-helik ar, tiklik Pam-Xom-
jolom-na;

xi-helik ar, tiklik chi nahg

sale de alli, coge aguas abajo
del rio Salquil;

toma entonces al lugar de
donde sale el rio llamado »el
Tigre«;

sale de alli, fué á pasar á
Takajpok;

sale de alli, endereza á la
cumbre del cerro Nakaj;

sale de alli, endereza á la
cumbre del cerro de »El In-
censario«;

sale de alli, endereza á Kijol-
Ahuaj;

sale de alli; coge para Chi-
julkajk;

sale de alli, llega á Yut, cerro
muy pegado á otro;

sale de alli, toma á donde
está el agua Chiakal;

sale de alli, va al »Rio de
aguas extendidas«;

amémonos con los del bar-
rio reunido, los de San Felipe.

Sale de alli, cogió otra vez
á la orilla del Rio Chixoy;
sube y endereza entonces á
Sakrahuinha;

sale de alli, endereza al lado
dentro del Rio Quixhual;

sale de alli y del pie sube
acabando de cerrar en el rio
Sujjomjah;

sale de alli, endereza á Pa-
namakiqui; fueron a descansar
alli;

sale de alli, coge á Pamxom-
jolomna;

sale de alli, coge á la cum-

yuk Tupyak, ix-hoj nimirik aj-
joj guk chijt chi aj-hual Cojok,
Quip, Chulip, Tok, Quip; joj
guk chijt chi aj-hualak Juan
Tok ca-tzijm, xi-tzilmaj inchel
i-huihg ca-yuk ca-quixkam ix-
til cashual hrashual chó ca-mam
ca-jáhu jun tijp chi molam Pop,
Hip, Kat, Pat, hre-akun hri-ix-
kun Santa Ana San Joaquin,
hui devocion také guk chijt chi
ajhual.

Yulik ajik á pirmas Domingo
Cojok Garcia, Juan Chulip,
Pedro Quej, Juan Tok, Estéban
Garcia, Domingo Aj-Calel;

joj guk chijt chi-ajhual, guk
chijt, ixka-kam hrú jah i-Hrios
chi-pam a-tohuil chi-yojal hru-
húm ca-jáhu Padre Fr. Francisco
de Viana, ayú ixka-hrak ca-
yeham San Cristobal Kajkoj de
Verapaz, chi pam i-jam yuli 1565.

bre del cerro Tupyak, donde
hicieron fiesta los siete pares
de señores Cojok, Quip, Chulip,
Tok, Quip; somos siete pares
principales; Juan Tok, nuestro
escribano, escribió todos los
nombres de nuestros cerros y
planes donde nacieron nuestros
hermanos mayores y menores,
nuestros abuelos, nuestros se-
ñores del barrio reunido, Pop,
Hip, Kal, Pat, hijos é hijas de
Santa Ana y San Joaquin, la
devocion de los siete pares de
señores.

Estos son las firmas de Do-
mingo Cojok Garcia, Juan
Chulip, Pedro Quej, Juan Tok,
Estéban Garcia, Domingo Aj-
Calel;

Nosotros los siete pares de
señores, siete pares hemos reci-
bido el agua de Dios por el
favor y gracia de nuestro señor
Padre Fray Francisco de Viana,
hallandonos aqui en nuestro
lugar San Cristobal Cajkoj de
Verapaz en el año de 1565.

Zusätze:

I.

Huilik inchel ornamento, ca-
pa, casulla, calix, custodia, in-
chel malik ornamento hre Santa
Iglesia hre ca-mam ca-jáhu hre
San Joaquin i Santa Ana; hui-
lik chipam i Santa Iglesia.

Hay todos los ornamentos:
capa, casulla, cálix, custodia;
todo cabal el ornamento de la
Santa Iglesia de nuestros abue-
los y señores de San Joaquin
y Santa Ana; está todo dentro
de la Santa Iglesia.

2.

Je huó ix-ni kayel akal jún-
chak jáh Temal;

curé nak hrú culatil ca-akal
najtir Chimal-Chizós;

yuná xa hré chik ca-culat,
jah Temal.

Ix ka-kayej joj hri jahual aj-
Santa Ana, hruk aj-Bak aj-
Cohuan;

hre ixka-kayej manquejhuik
ca-akún ca-mam pan jáh, joh-
kajl tuxtún ixka-kam;

yuná, ma hré chik ké, hré
chik aj-Cohuan, aj-Bak;

ma-jap chik jé á-chik-kor,
chirij joj aj-hualak aj-Santa Ana.

Asi mismo hemos vendido
la tierra del otro lado del río
Temal;

mas allá de los linderos de
nuestratierras antiguas Chimal-
Chizos;

ahora solo es nuestro lindero
et río Temal.

Hemos vendido nosotros los
señores de S. Ana al Señor
Bak de Coban,

ya lo vendimos para que ya
no se caigan nuestros niños-
nuestros nietos en el río; cien
tostones hemos recibido;

ahora ya no es de nosotros;
es del de Coban, Señor Bak;

ninguno niegue esta razón,
que va en contra de nosotros
los principales de Santa Ana.

Título del Barrio de Santa Ana. Agosto 14 de 1565.

Transkribiert und übersetzt von Prof. Dr. Otto Stoll, Zürich.

Vorbemerkung.

Einem Wunsche meines Freundes, Prof. Dr. K. Sapper, gemäss habe ich im folgenden den »Título« von San Cristóbal zu analysieren versucht. Da ausser der alten und sehr kurzen Grammatik des Pokomam (17. Jahrhundert) und meiner Grammatik des Pokonchi von Tactic (1888)¹⁾ keinerlei sprachanalytische Arbeiten über das Pokonchi vorhanden sind, und da ferner die Schreibweise des Título zahlreiche Aussprachvarianten gegenüber dem Dialekt von Tactic aufweist, hat es mir am richtigsten geschienen, den Título zunächst in das moderne Pokonchi von Tactic zu übertragen, um an der Hand meiner Grammatik und meines Wörterbuches dem Leser das Verständniss der Wortformen so weit möglich zu erleichtern. Für die betreffenden Worte ist meine Grammatik in den Fussnoten als »P. Gr.« zitiert.

Das Pokonchi des Título unterscheidet sich von der modernen Sprache von Tactic hauptsächlich durch folgende Besonderheiten:

1. Durch eine ausgiebige Verwendung des vorgeschlagenen *h*: *ru-hum* »durch« statt *r-um*; *xi-hel-ic* »er ging heraus« statt *x-el-ic* (vgl. P. Gr. S. 17).
2. Durch die Schwächung des finalen *b* zu *m*: *quixcam* »Ebene« statt *qu'ixcab*; *tsijm* »Schrift« statt *ts'ijb*; *at-om* »gut« statt *at-ob*; *jam* »Jahr« statt *jab*.

¹⁾ Stoll, O., Die Maya-Sprachen der Pokom-Gruppe. Erster Teil: Die Sprache der Pokonchi-Indianer, Wien 1888.

3. Durch die Schwächung des initialen *b* zu *v*: *vuijk* (huigh) »Name« statt »*bij*«. ¹⁾

4. Durch grössere lautliche Vollständigkeit einzelner, allerdings wenig zahlreicher Stämme: *vuijc* (huihg) »Name« statt *bij*; *jah* »Fluss« statt *ja*; *ajic* statt *aji*.

Dass *c* und *k* nicht konsequent verwendet, sondern häufig verwechselt werden, und dass ferner *c'* und *c*, sowie *k* und *'k* nicht auseinandergehalten werden, ist die Folge der Schwierigkeit in der Notierung dieser Laute. Und diese ist in zahlreichen Fällen die Folge der Unsicherheit und einer gewissen inkonsequenten Willkür in der Aussprache, die auch in den Inkonssequenzen der Schreibweise des »Título« zum Ausdruck kommt und die den Nachweis der etymologischen Zusammenhänge einzelner Wortstämme so ausserordentlich erschwert.

5. Häufig entspricht einem *i* im Título in den entsprechenden Worten im Dialekt von Tactic ein *u*; z. B. *tijp* = *tujb* »Haufe«; *ni-jal-am* = *nu-jal-am* »ich tausche aus«; *in-chel* = *un-chel* »alles«.

Bemerkung: An vielen Stellen ist der Text ausserordentlich unklar und vieldeutig, da nicht bloss die Beziehungsworte, sondern sogar die Personalaffixe zu sparsam verwendet sind. Daher ist es ohne genaue Lokalkenntnis bei manchen Sätzen kaum möglich, herauszubringen, was der Schreiber eigentlich damit sagen wollte. Als »pro memoria« für einen lokalkundigen Indianer möchte der »Título« ausreichend sein, für den europäischen Leser bildet er ein schwer zu verstehendes und keineswegs klassisches Schriftstück.

¹⁾ In den sub 2 und 3 genannten Eigentümlichkeiten stimmt die Sprache des Título mit dem Pokomam überein, vgl. P. Gr. 136 ff.

Vui-l-ic *memoria-titulo* qu-e-tak-e najt-ir tak aj-au-al-ak r-i jau-al tak-e aj-Santa Ana jun tijp¹⁾ chi tinamit chi molam.

¹⁾ *tijp*, dem in meinem Vokabular aus Tactic ein *tujb* »Haufe«, »Schar« entspricht und das der spanische Übersetzer des »Título« mit »barrio« (Quartier, Stadtviertel) wiedergibt, scheint am ehesten dem mexikanischen *calpulli* in der Bedeutung einer zusammengehörigen Sippe zu entsprechen.

Dies ist der Besitztitel der alten Herren, der Häuptlinge der Leute von Santa Ana, einem Quartier des vereinigten Dorfes.

J. M. y S. Ana. Joaquin.

Yuna aj-ic¹⁾ na-ni-jal-am²⁾
vuach *titulo testamento* vu-l-e
r-um ix-k'a-jic i-juj c'ore tz'ijm
tak-e najt-ir *Padres*.

Vui-l-ic vui *pirma* chi-pam
i-titulo testamento ix-tojk-ic³⁾
ch-o chi-pam i-jab vui-l-i 1565:
Padre Fr. Juan de Torres,
Padre Domingo de Ozcona,
Padre Fr. Francisco de Viana,
Padre Fr. Lucas Gallego, pet⁴⁾
Padres-tak-e chi tz'ijm vui-l-ic
cajn-ok ka-yu'k ka qu'ixcab joj
jun tijp chi tinamit aj-*Santa-*
Ana ar Cham jaj.

Ar chal-en-ak ka-jau ka-mam
chi najt-ir ch-o k'ij sak-om.⁵⁾

Jetzt will ich das Testament
hier austauschen,¹⁾ weil das
Papier der Schrift der alten
Patres jetzt verdorben ist.

Dies sind die Unterschriften
in dem Testamente, das abge-
schlossen wurde im Jahr 1565:
Padre Fr. Juan de Torres, Pa-
dre Domingo de Ozcona, Padre
Fr. Francisco de Viana, Padre
Fr. Lucas Gallego, die über
unsere Berge und unsere Ebenen
übrig ist, von uns, einem Be-
zirke im Dorfe der Leute von
Santa Ana dort in Chamá.

Von dort sind gekommen
unsere Väter und Grossväter vor
alters beim Aufgang der Sonne
und dem Anbruch des Lichtes.

¹⁾ *ajic*, im Dialekt von Tactic *aji*,
ist eine der vielen Lokativpartikeln,
deren sich die Maya-Sprachen von Gua-
temala zur Nüanzierung des Satzinhaltes
bedienen, ohne dass es immer möglich
wäre, diese in der Übersetzung deutlich
zum Ausdruck zu bringen.

²⁾ Das Personalpräfix *ni* bezeichnet
die 1. Pers. Sing. und nicht, wie die
spanische Übersetzung lautet, die 1. Pers.
Plur. Diese würde *na-ka-jal-am* lauten
müssen.

³⁾ Der Stamm *tojk* fehlt meinem
Vokabular, vgl. aber dazu im Qu'iché:
tok-e »etwas abschliessen« (*concluir algo*).

⁴⁾ Vgl. P. Gr. S. 102 u. 103.

⁵⁾ Der Ausdruck *k'ij sakom* »Sonne
(und) Licht« bezieht sich auf die my-
thischen Schöpfungs- und Wandersagen
der Maya-Stämme Guatemalas, über die
im Popol Vuh ausführlich berichtet wird.

¹⁾ D. h. an Stelle des verdorbenen
Originals eine neue Kopie setzen.

C'o-r-e ka-jau *Padre Francisco de Viana* ix-c'am-vuic ch-o-ka-mam ka-jau ayu chi xilak aj-*San Cristóbal de Verapaz*.

Ix-til¹⁾ k-e-joj aj-*Santa Ana* yu'k qu'ixcab Chamja.

Ar nak x-u-ban ri-pat i-*Dios*, *Santa Iglesia* ka-jau *Padre Francisco de Viana*.

Ma-atob ix-r-il-ou i-*Padre*, pim in-quim-ic r-ac'un i-tinamit c-um chicop ar, u'tz nijch²⁾ in-r-i-tiu tinamit.

Je aj-ru ix-r-i-s-aj ch-o *Padre Santa Iglesia* xi-kaj-s-aj nak *cimiento* ix-jojt-ic.

¹⁾ Der Stamm *til*, der hier im Sinne von »zugehören«, »zu eigen sein« vorkommt, ist mir nur aus dem Qu'iché bekannt, wo er von Ximenez mit der Bedeutung »jemanden als Herrscher bezeichnen« (*señalar á uno para levantarlo en señorio*) aufgeführt wird.

²⁾ Mir unbekanntes Wort, das die spanische Übersetzung durch »Fledermaus« (*murciélago*) wiedergibt. Im Pokonchi von Tactic wie in andern Maya-Sprachen Guatemalas heisst »Fledermaus« indessen *so'tz*. Dagegen führt das handschriftliche »Cuadro comparativo de las lenguas pertenecientes á la familia Maya-Qu'iché«, allerdings mit Fragezeichen, neben *so'tz* auch ein Pokonchi-Wort *nits* (?) mit der Bedeutung »Fledermaus« auf, mit dem das *nijch* des Textes offenbar identisch ist.

Jetzt hat unser Vater Pater Francisco de Viana unsere Grossväter und Väter hierher unter die Leute von San Cristóbal in der Verapaz gebracht.

Uns, den Leuten von Santa Ana, gehören die Berge und Ebenen von Chamá.

Dort baute das Haus Gottes, die heilige Kirche, unser Vater Pater Francisco de Viana.

Nicht gut sah es der Pater an (d. h. schien es dem Pater), zahlreich (wörtlich: dicht gehäuft) starben die Kinder des Dorfes; durch das Ungeziefer dort, die Mosquitos und die Fledermäuse (?), wurde das Volk gebissen.

So liess der Pater die heilige Kirche dort (wieder) wegnehmen; es verfielen die Fundamente, die errichtet waren.

Nak *Santa Iglesia* ix-chal-ic in-chel *ornamento, cálix, casulla, incensario, cruz magna* k-e-joj aj-*Santa Ana* Chamja Chichun bij yu'k qu'ixcab.

r-e pet vuinak Cojok, Quip,¹⁾ Chulip; r-i jau-al tak-e.

je ru-k'or najt-ir *memoria*, jen-aj chic na²⁾ (ma?) ka-can-am qui-k'or-bal ka-jau Padres Sacerdotes tak-e; k'or-ic in-chel ix-qui-tz'ijb-aj.

xa je vuo ri tz'ijb najt-ir *Escribano Domingo* Kal, r-ac'un aj-vual Don Diego Sajki Kal ri jau-al aj-San Cristóbal.

Ayu aj-ic na-r-el-ij r-u'c c'ul-at-il³⁾ ka-yu'k ka-qu'ixcab, joj aj Santa Ana.

Ayu aj-ic ix-chic-vuic cho Tujal-ja, in jojt-ic ch-o chi-r-ok ri ja Temal bij x-i-qui-c ch-o

Aus der heiligen Kirche kam aller Schmuck, der Kelch, das Messgewand, das Weihrauchfass, das grosse Kreuz, die uns, den Leuten von Santa Ana gehören, nach der Gegend (wörtlich: den Bergen und Ebenen), deren Name Chama Chichun ist.

Die ersten Menschen waren Cojok, Quip (Cuip?), Chulip; sie waren die Häuptlinge.

So sagt die alte Überlieferung; ein anderer Bericht von unseren Vätern, den Priestern, ist nicht übrig geblieben; der Wahrheit gemäss haben sie alles aufgezeichnet.

So lautet der alte schriftliche Bericht des (amtlichen) Schreibers Domingo Kal, des Sohnes des Häuptlings D. Domingo Sajki Kal, des Herrn von San Cristóbal.

Hier (folgt) der Beginn der Grenze¹⁾ unserer Berge und unserer Ebenen, von uns, den Leuten von Santa Ana.

Hier also beginnt sie (d. h. die Grenze) am Tujal-ja (Chixoy-Fluss), steigt bis zu dem Fluss

¹⁾ Da das Original Quip schreibt, ist es zweifelhaft, ob Cuip oder Quip zu lesen ist.

²⁾ Der offenbar negative Sinn des Satzes lässt erkennen, dass für *na* die Negativpartikel *ma* zu lesen ist.

³⁾ *c'ul-at-il* bedeutet »Nachbarschaft«.

¹⁾ *na-r-el-ij r-u'c c'ul-at-il ka-yu'k* bedeutet wörtlich: es beginnt die Nachbarschaft miteinander, unserer Berge etc.

i-vui-l-ic vui ru pat i-Dios Santa Iglesia Chichun bij.

Chi in-chel k-e yu'k qu'ixcab ar Chamjaj Chichun k-e-joj aj-Santa Ana.

ma r-e-taj r-e aj-San Márcos r-um najt chal-e-nak tak-e vuar¹⁾ Chi-xa Akala.

r-um Akala tak-e aj-San Márcos.

ix-quim-ic vui ka-jau Santo Padre Fr. Domingo de Vico, c'o-r-e jenaj²⁾ tak-e ru-mam r-aj-au aj-San Márcos.

xi-can-sa-n-ic xi-tivu-ic Padre Fr. Domingo de Vico aj-Acalá.

c'o-r-e chic Padre Fr. Alonso de Bayllo ix-c'am-vuic ch-o-qu-e aj-San Márcos.

pet xi-vui-jic ar Yax-Capnal; xi-chal-ic ar, xi-vui-jic chic Akil; xi-chal-ic ar Akil, xi-chal-ic ar;

c'o-r-e aj-ic na-xi-c'ul-ic oc-ok jun chak ja Cham-jaj pan

namens Temal hinauf und führt da vorüber, wo die heilige Kirche namens Chichun steht.

All das gehört uns, die Berge und Ebenen dort von Chama Chichun sind Eigentum von uns, den Leuten von Santa Ana.

Sie gehören nicht den Leuten von San Márcos, weil diese weit von Chixa Akala gekommen sind.

Denn von Akala stammen die Leute von San Márcos.

Dort starb unser h. Vater Pater Domingo de Vico, als noch die Grossväter und Väter der Leute von San Márcos lebten.

Die Leute von Acalá töteten und verzehrten den Pater Fr. Domingo de Vico.

Erst jetzt brachte der Pater Alonso de Bayllo die Leute von San Márcos (hierher).

Zuerst blieben sie dort in Yax-Capnal; von dort zogen sie weg (wörtlich: kamen sie); sie blieben dann in Akil; dort von Akil zogen sie weg, von dort kamen sie.

Jetzt kamen sie herein an das eine Ufer des Chamá-Flusses

¹⁾ Im Original *cu ar* eine mir nicht bekannte Form.

²⁾ Im Original *cu-hre jenaj*. Der Sinn ist: als allein noch die Grossväter und Väter der Leute von San Márcos, nicht aber die heutige Generation lebte.

ka-yu'k-ul ka-qu'ixcab-al joj aj-
Santa Ana.

Najt aj-ic xi-jijl-ic xi-patan-
ic ar xa-c'ul-aj tak-e aj-San
Márcos.

Ma-r-e-qu-e-ta yu'k qu'ixcab,
xa r-um najt ix-qui-vuan ix-
qui-ti'c; qui-ti'c quicou, pec,
titul ar;

xar-e ma-r-e-qu-e-ta yu'k
qu'ixcab; ke-e-joj aj-*Santa Ana.*

r-um vui-l-koj chic chi-pam
k'or-bal i-*Dios*, joj chic *cristia-*
nos xa pam atou-il xi-yoj-al vui-
l-k'oj xa-en-*paz*, vui-l-koj vui-
je, in-chel ka-mam, ka-jau; je-
aj-ru xa-x-c'ul-aj ar aj-San
Márcos.

Man qui-sic *pleito* ja-r-uj k-
ac'un k-ixc'un r-e-r-i-cam-aj
testamento memoria naj-ri-caj-
nic pan i¹⁾-qui-k'ab tak-e k-ac'un
ka-mam, vui in-caj avuix-ic chi-
pam ka-yu'k ka-qu'ixcab aj-
San Márcos, qui-pajk-aj chi-

in unseren Bergen und Ebenen,
von uns, den Leuten von *Santa*
Ana.

Vor alters liessen sie sich
dort nieder (wörtlich: ruhten
sie sich aus) und leisteten die
Tribute, und dort wurden die
Leute von San Márcos (scil.
von uns) aufgenommen.

Ihnen gehören die Berge und
Ebenen also nicht, nur weil
sie vor alters schon da sind
und ihre Pflanzungen von Kakao,
Pataxte und Bananen da ange-
legt haben (scil. könnte es den
Anschein gewinnen, als ob dies
Gebiet ihnen gehörte).

Die Berge und Ebenen ge-
hören ihnen also nicht; sie ge-
hören uns, den Leuten von
Santa Ana.

Weil wir bereits im Worte
Gottes und bereits Christen
sind, leben wir auch in Gnade
und Gottesfurcht; so leben wir
nun, alle unsere Grossväter und
Väter, und nur deshalb nahmen
sie auch die Leute von San
Márcos dort auf.

Damit unsere Söhne und
Töchter niemals Streit anfangen
(wörtlich: suchen), soll dieses
Testament dienen und in den
Händen unserer Söhne und
Tochtersöhne bleiben. Wenn
die Leute von San Márcos in

¹⁾ Das Original hat irrig *in-qui-kam*
statt *i-qui-kam*.

qui-vuach aj-*Santa Ana* chi-pam
i-ru-nim-k'ij *Santa Ana* chi-pam
ju-jun chi-jab *santo-laj diezmos*,
rum ma-r-e-qu-e yu'k qu'ixcab,
k-e-joj aj-*Santa-Ana*.¹⁾

ar ix-øj-as-jic.²⁾

r-e aj-*San-Márkos* vui-l-ic qui-
yu'k qui-qu'ixcab ar Akil, Yax-
capnal, xi-chal-ic r-um najoc
qui-tzajic qui-c'at-am-jic r-um
aj-tzaj Lacantum, ma-ja-ok in-
c'ul-ic i-Padre Mision Fr. Mel-
chior, Fr. Antonio, Fr. Do-
mingo.

r-um c'o-r-e ix-qui-c'an-am
k'at-am nok ix-pon-ic pan La-
cantum *Padre Mision Fr. An-
tonio*.

je aj-ru chi ma-x-ta qui-yu'k

unsern Bergen und Ebenen ihre
Maissaaten anlegen wollen,
sollen sie jedes Jahr bei den
Leuten von Santa Ana darum
einkommen (wörtlich: fragen)
und am Festtag der h. Anna
den h. Zehnten entrichten, weil
die Berge und Ebenen nicht
ihnen, (sondern) uns, den Leuten
von Santa Ana, gehören.

dort sind wir geboren.

Was die Leute von San Már-
cos betrifft, so sind ihre Berge
und Ebenen dort in Akil und
Yaxcapnal, (von dort) kamen
sie, weil sie von den schreck-
lichen Lacandones verfolgt und
geschädigt wurden, zu der Zeit,
als die Missionäre Fr. Melchor,
Fr. Antonio und Fr. Domingo
noch nicht (scil. zu den aj-
Marcos) gekommen waren.¹⁾

Daher liessen sie jetzt die
Fehde, als der Pater Missionär
Fr. Antonio zu den Lacandones
kam.

Auf diese Weise hatten die

¹⁾ Das Original hat *ma-hre-ke, joj yuk quixcam aj-Santa Ana*, was gar keinen Sinn gäbe.

²⁾ Das Original sagt: *ar ix-hoj ajik*, was zweifellos ein Schreibfehler für *as-jik* ist, wie denn auch die spanische Übersetzung dem Sinne nach richtig lautet: allí fué nuestro nacimiento.

¹⁾ Der Stamm *tzaj*, der den Formen *qui-tzaj-ic* und *aj-tzaj* zugrunde liegt, ist mir aus dem Pokonchi unbekannt. Er würde nach der spanischen Übersetzung, an die ich deshalb die meinige für diese Stelle anlehnen muss, etwa »verfolgen«, »schädigen« bedeuten. Das *qui-ca-tumjik* des Textes führe ich auf den Stamm *c'at* zurück, der im Pokonchi »verbrennen« bedeutet. *Quic'atamjic* würde daher auf das Niederbrennen der Siedelungen der aj-San-Márkos durch die Lacandones zu beziehen sein.

qui qu'ixcab aj-*San Márcos* ar Cham-ja, chi najt-ir ch-o k'ij sak-om, r-um xa-can-am-aj tak-e ar jun-chak ja Cham-ja je-aj-ru ma ix-qui-xou¹⁾ qui-vuach tak-e aj-Santa Ana.

r-um vui-l-koj chic chi-pam i-ri-k'or-al i-*Dios*, otob-il chi voj-al *cristiano*-il ban-oj.

Ka-*amigos* xa-c'ul-a tak-e c'o-r-e ka-jau *Padre Fr. Alonso*, ix-can-an-ic qu-e ar chi-pam ch-o i-jab vul-e 1589.¹⁾

Vui-l-ic aj-ic ri c'ul-at-il ka-yu'k ka-qu'ixcab joj jun tijp chi molam aj-*Santa Ana* ix-til cor-ic chi-vuach ka-nim-aj-au-al i-*Dios* je vuo chi-vuach *Señora Santa Ana*.

Leute von San Márcos vor alters, beim Aufgang der Sonne und des Lichtes, ihre Berge und ihre Ebenen nicht dort in Chama; weil sie (aber) dort auf der einen Seite des Flusses Chama blieben, so wurden die Leute von Santa Ana nicht zornig.

weil wir schon im Worte Gottes, in der Gnade und (Gottes-)Furcht waren und Christen geworden waren.

Unsere Freunde nahmen jetzt unsern Vater Pater Fr. Alonso auf; er weilte bei ihnen dort in jenem Jahre 1589 (bis zum Jahr 1589?).

Dies sind die Grenzen unserer Berge und Ebenen, von uns, einer Sippe der gesamten Bürger von Santa Ana; sie gehörten uns wahrhaftig im Angesicht der Grösse Gottes und ebenso vor dem Angesicht der h. Anna.

¹⁾ Dieser Satz bietet mehrfache Schwierigkeiten, die in der höchst wahrscheinlich ungenauen Diktion, sowie in der mangelhaften Orthographie ihren Grund haben. Das spanische Wort *amigos* scheint hier den Begriff »Verwandte«, »Stammesgenossen« zu haben. Zweifelhaft ist, ob die Pluralpartikel *tak-e* zum Zeitwort (*xa-c'ul-a*) oder aber zu *ka-jau* zu ziehen ist. Letzteres ist die Auffassung des spanischen Übersetzers des Título, es widerspricht ihr aber das eingeschobene *c'ore* (cu-hre). Tatsächlich gibt auch die dem Título beigegebene spanische Übersetzung keinen klaren Sinn.

Vu-ar chal-en-ak chi Pakyul
Cajvuinik. Cajvuinik xi-chal-ic
najt yu'k qu'ixcab aj-San Már-
cos aj-Coban-tak-e.

Vui-l-ic ka-c'ul-at jojaj-Santa-
Ana:

xi-c'ul¹⁾ vui r-ib i-ja Tujal-
ja Cham-ja vui.

x-el-ic ar, tic-l-ic Chichun ix-
vui-jic vui ri-pat i-Dios.

tic-l-ic Panzos Simajtok

tic-l-ic chic xilak²⁾ ja³⁾ Chik-
chop.

¹⁾ Hier wird, wie an vielen andern Stellen des Título, die heutzutage wohl ausschliesslich als Präfix des Perfektum gebrauchte Partikel *xi* offenbar im Sinne des Präsens verwendet.

²⁾ *xilak* bedeutet im Pokonchi den »Zwischenraum«, setzt also *zwei* Flüsse voraus.

³⁾ *ja* (*jaj*) ist der allgemeine Ausdruck für »Wasser«, »Fluss«. Hier handelt es sich indessen wohl meist um »Bäche«.

Von dort sind sie gekommen nach Pakyul (und ?) Cajvuinik. In Cajvuinik kamen weit weg (d. h. waren in die Ferne gerückt) die Berge und Ebenen der Leute von San Márcos und von Coban¹⁾.

Dies ist unsere Grenze, von uns, den Leuten von Santa Ana:

(von) wo die Flüsse Tujal-ja und Chamá sich vereinigen,²⁾

geht sie gerade auf Chichun zu, wo das Gotteshaus steht.

gerade nach Panzos und Simajtok.

dann gerade zwischen die Flüsse von Chikchop.

¹⁾ Genau dem Texte nach übersetzt wäre der Sinn dieses Satzes ein anderer, nämlich: »in Cajvuinik kamen die Leute von San Márcos und Coban weit von den Bergen und Ebenen weg«. Wenn aber die auch vom spanischen Übersetzer angenommene Übersetzung: »Die Berge und Ebenen der Leute von San Márcos und von Coban« richtig ist, so sollte man im indianischen Text ein *qui-yu'k qui-qu'ixcabaj-San Márcos aj-Coban tak-i* erwarten. Wie an so vielen andern Stellen, entbehrt auch hier der indianische Text der nötigen Präzision.

²⁾ Die indianische Diktion erlaubt kein kompliziertes Satzgefüge, und der wörtliche Sinn dieses und des folgenden Satzes ist daher: »Hier vereinigen sich die Flüsse Tujal und Chama; dort geht sie (scil. *c'ul-at* die »Berührung«, »Grenze«) weg, indem sie gerade auf Chichun gerichtet ist, dort steht das Gotteshaus«.

x-el-ic ar, tic-l-ic xilak ja Tz'unun	von dort läuft sie zwischen den Flüssen (nach ?) Tz'unun.
x-el-ic ar, tic-l-ic chic Sanap	von dort läuft sie wieder gerade nach Sanap
ix-chal-ic chic ar, ticlic Chir-i-tin-bal aj-kol	dort wendet sie wieder um, auf den Ort Chitinbal ajkol hin (»zum Badeplatz der ajkol)
x-el-ic ar, ticlic xilak ja Cumat-ja	von dort läuft sie gerade zwischen die Flüsse von Cumatja
x-el-ic ar, ticlic xilak ja Karay	von dort läuft sie gerade zwischen die Flüsse von Karay.
x-el-ic ar, ticlic in-oqu-ic' vui ja Masinil-ja	von dort läuft sie weg und geht gerade auf den Fluss Masinil-ja hin
x-el-ic ar, ticlic chi r-el-b-al ja	von dort läuft sie gerade an den Ort Chirelbal ja (»Quelle des Flusses«)
x-el-ic ar, tiquilquin ¹⁾ (ticlic?) i-naj yu'k Chijax	von dort läuft sie gerade nach der Spitze des Berges Chijax
xi-n-el-ic ar, ticlic r-ok-b-al ja xilak yu'k	von dort läuft sie in gerader Richtung dahin, wo der Fluss zwischen die Berge tritt
x-el-ic ar, ix-ni-c'am r-ok ja Salquil	von dort läuft sie den Salquil-Fluss abwärts
ticlic ajic chi r-el-bal ja Bajlam vui	dann in gerader Richtung nach der Quelle des »Tiger«-Flusses.
x-el-ic ar, tiquilquin (ticlic?) Takajpok	Von dort geht sie nach Takajpok

¹⁾ Die Form *tiquilquin* (*tikilkin* des Textes), die sichtlich vom gleichen Stamme mit *ticlic* (*tiklik*) abgeleitet und vermutlich mit letzterem synonym ist, fehlt meinen Aufzeichnungen. Der spanische Übersetzer des Título überträgt sie mit »llegar«, »ir á pasar«.

x-el-ic ar, ticlic chi naj yu'k
Nakaj

von dort läuft sie in gerader
Richtung nach dem Gipfel des
Nakaj-Berges

x-el-ic ar, ticlic chi naj yu'k
Chi-c'at-b-al pom

von dort läuft sie in gerader
Richtung nach dem Gipfel des
Berges Chic'atbal pom (»wo
Kopal verbrannt wird«).

x-el-ic ar, ticlic r-ok (?)¹⁾ Ki-
jol-Ahuaj

von dort läuft sie gerade
nach dem Fusse des Kjol-
Ahuaj (vielleicht *k'ijal abaj*
»wunderbarer Stein«)

x-el-ic ar, ticlic ar Chi-julkajk

von dort läuft sie gerade
nach Chijulkajk (vielleicht Chi-
jul-cajk »in der roten Höhle«)

x-el-ic ar, ticlic chi Jut vui,
chi jut-uy-ic yu'k

von dort führt sie gerade
nach Jut, da, wo die Berge
stark aneinander gerückt sind

x-el-ic ar, ticlic chic chi ja
Chi-akal;

von dort läuft sie wieder in
gerader Richtung an den Fluss
Chi-Akal(*chiac'al* »in der Erde«?)

x-el-ic chic ar chi Tukhum-
hual jah (Tuc-um-b-al ja)

von dort läuft sie wieder
an den Fluss Tukhumhual jah
(wahrscheinlich *tucumaal ja*
»Wasserstrudel«)

[ix-ka-cax-k-ib r-u'c jun tijp
chi-mol-am aj-San-Felipe²⁾]

[wir haben mit einer Sippe
der Gesamtheit der Leute von
San Felipe Freundschaft ge-
macht].

¹⁾ Das Original schreibt *hruk*, und es bleibt hier infolge der mangelhaften Orthographie zweifelhaft, ob *r-ok* »Fuss« oder *r-u'c* »mit« zu lesen ist. In letzterem Falle wäre der Sinn in einer Richtung mit dem Orte Kjol-Ahuaj.

²⁾ Dieser Satz ist an dieser Stelle völlig unverständlich. Der Stamm *cax* bedeutet im Pokonchi »lieben«. Wenn aber der spanische Übersetzer *ix-ka-cax-quim* (-k-ib) mit »amémos« wiedergibt, so widerspricht dem die Verbalform, die diejenige des einfachen Tempus historicum ist und daher »wir haben uns geliebt« bedeutet.

x-el-ic ar, xi-can-a chic r-ok
ja Tujal-ja; ix-jojt-ic ch-o tic-l-
ic aj-ic Sak-rabin-ja (Sak-hra-
huin-jah)

x-el-ic ar, ticlic xilak ro-k ja
Quixbal bij

x-el-ic ar jen-aj r-ok ix-jojt-
ic xi-ban ticlic Suj-jom-ja.

x-el-ic ar, tic-l-ic Pan-amak-
iquí; ix-oj-jijl-ic- ar;

x-el-ic ar, ticlic Pamxom-
jolomna.

x-el-ic ar, ticlic chi naj yu'k
Tupyak, ix-oj-nim-in-ic aj-joj¹⁾
vuk²⁾ chijt³⁾ chi aj-au-al Cojok,
Quip, Chulip, Tok, Quip⁴⁾; joj

¹⁾ eine offenbar irrite Schreibweise.
Entweder ist zu lesen *ixojnininiquaj joj*,
oder das Präfix *aj* ist ganz zu streichen.

²⁾ *vuk* für »sieben« ist im Pokonchi
ungewöhnlich und nur dadurch zu er-
klären, dass an Stelle des gewöhnlichen
Zahlobjektes *ub* (*vuk-ub* = 7 Finger)
ein anderes Objekt, nämlich *chijt*, ge-
zählt wird.

³⁾ Die Form *chijt* ist mir im Pokonchi
von Tactic nicht bekannt, ich vermute
aber, dass sie der Form *chujt* der
Sprache von Tactic entspricht, gerade
wie das *tijp* des Título einem *tujb* des
Dialektes von Tactic entspricht. *Chujt*
wird in der heutigen Sprache für »Stau-
de«, »Pflanzenschoss« gebraucht, was die
Übersetzung »Sprösslinge«, »Nachkom-
men« nahelegt.

⁴⁾ Der Verfasser des Título scheint
übersehen zu haben, dass er den Namen
Quip bereits aufgeführt hat.

Von dort läuft sie weg, bleibt
wieder im Tal des Tujalja (Rio
Chixoy), erhebt sich (wieder)
und führt dann gerade nach
Sak-rabin-ja.

Von dort geht sie in gerader
Richtung zwischen (in?) das Tal
des Quixbal genannten Flusses.

von dort geht sie gleich aus
dem Tale in die Höhe und
führt nun gerade nach Sujjom-ja;

von dort geht sie in gerader
Richtung nach Panamakiquí;
dort ruhten wir aus.

von dort geht sie gerade
nach Pamxomjolomna.

von dort geht sie gerade
nach dem Gipfel des Berges
Tupyak; wir wurden gehorsamt¹⁾
wir, sieben Sprösslinge (?) aus

¹⁾ Die Form *nim-in-ic* entspricht
einem *nim-an-ic* des Cakchiquel. In
dieser Sprache bedeutet *niman* »ge-
horchen«, eine Bedeutung, die mir auch
für das *niminic* des Textes besser zu
passen scheint, als die Übersetzung
»donde hicieron fiesta«, die schon des-
wegen irrig ist, weil *oj* (*hoj* des Textes),
nicht die 3., sondern die 1. P. Plur. ist.
— Der ganze Abschnitt ist übrigens
überaus verworren und unklar.

vuk chijt (chujt?) chi aj-au-al-ak
Juan Tok ka-tz'ijb, xi-tz'ib-aj
 un-chel i-bij ka-yu'k ka-qu'ixcab
 ixtil k-as-bal r-as-bal ch-o-ka-
 mam-ka-jau jun tujb chi-mol-am
 Pop, Jip (Hip), Kat, Pat, r-e
 a-c'un r-i ix-c'un *Santa Ana*,
San Joaquin, vui *devocion* tak-e
 vuk chijt chi aj-au-al.

Vui-l-ic aj-ic á *pirmas Do-*
mingo Cojok García, Juan
Chulip, Pedro Quej, Juan Tok,
Estéban García, Domingo Aj-
Calel.

joj vuk chijt chi-aj-au-al vuk
 chijt ix-ka-cam ri-ja i *Dios* chi-
 pam atob-il chi-yoj-al r-um ka-
 jau *Padre Fr. Francisco de*
Viana, ayu ix-ka-hrak¹⁾ ka-ye-
 am *San Cristóbal Cajcoj de*
Verapaz, chi-pam i-jab vui-l-é
 1565.

Zusätze:

1. Vui-l-ic un-chel *ornamento*,
capa, casulla, cálix, custodia,
 un-chel ma-l-ic *ornamento* r-e
Santa Iglesia, r-e ka-mam, ka-

¹⁾ mir unbekannte und unverständ-
 liche Form.

den Häuptlingen Cojok, Quip,
 Chulip, Tok, Quip; wir sind
 sieben Sprösslinge der Häupt-
 linge; Juan Tok ist unser
 Schreiber; er hat alle Namen
 unserer Berge und Ebenen auf-
 gezeichnet, die unsere Heimat
 (wörtlich: Geburtsstätte) und
 die Heimat unserer Grossväter
 und unserer Väter, einer Sippe
 der gesamten Pop, Jip, Kat,
 Pat, waren; sie sind die Söhne
 und Töchter von Santa Ana
 und San Joaquin, welche die
 sieben Zweige der Häuptlinge
 verehren.

Hier sind die Unterschriften:
 Domingo Cojok García, Juan
 Chulip, Pedro Quej, Juan Tok,
 Estéban García, Domingo Aj-
 Calel;

wir, die 7 Familien der
 Häuptlinge, die 7 Familien
 haben die Taufe (wörtlich: »das
 Wasser Gottes«) empfangen
 durch unsern Vater Pater Fr.
 Francisco de Viana, hier
 in unserem Dorfe San Cristo-
 bal Cajcoj de Verapaz, in diesem
 Jahr 1565.

Zusätze:

1. Der ganze Kirchenschmuck,
 Chormantel, Messgewand, Kelch,
 das Allerheiligste, der ganze
 vollständige Schmuck, der der

jau r-e *San Joaquin* i *Santa Ana* vui-l-ic chi-pam i *Santa Iglesia*.

2. Je-vuo ix-in-c'ay-el¹⁾ ac'-al jun chak ja Temal;

cure nak²⁾ ru-c'ul-at-il ka-ac'al najt-ir Chimal Chizos

yuna xa r-e chic ka-c'ul-at ja Temal.

Ix-ka-c'ay-ej joj ri-jau-al aj-*Santa Ana*, r-u'c aj-Bak aj-Coban; r-e ix-ka-c'ay-ej man-k'ej-bic k-ac'un ka-mam pan ja, jo-c'al *tuxtun* ix-ka-c'am; yuna ma r-e chic k-e, r-e chic aj-Coban aj-Bak;

ma-jab chic je a-chic³⁾ k'or, chi-r-ij joj aj-au-al-ak aj *Santa Ana*.

¹⁾ ix-in-c'ay-el (*ix-ni-kay-el* des Textes) ist die 1. P. Sing. und nicht, wie die spanische Übersetzung lautet, die 1. P. Plur., die allerdings nach dem Texte eher passen würde.

²⁾ mir unverständlich.

³⁾ vermutlich fehlerhaft für *jenaj chic* »ein anderer«.

h. Kirche, unseren Grossvätern und Vätern und den Gemeinden von San Joaquin und Santa Ana gehört, befindet sich in der h. Kirche.

2. Ebenso war ich Verkäufer des Landes auf der einen Seite des Temal-Flusses.

jenseits (?) der Grenze unserer alten Ländereien von Chimal-Chizos.

Jetzt ist nur noch der Temal-Fluss unsere Grenze.

Wir, die Herren von Santa Ana, haben es (das Land) den Herren von Bak und Coban verkauft. Wir verkauften es, damit unsere Kinder und Enkel nicht in das Wasser fallen sollen, und haben 100 Tostones dafür erhalten; jetzt gehört es nicht mehr uns, es gehört bereits den Herren von Coban und von Bak.

Niemand soll nun etwas anderes gegen uns, die Herren von Santa Ana, aussagen.

Extracto del libro antiguo que conserva la cofradía de Carchá.

Auszug aus einem alten Buch, welches die Carchá-Indianer besitzen.

Von E. P. Dieseldorff-Coban, República de Guatemala.

A nuestra noticia ha venido una petición que los indios del pueblo de San Pedro Carchá presentaron ante V. M. acerca de unas tierras que llaman Raximal-choch, diciendo ser suyas, pidiendo que se les restituyamos; y en contra posición de esta petición nos presentamos ante V. M., haciendo de nuevo otra petición y declaramos derecho y dominio que tenemos sobre dichas tierras y para esto declaramos una ley que nuestros abuelos tenían en su gentilidad y era que *si algún subdito pecaba contra su cazique y Señor, luego el cazique le enviaba con un criado suyo una señal, un hueso ó un caracol, para que por ello hechase de ver que estaba culpado y que no le era lícito salir de su casa hasta que el Cazique le condenase.* Luego

Es ist zu unserer Kenntnis gekommen, dass die Einwohner des benachbarten Ortes S. Pedro Carchá sich vor Ew. Gnaden einfanden wegen eines Landes Raximal-Choch, von dem sie sagen, es sei ihres, und bitten, dass man es ihnen zurückgebe; dagegen werden wir bei Ew. Gnaden vorstellig, indem wir auch eine Bittschrift machen und Eigentumsrechte und Besitz über besagtes Land beanspruchen. Wir führen deshalb ein Gesetz an, welches unsere Vorväter im Heidentum hatten, nämlich, wenn ein Untertan gegen seinen Kaziken und Herrn gesündigt hatte, so sandte dieser ihm mit einem seiner Diener ein Zeichen, einen Knochen oder eine Muschel, damit er wüsste, dass er angeklagt wäre und es ihm verboten sei, das Haus zu verlassen, bevor

el delincuente buscaba un abogado, que ellos llamaban *pizador del hueso* y á este pedían, rogase al cazique por él, y si el abogado alcanzaba perdon al delincuente ante el cazique, iba el abogado y *pizaba el hueso ó caracol*, que el cazique le habia enviado en señal de que el cazique le perdonaba.

Estando, pues, esta ley, sucedió que el cazique Matacbatz tuvo guerra con el cazique Cocohna Zal, del pueblo de Carchá, que ahora llaman de San Pedro y estando el cazique Matacbatz embarrado é impedido por todas partes de la guerra, sucedió que tres indias se fueron al pueblo de Carchá por la gran hambre y estando allá, el cazique de Carchá las vendió y hizo esclavas y despues las dos dellas no parecieron más, porque ó se murieron ó las mataron.

Despues de esto, sucedió que tres indias, esclavas de Matacbatz las cogieron los de Carchá, estando en contra los dos caziques supra dichos entre si, y así se les llevaron y entonces dijo el Matacbatz y los demas caziques, sus subditos, que este era el segundo pecado de los de Carchá.

der Kazike ihn verurteilt habe. Der Angeklagte suchte sofort einen Rechtsbeistand, den sie Knochenbrecher nannten, und diesen baten sie, dass er für sie beim Kaziken bitten sollte, und wenn er für den Angeklagten Vergebung erlangte, so nahm der Rechtsbeistand den Knochen oder die Muschel und zerschlug sie, als Beweis, dass der Kazike ihm verzieh.

Während dieses Gesetz galt, geschah es, dass der Kazike Matacbatz (von Chamelco) mit dem Kaziken Cocohna Zal des Ortes Carchá, welchen sie jetzt San Pedro nennen, Krieg führte; und während Matacbatz von allen Seiten durch Krieg beengt und verhindert war, geschah es, dass drei Frauen nach dem Ort Carchá gingen der grossen Hungersnot wegen, und als sie da waren, verkaufte sie der Kazike von Carchá als Sklaven, und zwei derselben verschwanden; entweder starben sie oder wurden getötet.

Nachher geschah es, dass drei Sklavinnen des Matacbatz von den Einwohnern von Carchá gefangen wurden, während die zwei erwähnten Kaziken im Streit miteinander waren, und daher sagte Matacbatz und die anderen ihm untergebenen Kaziken, dass dies die zweite Sünde der Carchá-Leute wäre.

Otra vez, estando cercados con guerras los de Matabatz por los de Carchá, cojieron otras tres indias y no parecieron más. Otra vez mató el cazique de Carchá otro indio llamado Ah Motez estando cojiendo plumas. Vistos estos agravios por el cazique Matabatz y los demas sus subditos determinaron enviar sus mensajes al cazique de Carchá, *enviándole el hueso y caracol, para que se tubiese por culpado y asi se juntaron y enviaron tres indios, diciendoles que diesen al cazique de Carchá, que quien era y en que estribava y que enviase un sartal de plata y una corona de plata, cuatrocientos hazes de plumas verdes, algunas piedras preciosas y plata en pago de toda la gente que habian muerto.* El cazique de Carchá no hizo caso de los embajadores, sinó les despidió. Visto los caziques esto, enviaron la segunda vez otros embajadores, diciendoles que digan que habian de pagar las muertes de todos los indios que habian muerto y que si dentro de siete dias no enviaban la paga, que irian todos á aquella tierra que tenian, llamada Raximal-choch, dicha arriba y tomarian posesión de ella y se las tomarian para sí.

Ein anderes Mal, als die Angehörigen von Matabatz mit denen von Carchá im Krieg lagen, fingen sie drei andere Indianerinnen, welche nicht wieder zum Vorschein kamen. Auch tötete der Kazike von Carchá einen Indianer, genannt Ah Motez, während er Federn sammelte. Angesichts dieser Schäden entschloss sich Matabatz und seine Untergebenen, ihre Botschaft dem Kaziken von Carchá zu senden, einen Knochen und eine Muschel, damit er sich für angeklagt hielte, und sie sandten drei Indianer mit der Botschaft, dass sie dem Kaziken von Carchá sagen sollten, was er wäre und was ihm einfielen, und dass sie einen Teller und eine Krone aus Silber verlangten, 400 Bündel Quetzalfedern, einige wertvolle Steine und Silber als Bezahlung aller derer, welche sie getötet hätten. Der Kazike von Carchá kümmerte sich nicht um die Abgesandten und entliess sie. Als dies die Kaziken erfuhren, sandten sie ein zweites Mal andere Botschafter mit der Bestellung, dass sie für den Totschlag aller Getöteten zahlen müssten, und wenn sie innerhalb 7 Tagen die Bezahlung nicht sendeten, so würden alle nach jenem Land gehen, welches Raximal-Choch heisst, oben er-

Fueron los embajadores y dieron su embajada al cazique de Carchá y visto que no enviaba nada el cazique, fueron todos los de Matabatz á la tierra llamada Raximal-choch y la pisaron y tomaron posesión della. Entonces visto esto por el cazique de Carchá, dijo al cazique Matabatz por sus mensajeros que se tomasen la tierra en que estaban ya; que de que le servia á él aquella tierra y que habia de alcanzar en ella, y así las dió el cazique con sus subditos en pago de las muertes que habian hecho. *Y así tomaron posesion los de Chamelco, subditos de Matabatz de la tierra en su gentilidad* y desde entonces hasta ahora han hecho y hacen sus milpas los de Chamelco en aquellas tierras y cojen allí las plumas verdes, sin que nadie les haya dicho nada, debe de haber setenta años que sucedió esto en la gentilidad. Fechado 1541.

wähnt ist, und sie würden für sich Besitz davon nehmen.

Die Botschafter gingen und entledigten sich ihrer Botschaft an den Kaziken von Carchá, und da der Kazike nichts sandte, gingen alle die Untertanen von Matabatz nach dem Land Raximal-Choch und traten darauf und nahmen Besitz davon. Als der Kazike von Carchá dies erfuhr, liess er dem Kaziken Matabatz durch seine Abgesandten sagen, dass sie sich das Land nehmen sollten, welches sie jetzt hätten, denn für ihn hätte es keinen Zweck, und was hätte er davon. Und so kam es, dass der Kazike und seine Untertanen das Land gaben in Bezahlung der Getöteten. Und so nahmen die Leute von Chamelco, Untertanen von Matabatz, Besitz von diesem Lande während des Heidentums, und seit jener Zeit haben sie ihre Maisfelder in jenen Gefilden gemacht und tun es auch jetzt noch und sammeln dort die grünen Federn (des Quetzals), ohne dass ihnen jemals jemand etwas gesagt hätte. Dies geschah vor 70 (?) Jahren, das wäre im Jahre 1471.

Sitten und Gebräuche der Pokonchi-Indianer

nach Vicente A. Narciso mitgeteilt von Prof. Dr. Karl Sapper, Tübingen.

Vorbemerkung.

Gelegentlich der 1897 in Guatemala abgehaltenen internationalen Ausstellung trafen von unerwarteter Seite manche wertvolle Beiträge zur Ethnographie Guatemalas ein. Zu den wertvollsten Mitteilungen dieser Art gehören die Estudios geográficos, históricos y etnológicos de San Cristóbal Verapaz, verfasst von dem im genannten Dorf angestellten Schullehrer Vicente A. Narciso. Da diese Estudios, die von dem Gran Jurado merkwürdigerweise nur mit einer bronzenen Medaille ausgezeichnet wurden, nicht veröffentlicht worden sind und wegen ihrer Weitläufigkeit und der wissenschaftlichen Unvollkommenheit der naturwissenschaftlichen und sprachlichen Aufzeichnungen in ihrer jetzigen Form sich auch nicht für Veröffentlichung in extenso eignen, so habe ich aus dem Original die wichtigsten ethnologischen Nachrichten herausgezogen und gelegentlich durch eigene Beobachtungen ergänzt, während mein verehrter Freund, Professor Dr. Otto Stoll, sich der Mühe unterzogen hat, ein von Narciso aufgefundenes und mitgeteiltes historisches Pokonchi-MS. aus dem Jahre 1565 zu analysieren und zu bearbeiten. (Dies MS. ist deshalb von Interesse, weil es zeigt, dass im 16. Jahrhundert das Gebiet der Pokonchi-Indianer viel weiter nach Norden reichte als gegenwärtig — bis Chamá —, und dass damals die Lacandonen viel weiter südlich wohnten, als man bisher annehmen konnte. Gegenwärtig wohnen in Chamá hauptsächlich Kekchi-Indianer von S. Marcos, einem Stadtviertel von Coban.)

Sitten und Gebräuche der Pokonchi-Indianer von S. Cristóbal.

S. Cristóbal Verapaz, mit seinem indianischen Namen *Kajcoj* benannt, ist der zweitgrösste Platz der Alta Verapaz, bewohnt von einem Zweige der Pokonchi-Indianer und von verhältnismässig zahlreichen Ladinós (Mischlingen), die zumeist aber erst in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts aus Salamá nach dem Niedergang der einstmals dort betriebenen Cochenillezucht eingewandert sind.

Die Indianer beschäftigen sich in der Hauptsache mit Ackerbau; Jagd und Fischfang sind sehr unbedeutend. Mais (*jal*) und Bohnen (*quinak*) liefern die Hauptgrundlagen des Lebensunterhalts. Daneben kultiviert man eine Reihe unwichtigerer Nährpflanzen, Fruchtgewächse, Gewürzpflanzen (namentlich spanischen Pfeffer = *chile*, *ic*) und Gespinstpflanzen (Baumwolle = *nok* und Maguey = *sajkij*), sowie in kleinem Massstab auch Kaffee und Zuckerrohr. Die Gespinstpflanzen sind der Ausgangspunkt besonderer Industrien geworden: das Spinnen und Weben von Baumwolle, stets von Weibern besorgt mit altgebräuchlichen Geräten, ist in den letzten Jahren stark in Abgang gekommen. Die Hauptindustrie des Dorfes bildet dagegen die Verarbeitung der Magueyfasern. Männer besorgen die Rohgewinnung der Fasern: die Magueyblätter werden entrindet, 20 Tage lang der Fermentation übergeben, dann auf einem Galgen (*jojik*) mit einer Art Ruder (*kamjojkhual*) bearbeitet, ins Wasser gelegt und getrocknet. Frauen besorgen das Zwirnen und drehen Stricke mittelst eines besonderen Gerätes (*kuyuch*, des *baklep* der Kekchi-Indianer). Fischernetze, Tragnetze, Hängematten, Jagd- und Säetaschen etc. werden aus Magueyfasern hergestellt.

Als geringere Industrien wären zu nennen Korb- und Mattenflechtereie, während Töpferei in S. Cristóbal nicht geübt wird, sondern Einfuhr von Töpfereiprodukten aus Salamá stattfindet.

Ein grosser Teil der Männerwelt (ca. 1000) beschäftigt sich mit Hausierhandel, bei dem die Reisen bis Comitán (Chiapas), Honduras und Salvador, selbst Nicaragua ausgedehnt werden. Die Reisen werden zu Fuss ausgeführt, die Waren in Holzgestellen, *kacastes* (*majcutlh*) getragen, die mittelst eines

Stirnbandes, Mecapals (*pitán*), und daran befestigter Stricke (*kaj-háru*) auf dem Rücken getragen werden. Die Last besteht bei der Ausreise in Seilerwaren, Kaffee und Pfeffer, bei der Heimreise aus Hüten, Mehl, Zucker, Stoffen und dergl. Als Tauschmittel dient das landesübliche Geld. Nur in S. Cristobal selbst sind in selteneren Fällen noch Kakaobohnen als Kleingeld im Gebrauch, jedoch mit der Einschränkung, dass die alten Bezeichnungen und Körnermengen (*johom-hrijk* = cinco de cacao, *jun-kex* = diez de cacao und *johjil* = veinte de cacao) je nach dem Marktpreis des Kakao auch einem verschiedenen Wert entsprechen.

Auf dem Donnerstags und Sonntags abgehaltenen Wochenmarkt kommen vor allem Lebensmittel aller Art und heimische Industrieprodukte zum Verkauf. Die Märkte werden aber auch von Ladinohändlern besucht, die europäische Manufakturwaren zum Verkauf bringen,¹⁾ sowie von indianischen Händlern der Altos, die hauptsächlich Kartoffeln, sowie Wollstoffe (*jerga*) und Woldecken indianischer Manufaktur auf den Markt bringen.

Die Kleidung der Pokonchi-Indianer von S. Cristobal ist zumeist aus eingeführten Stoffen indianischer Manufaktur hergestellt, welche die Pokonchi-Händler von Quezaltenango und andern Orten bringen. Als Schneider fungieren für Männer- und Frauenkleidung gleicherweise die Pokonchi-Männer. Die Männertracht besteht in S. Cristobal aus weisser Baumwollhose, Hemd, Jergajacke und Strohhut, die Frauentracht aus indigogefärbtem blauem Rock (aus Quezaltenango eingeführt: *huijk*), farbigem, meist rotem Gürtel (*pas*), leichtem Oberhemd (*hüpil* = *poht*) und rotwollenen, langen, schweren Zopfbändern (*tupuy*, aus Comitán eingeführt).

Die Wohnung besteht aus Satteldach- oder Walmdachhäusern mit Strohdach und Stabwänden, fast ebenso wie bei den benachbarten Kekchi-Indianern.²⁾ Will jemand ein Haus bauen, so teilt er es einem oder zwei Freunden mit, die die Mitteilung nun weiter verbreiten, und am bestimmten Tag ist das halbe Stadtviertel da und baut in 3 Tagen das Haus auf. Am letzten

¹⁾ Der Hauptumsatz in europäischen Waren erfolgt in den von Europäern oder Mischlingen geführten Kaufläden.

²⁾ Vgl. Archiv für Anthropologie N. F. Bd. III 1904 S. 25—28. — In S. Cristobal selbst trifft man auch Ziegeldachhäuser mit Adobewänden, wie sie die Ladinos zu bauen pflegen.

Tag wird ein Fest gefeiert; es werden Truthähne geschlachtet und mit deren Blut die Decke bestrichen. Die Bezahlung der Arbeiten besteht in der Hälfte des gewöhnlichen Taglohns, in Essen, Zigarren und Schnaps.

S. Cristobal besteht aus 4 Stadtvierteln (*barrios*): S. Ana (Fest: 26. Juli), S. Sebastian (Fest: 20. Januar), S. Cristobal (Fest: 25. Juli) und S. Felipe (Fest: 1. Mai). An der Spitze jedes Barrio steht noch ein besonderer Vorstand oder Kazike mit dem Titel „*Sirio*“ oder „*Kij-ihual*“ = Grandeza.

Vor jedem Fest findet 4 Tage und 4 Nächte lang eine Sarabanda statt. Dem Heiligen selbst gibt man die obrigkeitliche Erlaubnis zur Festfeier in die Hand und stellt vor ihm einen Teller auf, in den die Tänzer ihre Gaben legen. Vor der Ermita wird ein Rohrportal, geschmückt, mit den violetten Tinticalblättern, errichtet¹⁾. Den Dienst der Ermita übernimmt der Mayordomo (*chinam*) mit seinen Gehilfen für ein Jahr. Die Barriobevölkerung leistet Geldbeiträge und Arbeit. Geld wird an Barriomitglieder eventuell bei 100⁰/₀ Zinsen jährlich ausgeliehen.

Zum Ermitadienst wie zum Gemeindedienst²⁾ sind die Indianer gerne bereit; es besteht aber die Sitte, dass Unverheiratete oder Witwer ausgeschlossen bleiben.

Beim Feste müssen 2 Alte die Geschichte der Cofradia berichten (*parlamento* = *molam*).

Den Gipfel des Festes bilden die Bailes (dramatische Maskentänze), so namentlich der Baile de Cortez, der die Eroberung von Mexico zum Gegenstand hat, und der Baile de Micos, der eine Jagd zweier Jäger auf 6 Affen darstellt. Bei diesen Bailes sind noch altindianische Tanzweisen gebräuchlich, während die sonst gebräuchlichen indianischen Tänze stark von spanischen beeinflusst zu sein scheinen.

Die gebräuchlichen Musikinstrumente sind die Trommel (*koj*, zuweilen noch nach altem Stil mit nur einem Trommelfell,

¹⁾ Ähnlich wie bei den Kekchi-Indianern. Bild im Archiv für Anthropologie N. F. Bd. III 1904. Taf. VI Fig. 1.

²⁾ Es werden zum Gemeindedienst in S. Cristobal 8 indianische Regidores gewählt, während die 32 Gemeindediener (*Mayores*, *Ajkchimim*, je 1 Woche im Monat dienend) ihre Nachfolger selbst designieren, indem sie ihnen am 31. Dezember nachts ihren Amtsstock in den Hof des Hauses stellen.

öfter schon nach europäischem Stil gebaut), die Schalmey, Chirimía (= *suhuil*, eine Art Oboe mit 5 Löchern), beide original, die eingeführten europäischen Instrumente: Harfe (*xoj*), Violine, Gitarre, die 5saitige Bandurria, die wie folgt gestimmt wird:



und endlich das Negerinstrument Marimba.

Für ein Fest pflegt man 2 Ochsen und 20—30 Truthühner zu schlachten. Die Küche bietet natürlich alles Gute, das sie überhaupt zu bieten vermag. Die Bereitung der Speisen unterscheidet sich im allgemeinen kaum von der bei den Kekchi-Indianern üblichen¹⁾. Die wichtigsten Speisen und Getränke der Pokonchi sind folgende:

Sak ik = Truthahn mit Mais-Atoll.

Pul ik = Rindfleisch in Brühe von Paprika, Achiote und anderen Gewürzen.

Tukuj = Kräuter (Gemüse).

Pixp = Chimol.

Ic = Chile, Paprika.

Huik, Mukun = Tortilla, Maisfladen.

Chiquinguej = Tallullo.

Siquil-cam = Pepitoria.

Kor = Masa, Maisteig.

Hram = Tamal, Maisteig mit Fleischstücken in Blätter gewickelt und gedämpft.

Poch = Tamal ohne Fleischstücke.

Fox = Totoposte, gedörrte Maisfladen.

Quicohu jah = Kakaogetränke mit Zusatz von Chile und Zucker.

Hrex-kor = Maiswasser.

Bei den Sarabandas ist das begehrteste Getränk der Brantwein, der eine allgemeine Trunkenheit anrichtet und die Indianer dadurch in so glückliche Stimmung versetzt, dass sie Gott für dieses grosse Vergnügen danken. Ausserhalb der Feste sind aber die Indianer im allgemeinen sehr nüchtern; ihre Lieblingsgetränke sind: Kakao, Kaffee und das billigere und darum

¹⁾ Speise und Trank der Kekchi-Indianer. Globus Bd. 80 S. 259—263.

häufiger gebräuchliche Maiswasser, das ist: warmes Wasser mit suspendiertem gemahlenem Mais. Auch auf Reisen meiden die Pokonchi-Indianer (ebenso wie die Kekchi) kaltes Wasser, das sie auch fürs Bad nicht verwenden; vielmehr ist es Gebrauch, einmal wöchentlich im Temascal, der den meisten Häusern zugehörigen Badehütte (*tuŷ*)¹⁾, ein Dampfbad zu nehmen, wobei die Wurzeln und Rinden der 1 bis 1½ m hohen »*Chupak*«-Pflanze als Seife dienen.

Der Charakter der Pokonchi-Indianer gleicht durchaus dem der Nachbarstämme: sie sind zurückhaltend und schweigsam; die Härte ihrer Sinnesart äussert sich in völligem Mangel an Mildtätigkeit; Gastfreundschaft, Bekannten gegenüber hochgehalten, bleibt Unbekannten versagt. Ein allgemeines Misstrauen beseelt sie und lässt keine Dankbarkeit aufkommen, da sie hinter jedem unbezahlten Dienst eine versteckte Absicht vermuten. Wenn sie selbst irgendeine Gefälligkeit zu erlangen wünschen, so erkaufen sie sie stets durch ein vorher gegebenes Geschenk, meist bestehend in Zigarren und Schnaps Indianern gegenüber, Früchten und Eiern Ladinis gegenüber. Neben Misstrauen leitet auch vielfach Furchtsamkeit ihre Handlungen, daneben ein gut Teil Geiz und Habsucht, sowie ein kleinlicher Sinn, der sie Handel wie sonstige Unternehmungen niemals in grösserem Massstab betreiben lässt und ein wirtschaftliches Aufblühen des Stammes verhindert. Und wo etwa der Mann kühneren Unternehmungsgeist zeigen sollte, da hindert die Sitte, dass stets die Frau bei jeder Art von Geschäften und Kontrakten befragt werden muss, die freie Entfaltung dieser Regung. Dagegen ist bei ihnen genossenschaftliches Handeln bei Landwerbungen, Hausbau, Festen, Handelsunternehmungen gebräuchlich.

In Erfüllung eingegangener Verbindlichkeiten sind sie im allgemeinen sehr zuverlässig; auch sind sie durchaus ehrlich, sobald es sich um grössere Werte handelt, während sie vielfach Kleinigkeiten stehlen. Trifft den Indianer Missgeschick oder Unglück, so erträgt er es mit höchstem Gleichmut.

Der Verkehr zwischen Indianern ist durch eine streng eingehaltene Etikette geregelt. Beim Gehen auf der Strasse ist

¹⁾ Abbildung in Stoll, Guatemala (Leipzig 1886) S 163

der Ehrenplatz vorn, und wenn man eine Reihe von Indianern im Gänsemarsch¹⁾ durch die Strassen ziehen sieht, so weiss man sofort ihre gegenseitige Wertschätzung. Wie sich die Indianer in diesem Fall durch äusserst konservativen Sinn auszeichnen, so auch in allen andern Hinsichten. Die Begrüssungen erfolgen immer in stereotyper Form und unter strenger Einhaltung des gebräuchlichen Zeremoniells.

Der Gruss lautet zumeist:

- A. *Cal'en jáhu; cach ca-guach jáhu?* (Guten Tag, mein Herr! Ist die Gesundheit gut, mein Herr?)
- B. *Na-helik ahue? nahelik huin.* (Wie ist deine Gesundheit? Gut ist die meinige.)
- A. *Na-helik huin. En-tiyox.* (Gut ist die meinige. Bezahle dir's Gott!)

Beim Abschied:

- A. *Quin-hoj-pe-chó jáhu.* (Ich gehe nun, mein Herr.)
- B. *Cha hanti cho, jáhu; tiyox naj a-guk.* (So gehe denn, mein Herr; Gott gehe mit dir!)

Die Regelung der Heirat ist Sache der Eltern: Der Vater des Jünglings sucht für seinen Sohn das Weib; er bringt dem Vater des Mädchens 5 Pesos,²⁾ 1 Flasche Schnaps, ferner Kakao und ein Paket Zigarren; der Junge bringt eine Traglast Holz. Wird das Geschenk angenommen, so geht die Braut zur Probezeit ins Haus ihres Schwiegervaters. Wirbt der Vater einer Indianerin um einen Mann für sie, so geschieht es in gleicher Weise, und der Junge kommt nun zur Probezeit ins Haus des Schwiegervaters, oft schon mit 14 Jahren, kaum der Schule entronnen. Die Probezeit hat den Zweck, festzustellen, dass die Braut imstande ist, die wichtigsten Hausfrauenpflichten zu erfüllen, nämlich 1. das Hauswesen zu besorgen, besonders zu kochen, und 2. fruchtbar zu sein. Erst nachdem beide Bedingungen zur Zufriedenheit erfüllt sind und die Braut schwanger geworden ist, erfolgt die endgültige Heirat, vor der 4 oder 5 alte Männer dem Paar die nötigen Anweisungen geben. Ist die Probe-

¹⁾ Indianer gehen nie nebeneinander, sondern nach altem Gebrauch stets hintereinander, wie dies auf ihren ursprünglichen Wegen gar nicht anders möglich gewesen ist.

²⁾ Wert um 1897 etwa 10 Mark.

zeit ungünstig verlaufen, so wird das Mädchen ohne weitere Formalitäten zurückgegeben.

Sofern jemand ohne Probezeit geheiratet hat und die Frau unfruchtbar ist, wird sie verlassen und Konkubinat mit einer anderen eingegangen. Auf Jungfräulichkeit der Braut wird kein Gewicht gelegt, wohl aber darauf, dass sie sich nicht vorher prostituiert habe.

Es herrscht der Glaube, dass Unverheiratete des Himmels nicht würdig seien, sofern sie vor der Verheiratung sterben. Witwer dürfen sich nur wieder mit Witwen verheiraten.

In der Ehe geht es sehr ruhig zu; häusliche Zwiste kommen fast nie vor. Unverheiratete Mädchen genießen in der Familie keine Wertschätzung, sondern werden als ziemlich unnütz angesehen.

Über die Glaubensansichten der Pokonchi-Indianer hat V. A. Narciso keine Mitteilungen zu machen vermocht; es ist aber wahrscheinlich, dass bei ihnen ebenso, wie bei den benachbarten Kekchi,¹⁾ neben dem Christentum noch ein gut Teil des alten Heidentums erhalten geblieben ist. Sicher ist, dass indianische Ärzte zuweilen neben dem christlichen Gott noch die 4 Winde anrufen.

Die Ärzte (*Aj-nahoj*, *Aj-i-kom*, *Nojonel*) betrachten sich nur als Werkzeuge Gottes, legen die Heilmittel vor der Anwendung stets zu Füßen des Kruzifixes und verlangen von den Kranken unbedingtes Vertrauen. Die Heilmittel sind meist pflanzlicher Natur; die Kräuter müssen am frühen Morgen gepflückt sein. Gerühmt werden die Heilerfolge mancher Pokonchi-Ärzte. Die Krankheiten betrachtet man als Folgen von Sünden und Verfehlungen oder auch als Folgen von Verhexungen. In letzterem Fall helfen die Hexenmeister (*brujos*, *Aj-huar*) dadurch, dass sie vorgeben, Insekten, Würmer und andere Dinge aus dem Kranken herausgezogen zu haben, worauf der Kranke häufig die Schmerzen nicht mehr verspürt. Die Hexenmeister sollen dadurch jemanden verderben können, dass sie Knochen ausgegrabener Leichen hinter sein Haus legen. Hexenmeister kommen

¹⁾ Nördliches Mittelamerika, Braunschweig 1897, S. 267 ff., Internationales Archiv für Ethnographie Jld. VIII S. 195 ff., Archiv für Religionswissenschaft Bd. VII S. 453 ff.

weder in den Himmel noch in die Hölle, sondern irren nach dem Tod auf der Erde umher als *Xulaj*, kleine Gestalten mit schmutziger Kleidung, langem Haar und schwarzer Hautfarbe¹⁾ an Kopf, Füssen und Händen. Man glaubt, dass diese *Xulaj* das Alpdrücken erzeugen. Wie man sieht, ist der Aberglaube gross. Jeder Tierschrei hat für den Pokonchi eine bestimmte Bedeutung für Vorhersage.

Die Ärzte sind gegenwärtig zumeist auch Zauberer (*Zahori* = *Aj-kij*), deren zurzeit 2 oder 3 in S. Cristobal tätig sind. Kommt jemand zum *Aj-kij*, so fragt dieser nach dem Begehr. Er beugt seine Knie vor dem Altar. Danach kommt er in Ekstase und nimmt ein Säckchen voll roter (oder auch roter, schwarzer und weisser) Bohnen, die er in vier Häufchen verteilt; in jedes dieser Häufchen legt er einen durchsichtigen Stein von etwa 5×1 cm Grösse und ersieht dann aus einem fünften, grösseren durchsichtigen Stein ($7\frac{1}{2} \times 5$ cm) die Zukunft oder den verlorenen Gegenstand und seinen Aufenthaltsort etc. Als Bezahlung erhält der *Ai-kij* $\frac{1}{2}$ oder 1 Peso.

Kranken gegenüber sind die Indianer indifferent. Um das Bett eines Sterbenden tanzt man aber (in Tucurú und Tamahu) mit Marimba-Musik herum, um ihm auf seine grosse Reise zu helfen. Einen Toten (*Camnak*) verehrt man aufs höchste, und Verwandte wie Bekannte beeilen sich, der Familie des Verstorbenen nach Möglichkeit Hilfe zu bringen. Die Verwandten bezahlen eine Anzahl Klageweiber, welche die Todesnachricht den Bekannten in feststehender Form singend vom Haushof aus mitteilen und dieselbe Klage (*Siquilhual*, s. Beilage) auch beim Begräbnis singen. Ein altes Individuum²⁾ trägt nebst dem Weihrauchkessel in einem Zweig die Seele des Verstorbenen, die es später in demselben Zweig dem Erzengel Michael unter Abbrennen von Kerzen übergibt. Das Grab ist in der Tiefe durch eine seitliche Nische erweitert, die oben durch ein Brett abgeschlossen ist;

¹⁾ Diese Beschreibung ist vielleicht schuld an der grossen Antipathie der Pokonchi gegen die Neger, die man für Menschenfresser ansieht. Am 29. Juli 1896 haben die Indianer von Tamahú 4 Neger erschlagen und mehrere verwundet, ohne dass es den Behörden gelungen wäre, die Schuldigen ausfindig zu machen, da niemand die Täter verriet.

²⁾ Ein Mann, wenn das Verstorbene ein Weib war; ein Weib, wenn das Verstorbene ein Mann war.

in diese Nische schiebt man den Sarg und füllt dann das Grab mit Erde auf. Am Sarg wird in der Gegend des Kopfes ein Loch gelassen, damit die dem Leib anhängende Seele des Verstorbenen die gesprochenen Gebete höre. Der Gebrauch hat aufgehört, dem Toten die im Leben benützten Werkzeuge mit ins Grab zu geben, aber es besteht noch der Glaube, dass im Jenseits die alte Beschäftigung weitergeübt werde. Das Grab wird sorgfältig gepflegt, und die Angehörigen vergiessen beim Besuch desselben reichliche Tränen.

Von dem ehemaligen astronomischen Wissen ist nicht viel übrig geblieben. Jedoch hat Narciso noch die Namen von 13 Monaten feststellen können.

1. *Yax* = Zeit der Rodung des ersten Maisfelds.
2. *Sak* = Saat des kleinen Maises im Waldgebiet.
3. *Kchip* = desgleichen.
4. *Chantunak* = Erste Saat des grossen Maises.
5. *Unihú* = Zweite Saat des grossen Maises.
6. *Muhuan* = Maissaat im Dorfe.
7. *Kcham* = Erste Reinigung.
8. *Kanasi* = Reinigung des *Kanjal*-Maises.
9. *Kanjalam* = Bohnenernte.
10. *Ojl* = Verfertigung der Maisaufbewahrungshäuser.
11. *Makux* = Reinigung schon urbar gemachter Flächen für eine andere Saat.
12. *Tzinkinkijg* = Maisernte. Zeit der Vögel.¹⁾
13. *Kassen* (eine Palmenart).

Das alte indianische Jahr hatte aus 18 Monaten zu 20 Tagen bestanden und bei der ersten Konjunktion des Mondes im Januar begonnen. Die altindianische Woche besass 13 Tage. Jeder Monatstag hatte eine bestimmte Bedeutung: gut, schlecht oder gleichgültig, und bewahrt dieselbe auch heutzutage noch. Die Monatstage haben einen bestimmten Namen; die Wochentage werden durch Zahlwörter gekennzeichnet.

Tage der ersten Woche:

1. *Jun i mox* = Ronron (ein Insekt). Böser Tag. Die *Ajkij* wünschen ihren Gegnern Übles.

¹⁾ In den Monaten Januar bis März pflegen frühmorgens Tausende von Schwalben in mächtiger Säule gemeinsam aufzusteigen, um sich in grosser Höhe zu verteilen, dann sich des Abends wieder zu sammeln und gemeinsam abzusteigen.

2. *Quihim-Ic* = Chile (Paprika). Tag des Windgottes, den man bittet, er möge Orkane und Gewitter fernhalten.
3. *Ixim-Akahual* = Böser Tag. Man wünscht den Feinden Übles und Krankheiten.
4. *Quejem-Kat* = Feuersbrunst. Tag, an dem man das Gedeihen der Saatfelder erbittet.
5. *Johom-Kan* = Gelb. Tag, an dem man um gutes Leben und Gesundheit betet.
6. *Huakim-Kemej* = Zahn. Böser Tag. Man bittet um nichts.
7. *Gukúm-Quej* = Reh. Man bittet Gott um Erhaltung und Vermehrung des Viehs und der Haustiere.
8. *Huaxakim-Kanil* = Eidotter. Man bittet um guten Erfolg der Felder und dessen, was zum Unterhalt dient.
9. *Huelejun-Toj* = Stroh. Böser Tag. Wer an diesem Tag geboren ist, wird unglücklich.
10. *Lajem-Tzi* = Hund. Tag, an dem man Gott um Jagdglück bittet.
11. *Junlaj-Huatz* = Brüllaffe. Die Priester wünschen Tod oder Genesung.
12. *Camlaj-Hej* = Gut. Der beste Tag von allen. Man erbittet Glück für Reisen, Gewinn für den Handel und alles sonstige Gute, da Gott an diesem Tag alles gewährt.
13. *Oxlaj-aj* = Junger Mais. Tag, an dem man für die Familienangehörigen betet.

Zweite Woche:

1. *Jenaj-ix* = Wildes Tier. Man bittet Gott um Schutz in allen Unternehmungen und namentlich um Schutz der Haustiere gegen Angriffe wilder Tiere.
2. *Quihim-Tzikin* = Vogel. Guter Tag, an dem man Gott um Unterhaltungsmittel bittet.
3. *Ixim-Ajmak* = Bimsstein. Guter Tag. Man bittet für die Reise der Seelen der Verstorbenen.
4. *Quejem-Noj* = Weisheit. Guter Tag. Man bittet Gott um Wissen und Erfolg.
5. *Johom-Tihox* = Gebet. Guter Tag, an dem man um religiöses Wissen bittet.
6. *Huakim-Cojok* = Gewitter. Gleichgültiger Tag. Man bittet um guten Erfolg der Saaten.
7. *Gukúm-Aj-pujm* = Jäger. Man bittet Gott um Jagdglück.
8. *Huaxakin-i-mox* = Ronron (Beginn eines neuen Monats).

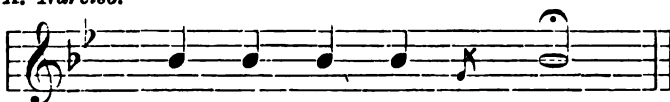
Das Zahlensystem der Pokonchi ist wie das der andern Stämme der Mayafamilie ein Zwanzigersystem und ist verhältnismässig gut erhalten. Jedoch ist das Wurzelwort für 8000 bereits verloren gegangen und wird durch *huinak-i-kom* (= 20 Fane-gas = 20×400) ausgedrückt. Das Spanische dringt zur Zeit immer mehr in das Zahlensystem ein; so dürfte es allmählich untergehen, wie dies auch den alten Sitten und Gebräuchen trotz des konservativen Sinns der Pokonchi schliesslich so gehen muss. Jedenfalls sind wir dem einfachen Schullehrer in S. Cristobal, Don Vicente A. Narciso, grossen Dank schuldig dafür, dass er uns mitgeteilt hat, was jetzt noch von alten Sitten Gebräuchen und Anschauungen lebendig ist.

Siquil huál (Klagegesang) der Pokonchi-Indianer

von S. Cristobal.

Nach V. A. Narciso.

Majordoma
afuera



Indianisch: Ca - len a - hué tut.

Spanisch: Buenos Dias a V. Señora.

Dueña
adentro



ca - len tut.

Buenos dias Señora.

Mayordoma



Cha - tohu hri á - ni - ma kor

Ayu - de al al - ma que



a - hué tut.
le digo señora.

Dueña



A - tom tut.
Bueno Señora.

Mayordoma



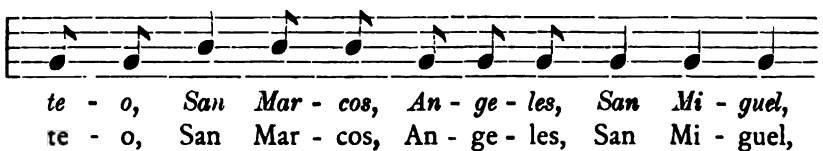
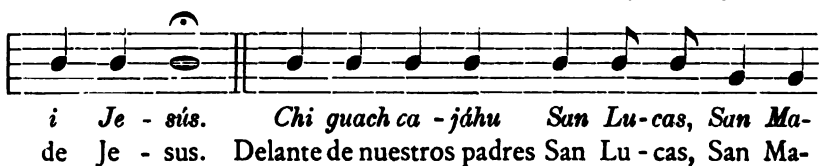
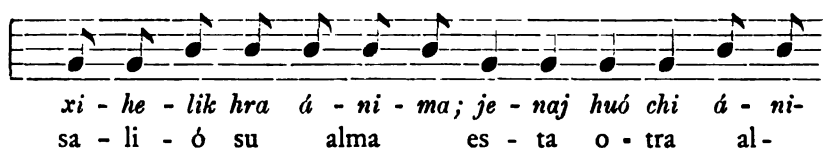
Hre chik naj hua-nik hre á - ni - ma

Otra vez el suc-eso del al - ma de



Fe - li - pe Mo - rán hre hra-jáhu ma - tor Mo - ran;

Fe - li - pe Mo - rán pa - dre de don Salvador Moran



Indianisch:

Mayordoma: Fortsetzung nach Anfangsmelodie.

*Hre chik naj huanik hre ánima Felipe Moran
ca-jahu ma Cristobal Moran
hre hra-akun ma-Tor Moran.*

Schluss: von §§ an.

*Hre chik naj huanik hre ánima Felipe Morán;
ca-tut ti Ana-g-kal hre hri huajil ma Tor Moran.*

*Hre chik naj huanik hre ánima Felipe Moran;
quisach akim Vicent Moran, hre hra-jahu ma-Tor Moran.*

*Hre chik naj huanik hre ánima Felipe Morán;
ix kun Macaria Moran, hre hra jáhu ma Tor Moran.*

Quin-loj-pechó tut: Tiyoj naj aguk.

Dueña: *Chahan-ti chó tut: Tiyoj naj aguk.*

Spanisch:

Otra vez un suceso del alma de Felipe Moran
padre de don Cristobal Moran
e hijo de Don Salvador Moran

Otra vez un suceso del alma de Felipe Moran
es su madre doña Ana Kal, de quien es esposo don Salvador Moran.

Otra vez un suceso del alma de Felipe Moran
de quien es hija Vicente Moran, y su Padre don Salvador Moran.

Otra vez un suceso del alma de Felipe Moran
de quien es hija Macaria Moran, y su padre don S. M.

Me voy pues Señora: Dios quede con V.

Anda á hacer Señora: Dios vaya con V.

Zur Tracht der mexikanischen Indianerinnen.

Von Cäcilie Seler-Berlin.

Unter den wenigen Quellen, die uns zu Gebote stehen, um ein Bild mexikanischen Lebens vor unserm Geiste erstehen zu lassen, ist eine der beachtenswertesten das gegenwärtige Leben der Eingeborenen, dieser äusserst konservativen Rasse, die trotz jahrhundertlangen fremden Einflusses alte Sitten und Gewohnheiten reichlich bewahrt hat. Um jedoch nicht zu falschen Rückschlüssen zu gelangen, gilt es, genau zu untersuchen, wie weit spanischer Einfluss in die Hütten der Indianer eingedrungen ist. Wenn es auch in manchen Punkten nicht schwierig ist, Fremdes mit einiger Sicherheit auszuscheiden — so z. B. auf dem Gebiete der Landwirtschaft und der Nahrungsmittel, wo sich feststellen lässt, was durch die Eroberer eingeführt worden ist —, so gilt es doch, auf anderen Gebieten sehr vorsichtig zu prüfen, da Altes und Neues sich oft so innig miteinander verschmolzen haben, dass Täuschungen nur zu leicht sind. Hierher gehört unbedingt die Kleidung. Es kann natürlich überhaupt nur die Weiberkleidung in Betracht kommen, denn die fast völlige Nacktheit der Männer erschien den Europäern doch allzu anstössig, und mit dem Christentume wurden ihnen zugleich Hemd und Hose aufgezwungen. Nur sehr spärliche Überreste einer etwas selbständigeren Trachtgestaltung haben sich in entfernten Winkeln ein verborgenes Dasein gerettet. Bei den Weibern jedoch lag kein Grund vor, das Gewand einer gewaltsamen Änderung zu unterwerfen. Sie gingen in Anbetracht des warmen Klimas genügend verhüllt, um allen Anforderungen orientalischer Schamhaftigkeit zu entsprechen. Es kommt hinzu,

dass die Frauen überhaupt stets zäher an ihrer Art, sich zu kleiden, festhalten als die Männer, was wir ja auch in Europa reichlich zu beobachten Gelegenheit haben. So finden wir denn in sehr vielen Gegenden Mexikos die Weiber mit dem breiten Hüfttuch und dem Hemde bekleidet. Und wir haben oft genug Erscheinungen vor uns, die wie lebendig gewordene Figuren

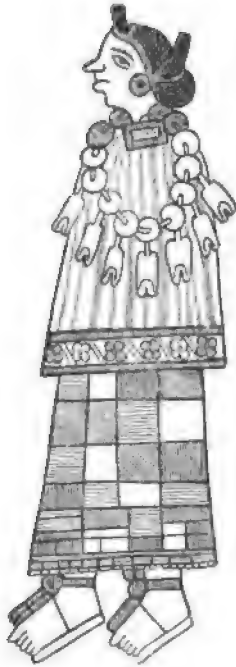


Abb. 1. Vornehme Mexikanerin (*ciuapilli*). Sahagun-Ms. Bibl. de la Academica de la Historia, Madrid fol. 55.

der alten Bilderschriften anmuten, und auf die auch die Beschreibungen des Pater Sahagun recht gut passen (vgl. Abb. 1). Trotzdem ist es nicht leicht, sich eine genaue Vorstellung davon zu machen, wie eine alte Mexikanerin wirklich ausgesehen hat. Als mich vor einiger Zeit Professor Boas in New York fragte: Was ist an der Tracht der heutigen Mexikanerinnen alt, besonders an Mustern, an Technik? konnte ich nicht antworten und nahm mir vor, der Sache einmal etwas näher zu treten, um womöglich eine befriedigende Antwort zu finden. Ich habe dann lange überlegt, ob ich an die Arbeit gehen solle, weil das mir zugängliche Material lediglich aus meiner eignen kleinen Sammlung indianischer Weiberhemden, einiger gestickter Tücher und Rockbinden bestand. Die Erwägung jedoch, dass einmal ein Anfang gemacht werden müsse, gab mir Mut, wenigstens den Versuch zu wagen.

Es galt, die Antworten auf folgende Fragen zu finden: Sind alte Muster vorhanden? Ist ihr Alter nachzuweisen? Sind spanische Muster unverändert übernommen? Sind alte Techniken vorhanden? Eine weitere Frage betraf den Schnitt der Kleidung. Und da ihre Beantwortung die geringsten Schwierigkeiten bietet, mag sie vorweg erledigt werden.

Der Schnitt des mexikanischen Weibergewandes scheint mir unzweifelhaft von altem Gepräge zu sein, daher der lebhafteste Eindruck, dass die Gestalten der Bilderschriften lebhaftig im

modernen Mexiko umhergehen. Sie tragen das breite Hüfttuch, das wie ein richtiger Weiberrock aussieht, und das Hemd, das eine Art Poncho ist, mit einem Loch zum Durchstecken des Kopfes und Öffnungen für die Arme (Abb. 3—7 Taf. I—III). Der Variationen in diesen zwei einfachen Kleidungsstücken gibt es aber viele. Bald reicht das Hüfttuch bis an die Knöchel herunter, bald ist es ganz kurz; bald wird es ganz straff um die Beine gewickelt, denen nur durch ein paar grosse Falten vorne Spielraum gelassen wird, bald wird es in viele kleine Fältchen ge-

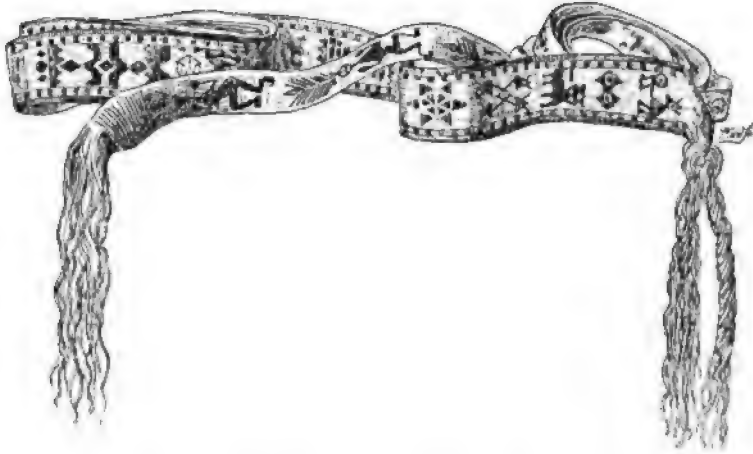


Abb. 2. Gürtel (*fajas*) zapotekischer Indianerinnen

legt (Michuacan). Bald ist das Hemd lang bis zu den Knöcheln (im Gebirge), bald so kurz, dass es nur die Brüste bedeckt (an der Küste). Manchmal ist es so breit, dass es die Arme völlig bekleidet erscheinen lässt, und an den Seiten offen, dann wieder schmal, die Seitennähte geschlossen und der Arm nackt. Es gibt auch eine kragenartige Form, bei der eine Spitze über die Brust fällt, die andere über den Rücken. Selbst das dritte Stück der Kleidung, die Binde, die das rockartige Hüfttuch zusammenhält (Abb. 2), zeigt alle Stufen von zwei Finger Breite bis zwei Hand Breite. Es liessen sich noch mancherlei Variationen anführen, aber die Grundformen bleiben sich fast immer gleich und sind sicher alt. Und doch gibt es auch hier allerlei neue Zutaten. So z. B. finden wir, dass das Hüfttuch an den beiden Schmalseiten zusammengenäht ist und so zum wirklichen Rock

wird. Das einfache, aus geraden Teilen bestehende Hemd ist in *Cuchumatan* mit einem runden Kragen versehen, der sicher spanischen Ursprungs ist (vergl. auch Abb. 4). Die schönen Hemden der *Mazateca* (Abb. 3) zeigen einen richtigen viereckigen Ausschnitt, desgleichen die der Indianerinnen von *Palin* (Guatemala, Abb. 7). Der spanische Einfluss auf die sonderbare Gestaltung der Tracht der *Tehuannerinnen* und der Frauen der Golfküste — *Papantla, Yucatan* — ist selbst einem ungeübten Beobachter auf den ersten Blick deutlich. — Ob wir nun aber auch all die erwähnten Verschiedenheiten — abgesehen von den augenfällig modernen Zutaten — als alt ansprechen können, ist mit Sicherheit nur zu sagen, wo wir Bilderschriften zu Zeugen haben. Doch möchte ich annehmen, dass es immer mancherlei Unterschiede bei den Stämmen gegeben hat, die schon in dem Charakter der Gegend begründet waren, die sie bewohnten: Gebirge oder Küste, Waldgegend oder Ackerland. Freilich machen sich auch bei den Formen, die wir als alt sicher nachweisen können, Verschiebungen geltend. Den spitzen, kragenartigen Schnitt, das *quechquemil*, finden wir heutigen Tages auf das kleine Gebiet der *Huasteca Potosina* beschränkt, während er in den Bilderschriften verschiedener Gegenden zu sehen ist, und zwar nicht etwa nur bei den Göttinnen huastekischen Ursprungs.

Ganz anders gestaltet sich das Ergebnis, sobald wir die Technik und die Verzierungen betrachten. Da uns leider von mexikanischen, yukatekischen, guatemalteken Geweben nichts erhalten ist, so wissen wir über Weberei, Stickerei nicht viel und auch über die Muster nur, was alte Berichte erzählen, oder die Bilderschriften zeigen. Während uns nun aber diese Quellen in bezug auf die Form der Kleidung die bereits erwähnte Übereinstimmung mit der modernen Tracht der Indianerin zeigen, lassen sie uns fast ganz im Stich, sobald es sich um die Verzierung des Gewandes handelt. Zwar finden sich genug weibliche Figuren auf Reliefs und in Bilderschriften. Da aber diese Darstellungen zum grössten Teil religiösen oder kalendarischen Inhalt haben, so sind Tracht und Schmuck der Göttinnen in Form und Farbe meist symbolischer Art und verschwinden zudem oft fast völlig unter der Fülle der Attribute. Die einzige bildliche Quelle, die mit voller Absicht das tägliche Leben zur Zeit Motecuhzomas

schildert, der Codex Mendoza, führt die Frauen in schematisch gezeichneten, einfachen weissen Röcken und Hemden vor, mit einem kleinen, farbigen, viereckigen Fleck am vorderen Schlusse des Halsloches als einziger Verzierung, der an jener Stelle wahrscheinlich aufgesetzt wurde, um ein Einreissen des Schlitzes zu verhüten.

Es wäre nun wohl erlaubt, anzunehmen, dass auch die göttlichen Gewänder uns Fingerzeige für die Art der irdischen geben könnten. Denn erstens sind doch Götterdarstellungen häufig ein Spiegelbild der Wirklichkeit, und anderseits wäre es nicht ausgeschlossen, dass die Frauen die göttlichen Vorbilder nachahmten und etwa die Symbole einer besonders verehrten Göttin, wohl gar einer persönlichen Schutzpatronin, ihren Hemden und Hüfttüchern einwebten oder einstickten, ebenso wie sich dergleichen auf ihren Spinnwirteln und in ihren Spindelnäpfchen findet.

Aber wenn wir das selbst annehmen, so findet sich unter den modernen Hemden und Röcken keine Übereinstimmung damit, oder sie ist keine solche, dass sie uns zwingt, eine Kontinuität anzunehmen, da es sich höchstens um einfache Streifung, um regellos eingestickte Kreise oder Punkte handelt, die überall und jederzeit vorkommen können. Ich glaube, ich kann es mit ziemlicher Bestimmtheit aussprechen, dass sich unter den Verzierungen der modernen mexikanischen und guatemalteckischen Weiberhemden (von diesen besitzt Frau Konsul Sapper in Stuttgart eine hervorragende Sammlung) kein altes Muster findet.

Was ist nun an die Stelle der alten Muster getreten? Da sich ganz moderne Muster nur dort finden, wo die Tracht gar nichts mehr vom Alten aufweist, also erstens in den Küstengegenden, wo sich unter spanischem Einfluss eine neue Tracht herausgebildet hat, oder dort, wo von Tracht überhaupt kaum noch die Rede sein kann, so lag es nahe, nach Mustern zu suchen, die zur Zeit der Eroberung modern waren, von den Spaniern mitgebracht und dann entweder in den Klosterschulen gelehrt oder von den Indianerinnen den Gewändern der Heiligen, den Altardecken oder Priesterkleidern nachgestickt wurden. Beim Studium der Stoffsammlungen verschiedener Museen, beim Vergleichen des vorliegenden Materials mit den reichen Abbildungswerken konnte ich aber nichts entdecken, was dazu be-

rechtigte, anzunehmen, es habe eine direkte Nachahmung stattgefunden. Anklänge waren überall vorhanden, besonders bei den Hemden der *Mazateca* (Abb. 3), die mit Vorliebe die Wappentiere von Castilla y Leon verwenden: den Doppeladler und den Löwen. Aber selbst hier war keine sklavische Kopie zu finden. Ich glaube annehmen zu müssen, dass die Indianerinnen zwar die alten Muster vergessen haben, die neuen aber niemals einfach nachgeahmt, sondern teils umgestaltet, teils in deren Stil eigene erfunden haben. Dieser Prozess ist wohl wesentlich dadurch unterstützt worden, dass sie nicht nach Vorlagen, sondern aus dem Gedächtnis zu arbeiten gewohnt waren.

Trotzdem ich schon zu diesem Ergebnisse gekommen war, wollte ich doch nicht unterlassen, die Ansicht eines Mannes einzuholen, der in den Stoffen und Mustern vieler Zeiten und Länder Bescheid wusste. Ich bat daher Herrn Dr. Kreutz vom Kunstgewerbemuseum in Berlin um seine Unterstützung, die mir aufs freundlichste gewährt wurde. Er unterzog sich der Mühe, meine kleine Sammlung durchzusehen, und kam zu dem folgenden Resultat: »Die einzelnen Arbeiten scheinen nach gewissen Motiven hergestellt, wie sie in Deutschland, Italien und Spanien das ganze Mittelalter hindurch infolge grosser Einfuhr orientalischer Seidengewebe bei Arbeiten der Stickerei wirksam blieben. Hierhin gehören Vögel, meist Adler, Flügelpferde und Löwen in Wappenstellung zu beiden Seiten des sogenannten Lebensbaumes (vgl. Taf. IV Abb. 9 italienische Stickerei, mittelalterliche Arbeit etwa aus dem 14. Jahrhundert). Ähnliche Motive kommen auf den sogenannten Abruzzendecken vor.

»Von den Sachen der Indianer ist besonders interessant eine Arbeit mit breitem Bruststück in Blau und Rot¹⁾. Der Halsausschnitt ist hier umgeben vom Körper eines grossen Adlers, dessen Kopf und Hals für den Kopf und Hals der Trägerin ausgefallen ist. Diese grossen Adler kommen besonders auf spanischen Geweben des 12. und 13. Jahrhunderts vor. Die kleinen, gegenübergestellten Adler und Tiere unter den Flügeln und die Flügelpferde auf dem unteren Streifen sind bereits völlig nach eigenem Gutdünken stilisiert.

¹⁾ Das Stück Abb. 7 stammt aus Palin in Guatemala, am pazifischen Abfall des Landes. Es ist eines der kurzen, an der Küste üblichen Hemdchen und zeigt ein sonst nicht verwendetes helles Blau.



Abb. 3. Frauenhemd der *Mazateca*.

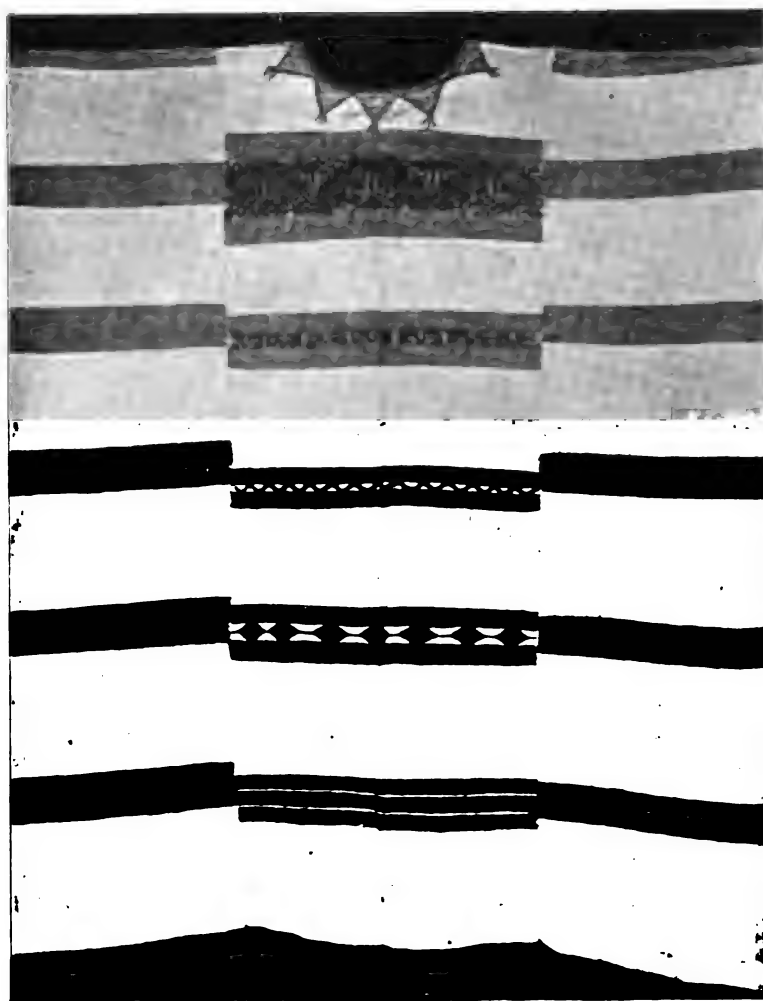


Abb. 4. Frauenhemd der *Mazateca*. Staat Oaxaca. Mexico.

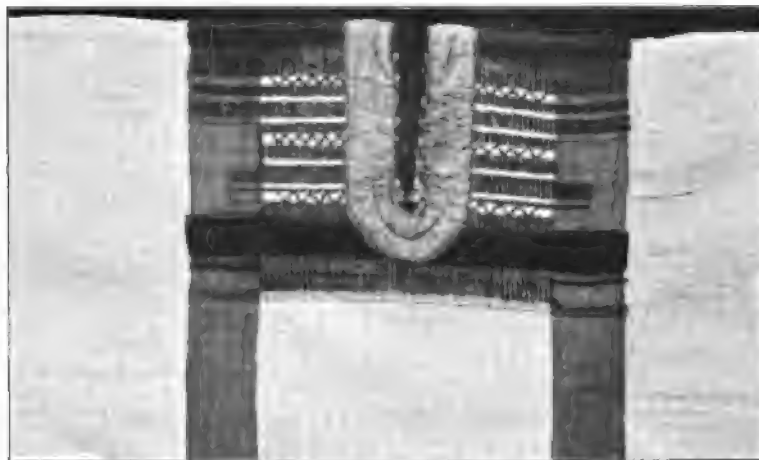


Abb. 5. Frauenhemd aus dem Distrikt *Tlaxiaco*. Mixteca Alta. Staat Oaxaca.



Abb. 6. Frauenhemd (*uipilli*) der *Huave*. San Mateo del Mar bei Tehuantepec.

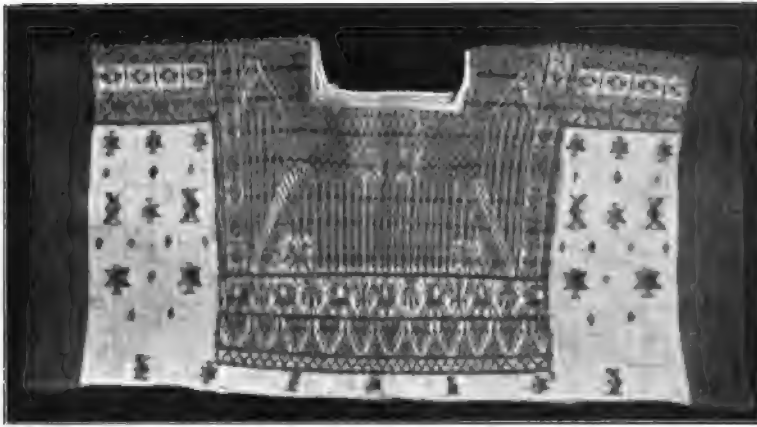


Abb. 7. Frauenhemd von *Palin*, Guatemala. Hellblau und rot.



Abb. 8. Handtuch. *Coban*, Guatemala.



Abb. 9. Italienische Stickerei. Ungefähr 14. Jahrhundert.

»Sehr charakteristisch für die eigne Auffassung scheinen auf einem der Tücher (Abb. 8 Taf. III) die in Reihen angeordneten Tiere. Sie zeigen gewisse, in unserer Auffassung humorvolle Gestaltungen, die in dieser Art in Spanien sicher nicht vorkamen.«

Nach alledem darf man wohl sagen, die Verzierungen der Hemden, wie sie die noch an ihrer alten Tracht hängenden Indianerinnen von Mexiko und Guatemala zeigen, sind etwas ihnen Eigentümliches, hervorgegangen aus importierten europäischen Mustern, die in der Phantasie und der Gestaltungsfreudigkeit der eingeborenen Frauen teils stärkere, teils geringere Veränderungen durchgemacht haben, wobei vielleicht einige alte Motive Verwendung gefunden haben mögen. Wie weit Umformung, wie weit eigene Erfindung, wie weit Tradition beteiligt ist, müsste bei jedem Muster besonders untersucht werden. Und zwar sollten Hemden, Handtücher und die Rockbinden in Betracht gezogen werden. In diesen zuletzt genannten Stücken scheinen noch am meisten alte Motive bewahrt zu sein in Form von tanzenden Affen u. a. (Abb. 2, oben S. 421.)

Aber wer suchen helfen will, sollte es bald tun, denn es ist in Mexiko nicht anders als in Europa: je mehr Eisenbahnen, um so mehr schwinden die Volkstrachten, und vor der europäischen Kultur scheint die Phantasie zu fliehen und der stumpfe Nachahmungstrieb zu wachsen. Wo die Frauen heute noch aus dem Kopfe Muster in ihre Hemden sticken, in die sie nach dem Gedächtnis allerlei Motive hineindichten, da sticken sie vielleicht schon in wenigen Jahren gedankenlos Lessings oder Lipperheides Musterbücher ab.

Es bleibt noch einiges wenige über die Technik zu sagen. Dass die alte Indianerin genau so spann und webte wie die von heute — soweit sie es nicht vorzieht, schlechte Fabrikware zu kaufen —, dass Spindeln und Webehölzer sich gleich geblieben sind, das wissen wir durch Wort und Bild. Und natürlich sind auch die Gespinstfasern dieselben. Wie aber die Bindungen waren, wissen wir nicht. Wir kennen das Arbeitsgerät, das im Nähkörbchen der vornehmen Aztekin enthalten war ebensowohl, als das der Frau geringen Standes. Wir wissen aber nicht, wie es benutzt wurde. Ich glaube, dass man mit Sicherheit sagen kann: es gibt keine alte Technik, abgesehen natürlich vom Spinnen und Weben. Alles, was wir heute finden,

Über die letzte niederländische Expedition nach Surinam.

Von Jonkheer L. C. van Panhuys, 's Gravenhage.

Der obige Titel, durch den Unterzeichneten für den Vortrag, den er die Ehre hatte am 20. August 1904 vor dem Kongress in Stuttgart zu halten, gewählt, dürfte vielleicht Veranlassung zu einer verkehrten Auffassung geben. — Es wurde durch ihn nämlich damals die dritte einer Reihe von Forschungs-Expeditionen, welche die Untersuchung des noch gänzlich unbekannten Innern von Surinam bezweckten, kurz besprochen. Seitdem ist aber eine vierte Expedition seit langem bereits zu Ende gekommen, und es werden selbst Pläne, noch eine fünfte auszusenden, ernstlich erwogen, was, falls diese Pläne feste Gestalt erhalten, ungefähr um die Mitte des Jahres 1907 ins Werk gesetzt werden würde. Die Geschichte dieser Expeditionen ist kurz gefasst die folgende.

Durch den seitdem verstorbenen Direktor des Kolonialmuseums in Haarlem, F. W. van Eeden, wurde 1896 in einem, in den Bulletins seines Museums veröffentlichten Aufsatz »Een verwaarloosd erfdeel«¹⁾ ernstlich darauf hingewiesen, dass der Beginn einer Entwicklung der Kolonie Surinam eine wissenschaftliche Untersuchung sein müsse. Auf einer jenen Aufsatz begleitenden Karte war angedeutet, was für niederländische Forscher dort noch zu verrichten sei: man sah dort einen dunklen Teil, »darkest Surinam«, ein Untersuchungsgebiet, dessen Grösse die von ganz Niederland übertraf. Das Wünschenswerte einer systematischen wissenschaftlichen Untersuchung jener Teile der

¹⁾ Bulletin Koloniaal Museum te Haarlem, Maart 1896. Amsterdam. J. H. de Bussy.

Kolonie, die damals nicht oder nur sporadisch von Europäern besucht worden waren, gelangte 1897 in engerem Kreise in der »Vereeniging voor Suriname« zur Besprechung und später in einer Vorstandsversammlung der »Maatschappij tot Bevordering van het Natuurkundig Onderzoek der Nederlandsche Kolonien«.

1899 ward infolgedessen von zwei Mitgliedern dieser Maatschappij Bericht erstattet und der Vorschlag gemacht, sich mit dem Ersuchen um Unterstützung der Pläne an die niederländische Regierung, die »Vereeniging voor Surinam« und das »Kkl. Nederlandsch Aardrykskundig Genootschap« zu wenden. Einige Mitglieder der drei genannten Gesellschaften arbeiteten, nach dem dieser Vorschlag angenommen war, zusammen einen genaueren Untersuchungsplan aus. Dass das Interesse an der Kolonie Surinam grösser wurde, war die direkte Folge einer in Surinam selbst sorgfältig vorbereiteten Ausstellung von Produkten dieser Kolonie, welche 1899 im Koloniaalmuseum zu Haarlem ins Werk gesetzt wurde; die Überzeugung, dass es Zeit sei, die Untersuchung Surinams in die Hand zu nehmen, verbreitete sich in grösseren Kreisen.

Ein Vorschlag des Ministers, für eine erste Expedition eine Summe von 20000 Gulden zur Verfügung zu stellen, sobald es den genannten drei Gesellschaften möglich geworden wäre, zusammen eine gleiche Summe für diesen Zweck zu beschaffen, wurde ohne weiteres gegen Ende 1900 von den Staten Generaal gut geheissen. Die drei Gesellschaften, welche inzwischen aus ihrer Mitte eine »Kommission für die wissenschaftliche Untersuchung Surinams« ernannt hatten, um dieser die weitere Leitung der Expeditionen anzuvertrauen, stellten je 2000 Gulden bereit; die noch fehlenden 14000 Gulden wurden anfangs 1901 in wenigen Wochen seitens Privater hergegeben, während Ihre Majestäten die Königin und Höchstderen Mutter sofort die Erreichung des gesteckten Zieles durch einen grösseren pekunären Beitrag zu fördern geruhten. Im Juni 1901 konnte die erste Expedition Niederland verlassen.

Die bisherigen Untersuchungs Expeditionen, deren Kosten jedesmal auf oben geschilderte Weise zusammengebracht wurden, sind die folgenden:

- I. die Coppename-Expedition (Leiter: R. L. A. Bakhuis)
von Juli 1901 bis November 1901;

- II. die Saramacca-Expedition (Leiter: A. J. van Stockum) von November 1902 bis Mai 1903;
- III. die Gonini-Expedition (Leiter: A. Franssen Herderschee) von August 1903 bis Januar 1904;
- IV. die wiederum durch A. Franssen Herderschee geleitete Tapanahony-Expedition von Juli 1904 bis November 1904.

Es gelang diesen vier Expeditionen, über 50% von den damals noch unerforschten 70% der Oberfläche der Kolonie Licht zu verbreiten, so dass nur noch 20% des Gebietes im fernen und beinahe unzugänglichen Süden noch unbekannt geblieben sind.¹⁾

Es ist hier der Ort, kurz anzudeuten, infolge welcher Umstände vor 1900 solch grosser Teil des Landes noch so unerforscht geblieben ist, dass man in einer Entfernung von 100 Kilometern von der Seeküste schon unbekannte Strecken antraf.

Die Niederländer, die sich seinerzeit unter der Verwaltung der Westindischen Kompagnie, unterstützt durch das Vorhandensein früherer Strandlinien (wo der Sandboden dem Fusse festen Halt bot),²⁾ in den sumpfigen Küstenstrichen niederliessen und mit Aufwendung von unsäglich Mühe diese Moraste in eingedeichtes Land verwandelten, fanden in dem reichen Ertrage dieses äusserst fruchtbaren Landes und in den hohen Zuckerpreisen³⁾ einen Lohn ihrer Arbeit. Die weiter landeinwärts gelegenen Landstriche erwiesen sich aber für Zuckerkultur ohne Verwendung von Mist zu arm; dazu kam, dass ziemlich bald nach der Errichtung der Plantagen die von diesen weggelaufenen afrikanischen Negersklaven, die Buschneger, ein Hindernis für Niederlassungen mehr nach dem Innern zu bildeten. Der Bevölkerung von Surinam, die stets im Verhältnis zur Grösse des Landes eine sehr geringe gewesen ist, erschien ein weiteres Vordringen in der Kolonie nicht besonders anziehend. Das ganze Land, auch soweit es jetzt bekannt, ist mit Ausnahme

¹⁾ De stand van het wetenschappelyk onderzoek in Suriname door C. H. de Goeje. Tydschrift van het Koninklyk Nederlandsch Aardrykskundig Genootschap. 2de Serie, deel XXII, Nr. 6, 1. November 1905, blz. 1086.

²⁾ Geschichte des Zuckers von Dr. E. O. von Lippmann. 1890.

einzelner schmaler Savannenstriche mit Urwald bedeckt, und heftige Malariafieber, welchen man jetzt durch eine richtige prophylaktische Behandlung mit Chinin vorbeugen kann, gestalteten den Aufenthalt im Innern für den Europäer zu einer grossen Schwierigkeit.¹⁾

Auf einigen Zugangswegen nach dem Innern, den Flüssen, ist die Fahrt infolge der vielen Stromschnellen und Wasserfälle nur möglich in einem »Corjaal«, einem aus einem ausgehöhlten Baumstamm verfertigten Fahrzeug, und dann oft auch nur unter Beistand der ortskundigen Buschneger. Diese wirkten, soweit möglich, den Untersuchungs Expeditionen entgegen, wie dies noch 1856 der Geolog Dr. Volz und 1861 eine niederländisch-französische Kommission am Tapanahoni empfand. Erst infolge des Entstehens der Goldindustrie nach 1876 ward ein Teil des Innern besser bekannt.

Mit den beabsichtigten Expeditionen bezweckte man in erster Stelle eine systematische, topographische Untersuchung des Innern; deshalb wurden zu Leitern derselben Offiziere der topographischen Abteilung der Kolonialarmee in Niederländisch-Ostindien und Marineoffiziere gewählt, die sich mit der Art und Weise derartiger Aufnahmen schon vertraut gemacht hatten. Man folgte einem anderen System als dem bisher in der Kolonie angewandten. Nachdem während der Jahre 1861 bis 1879 der untere und ein Teil des Mittellaufs der Flüsse kartographisch aufgenommen war, hatte man sich in der Kolonie der Hauptsache nach darauf beschränkt, hie und da im Urwalde Lichtungen zu schlagen und hier längs gerader Linien zu messen. Diese Traces, welche gleich einem Tunnel den Wald durchkreuzten und in denen von freier Aussicht natürlich keine Rede war, erwiesen sich wohl von Nutzen, um das Land für die Goldgräber zu erschliessen, aber für die systematische Erforschung desselben waren sie von zu wenig Gewicht. Bei dem Vorgehen der Expeditionen

¹⁾ Vielleicht war zumal der Aufenthalt in den Dörfern der Buschneger für den Europäer gefährlich infolge des Vorkommens von mit Malariakeimen besetzten Moskitos. R. H. Schomburgk sagt, dass er acht Jahre im Innern von Guayana reisen konnte, ohne je unwohl zu sein. Anmerkung auf Seite 112 und 113 von *The discovery of the empire of Guiana by Sir Walter Raleigh, Knight.* London, Published for the Hakluyt Society, 1847.

wurde dann folgende Methode der Erforschung des Landes zugrunde gelegt: man fuhr einen Fluss aufwärts und nahm ihn kartographisch bis an seine Quellen auf, erklimmte dann einige Berggipfel, um von dort das Land zu übersehen und den Ort aller Terrainerhebungen, soweit möglich, durch Messungen festzustellen. Auf solche Weise wurden während der verschiedenen Expeditionen die folgenden Flüsse kartographisch aufgenommen: I. der Coppename, II. der Saramacca, III. der Gonini und IV. der Tapanahoni, alle mit ihren hauptsächlichsten Nebenflüssen und dem umliegenden Bergland einschliesslich des Quellgebietes.

Im August 1901, also kurz nach dem Beginn der Coppenname-Expedition, erklimmten deren Mitglieder zwei, noch keine 150 Kilometer von der Küste entfernte Hügel von resp. 240 und 360 Meter Höhe; der gegenseitige Abstand derselben ward den Messungen als Basis zugrunde gelegt. Man erblickte bei dieser Gelegenheit ein noch gänzlich unbekanntes Bergland, die Wilhelmina- und die Emma-Bergkette, mit Gipfeln bis 1160 Meter hoch. Während der Saramacca-Expedition wurden Messungen von dem 1080 Meter hohen Hendriktop der Emmakette aus vorgenommen, und man peilte von dort das bis dahin unbekannte Asch-van-Wyck-Gebirge; der Gonini-Expedition sind die ersten Nachrichten über das Oranje-Gebirge zu danken und der Tapanahoni-Expedition die Aufnahme eines noch unbekannten Teiles des Tumuc-Humac-Gebirges. Die verschiedenen Reihen Berggipfel wurden über die ganze Kolonie hin durch Triangulation miteinander verbunden. Zahlreiche Angaben geologischer, zoologischer und botanischer Art wurden gesammelt¹⁾ und betreffs der Buschneger und der noch wenig oder gar nicht bekannten Indianerstämme viele Einzelheiten betreffs des Lebens und Treibens derselben notiert. Während der dritten und vierten Expedition wurden eine Menge

¹⁾ Ein Teil der botanischen Resultate ist veröffentlicht in: *An enumeration of the vascular plants known from Surinam, together with their distribution and synonymy* by Dr. A. Pulle. Leiden. E. J. Brill. 1906. Vocabulare der von den Ojana und den Trio gesprochenen Dialekte sind durch den Leutnant zur See C. H. de Goeje, welcher die dritte und vierte Expedition begleitete, gesammelt und werden demnächst zugleich mit den ethnographischen Ergebnissen seiner Reisen im Int. Archiv für Ethnographie erscheinen.

ethnographische Gegenstände, Angaben der Indianer betreffs ihrer Sprache und eine Sammlung Abreibungen von Ornamenten der Holzschnitzarbeit der Buschneger zusammengebracht. Die umfangreichen Reiseberichte, durch viele Abbildungen und Karten erläutert und begleitet von besonderen Beilagen betreffs der astronomischen Ortsbestimmungen, der Untersuchung der Gesteine und betreffs der Bedeutung der Ornamentik der Buschneger, finden sich in den Jahrgängen 1902, 1904 und 1905 der Tydschrift van het Koninklyk Nederlandsch Aardrykskundig Genootschap.

Zum Schluss noch einige Bemerkungen betreffs der dritten und vierten Expedition.

Ursprünglich war es die Absicht der dritten Expedition, im Anschluss an die Erforschung des Oberlaufs des Coppename und des Saramacca die Quellen des Suriname aufzusuchen. Hiervon ward vorläufig abgesehen, weil es seitens der Regierung derzeit als von grösserem Gewicht erachtet wurde, dass eine Expedition unternommen würde, die sich von Nutzen erweisen könnte für die Erforschung des Lawagebietes,¹⁾ was dann ihrerseits in Verbindung mit dem Bau einer Eisenbahn auch geschah. Daher bildete das Strombecken des Gonini statt jenes des Suriname das Untersuchungsfeld, und wurde die Expedition dahin von einem Bergbauingenieur der Regierung begleitet. Nachdem die beiden Hauptarme jenes Flusses, soweit möglich, erforscht waren, fuhr man den Lawa und den Litani hinauf, wobei man mit den Ojanas (Arukujanas, Roucouyennes, Wayanas Guayanas) in Berührung kam, und Messungen vorgenommen wurden in der Nähe und auf dem 510 Meter hohen Knopaiamoi (Conopoamuye)²⁾, der durch den Bericht von Crevaux bekannt geworden ist.

Die Tapanahoni-Expedition stellte die Verbindung her zwischen den Aufnahmen der Saramacca- und der Gonini-Expedition. Während auf den früheren Expeditionen die Berührung mit den Buschnegern (nämlich mit Kromantie- oder Cormantyn-

¹⁾ Rapport over de exploratie van het Lawagebied door Prof. C. J. van Loon. 'sGravenhage. Algemeene Landsdrukkery. 1904.

²⁾ Vermutlich ein indianisches Wort (*Knopo* ist das karaibische Wort für Regen) und kein negerenglischer Ausdruck (*Knopu-a-mooi*), wie Crevaux voraussetzte.

Buschnegern¹⁾ am Coppename, mit Beku Musinga und Matuari am Saramacca und mit Bonis und Aucanern am Marowyne und Lawa) eine mehr zufällige war, wurden während der vierten Expedition die Wohnstätten des wichtigen Stammes der Aucaner-Buschneger am Tapanahoni während längerer Zeit besucht. Auch jetzt trachteten die Buschneger das Vordringen der Expedition so viel als möglich zu verhindern. Die Erfahrung während der dritten Expedition erwies sich für die vierte von besonderem Nutzen, als man am oberen Tapanahoni (Palumeu) in Berührung kam mit Ojanas (Oepoeroeis), mit Aparai-Indianern und mit den beinahe gänzlich unbekannten Trios. Die Aussagen dieser Indianer bestätigten dasjenige, was auf Grund der früheren Berichte von **Schomburgk**, **Crevaux** und **Coudreau** vorausgesetzt werden konnte, nämlich, dass das tiefe Innere von Guayana von Indianern bewohnt wird (eine grössere Anzahl Stämme, Familien u. s. w. wurden genannt, so z. B. die **Saluma**, die **Sikijana**, die **Okomajana**, die **Maipuri** u. a.), sowie dass sich auch hier der Einfluss der Buschneger zeigt und sie selbst und ihre Handelsartikel einen Weg finden nach Brasilianisch-Guayana und nach dem Cutari.²⁾ Betreffs dieser letzten Tatsache waren schon einzelne Mitteilungen bekannt; so berichtete **Schomburgk**: »Unterlag es keinem Zweifel, dass der Curuni oder Curuwuini der Pianaghottes der Curitani der Mayopityans war. Fünf Tage weiter waren die Mekurus oder Marun-Neger Surinams ihre nächsten Nachbarn.«³⁾ Erst als es für die Expedition zu spät war, um noch davon profitieren zu können, wurde durch einen Indianer mitgeteilt und durch die Buschneger bestätigt, dass vom Quellgebiet des Tapanahoni ein Weg besteht und begangen wird nach dem Curuni; ferner zeigte es sich, dass es die Buschneger waren,

¹⁾ Im Bericht über die Coppename-Expedition wird irrtümlich von Corantyn-Buschnegern gesprochen.

²⁾ Tour du Monde, Tome XII, Seite 114; Supplement von Tour du Monde vom 2. September 1893, S. 141 (Expedition auf dem Trombetas und dem Cumina); Voyages dans l'Amérique du Sud par le Dr. J. Crevaux, Paris, Hachette & Cie., 1883 S. 283.

³⁾ Reisen in British Guiana in den Jahren 1840—1844, im Auftrag Sr. Majestät des Königs von Preussen ausgeführt von **Richard Schomburgk**. Leipzig 1847, Band II S. 478. — „Mekurus“ kommt vielleicht von „Negros“.

welche 1878 die Trio veranlassten, vor **Crevaux** zu flüchten, und dass **Schomburgks** Besuch eines Dorfes der Trio-Indianer am Cutari einem Indianer am Oberlauf des Tapanahoni von Hörensagen bekannt war.

Als Merkwürdigkeit geographischer Art sei im Vorbeigehen bemerkt, dass es sich ergab, dass der obere Tapanahoni viel weiter westlich entspringt, als man vorausgesetzt hatte. Nur auf der Karte von **Sanson**, 1656,¹⁾ die vielleicht auf von Indianern erlangten Berichten basiert ist, findet sich der Lauf des Marowyne (Tapanahoni) noch viel weiter westlich ausgedehnt. Was die ethnographischen Forschungen betrifft, so ist es unter anderem von Belang, dass das Versammlungshaus sowohl bei den Ojana am Litani wie bei den Trio noch von runder Form ist, und dass Beispiele des Baues runder Hütten bei den Trio sich erhalten haben. Auffallend ist es auch, dass die Upuruïs und die Trio nicht weiter als bis vier zählen können und dass alles darüber Hinausgehende »buima«, d. i. viel, von ihnen genannt wird. Die Küstenkaraïben von Surinam nennen, wie Schreiber dieses selbst bei Karaïben am unteren Saramacca und am Marowyne feststellen konnte, »buima«, d. i. viel, was über zwanzig hinausgeht (zwanzig, d. i. oin Galina, d. i. ein Mensch, nämlich zehn Finger und zehn Zehen). Die Zählworte sechs, sieben und acht werden von den Küstenkaraïben ausgedrückt mit: oin to buima, oko to buima und orowa to buima, beziehentlich: »viel und eins«, »viel und zwei« und »viel und drei«; das Zählwort elf heisst bei ihnen: oin bubu (ein, zehn). Die Küstenkaraïben haben also im Erlernen des Zählens denselben Weg befolgt, den die Trio nun erst begonnen haben. Welches waren die Ursachen des Ursprungs bei den Küstenkaraïben?

Für eine fünfte Forschungsexpedition ist jetzt der folgende Plan ins Auge gefasst: die Aufnahme des Surinameflusses südlich des vierten Breitengrades; die Bestimmung der Lage des Quellgebietes dieses Flusses; eine Untersuchung des Landes zwischen der Wilhelmina-Kette und dem oberen Corantyn, sowie die Bestimmung der Wasserscheide zwischen dem 1843 von **Schomburgk** erreichten Punkte nahe dem Cutari und einem von

¹⁾ Partie de Terre Ferme où sont Guinane et Caribane, Paris 1656.





Näheres über die Ornamente der Naturvölker Surinams.

Von Jonkheer L. C. van Panhuys, 's Gravenhage.

Wir meinen als bekannt annehmen zu dürfen, dass die Buschneger in Surinam — welche Joest das in jeder Hinsicht bedeutendste Volk in Guayana nennt — einen reichen Schatz von noch sehr wenig bekannten Ornamenten besitzen, über deren Bedeutung gleichfalls noch sehr wenig veröffentlicht wurde.

Von denjenigen ihrer Ornamente, die der Gefahr ausgesetzt sind, zuerst zu verschwinden, und deren Bedeutung und Zweck vielleicht am schwierigsten zu enträtseln sind, nennen wir die Tätowierfiguren.

Über das Tätowieren der Buschneger ist in der Literatur wenig zu finden. — Joest weihet dem Tätowieren nur einige Sätze auf den Seiten 49/50 seines Buches »Ethnographisches und Verwandtes«, und Kappler beschränkt sich in seiner Arbeit »Surinam« Seite 257 auf acht Zeilen.

Mit Hinsicht auf die Farbe, womit die Figuren sich auf der Haut abzeichnen, widersprechen Joest und Kappler sich; diese Undeutlichkeit wird von Crevaux aufgeklärt, der auf Seite 36 seiner »Voyages dans l'Amérique du Sud« sagt, dass die kleinen Hautwunden schwarze Narben geben, doch dass die Narben der tieferen Einschnitte weiss auf der Haut hervortreten. Herr Bakhuis gibt auf Seite 35/36 seines Rapports über die Coppename-Expedition einige kurz gefasste Bemerkungen über das Tätowieren bei den Coratyn-(Kromantie-)Buschnegern.

Zu Albina am Marowyne haben wir das Folgende über das Tätowieren notieren können.

Die Operation findet statt ohne irgend eine Feierlichkeit

und wird, soviel bekannt, ausschliesslich von Frauen ausgeführt. Nachdem die kleinen Einschnitte zwei und zwei (paarweise) mit einem Rasiermesser in der zwischen dem Daumen und dem vordersten Finger zusammengekniffenen Haut gemacht sind, werden die blutenden kleinen Wunden mit dem in Holzkohlepulver getauchten abgeschnittenen Ende des Stammes einer Arumsorte (taya-wiwiri) eingerieben.

Bei Kindern von sieben Jahren wird die Operation mit zwei kleinen Einschnitten auf der Maus der Hand angefangen (wahrscheinlich ist dies jedoch eine Einimpfung und keine Tätowierung). — Später werden die Figuren auf der Stirne und dem Bauche angebracht, sobald diese Körperteile genug entwickelt sind, um mittelst dieser Tätowierung die Aufmerksamkeit auf den Träger (die Trägerin) zu lenken, so dass diese damit prunken kann.

Im späteren Alter kommen Wangen, Kinn, Arme, Beine, Brust und Rücken an die Reihe; bei den Frauen werden ebenfalls Körperteile, welche vom »Pantje« (Hüftenkleid, portugiesisch panno) bedeckt werden, geschmückt.

Bei älteren Personen sieht man öfters nur die Spuren der Tätowierung; — die jüngeren lassen die Verzierungen dann und wann erneuern. Erkundigt man sich nach der Bedeutung der Figuren, dann ergibt sich, dass Unsicherheit darüber öfters besteht; — der Natur der Sache nach wird man die Bedeutung am besten von den Frauen erfahren.

Der Buschneger wird gewöhnlich trachten, seinen Ausfrager mit den Worten »mi no sabi« (ich weiss es nicht) zu befriedigen oder aber die Einschnitte den Körperteilen nach, ohne alsdann die eigentliche Bedeutung zu nennen, nämlich als Stirneinschnitt, Einschnitt an der Seite des Auges, Baucheinschnitt und so weiter, zu bezeichnen.

Die folgenden Figuren wurden uns jedoch von Buschnegern erklärt.

Der »Wajé«, eine beliebte Stirnverzierung, bedeutet den Schwanz des Goninis, des Haubenadlers.

Die Ananaspflanze ist eine Tätowierfigur, die häufig auf dem Rücken angebracht wird.

Ausserdem wurden mehrere in unserer Sammlung abgezeichnete Tätowierfiguren als ein Beil, ein Schloss, ein Mann

ohne Kopf, ein Skorpion, ein Käfer, eine menschliche Figur und ein Stern bezeichnet.

Der Buschneger Abroko erklärte, dass eine der Figuren seinen Freund Amona vorstellte.

Die Bedeutung der Figuren »Ngälé« und »Tinga« blieb mir unbekannt.

Wenn man ausser den schon erwähnten Mitteilungen im Auge behält, dass (und dies wird auch von Herrn Bakhuis angegeben) die Buschneger, sobald sie zum Christentum bekehrt sind, das Tätowieren aufgeben, dann wird man einsehen, dass auch diese kleine Unterabteilung der Ornamenterklärung die Aufmerksamkeit des Ethnologen verdient.

Die Einwohner der Kolonie (Beamten, Mediziner und Missionäre) können durch Beobachtungen in dieser Richtung der Wissenschaft einen grossen Dienst leisten.

Es wird wohl nicht nötig sein, auf die Bedeutung hinzuweisen, die das Vergleichen der Erklärung der Tätowierfiguren bei den Buschnegern mit denen bei den Negerstämmen in Afrika hat; — fürwahr, es braucht nicht ausgeschlossen zu sein, dass man vielleicht durch die Buschneger Surinams bis jetzt unbekannten Eigentümlichkeiten afrikanischer Ethnologie auf die Spur kommen könnte.



Über den Gebrauch der Steinaxt bei jetzt lebenden Indianern Südamerikas, speziell Amazoniens.

Von Dr. Emil A. Göldi, Pará (Brasilien).

Es ist eine ganze Reihe von Jahren her, seit ich, kurze Zeit noch vor Sturz des brasilianischen Kaiserreiches, einem im Schosse der Geographischen Gesellschaft in Rio de Janeiro gehaltenen Vortrage beizuwohnen die glückliche Gelegenheit hatte, worin über den Verlauf und die Resultate der für alle Zeiten denkwürdigen Xingú-Erforschung zum ersten Male vor der Öffentlichkeit zusammenfassend berichtet wurde. An demselben packte mich besonders die Schilderung, die der Referent entwarf von einem Bakairí-Indianer, der, obwohl ein Glied der Gegenwart, ein ethnographisches Reliktum insofern darstellt, als er heute noch die prähistorische Steinaxt schwingt, um in mühevollster Arbeit den für seine Zwecke nötigen Urwaldriesen zu seinen Füßen zu legen, so wie es hier in der alten Welt unsere Vorfahren zur Steinzeit getan. Der an den Xingú-Quellen aller Berührung mit der Kultur ferngebliebene Autochthone geht des Morgens hinaus an den auserkorenen Baum, mit seinem ungeschlachten Werkzeug eine Arbeit beginnend, bei der ihn die Mittags- und die scheidende Abendsonne antrifft, ohne dass die Leistung mehr als einen winzigen Bruchteil des zu Leistenden darstellt. Ein Tag vergeht wie der andere, und nach Wochen noch schlägt der Bakairí in derselben Weise und an demselben Baumstamm — ein Wunder der Beharrlichkeit und Geduld darstellend — Monde an eine Arbeitsleistung setzend, die für eine moderne nordamerikanische Stahlaxt Sache von ein paar Stunden wäre.

Das Bild dieses unverdrossenen Naturvolksohnes, der Monate unausgesetzter Arbeit mit seiner primitiven Steinaxt nötig hat, um den Stamm zu fällen, dessen er zu einem Kriegseinbaum, zu einem Trocáno (Alarmtrommel) bedarf, hat mich nie wieder verlassen und schwebte mir die ganzen Jahre über vor den Augen.

Bei aller Bewunderung für die eigenartige Geduldsprobe begannen bei mir gewisse Zweifel zu erwachen, dass die Arbeit mit der Steinaxt schliesslich doch nicht ganz der obigen Vorstellung entspreche und dass eventuell bisher nicht beobachtete und nicht gewürdigte Faktoren in Betracht kommen könnten. Nicht, dass ich Anstoss genommen hätte an dem Zeitverluste — denn dass beim Indianer durchschnittlich das Gefühl und Verständnis für den Wert der Zeit gering entwickelt ist, weiss man ja —, aber ich konnte nicht umhin, bei einem solchen Verfahren das unbestreitbar Unpraktische zu empfinden, welches um so mehr befremden muss, als den Naturvölkern sonst ein gewisser praktischer, meist sogar sehr hoch entwickelter Sinn, einfache Probleme mit einfachen Mitteln zu lösen, innewohnt.

Ganz dieselben Zweifel stiegen in mir auf beim Durchlesen des in den heutigen Büchern über Handhabung und Verwendung der Steinaxt in Europa in prähistorischer Zeit Gesagten. Wenn z. B. in Hörnes »Urgeschichte des Menschen« (1892), pag. 247 berichtet wird, dass Schastad in Dänemark äusserst leicht Holz bearbeitete mit Feuersteininstrumenten, Kiefernstämme in kurzer Zeit zu fällen vermochte, und dass es ihm sogar gelang, bloss mit Steinwerkzeugen in relativ geringer Zeit ein ganzes Häuschen zu zimmern, so vermag ich mir beim besten Willen eine andere Meinung nicht zu bilden, als dass eben schliesslich die Steinaxt in diesem Fall weit mehr als Hammer, denn als ein wirkliches Schneidewerkzeug funktionierte. Hörnes hat die Schlussfolgerung getan: »Da eines der letzten Steinzeitvölker, die Bakairís am oberen Schingú, tatsächlich selbst mit seinen stumpfkantigen Dioritäxten dicke Baumstämme fällt und alle Holzgeräte dieses Stammes sehr kurze Hiebsspuren zeigen, also ausschliesslich mit solchen Äxten zugerichtet worden seien, dürfe man voraussetzen, dass auch die Dioritäxte im europäischen Altertum vielen Anforderungen des täglichen Lebens genügten, zu welchen sie uns heute nicht mehr recht tauglich scheinen

wollen« (pag. 247). Wie es nun um eine solche Schlussfolgerung bestellt ist, werde ich zu zeigen sofort die Gelegenheit wahrnehmen.

Nachdem ich 1894 behufs Gründung eines naturhistorischen Museums nach Pará berufen und die Verbindung mit einer ethnographischen Sektion beschlossen worden war, hatte ich mir fest vorgenommen, nichts zu versäumen, um durch Erkundigungen bei vertrauenswürdigen Leuten genaue Einsicht zu bekommen über die Art und Weise der Handhabung der Steinaxt bei denjenigen Indianerstämmen Amazoniens, die dieses Instrument noch führen. Ich war gewiss, dass meine Voraussetzung sich bewahrheiten würde, und tatsächlich decken sich die umfassenden Berichte, die ich von zwei Seiten her bekommen habe, so völlig, dass ich das Problem heute für gelöst ansehe und meiner Freude über diesen anscheinend kleinen, genau betrachtet aber gewiss nicht unwichtigen Beitrag zur Geschichte von Kunst und Gewerbe der Steinzeitvölker alten und neuen Datums öffentlichen Ausdruck zu verleihen wage.

Das Ergebnis ist kurzweg folgendes: Die oberamazonischen Indianerstämme, die in beiden Fällen in Betracht kommen, leiten den Prozess des Fällens eines vorher ausgewählten Baumes dadurch ein, dass sie zur Zeit der Saftfülle in geringer Erhebung über dem Boden durch Quetschen mit der Steinaxt in ringförmiger Linie die Borke und Rinde bis auf den Bast hinein blosslegen und entfernen und so den Effekt einer Ligatur anstreben, welche die Saftzirkulation unterbricht und das Verdorren und Absterben des Baumes bezweckt. Nach einiger Zeit, wenn die gewünschte Erscheinung sich einstellt, beginnt nun erst die eigentliche Arbeit des Fällens.

An der Stelle desselben Ringes wird mit der Steinaxt ringsum eine mässige Schicht der peripherischen Holzpartie zerquetscht. Dann wird ein mit gewissen Palmsamen unterhaltenes Mottfeuer rund um den Baum herum angelegt, das sorgfältig unterhalten und überwacht wird nach Dauer und Intensität; denn man bezweckt dabei zunächst absolut nichts anderes, als 1. die Entfernung des Quetschmulmes von der vorausgegangenen Operation, 2. das Ankohlen einer mässigen, neuen, tiefer einwärts gelegenen ringförmigen Holzschicht. Darauf wird das Feuer auseinandergerissen, und es beginnt die zweite Prozedur des

Quetschens mit der Steinaxt, die wiederum in der vorigen Weise nachher durch die Wirkung des Mottfeuers abgelöst wird. Und so fort, abwechselnd Quetschung und Ankohlung, bis zur Bewältigung des Baumriesen. Die Operation, die allerdings auch so noch manchen Tag erheischt, wird so geschickt ausgeführt, dass Stumpf und Schnittstelle des Baumes nicht viel anders aussehen, als ob das Fällen mit der modernen Stahlaxt bewerkstelligt worden wäre.

Man wird mir zugestehen müssen, dass diese Prozedur einen wesentlich anderen Anblick darbietet als diejenige, die uns bisher aus den Büchern entgegentritt: 1. die Steinaxt wirkt also weniger als Schneide-, denn als Quetschinstrument; 2. Steinaxt und Feuer wirken und gehören zusammen, wenn auch alternierend (Quetschung und Ankohlen), und ihrer vereinten Kraft bloss fällt die Arbeitsleistung zu, die man leichthin der ersteren allein zuzuschreiben gewohnt war.

Die Lösung befriedigt auch insofern, als sie unseren guten Glauben an den praktischen Sinn eines Naturvolkes nicht zuschanden werden und den Indianer nicht in der stumpfsinnigen Rolle eines gedankenlos seine Kräfte Vergeudenden und sich seiner Hilfsmittel nicht bewusst monatelang Dreinschlagenden verharren lässt. Auch die Betrachtung einer mit Stiel versehenen, echten Originalsteinaxt an sich schon dürfte übrigens alsbald belehren, dass sie durchwegs nicht stark genug konstruiert wäre, um den hypothetischen Anforderungen im obigen Sinne vollauf zu entsprechen: die Tatsache des Fällens von Hartholzstämmen vermittelt der Steinaxt rief naturnotwendig nach einer anderen Erklärung bezüglich einer rationellen Handhabung dieses Instrumentes, und es wird mir stetsfort ein Rätsel bleiben, wie man in wissenschaftlichen Kreisen nicht längst schon auf die Idee gekommen ist, der Handhabung der Steinaxt unter den noch jetzt Lebenden einmal etwas genauer nachzuspüren.

Ich glaube nicht zu irren, wenn ich annehme, dass dieser kleine Beitrag zur Ethnographie Südamerikas auch den Prähistorikern willkommen sein wird insofern, als er zu einer sorgfältigeren Vergleichung und Nachprüfung bezüglich der Steinzeitkultur alter und neuer Welt anzuregen vermag.

Altindianische Begräbnisurnen und merkwürdige Ton- und Steinidole aus der Amazonas-Region.

Von Dr. Emil A. Göldi, Pará (Brasilien).

1. Das neue Staatsmuseum für Naturgeschichte und Ethnographie in Pará, das nun gerade auf das erste Dezennium seiner Existenz zurückblicken darf, hat schon in der Stunde seiner Gründung die Nachforschung und Sammlung alles dessen, was an Spuren von einstigem Leben und Walten der Autochthonen am Unterlauf des Amazonenstromes und zunächst im Mündungsgebiet übrig geblieben, auf sein Arbeitsprogramm geschrieben. Dabei hat die praktische Erfahrung die Bestätigung zu dem gebracht, was eigentlich an Hand einer einfachen Erwägung vorauszusehen war: da dem zerstörenden Einfluss des tropisch-äquatorialen Klimas auf die Dauer von dem gewöhnlichen, überaus einfachen Alltagsinventar eines indianischen Haushaltes das meiste zum Opfer fällt, bleibt die prähistorische Forschung (— prähistorisch natürlich im Sinne, wie er auf die neuweltlichen Verhältnisse angewendet werden muss —) im wesentlichen auf das Lesen der in Ton und Stein niedergelegten Urkunden beschränkt. Zur Plastik geeignetes Steinmaterial war aber längs der eigentlichen Rinne des Amazonasbeckens, wenigstens in seinem untersten Teile, sozusagen gar nicht zu beschaffen und was an Steinutensilien heute in dieser Region gefunden wird, verdient im allgemeinen seiner verhältnismässigen Seltenheit wegen in demselben Masse vermehrte Beachtung, als das Rohmaterial aus entfernten Gegenden herbeigeht werden musste. So ergibt sich denn von selbst, dass die prähistorische Forschung im Amazonasgebiet sich der Hauptsache nach deckt mit der Erforschung der keramischen Relikte früherer Perioden menschlichen Werdens und Vergehens.

2. Bei solchem Bestreben musste unser Museum bald die Notwendigkeit und die Vorteile eines methodischen Vorgehens einsehen und schätzen lernen. Die Expeditionen und Ausgrabungen, die im Laufe der Jahre von diesem Institute ausgegangen sind, gehorchen einem wohlüberlegten Plane, und ein Blick auf die Karte genügt, um aus der Vereinigung der Punkte, wo bisher angesetzt wurde, zu ersehen, dass sie sich zwanglos zu einer Frontlinie zusammenordnen, die zunächst der systematischen Durchsuchung des Litorales im Ästuarium des Amazonasstromes und der Länderstrecken nord- und südwärts gilt.

3. In einer ersten Abhandlung, die ich portugiesisch im Jahre 1900 unter dem verdeutschten Titel »Archäologische Ausgrabungen im Jahre 1895 im Küstengebiet von Brasilianisch-Guyana zwischen Oyapock und Amazonas« veröffentlichte, wurden die keramischen Funde beschrieben, welche in zwei künstlich angelegten, stiefelförmigen Begräbnishöhlen am Rio Gonnany gemacht worden waren. Abgesehen von der eigentümlichen Anlage des Begräbnisschachtes selbst, verdient die ästhetisch entschieden sehr hoch stehende ornamentale äussere Ausstattung der Totenurnen in mit rot auf gelb angelegten Mäandern, Spiralen und Treppenmustern durch den originellen Zug, der aus ihr entgegenweht, besondere Beachtung.

4. Es sind nun in dem darauffolgenden Jahre 1896 an gewissen linksseitigen, unteren Tributärgewässern des Amazonasstromes, zumal an den Flüssen Maracá und Anauerá-pucú, sodann auf den ihren respektiven Mündungen in dem Nordkanal vorgelagerten Inseln, Ilha do Pará und anderen kleineren, weitere Nachforschungen und Ausgrabungen angestellt worden, die nicht minder überraschende und dankbare Resultate lieferten und ein geradezu grossartiges Kontingent von eigenartigen Begräbnisurnen zutage förderten, dessen verdiente, würdige, ikonographische Bearbeitung erst jetzt heranreift. Ich kann der hochverehrten Versammlung heute wenigstens Probeabdrücke der die zukünftige Abhandlung über diesen Gegenstand begleitenden 12 Tafeln vorlegen, mit dem Bemerken, dass die peinlichste Genauigkeit bei der Herstellung dieser Tafeln Patin gestanden hat.

5. Gegenüber dem Modus der Begräbnisanlage, wie er im nördlichen Küstengebiet von Gonnany uns entgegentrat, stossen wir hier an den erwähnten linksseitigen Tributärflüssen auf einspringende Felsnischen an steil abfallenden Festlandshügeln, Nischen, die jedenfalls durch menschliches Zutun eine Erweiterung und Vergrösserung werden erfahren haben. Es lässt sich ein verwandtschaftlicher Zug in dieser Anlage nicht verkennen im Vergleiche zu den stiefelförmigen Schächten von Connaný. Was die Urnen selbst anbetrifft, so ist ihre bemerkenswerteste Modalität allerdings im Laufe der Jahre erst durch Ferreira Penna (beiläufig gesagt der Entdecker der betreffenden Begräbnisstätten), dann durch Ch. F. Hartt und Ladislau Netto, jüngst auch durch Professor Karl von den Steinen auf Grund von zumeist sehr vereinzelt Materialien zur Beschreibung gelangt: dass manche ganz wesentliche Punkte bisher aber übersehen wurden, ist ebenso unbestreitbar, als eben auch begreiflich.

6. Unter den Urnen dieser Provenienz lassen sich hinsichtlich ihrer Form und Gestalt dreierlei Typen unterscheiden: — I. solche, bei denen offenbar ein auf seinem Holzschemel sitzender Indianer, in feierlicher Audienz- und Rats-Tenue, den Vorwurf gebildet hat. Beine und Arme sind als hohle Röhren der Vorderseite eines breiteren Hohlzylinders eingefügt, der den Rumpf repräsentieren soll, während ein napfartiges bis halbkugeliges, zuweilen an einen altrömischen Centurionenhelm erinnerndes, eventuell auch sphinxartiges Deckelstück den Kopf vorstellt. — II. solche, bei denen ein ausserordentlich plumper Vierfüsser zu Modell gestanden hat, hinter dem doch wohl am ehesten eine Landschildkröte zu vermuten sein dürfte. Ein rundes Loch, mit einem entsprechenden Deckel versehen und in der Mitte der Rückengegend angebracht, bewerkstelligt den Zugang zu dem inneren Hohlraum. — III. schön geschwungene Urnen mit runden, edlen Konturlinien, ohne weitere ornamentale Zutaten, als etwa Andeutungen eines anthropo- oder zoomorphen Gesichtes, in Halbreliëfmanier, an der oberen Halspartie angebracht.

7. Entgegen den Darstellungen aller früheren Autoren hat unser auf ein so umfangreiches Material, wie es früher niemals beieinander gewesen, gestützte Untersuchung ergeben, dass die

Urnen wohl sämtlich in höchst eigentümlicher, primitiver Weise bemalt gewesen sind mit weissen Mänderspirallinien auf dunklem Grunde an den dem Rumpfe, den Extremitäten und dem Hinterkopfe entsprechenden Partien, während beide Gesichtshälften gelb aufgetragen wurden auf einem breit rotkonturierten Umrissfelde.

8. Eine merkwürdige Neuheit bieten sodann gewisse einfache Tonzylinder, ohne jegliche Extremitätenansätze oder andere ornamentale Beigaben, mit plattem Deckel, ähnlich dem Schildkrötentypus. Es scheinen da Kastenunterschiede durchzublicken, insofern als hier von einem erstklassigen Begräbnismodus Umgang genommen und zu einer möglichst bescheidenen Form und Ausstattung gegriffen wurde.

9. Eine vorzügliche Handhabe zur ungefähren Altersbestimmung dieser Urnen wurde geboten durch das Auffinden einer Urne weiblichen Geschlechtes, die an den Armen und am Rückgrat zu Schnüren und Halsbändern angeordnete, in Harz eingebettete echte, weisse, blaue und grüne Glasperlen aufweist — lapidiate Glasperlen, die von technologischen Fachkennern als venetianischen Ursprungs und identisch mit den von dort stammenden Fabrikaten des 16. Jahrhunderts erklärt worden sind. Man kann also zuversichtlich diese Urne als postkolumbisch bezeichnen und ihre Entstehung auf eine der Invasion der Konquistadoren lusitanischer Rasse nahegerückte Zeitperiode verlegen.

10. Über die Urheber dieser Keramik lassen sich bisher bloss Konjekturen aufstellen. Mit dem Umstande, dass wir aus den Chroniken aus der Eroberungszeit erfahren, die Inseln vor den oben namhaft gemachten Flüssen seien von dem Stamme der Tucujús besetzt gehalten worden, gewinnen wir keine irgend nennenswerte Förderung zur Lösung dieses Problems, denn wir wissen nichts über diese Tucujús — Wenn wir aber dem Gefühl Ausdruck verleihen dürften, welches sich als Enddestillat nach sorgfältiger Prüfung aller Details immer wieder zur Oberfläche emporzudrängen vermag, so sollte mit der Vermutung nicht weit vom Ziele geschossen sein, dass wir es hier, wenn nicht gerade mit einem Nu-Aruak-Stamme selbst, so doch eventuell mit einer Karaïbenhorde zu tun haben können, die auf dem bekannten

Wege der Kunst-, Industrie- und Sprach-Intussuszeption durch das Medium geraubter Weiber bei den Nu-Aruak wissentlich oder unwissentlich in die keramische Lehre ging.

11. Erwähnung verdienen immerhin als Faktoren, die berufen sind, einiges zur Lösung der Frage dienliches Licht beizubringen, die Lippenpflocke, die an einzelnen Kopfdeckelstücken (Fig. 44, Fig. 62 etc.) deutlich zur Darstellung gelangen, fernerhin die Regelmässigkeit, mit der Arm- und Beinbinde an den anthropomorphen Urnen auftreten, — ein Umstand, den ich mich erinnere, irgendwo als für einzelne guyanische Karaïbenstämme besonders charakteristisch gelesen zu haben. Was die gesamte Technik anbelangt, kann ich nicht umhin, zwischen diesem Maracá-Begräbnismodus und demjenigen, den wir aus der Literatur bezüglich der altberühmten Begräbnishöhle der Aturen am Orinoko kennen (— die Aturen sind, wenn ich richtig berichtet bin, ja auch noch nicht endgültig hinsichtlich ihrer ethnographischen Stellung und Filiation untergebracht —) starke Anlehnung und unverkennbare verwandtschaftliche Züge herauszufühlen.

12. Eine zweite Abhandlung, zu der ich Ihnen wenigstens den ikonographischen Teil, also eigentlich wohl die Hauptsache bei dergleichen Dingen, in 10 gut ausgeführten Lichtdrucktafeln vorzulegen die Ehre habe, bezweckt gewisse amazonische Idole zu behandeln.

Die erste Hälfte der Abhandlung befasst sich mit den in den indianischen Begräbnisstätten erloschener Stämme auf der Insel Marajó, im Mündungsgebiet des Amazonasstromes, mit bedeutungsvoller Häufigkeit wiederkehrenden tönernen Idolen, von denen ich ein dem Museum in Pará angehöriges, wohl-erhaltenes Prachtstück vorzuweisen vermag und zudem auf meinen ersten 3 Tafeln zahlreiche Varianten abgebildet sind. Es ist für jemanden, der auch nur einigermaßen mit indianischer Denkungsart bekannt ist, sofort klar, dass diese Instrumente symbolischen Charakter besitzen und dass sie durch im Hohlraum freiliegende Sandkörner und Steinpartikel als rituelle Rasseln Verwendung fanden. Immerhin war die spezielle Rich-

tung der Symbolik bis auf die allerjüngste Zeit nicht sicher gestellt und wenn auf der einen Seite zwar durch Ladislau Netto in Rio de Janeiro vor manchen Jahren auf ihren phallischen Charakter hingewiesen wurde, so ist es auf der anderen Seite wieder kennzeichnend genug, wenn nüchterne Forscher und Denker wie der Nordamerikaner Ch. F. Hartt sich eines Urteils enthielten und die Bedeutung dieser tönernen Marajóidole als unentschieden zu erkennen gaben.

Es fehlte eben an einer Handhabe zu einem Vergleiche.

13. Durch Dr. Paul Ehrenreich sind nun, wenn ich nicht irre, vor einigen Jahren zum ersten Male vom oberen Araguay, von noch heute lebenden Indianern solide Tonfigürchen mitgebracht und beschrieben worden, die durchwegs eine bloss mit einem Lendenschurz bekleidete Frau mit üppigem Haarwuchse darstellen und bisher als »Kinderpuppen« bezeichnet und abgebildet wurden. Als »Kinderpuppen« scheinen sie auch im Kgl. Museum für Völkerkunde in Berlin zu figurieren, wie ich aus den Angaben zu einem Holzschnitt in einem neueren grossen Werke (Bartels »Das Weib«) schliessen darf.

14. Von diesen gleichen Figürchen und von derselben Provenienz erhielt das Museum in Pará in den letzten Jahren von zwei verschiedenen Quellen her weiteres, schönes Material, dessen Studium mir alsbald das Irrtümliche der bisherigen Definition klar machte, mich einerseits den typisch phallischen, androgynen Charakter und andererseits klar und deutlich die enge Verwandtschaft erkennen liess, die zwischen den massiven Lebensfigürchen der heutigen Carajá-Indianer mit den gebrannten, hohlen Tonrasseln der ausgestorbenen Indianer auf Marajó besteht. In den letzteren liegt also nunmehr ein modernes Äquivalent vor, von dem die Möglichkeit einer sicheren, unanfechtbaren Interpretation tatsächlich abhing.

Den Detailbeweis hier erbringen zu müssen, wird mir an dieser Stelle gewiss erspart bleiben: ich kann getrost auf den überzeugenden Eindruck rechnen, den ein jeder aus der Vergleichung einiger ausgewählter Originalien und aus der Konfrontation der Tafeln IV, V, VI mit den Tafeln I, II, III gewinnen wird.

15. Die zweite Hälfte der Abhandlung wird sich mit gewissen, höchst merkwürdigen und bisher als grosse Seltenheit betrachteten amazonischen Steinidolen befassen, von denen bereits einzelne Typen durch José Verissimo, Ladislau Netto, Barboza Rodriguez und neuerlich durch Pierre de l'Iole du Dreneuc beschrieben wurden. Ein glücklicher Zufall und die Liberalität eines brasilianischen Freundes versetzt mich in die angenehme Lage, nicht weniger als drei neue Typen dieser Gruppe auf einmal bekannt geben zu können.

16. Das erste Steinidol, auf Tafel VII in den drei hauptsächlichsten Stellungen und nahezu in natürlicher Grösse ersichtlich, und ausserdem in genauen Gipsabgüssen hier vorhanden, stellt eine kauende, menschliche Figur männlichen Geschlechtes, aber von kindlichen Formverhältnissen und, namentlich bezüglich des Mundes, ins Ungeheuerliche verzerrten Gesichtszügen dar, die von einem eidechsenartigen Reptil von hinten gepackt und festgehalten wird, als handle es sich um die Verewigung des Momentes, in dem beim Kampf zwischen Mensch und Tier der unbestrittene Sieg des letzteren zum Ausdruck kommt. Verschiedene Argumente sprechen dafür, dass in dem Reptil ein Leguan (Iguana) zu suchen ist. Der Rücken des Tieres weist eine verhältnismässig geräumige Höhlung auf, die durch Feuerwirkung geschwärzte Wände und Ränder zeigt und höchst wahrscheinlich zu irgendwelchen rituellen Räucherungszwecken gedient haben wird.

Das Idol stammt von einer »Suemijú« genannten Örtlichkeit, an der rechten Seite des Rio Trombetas, unterhalb der Wasserfälle dieses an Katarakten so reichen Flusses gelegen.

17. Das zweite steinerne Idol auf Tafel VIII in den nämlichen Hauptstellungen ersichtlich und ebenfalls in Gipsabgüssen vorhanden, bietet hinsichtlich seiner Deutung anfänglich etwas mehr Schwierigkeit, indem offenbar eine gewisse künstlerische Lizenz bei dessen Konfektion obwaltete, Lizenz, die entweder in der ungewohnten Aufgabe oder in den gegebenen Gestaltverhältnissen des Rohmaterials ihre Erklärung finden dürfte. Immerhin ergibt sich nach einigem Studium mit Sicherheit, dass es

sich um zwei Raubtiere in Kampfstellung handelt, in dem Augenblicke überrascht, wo ihre beiderseitigen Gebisse sich treffen und messen. Etwas Praxis in der graphischen Eigenart der südamerikanischen Indianer führt auch leicht zu der Erkenntnis, dass es sich kaum um ein anderes Raubtier, als um das Puma handeln konnte, was aus den — tatsächlich beim lebenden Tiere bis über das mittlere Lebensalter hinaus immer noch ersichtlichen — dunklen Flecken zu erkennen ist und ausserdem durch die hohe Achtung, die dieser Katzenart erwiesenermassen von den früheren Kordillerenindianern, z. B. von den peruanischen Inkavölkern entgegengebracht wurde, wahrscheinlich gemacht wird.

Auch dieses Idol stammt vom Rio Trombetas, wo es in der Nähe der ersten Stromschnelle gefunden wurde.

18. Auf den Figuren 23, 23a, 23b von Tafel IX gelangt ein drittes Steinidol zur Abbildung (auch dies ist in guten Gipsabgüssen hier vorhanden), dessen Deutung auch nicht gerade so auf den ersten Blick klar liegt, obwohl sie ernstliche Schwierigkeiten eigentlich keine bietet. Bei genauerem Zusehen erkennt man, dass eine abenteuerlich proportionierte menschliche Figur, von kindlichen Zügen, von hinten her überlagert wird von einem schildkrötenartigen Reptil, das seinen Kopf wiederum in der gewohnten Triumphatorenpose auf den seines Opfers stützt. Eigentümlich ist aber an der menschlichen Figur die Stellung der Beine, die in dieser Verschränkung unnatürlich ist, aber sofort begreiflich wird, wenn man annimmt, dass der Künstler die Verhältnisse oder Beinstellung beim ruhenden Frosch mit hineinzuverwenden bestrebt war. So wird in diesem Falle aus einer Zwittergestalt eine mystische Drillingsfigur.

Dieses, im Original schwärzlich aussehende Idol — es scheint ebenfalls dem Feuer und Rauch ausgesetzt gewesen zu sein — stammt von einer »Terra preta« genannten Örtlichkeit, am grossen See von Sallé, rechtsseitiges Amazonasufer.

19. Sämtliche drei Idole zeigen, wie alle bisher beschriebenen von anderen Autoren, das charakteristische durchgehende Löcherpaar, dessen wahrscheinlichster Zweck eben darin bestanden haben mag, einer Schnur Durchlass zu gestatten, die

das Tragen bei Festlichkeiten und auf Wanderungen sicher erlaubte.

20. Zurückblickend auf die künstlerische Idee, die allen diesen im Amazonastale gefundenen Steinidolen vorliegt, ist es eine immerwährende Wiederkehr eines Tieres im Kampf mit dem Menschen, wobei der letztere ausnahmslos der unterliegende, leidende Teil zu sein pflegt. Ich habe bei der Betrachtung dieser Artefakta niemals mich des Vergleiches entwinden können, mit den Verhältnissen, wie sie der mittelalterliche Hexenglaube hier in Europa mit dem »Inkubus« und dem »Sukubus« zu verbinden pflegte. Ob ein ritueller Vorgang zum plastischen Ausdruck gelangen sollte? Jedenfalls liegt hier eine tiefsinnige Naturmystik vor, deren Tragweite uns Respekt einzuflößen vermag durch die gewaltige Beredsamkeit, mit der einstige Amazonaseinwohner sich die menschliche Hinfälligkeit und Schwäche im Kampfe mit den Naturmächten zu versinnbildlichen wusste.

Diese Idee ist übrigens keineswegs etwa eine ausschliesslich amazonische: im Gegenteil, ich erkenne in ihr ein echtes Nahuaerbstück, und verlege ihre Heimat dorthin, woher sie auch die Schöpfer der bekannten zapotekischen Monolithe und Steinsäulen in Zentralamerika bekommen haben werden.

Die Kunst der Xingú-Indianer.

Von Dr. Herrmann Meyer, Leipzig.

Als ich in den Jahren 1896/97 und 1898/99 zwei Expeditionen in das Quellgebiet des Xingú machte, kam es mir vor allem darauf an, die geographischen und ethnologischen Untersuchungen Karl von den Steinen fortzusetzen, die angrenzenden Gebiete zu erschliessen und zu erkunden, inwieweit die eigentümlichen ursprünglichen Kulturverhältnisse, auf die von den Steinen bei einer Reihe von stammesfremden, noch unberührten Stämmen gestossen war, sich auch bei den von ihm noch nicht besuchten Völkerschaften dieses Gebietes nachweisen liessen, bezw. welchen Abweichungen im Kulturstand man dort begegnen würde. Es gelang mir, namentlich auf meiner ersten Expedition zusammen mit Karl Ranke, einen weiten Vorstoss in das Gebiet zwischen den Quellflüssen des Kulisehu, in dem von den Steinen seine Hauptausbeute hatte, und dem Kuluene zu machen und dort die beiden sehr nahe verwandten Stammesgruppen der Nabuqua und Akuku in einer Reihe von Dörfern zu besuchen, deren jedes seine Eigentümlichkeiten hat.

Diese von von den Steinen unter dem Namen Nabuqua zusammengefassten Stämme gehören wie die Bakairi zu den Karaißen, deren Urheimat in dem Xingúgebiet von den Steinen festgestellt hat. Von den 5 Hauptdörfern, 2 der Nabuqua und 3 der Akuku, konnte ich ein reiches ethnographisches und ethnologisches Material mitbringen, das über die Stellung dieser Stammeshauptgruppe innerhalb des Xingúvolkskreises guten Aufschluss zu geben geeignet ist. Von den übrigen Stämmen des Xingú, die ich besuchen konnte, waren besonders die Trumai von Interesse, weil diese von den Steinen nur auf der Wanderung vorübergehend kennen lernte, ohne sie in ihrem Dorfe

studieren zu können. Die Mutmassung von den Steinens, dass wir es in diesem Stamme mit einem ganz eigenartigen hierher verschlagenen Rudimente zu tun haben, das sich linguistisch in keine andere Stammesgruppe eingliedern lässt, bestätigte sich, denn es ist auch mir bis jetzt nicht gelungen, für das von mir aufgenommene reichhaltige Vokabular irgendwelchen Anklang zu finden.

So verschieden die Stämme des Xingú der Sprache nach sind, dass fast in jedem Dorfe, mit Ausnahme der Bakairi, Nabuqua, Akuku, eine andere Sprache gesprochen wird, die das Nachbardorf schon nicht mehr versteht, so ist das ethnographische Bild ein ziemlich einheitliches. Es hat im steten Verkehr der einzelnen Stämme zu einander, unter denen einzelne besonders enge wirtschaftliche Beziehungen bestehen, ein Ausgleich in Waffen, Hausgerät und Schmuck stattgefunden, der es ermöglicht, alle diese Stämme einheitlich als einem abgeschlossenen Kulturkreis zugehörig zu behandeln. Die gleichen wirtschaftlichen Grundbedingungen der ganzen Lebensführung, die wiederum von der einheitlichen Anpassung an die gleiche umgebende Kultur abhängt, haben den ethnographischen Ausgleich erleichtert. Aber so lange auch schon dieser Prozess gearbeitet haben mag, es gibt doch Eigentümlichkeiten, an denen der einzelne Stamm besonders festhält und die ihn vor anderen charakterisieren.

Diese zeigen sich vor allem in der Art der bildlichen Darstellung, in der der Xingúindianer bei aller Einfachheit doch ganz bedeutendes leistet, im Verhältnis zu den ihm zur Verfügung stehenden primitiven Mitteln an Werkzeug und Material.

In geistvoller Weise hat von den Steinens gerade diesem Gebiet ein seinem fundamentalen zweiten Werke seine besondere Aufmerksamkeit zugewendet und eingehend die verschiedenen Arten der bildlichen und körperlichen Darstellung gezeigt und vor allem auch klargelegt, wie sich die am Xingú gebräuchlichsten Ornamente aus dem »Bild« entwickelt haben. Ich will hier zunächst kurz die verschiedenen Gebiete, in denen sich der Kunstsinn des Xingúindianers betätigt, in Erinnerung bringen und das von von den Steinens gegebene Bild auf Grund eigener Anschauung und nach meinen Sammlungen ergänzen. Dass in einzelnen Punkten das Bild sich etwas verschiebt, ist bei der reichlichen Erweiterung des Beobachtungsfeldes leicht zu verstehen.

Als Material bietet sich für die plastische Kunst Holz, Stein, Wachs, Muscheln, Lehm und Ton; das Werkzeug besteht aus Stein, geschärften Muscheln, Fischzähnen; Eisen fehlt gänzlich. Die Holzschnitzerei erstreckt sich zunächst auf die Schemel in Tiergestalt (Tafel I). Zu den Vögeln (Abb. 1) und Jaguaren (Abb. 2) gesellen sich aus meiner Sammlung als neu: ein Gürteltier (Abb. 3), ein Rochen (Abb. 4) (für einen Schemel gewiss ein eigentümliches Motiv) und ein kleiner Affe (Abb. 5). Den im allgemeinen recht rohen Darstellungen von Vögeln (Abb. 6) und Fischen stehen ein sehr sauber und gefällig geschnitzter Vogel (Königsgeier, Abb. 7) und mehrere Fische (Madrinchams, Abb. 8) der Bakairi gegenüber, sowie eine Piranya (Abb. 9) der Kamayura. Die kleinen Holzanhängsel der Schmuckketten, in sehr schwer definierbaren Formen, wurden durch eine elegante kleine Eidechse und durch einen aus einer Wurzel geschnittenen Fisch bereichert. An Griffen der Bejuwender lieferten die Mehinaku und namentlich die Bakairi interessante Formen von Vogelköpfen (Abb. 10 und 11) und Schlangen (Abb. 12 und 13), die Bakairi ausserdem einen hübschen Fisch (Abb. 14). Die Nabuqua und Akuku sind hierin wenig produktiv, ihre Formen sind steifer (Abb. 15); auch ein neues Stück der Trumai ist diesen ähnlich. Zu den Grabwespenmotiven der Mandioka-Grabhölzer der Mehinaku kamen drei abweichende Tierformen (Abb. 16 bis 18), von denen eine als Joho-Taube (Abb. 18) festgestellt wurde. Das Konventionelle, für den Gegenstand ein der Funktion nach entsprechendes Tier zur Dekoration zu verwenden, haben die Mehinaku mit der Anwendung des Vogels gebrochen. Unter den zahlreichen geschnitzten Kammgriffen in Tier-, namentlich Aguti-Gestalt, ist im wesentlichen eine abweichende Form nicht zu nennen.

Aus Wachs sind einzelne Vögel, ein Wildschwein modelliert. Auch meine Sammlung enthält einige Vögel, nämlich Tauben, von den Nabuqua. In der Dekoration der ihnen eigentümlichen kleinen Tanzrasseln mit Wachsköpfchen mit verschiedenen Tierfiguren, leisten die Nabuqua viel hübsches. Aus Stein, Harz und Muschelstückchen sind eine Reihe kleiner, mehr oder weniger schwer zu deutender Anhängsel für Ketten, zumeist in Fisch- und Vogelform, geschaffen. — Ton und Lehm bilden das Material zu Tier- und menschlichen Figuren, sowie für die

in unendlichem Formenreichtum gebildeten Töpfe mit Tiermotiven. Namentlich von den Trumai konnte ich noch eine grosse Reihe dieser Tiertöpfe (Abb. 19 und 20) mitbringen, für die zum grössten Teil die Motive der Wasserfauna (Wasserassel, Abb. 19) entnommen sind. Stereotyp ist die Schildkröte (Abb. 21), die in allen Grössen wiederkehrt, aber auch von den übrigen ganz abweichenden Formen wurden mir mehrere als Schildkröten genannt. In der Töpferei leisten die Trumai noch am meisten, allerdings in strenger Anlehnung an die Typen ihrer Nachbarn. Einen dem Rochenschemel etwa entsprechenden Topf (Abb. 22) erhielt ich von den Kamayura. Auch von den Mehinaku, den Haupttöpfern des Xingú, konnte ich neue Formen liefern, namentlich 3 Töpfe (Abb. 23) mit eigentümlichen als offene Henkel gebildeten Extremitäten. — Gleichfalls figürliche Darstellung wird aus Maisstroh, Geflecht aus Rohr oder Palmstroh erzielt. Maiskolben sind durch Einknüpfen von Stroh-, beinen, -flügeln oder -kopf in Vögel (Abb. 24) verwandelt oder eigentümlich dekorativ umflochten (Abb. 25). Aus Stroh und Baumwolle sind menschliche Figuren (Abb. 26) gewickelt, die auch als Tanzaufsätze Verwendung finden. Eigentümliche kleine Palmstrohgeflechte, die dem geflochtenen Strohtanzreifen angeknüpft werden, stellen Kröten (Abb. 27) und bis jetzt noch nicht ermittelte Gestalten, vielleicht das Uluri (Abb. 28) dar. Einen sehr fein aus feinem Bast geflochtenen Fisch (Abb. 29, das Geflecht ist nur angedeutet), einen Wels, lieferten mir die Akuku von Kalapalu, ein ganz aus der übrigen Technik herausfallendes Stück, dessen Provenienz mir unklar ist; einen anderen riesigen aus Maisstroh in einen Holzrahmen gebundenen Piranya-Fisch (Tafel II, Abb. 30), der bei Tänzen Verwendung findet, fand ich in Arikuanako, dem letzten Akukudorf. Auch die Körbe stellen zum Teil Tiergestalten vor, indem die Flechtstreifen der zum Körbeflechten verwendeten Buritipalmenblätter zu Beinen oder Schwänzen zusammengeflochten sind (Abb. 31). Aus Fellen geschnittene Tierfiguren, in der Form der dem Fell zugehörigen Tiere, werden gleichfalls beim Tanz als Anhängsel benützt.

Ist somit die figürliche Darstellung schon eine vielseitige, so tritt der künstlerische Sinn noch mehr in der Dekoration von Gebrauchs- und Ziergegenständen mit Ornamenten zutage, auf die ich noch näher eingehe. Im Geflecht werden Muster

auf Körben, Matten, Fächern, Stirnreifen aus Rohr oder Stroh erzielt. Wie diese Muster entstehen, das hat vor kurzem Max Schmidt in einem Vortrag der Berliner ethnographischen Gesellschaft sehr hübsch gezeigt. Neben den rein aus der Technik des Flechtens hervorgehenden Mustern, die die Geflechtsornamente der offenen Raute, des Kreuzes und des Punktes im Zentrum der sogenannten Geflechtsevierecke ergeben, sind in das Geflecht verschiedener Körbe durch anders gefärbte Geflechtstreifen auch die später zu behandelnden Naturornamente, namentlich aus Tiermotiven hervorgegangen, eingefügt. Beide, sowohl die Tier- wie die Flechtornamente, letztere selbständig ohne technischen Zwang, dienen zur Dekoration der Tanzrohr- Diademe, an denen das ganze Gebiet reich ist. Die gleichen Ornamente zeigen die Kämme im Fadendurchschuss der Zinken.

Naturornamente zeigen die vielfach verwendeten Kürbisse, Rasseln, die Weiberschemel, Spinnwirtel, Rückenhölzer und andere in mehr oder weniger fein ausgeführter Ritzzeichnung oder im Einbrand, während vielfach dieselben Ornamente in schwarzroter Bemalung auf Schwirrhölzern, Tanzstäben (Besonderheit der Guikuru-Nabuqua), Grabhölzern (Mehinaku) und Bejuwendern wiederkehren. Neben den Ornamenten sind noch nicht stilisierte Tierzeichnungen oder Teile derselben nicht selten, und die Abwandlung in das Ornament ist oft noch deutlich erkennbar. Namentlich ist dies bei den Tanzmasken hervorzuheben, in denen natürliche Tierdarstellungen, Tierembleme und Ornamente oft eigentümlich verquickt sind. Die mannigfache Gestalt der Tanzmaske, sowohl der Holz- wie der Gewebemaske, lassen dies Gebiet besonders interessant werden, namentlich weil hier am ehesten die Eigenart der einzelnen Stämme gewahrt ist. Sie werden noch speziell unsere Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen.

Über die zeichnerischen Talente der Indianer, die von den Steinen zu einem höchst erquicklichen Aufsatz Veranlassung gaben und von denen ich gleichfalls einige hübsche Portraitproben in meinem Tagebuch besitze, sowie über die sehr vielgestaltige körperliche Bemalung will ich hier hinweggehen, soweit sie nicht speziell für die dekorative Kunst der Gegenstände Bedeutung haben. —

Beim Anlegen meiner Sammlungen bei den einzelnen Stämmen habe ich in den meisten Fällen mir von jedem Gegen-

stand und dem darauf befindlichen Zierrat, Ornament, den einheimischen Namen sagen lassen und damit nicht nur das Vokabular bereichert, sondern auch die Möglichkeit erhalten, einen Rückschluss von der Bedeutung auf die Entstehung des Ornamentes zu ziehen. Nebenher liess ich mir aus einem nach Brehms Tierleben zusammengestellten brasilianisch-zoologischen Bilderbuch die Namen der abgebildeten Tiere angeben. Schon hier traf ich aber auf erhebliche Unsicherheiten in der Bestimmung, was ich nicht sowohl Brehms Illustrationen zur Last legen möchte, als der Schwierigkeit für den Indianer, sich in eine bildliche Darstellung nach unserer Art hineinzufinden, weil wohl zu viele dekorative Momente von uns in der Illustration berücksichtigt werden. Dieselbe Unsicherheit zeigte sich mir aber auch bei der Präsentierung der Abbildungen aus von den Steinens Werk. Hier waren es namentlich die Ornamente, welche schon innerhalb eines Stammes eine verschiedene Deutung erfuhren. So wurde von den Trumai das Uluridreieck (analog den Dreiecken Tafel IV, Abb. 12) mit dem Fledermausdreieck (Tafel IV, Abb. 2) regellos beide durcheinander bald mit »olétapai«, »kupiyanaláf« und »mulützikakóš« bezeichnet. Was die einzelnen Worte bedeuten, ist noch nicht erwiesen, denn die linguistisch völlig isolierte Stellung der Trumai erschwert beim Mangel an jeglichem Vergleichsmaterial die sprachliche Bestimmung ungemein. »mulützi« kommt in den Worten Strohhalbm, Matte und anderen als Stamm vor, es ist also wahrscheinlich, dass es für das Baststrohdreieck, das Uluri, ein Wort darstellt, welches das Material als Stamm enthält. Da sonst für Uluri erhaltene Wort ist »desni haptü« (Frauenkleid), also auch kein prägnantes Wort wie Uluri, sondern eine Umschreibung. Dies erklärt sich daraus, dass ja die Trumai erst das Uluri von den Kamayura akzeptiert haben. Bei meinem Besuch hatten nur die alten Weiber die stammeseigentliche Bastbinde noch an, die jungen kokettierten bereits in der neu überkommenen Kamayuramode. Es ist daher auch begreiflich, dass das Uluri als Motiv bei den Trumai nicht feststeht, da sie nicht unbedingt in dem Dreieck ein Uluri erkennen und anfangen zu raten, wenn ihnen ein Dreieck zur Deutung vorgelegt wird. Die bei den Trumai beobachtete Unsicherheit in der Bestimmung des Ornamentes zeigte mir bereits, dass durchaus nicht alle Stämme in demselben Ornament dasselbe

Motiv erkennen. Dies erhärtete sich bei den Akuku. Dort wurde das von den Steinensche Ulurimuster stets mit »fenigl« (Piranyazahn) bezeichnet, das auch auf Masken gern verwendet wird (Tafel IV, Abb. 12). Die Bedeutung als Uluri war gänzlich unbekannt. —

Eine grössere Verbreitung hat das Mereschumuster (Tafel II, Abb. 32), das im ganzen Gebiet die gleiche Bedeutung besitzt. Die Annahme von den Steinens, dass es von den Auetö erfunden sei, weil es bei diesen die vollkommenste Ausbildung erhalten hat, ist nach meiner Erfahrung durchaus berechtigt. Bei den Trumai, die künstlerisch ja auf einer sehr tiefen Stufe stehen, war von einer Entwicklung dieses Musters nichts zu erkennen. Verschiedene gut ausgeführte Zeichnungen von Mereschumustern auf Kuyen, wie sie Abb. 32 zeigt, spreche ich den Trumai nicht zu. Die engen Beziehungen zu den Kamayura, von denen sie wirtschaftlich ganz abhängig waren, werden auch manches Stück aus dieser höher entwickelten Kultur zu den Trumai verschleppt haben. Auch wo das Mereschumuster als eigene Arbeit erscheint, ist es, namentlich auf den Holzmasken, wie häufig bei den Kamayura, von einem äusserst fadenreichen Netz umgeben (Tafel IV, Abb. 4). Dieses Netz ist aber teilweise unvollkommen und geht in die bei den Trumai beliebte Schlangenzeichnung über. Bei den Nabuqua und mehr noch bei den Akuku überwiegt, wie bei den Bakairi, noch vielfach das Motiv das Ornament, sie sind also viel weiter zurück als die stilvolleren Kulishustämme. Das Ornament ist von ihnen noch nicht genügend als solches verstanden, das zeigt sich allerorts. Es finden sich neben sehr primitiven Ausführungen wohl auch tadellos stilgerechte Muster. Sehr hübsch hatte namentlich ein Yamarikuma seine Fingernägel ornamentell mit Ritzmustern verziert. Es ist dies aber der einzige mir bekannte Fall und wohl nur eine absonderliche Spielerei eines Einzelnen. Bei den Kuyen aber ist es sehr wahrscheinlich, dass ein grosser Teil dieser Stücke von den Auetö stammt, mit denen sie die meisten Beziehungen haben, wie wir wiederholt in ihren Dörfern Auetö antrafen und auch von den Auetö aus ihr Gebiet am leichtesten erreichen konnten. Die Nabuqua-künstler gaben sich nun redlich Mühe, von den Auetö zu lernen. Wo ihnen eine für die Einteilung geeignete Fläche zur Verfügung stand, gelang es ihnen auch, das stilisierte Mereschumuster der Auetö korrekt zu übertragen, z. B. bei den Holz-

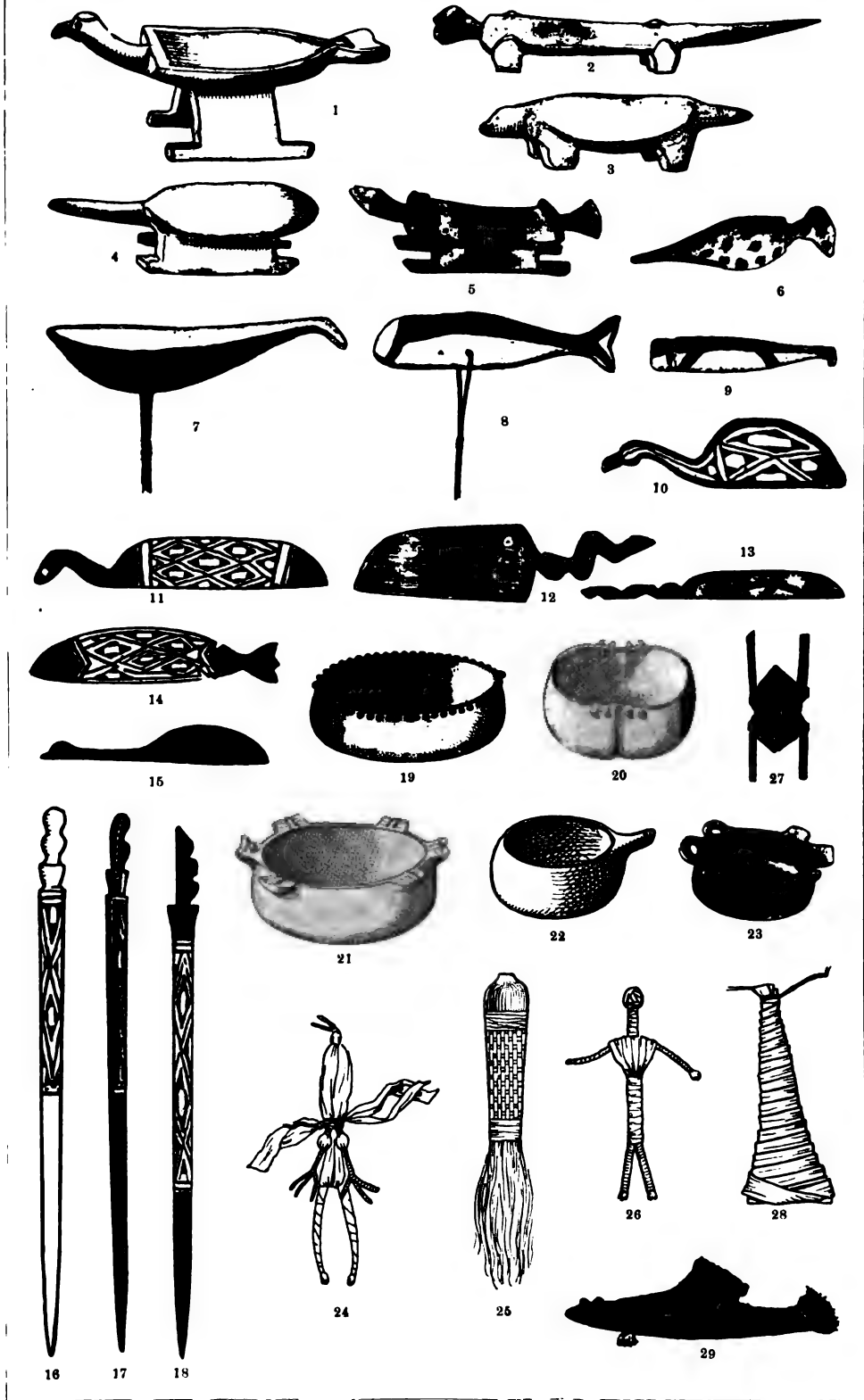
masken. Anders aber, wenn sich der Künstler vor die Aufgabe gestellt sah, auf zwei symmetrisch unregelmässigen Flächen die Dekoration anzubringen. Dann passierte es ihm zuweilen, dass er in der Ausnützung des Raumes oft arg ins Gedränge kam (Tafel II, Abb. 33), weil er eben nicht ornamental-stilistisch in seiner Zeichnung verfuhr, sondern Stück an Stück aneinandersetzte. So nahm unwillkürlich das Muster auf der einen Seite oft mehr Raum ein als auf der anderen. Im Gefühl, eine symmetrische Dekoration herstellen zu müssen, suchte der Künstler nun nach einer passenden Korrektur durch Ausfüllung des auf der einen Seite überschüssigen Raumes mit dem gleichen Motiv, liess sich aber in seiner Bedrängnis die Gedankenlosigkeit zu Schulden kommen, dass er das eigentliche Motiv übersah und ohne auf Anordnung des Netzes Rücksicht zu nehmen, die Mereschuraute unmittelbar an die Nachbarraute anschloss, also das Netz vergass. Man sieht aus diesem Beispiel, das sich oft wiederholt, dass der Nabuquakünstler für die ornamentelle Dekoration noch nicht weit genug im Urteil ist. Wir dürfen deshalb diese vollkommene Ornamentierung als fremd von der Kunst der Nabuqua ausschliessen. Um so interessanter sind aber die primitiven, nicht oder nur wenig stilisierten Figuren, an denen die Nabuqua und Akuku weit reicher sind als die Kulisehustämme. Die Fischzeichnung als Raute mit Kiemenbogen und Schwanz findet sich häufig (Abb. 34), namentlich auf Rasseln, daneben die einfache Netzzeichnung (Abb. 35), Masche an Masche gesetzt, oder die Fischraute (Abb. 36). Zuweilen suchte nun der primitive Künstler eine Verbindung, konnte sich aber von dem Vorbild, dem Fische Schwanz und Kiemen zu geben, nicht trennen und setzte in einigen Maschen des Netzes noch einige mit den Attributen ausgestattete Rauten (Abb. 37), gleichsam, als wolle er eine Erklärung für die Kühnheit seiner Kombination geben. Die vielen unbeholfenen Versuche machen es auch wenig wahrscheinlich, dass die einzelne Mereschuraute (Abb. 38) als selbständiges Ornament, die sich häufig findet, den Nabuqua und Akuku eigen ist. Jedenfalls ist auch sie von den Auetö entlehnt, wo sie gleichfalls häufig vorkommt, sowohl in der einfachen Form als auch mit den Rudimenten der Netzfäden, die aus der Raute ein neues Ornament (Abb. 39) machen. Ein eigenartiges Ornament entsteht auch in der Teilung der Mereschu-

raute (Abb. 40), die durch eine Unterbrechung des Mereschu-netzornamentes mitten durch die Raute durch den Rand des Gegenstandes oder eine Abschlusslinie entsteht. Diese halbe Raute bildet alsdann ein selbständiges Ornament (Abb. 41), und meist sind mehrere durch einen Faden des Netzes verbunden. Auch die einfache Fischraute, durch Netzfäden verbunden, folgt diesem Prozess und wird geteilt, oft entweder zu gegabelten Stäben (Abb. 42) oder zu einem Kreuze (Abb. 43) mit Gabelenden. Nur die offene Fischraute kann ich im Gegensatz zu den Mereschurauten als geistiges Eigentum der Nabuqua-Akuku annehmen, da, wie ich oben schon sagte, auch in der ursprünglichen Form mit Schwanz und Kiemenbogen sie häufig vorkommt. Auch das Netz an sich ist beliebt, namentlich die parallele Aufzeichnung der Netzfäden, aber nicht in der hübschen Übereinanderschlebung (Abb. 44) der Auetö und Bakairi; das Netz löst sich vielmehr in konvergierend gestrichelte Reihen (Abb. 45) auf. Sehr gern wird von den Nabuqua-Akuku auch das Zickzack der Schlangenlinie und eine die ganze Fläche (Abb. 46) überziehende Tüpfelung (Abb. 50) angewendet, die teils allein, teils mit der Fisch- und Netzraute, teils mit dem Schlangenzickzack zusammen vorkommt. Für die Etagl-Nabuqua ist ausserdem eine schwarz ausgefüllte Fischraute (Abb. 47) im Netz, sowie eine offene Fischraute mit Mittelpunkt eigentümlich, für die ich die Bezeichnung »asikantivöt« und »aseminotepüt« erhielt, deren Bedeutung mir noch nicht klar ist. Die Auetö haben eine schwarze Mereschuraute und die Bakairi eine der zweiten Raute gleiches Paku-Fischmuster. Möglich, dass die Etaglrauten diesen entsprechen. Auch eine eigenartige Gruppierung verschiedener, der Länge nach halbiertes, ausgefüllter Fischrauten (Abb. 48), die der auch bei den Nabuqua vorkommenden Panzerfischraute anzugehören scheinen, kommt auf einer Rassel vor. Ein grosses künstlerisches Geschick verrät die Gruppierung nicht, das spricht für die Nabuqua als Erfinder.

Ein sehr merkwürdiges Ornament, das allein den Nabuqua-Akuku eigen ist, erscheint als ein liegendes »E«, namentlich auf Tanzrasseln. Es ist dies das Rudiment der menschlichen Figur, wie es deutlich aus der Ritzfigur auf einer Flöte (Abb. 49) und auf einigen Rasseln (Abb. 50) hervorgeht. Die ersten Zeichnungen zeigen noch Arme, Kopf und Beine und erinnern in dieser Gestalt

an die im von den Steinenschen Werk abgebildete Rindenzeichnung (Abb. 51) und an die Kopfteile einzelner Tanzrasseln (Abb. 52). Die untere Hälfte dieser Figur fällt alsdann ganz weg. Wir haben auf einer Kuye derartige Figuren, »kure« genannt (vgl. Abb. 34). Schliesslich, nachdem die Kopflinie auch noch weggefallen ist, bleibt das liegende E übrig. Namentlich auf der Flöte (Abb. 49) ist die ganze Entwicklung gut zu erkennen, auch die untere Partie der Abbildung hat hier eine selbständige Entwicklung genommen. Ganz ähnlich ist eine Kuyenzeichnung der Etagl, für die ich den Namen »tunduni« erhielt. Das bedeutet nach meinen Brehms Aufnahmen Libelle oder Fliege. — Auch mehrere kleine Kreuze, über die Kuyenoberfläche verteilt, finden sich auf einem Stück der Kalapalu und analog auf einer Bakairi-Kuye. Es ist dies jedenfalls ein Flechtornament. Die nach von den Steinens Reise auch an den Kulishu gelangenden flachen Körbe der Paressi zeigen diese hübschen Flechtkreuze. Da von den Steinen bei den Bakairi dieses Ornament noch nicht fand, so ist es wahrscheinlich, dass es jetzt übernommen wurde, aber noch wenig Eingang gefunden hat, wie die Seltenheit des Musters beweist. — Als vereinzelt auftretende Motive sind die Gürteltierkrallen, in Form zweier Halbmonde (Abb. 53) gegenübergestellt, ein unbekannter Vogel (Abb. 54) und ein Alligator (Abb. 55) zu nennen.

Im Anschluss an diese Ornamente und Zeichnungen der Nabuqua-Akuku möchte ich hier noch gleich eine Reihe von Zeichnungen und Ornamenten zeigen, die ich in der Festhütte des Trumaidorfes auf einer Reihe von Hauspfosten eingeschnitten und ausgemalt sah, ein grosses Bilderbuch, das von der Darstellungsweise dieses rätselhaften Stammes einen Begriff geben kann (Tafel III). Neben dem Pakufisch (1) und der schwarzen Piranya (2) steht eine Schlange (3). Dann folgen zwei Schildkröten verschiedener Art (4 und 5). Das nächste Bild stellt einen Alligator (6) dar, das folgende eine Fledermaus (7). Es folgen drei Tiere (8—10) mit dem gleichen Namen »ualatu«, der auch dem hier aus seinem Werk beigesellten von den Steinenschen Affen (11) gegeben wurde, weshalb ich nicht zögere, zumal grosse Ähnlichkeit vorliegt, alle drei für Affen anzusprechen. Die nächsten beiden Vierfüssler (12 und 13) sind mir unbekannt, sie tragen den Namen »düasük« und »pasküan«. Das kleine Bild daneben (14) stellt



Figürliche Darstellungen der Xingú-Indianer.

1

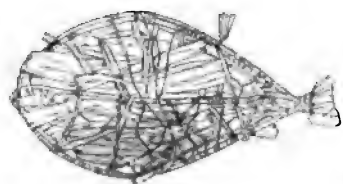
1

1

1

1

1



30



31



32



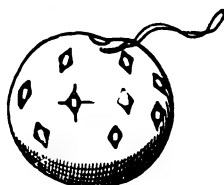
34



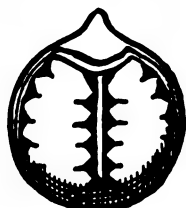
36



37



38



39



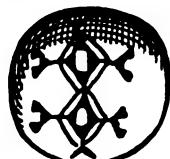
83



35



40



41



42



43



44



52



45



46



47



48



49



55



51



50



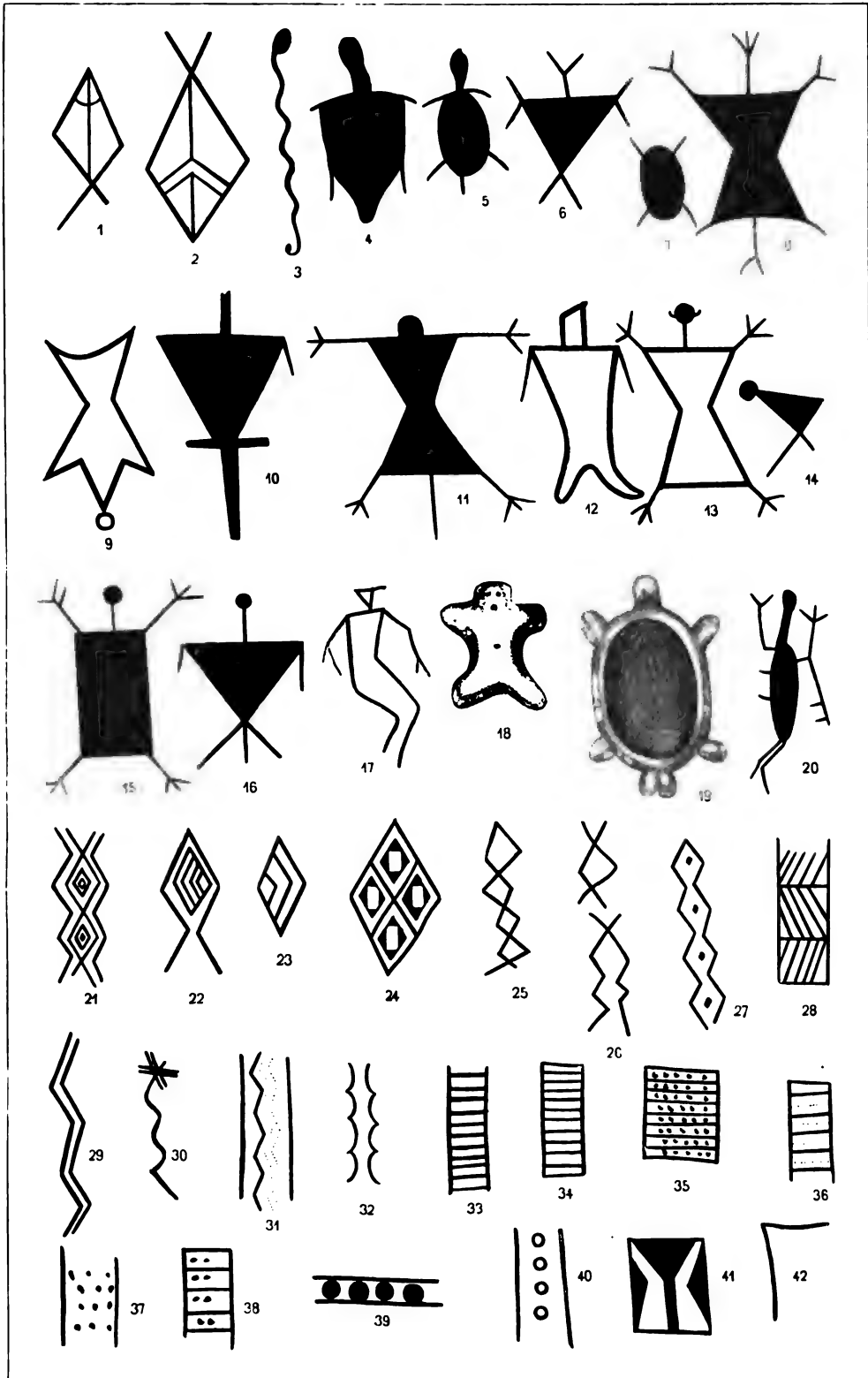
53



54

Flächenornamente der Xingú-Indianer.





Pfostenzeichnungen der Trumai.



Tanzmasken der oberen Xingú-Indianer.

einen Affen, einen Makako, dar; daran reihen sich zwei Wesen (15 und 16), die mir mit demselben Namen wie die von den Steinensche menschenähnliche Tokangiraameise (17), seine menschliche Lehm-Puppe (18) und der von den Steinensche Topf der Wasserassel (19) belegt waren, mit »yauian«. Die Natur dieser Wesen ist mir unklar. Sollte tatsächlich damit ein Mensch bezeichnet werden? Die Wasserassel braucht uns bei der Definition nicht zu stören, da wir ja gesehen haben, wie unsicher der Indianer im Definieren von Zeichnungen und Ornamenten ist. Das letzte körperliche Wesen ist ein Vogel (20), welcher Art, ist unbekannt. Er hat Ähnlichkeit mit der Bororozeichnung des Kolibri im von den Steinenschen Werk. Die Bestimmung der nun folgenden Ornamente ist schwieriger. Die ersten Rauten (21) wurden mit »báškepai« (Mereschufisch) bezeichnet. Die beiden nächsten, »nini« (22 und 23) erinnern an die übereinandergeschobene Netzzeichnung der Auetö. Es folgt wieder das typische Mereschunetzornament (24), und auch die nächsten Figuren (25—27) sind Fischrauten. Alsdann kommen mehrere Schlangenmotive (27—31), das letzte mit roter Parallelzeichnung (auf der Abbildung punktiert). Die schlangenartige Zeichnung (32) mit korrespondierenden, nach aussen offenen Bogen ist mir unbekannt, desgleichen das Gitterwerk der nächsten Figuren (33 und 34), der Tupfen, »sölt« (35 und 37), und »paraksö« (39), sowie das abwechselnde schwarzrote Gitter »urinahanahát« (36). Die nächste Zeichnung, ebenfalls Gitter (38), stellt ein Netz dar mit undefinierbaren Tupfen »tetlesáško«. Der gleiche diesen Worten zugrunde liegende Stamm »saško« findet sich auch bei den mehrfachen Mereschunetzen der Masken und bei den Netzzeichnungen, die den Mädchen als Schutz gegen Menstrualblutungen auf die Haut gemalt werden. Da ich für Jaguar auch das Wort »saško« erhielt, so glaubte ich in den Tupfen Jaguarflecke zu erkennen, doch ist diese Erklärung mit der Netzdeutung nicht gut zu vereinigen. Die aufrechte Tupfleiste (40) heisst »ualála«. Die nächste Zeichnung (41) trägt denselben Namen wie der Vierfüßler (8), und das letzte Zeichen, ein Winkel (42), wurde mir allen Ernstes als Termiten genannt. Hoffentlich gelingt es mir noch, für die unbestimmten Figuren die Deutung zu finden. Auffallend ist, dass die eigenartigen Gitterornamente sich bei keinem der anderen Stämme in dieser Gestalt wiederfinden, sie sind jedenfalls von

den Trumai aus ihrer früheren unbekannten Heimat mitgebracht und haben sich, wie die Weiberbastrolle, noch einige Zeit neben den typischen Xingúornamenten erhalten.

Ich möchte nun auf ein Hauptkapitel der Xingúkunst noch etwas eingehen, das der Tanzmaske (Tafel IV), in dem der Xingúindianer die meiste Sorgfalt in der Dekoration entfaltet. Das Wesen der Tanzmaske hier genauer zu erörtern, würde zu weit führen; es erübrigt sich auch insofern, als von den Steinen die Bedeutung dieses Schmuckes in einem sehr eingehenden Kapitel klar beleuchtet hat. Deshalb möchte ich von der Verwendung der Masken bei den von mir besuchten Stämmen hier schweigen und nur die Eigentümlichkeiten der Trumai- und Nabuquamasken näher erörtern.

Von den Trumai hatte von den Steinen auf der ersten Reise nur einige Gewebemasken bekommen. Mir ging es gerade umgekehrt. Ich konnte trotz aller Gebote im Trumaidorf keine dieser Gewebemasken auftreiben, sondern lediglich Stroh- und Holzmasken. Sie kannten diese Gewebemasken wohl, als ich sie ihnen aus von den Steinens Werk zeigte, sie nannten sie sämtlich »kešné«, die Piavagewebemasken der Bakairi in von den Steinens Werk aber mit dem Kamayurawort »koaháa«. Auch die Holzmasken wurden erst auf meine Bestellung gemacht. Den armen Teufeln schien vor Angst vor den sie hart bedrängenden Erbfeinden, den Suyas, die Lust an Festlichkeiten ganz vergangen zu sein, jedoch nahmen sie sich, da ich mehrere Tage bei ihnen blieb, wenigstens Zeit zur Anfertigung der Muster und lieferten halbwegs brauchbares Material. Sie zeigen alle den gleichen Grundtypus (1) und heissen »saramuká«. Es sind schmale dünne Bretter mit ganz schmaler Stirnleiste. Die kleinen Augenlöcher stehen sehr dicht zusammen unter der Nase, die winzig klein aus dem Stirnwulst hervorragt, der Mund fehlt ganz. Alle Stirnleisten haben ein schmales rotes Mittelfeld. Dicht unter den Augen beginnt das eingerahmte Gesichtsfeld mit derselben reichen Netzzeichnung, die wir von den Kamayura her kennen, mit Mereschu, Panzerfisch und dem Fledermausornament von den Steinens (2), über dessen anscheinende Verwechslung mit dem uluri ich schon sprach. Ein Feld war völlig von Piranyazahnleisten umrahmt (1). Drei der Masken teilte die rote Mittellinie der Yakuikatúmaske der Auetö. Dabei zierte die äusseren Augenwinkel durchweg

die Flügelzeichnung dieser Masken; also durchweg Anklänge an die Nachbarn bei aller Originalität. Dass sie von den Auetö in den Masken mehr akzeptiert haben als von den Kamayura, scheint mir für die Bedeutung der Auetö als Ursprung dieser Yakuikatumasken zu sprechen. Ausserdem erhielt ich zwei Strohmasken (3), fast rechteckige Kopfhauben mit Querstab am oberen Ende, «urukuké» genannt. Auf dem Stroh waren in roter und weisser Farbe eigentümliche Rautenzeichen angebracht, die Fische darstellen sollen.

Bei ihren Nachbarn, den Kamayura, fand ich die von von den Steinen aufgeführte Hühnerholzmaske (4), aber ohne die Nasenzeichnung, ferner eine grosse Anzahl kleiner Gewebemasken (5) in Form einer unten quer abgeschnittenen Ellipse. Sie entsprechen in der Zeichnung im allgemeinen den Hühnerholzgewebemasken von den Steinens, doch fehlt deren Augenzeichnung. Durchweg ist ein Stirnfeld abgeteilt und stets trennt ein roter oder schwarzer Mittelstreifen zwei Mereschufelder. Eine kleine eigentümliche ovale Maske (6) aus schwarz-weissem Strohgeflecht entspricht wohl der Siebfiltermaske der Bakairi. Ausserdem traf ich noch eine typische Auetö-Koahalmaske an.

Von den Auetömasken in meiner Sammlung sind die Gewebemasken »koahalu« (7) alle durch ein schwarzes Stirnfeld und unmittelbar anschliessende schwarze Mittellinie ausgezeichnet, die mehrfach nach aussen eine Schweifung zeigt, der wir noch öfters begegnen werden. Die Augen- und Mundringe der von den Steinenschen Koahalumasken fehlen, oder die Augen sind nur aufgemalt. Mereschumuster ist nur bei einer verwendet, dagegen haben zwei Masken lange Zickzacklinien, die bekannten Schlangenzeichen. Die gleichen Schlangenzeichen zeigt eine mächtige und sehr akkurate Maske »nuturua« (8), das grosse hüttenartige Gebilde, von denen ich bei den Auetö fünf vorfand, aber nur eines mitzunehmen in der Lage war. von den Steinen erwähnt diese Masken als »turua« bei den Kamayura. Ein bemaltes Mittelteil fand ich bei den Guikuru-Nabuqua mit den typischen Nabuquamustern, weshalb ich annehme, dass sie auch dort heimisch sein mag. Über die Bedeutung dieser Maske ist mir nichts weiter bekannt. Merkwürdig ist es, dass von den Steinen in seinem zweiten Buch unter den Sandzeichnungen ein Mittelfeld dieser Maske abbildet, ohne dass

er es als solches erkennt. Holzmasken erhielt ich von den Auetö keine. — Auch bei den Mehinaku, die ich allerdings nicht in ihrem Dorfe besuchte, ging ich leer aus.

Dagegen wurde ich reichlich belohnt bei meiner Exkursion in das Nabuqua-Akukugebiet. Schon im ersten Nabuquadorf, Etagl, erhielt ich 19 sehr schön ausgeführte Masken der verschiedensten Typen. Zunächst war es eine Strohmaske nach Art der Trumaistrohmasken, aber breiter und ohne Bemalung. Ferner erhielt ich eine Maske aus Rohrgeflecht (9), die in ähnlichen Formen von den Steinen schon bei dem von ihm besuchten Nabuquastamme am Kulisehu gesehen haben mag. — Auch eine glatte Holzmaske (10) in der Form der Gewebemasken war vorhanden, mit Rohraugenringen und mächtigem Nasenstrich. Ob die von den Steinensche Auetömaske dieser Art von hier hergekommen ist, oder ob die Etagl sie von den Auetö erhalten haben, lasse ich dahingestellt. Von viereckigen Holzmasken, auch hier mit dem Tupiwort »yakuikatu« bezeichnet, waren mehrere Typen in diesem Gebiet vertreten. In Etagl zunächst gab es schmale Formen (11), ähnlich denen der Trumai, mit schwarzem Mittelstreifen und Mereschzeichnung in roter Umrahmung und kleinen Augenlöchern. Die Guikuru und Etagl hatten eine weitere Form gemeinsam (12) mit breiter Nase, breiteren Augen und hellem Grund und schwarzem oder rotem Mittelstreifen. Die Hüvatlinie mehrerer Stücke lässt auch hier deutlich den Einfluss der Auetö erkennen. Die Hauptform (13), die namentlich den Akuku eigen war, ist gross und sehr schwer, mit gewaltigem Stirnwulst, die Augen mit Muschelstücken besetzt, der Mund mit Piranyazähnen in Wachs bewehrt. Die Stirnwulst ist durchweg oben schwarz, unten rot; der Mittelstreifen ist rot. Sämtliche Yakuikatumasken der Nabuqua-Akuku schmückt das Mereschmuster. Es ist namentlich bei den entfernteren Stämmen ein gewisses stereotypisches Muster üblich, das nur wenige kleine abzweigende Varietäten aufweist und im Gegensatz zu den Mannigfaltigkeiten der Kulisehuformen entschieden auffällt, weswegen mir eine Entlehnung der Holzmaske von den Auetö sehr wahrscheinlich zu sein scheint, zumal sie kein eigenes Wort für sie haben. Anders ist es mit den Gewebemasken die Koambü genannt werden. Auch sie tragen fast alle das Mereschmuster, zeigen daneben aber eine grosse Mannigfaltigkeit

in der Einteilung. Bereits in Etagl fand ich eine Reihe dieser Masken, von denen eine den oben erwähnten Auetömasken gleicht, zwei andere nur ein abgetrenntes rotes Stirnfeld tragen, im übrigen aber mit dem Mereschumuster geschmückt sind, zwei weitere aber eine kompliziertere Einteilung der Felder aufweisen.

Je weiter wir im Nabuquagebiet vordringen, um so komplizierter (14) wird die Dekoration der Gewebemasken, destomehr hat der Künstler in der Maske durch allerlei Linien und Flächenabteilung auszudrücken gesucht. Der nach aussen ausbiegenden Mittellinie bzw. Mittelfeldes sind wir bereits bei den Auetö (vgl. Tafel II, Abb. 33) begegnet. Es stellt dies nichts anderes vor als die von den Nabuqua bei bestimmten Maskenfesten getragene Körperbemalung. Das Maskenfeld ist nicht mehr das Gesicht allein, es repräsentiert den ganzen Körper, und durch allerlei Linien sucht der Künstler der Verteilung einiger ihm besonders wichtig erscheinender Körperteile gerecht zu werden. Dabei verquickt er jedoch zwei Ideen, die, menschliche Körperteile zum Ausdruck zu bringen, mit der Wiedergabe speziell den Zweck der Maske charakterisierender Tierabzeichen, wie dies in der roten Mittellinie des Jakuvogels auf den Yakuikatuholzmasken uns schon wiederholt begegnet ist. Ich habe mir bei den meisten Masken jedes Feld und jede Linie bezeichnen lassen, doch war mir die Deutung aller dieser Worte bisher nicht möglich. Wie weit diese Maskenteile auf Rechnung des menschlichen Körpers oder auf Rechnung des mit verewigten Tieres zu setzen sind, lässt sich oft schwer entscheiden, zumal eben auch noch die Festbemalung des Körpers eine grosse Rolle mitspielt, die grosse Verschiedenheiten aufweist. Stirn, Kopf, Augen, Hals, Brust, Weichen und Nabel lassen sich vielfach nachweisen, dagegen fehlt die Nase fast stets oder für sie ist ein kleiner Raum an der obersten Spitze des Maskenfeldes abgegrenzt, was der Anordnung von Nase und Augen auf den Trumaimasken entspricht. Für den Nabel (die unteren Kreise in Abb. 14 bis 16 wird auch) oft der Mund gesetzt. Bei der Willkür der Verteilung der Körperteile über das Feld darf uns das nicht wundern, ebenso, wenn unterhalb des Nabels noch der Kinnbart, meist durch dichtes Strohgehänge, dargestellt wird. Eine namentlich bei den Akuku häufig erscheinende

Zeichnung ist die Abgrenzung des dunkelen Feldes (14) um die Augen mit einem Rohrstreifen. Jedenfalls stellt auch dieses Feld eine Festbemalung dar. Der interessanteste Maskenort war Arikuanako. Hier hatte die Kunst und Phantasie in der Dekoration der Masken die grössten Orgien gefeiert. Hier fanden sich aber auch Gegenstücke zu der von von den Steinen beschriebenen Piavamaske der Bakairi, die zu diesen von den Akuku gelangt sein muss, weil diese Dekoration den Bakairi nicht eigentümlich ist. Ein Fisch (15) und ein Jaguar (16) waren in sehr guter Wiedergabe in der Mitte der Masken aufgenommen, ein anderer Fisch war nur in der Hälfte sichtbar.

Die ganze Entwicklung dieser Koambümasken bei den Akuku scheint mir zu beweisen, dass für die Gewebemasken kein anderer Ursprungsort gesucht werden darf als eben die Akuku, denn es muss eine lange Durchbildung der Formen vorangehen, um eine derartige gefällige und reichhaltige Gruppierung zu erzielen. Bei der Einfachheit der Gewebemasken der Auetö möchte ich bezweifeln, dass sie, wie von den Steinen meint, auch die Gewebemasken geschaffen haben; ihr sonst so weit entwickelter Kunstsinn würde sie entschieden auch nach dieser Richtung hin weitergeführt haben. Ihnen bleibt der Ruhm der Holzmaske, die Gewebemaske aber gehört den Akuku.

Durch die Kenntnis der Nabuqua-Akukugruppe ist nach meiner Meinung dieser Kulturkreis der oberen Xingúvölker als abgeschlossen zu betrachten, denn es ist nicht anzunehmen, dass einzelne lose Beziehungen einiger Nabuqua-Akukustämme am Kuluene mit Stämmen des nördlichen Parallelfusses, Paranayuba, zu denen nur eine mehrwöchentliche Reise über Land führt, auch hier einen grösseren ethnographischen Ausgleich hervorgerufen haben, zumal nach einzelnen mir gemachten Sprachangaben die Mehrzahl dieser Paranayubastämme einer ganz anderen Sprachgruppe, der der Gesindianer, anzugehören scheint, deren einzige Repräsentanten am Xingú die gefürchteten Suya sind, mit denen aber auch schon wegen wiederholter Feindseligkeiten ein grösserer Ausgleich seitens ihrer Nachbarn nicht stattfinden konnte. Nach Westen reicht der Kulturkreis bis zum Ronuro. Die Indianer an dessen linkem Ufer, an dem wir eine Ansiedlung antrafen, ohne mit ihnen selbst wegen ihrer Scheuheit in Verbindung treten zu können, gehören, wie sämt-

liche dort entnommene Gegenstände zeigen, einem ganz anderen Kulturkreis an, der bereits typische Tapajozformen aufweist. Auch die wenigen Kayapo- und Kayabihorden, welche als Jäger die Kampfstrecken zwischen den Quellflüssen des Xingú unsicher machen, aber scheu jeder Begegnung ausweichen, stehen ausserhalb des von uns betrachteten Kulturkreises, da keine Beziehungen zwischen den Waldindianern und diesen Kampindianern bestehen.

Durch von den Steinens und meine Reisen ist für die Kunst der Xingúindianer insofern ein Niedergang eingetreten, als sie im Besitz der neuen technischen Hilfsmittel — Messer und Axt — nicht mehr mit der alten Liebe und Genauigkeit bei ihrer Arbeit verfahren. Diese Erfahrung konnten wir schon bei meiner zweiten Expedition machen und wird auch späteren Reisenden nicht erspart bleiben. Immerhin ist noch viel am Xingú zu holen, auch wenn der noch ganz unbekannte Paranayuba nicht als Ziel ins Auge gefasst wird. Eine intensive Vertiefung in Leben, Sitten und soziale Verhältnisse dieser primitiven Waldindianer verspricht noch interessante Einblicke und reiches Material für die Erkenntnis der Urgeschichte der Menschheit.

Die Tapes.

Von C. O. Ullrich, Rio Grande do Sul (Brasilien).

I.

Fast im Südosten des jetzigen brasilianischen Staates Rio Grande do Sul, da wo heute sich schmucke Gehöfte deutscher und anderer Kolonisten neben den meist primitiven Hütten der portugiesisch redenden Landbevölkerung erheben, — wo der Urwald von wohlbebauten Feldern und üppiggrünen Weiden unterbrochen ist, dort lebte vor ca. 150 Jahren das zahlreiche Indianervolk der Tapes (sprich Taipés).

Ganz genaue Grenzen ihres Gebietes lassen sich nicht angeben, denn als einzigen festen Anhalt hätten wir nur die Scherbenfunde, die ja aber schliesslich auf allen nicht kultivierten Ländereien, wie z. B. auf allen der Viehzucht dienenden Campos und in den noch immer bedeutenden Urwäldern auf immer oder lange unentdeckt bleiben.

Die historischen Aufzeichnungen über diesen Punkt sind unzureichend. Die Jesuiten nannten den östlich ihrer Provinz der Missionen des Uruguay gelegenen Landstrich »A Provincia de Tape«, d. h. die Provinz des Tape.

Nach vorhandenen Dokumenten, welche einen Teil der Exposition des brasilianischen Bevollmächtigten Visconde do Rio Branco ausmachten und die dem Präsidenten der Vereinigten Staaten von Nordamerika als Schiedsrichter im »Missionsstreit« zwischen Argentinien und Brasilien vorgelegt wurden, sind die Grenzen besagter Provinz der Missionen in folgender Weise angegeben: Osten: der Rio Taquary, Süden: der Rio Jacuhy und Rio Ibicuhy etc.

Wir hätten also für die sogenannte Provincia de Tape als Nordgrenze den Ibicuhy, den Jacuhy und jedenfalls dessen Fort-

setzung, den Guahyba. Als Ostgrenze dürfte die Lagoa dos Patos wenigstens zum Teil anzunehmen sein, denn noch heute führen einzelne Stellen des Ufers den Namen der Tapes, z. B. Ponta dos Tapes, Ilha dos Tapes. Nehmen wir an, dass die sogenannten »Patos« wirklich auch die Westufer der Lagoa dos Patos bewohnten, so musste dieses Volk ein friedliches sein, welches mit den Tapes in gutem Einvernehmen lebte und die alljährlichen Wanderungen derselben zur Meeresküste nicht störte. Für diese Wanderungen sprechen deutlich zahlreiche Funde von Seemuscheln und Knochen von Küstenfischen von Rio Grande do Sul, auf den Scherbenstätten der Serra dos Tapes. Im Süden und Westen mag die Grenze des Tapesgebietes nicht viel über die Ausläufer der Serra dos Tapes hinausgegangen sein, da ja die Campos im Süden Rio Grandes von den Minuanos bewohnt waren. Das Zentrum werden die heutige Serra dos Tapes und die Urwälder zwischen dem Rio Camaquã und Jacuhy gewesen sein.

In der Serra dos Tapes scheint an einzelnen Stellen die Bevölkerungsdichtigkeit grösser gewesen zu sein, als dies heutzutage der Fall ist.

II.

Die Geschichte hat uns fast nichts über die Tapes zu melden. Aus den wenigen Aufzeichnungen geht aber hervor, dass sie Beziehungen mit den Guarany der Jesuitenmissionen am Uruguay unterhielten. Sie haben das gleiche Schicksal mit jenen gehabt. Sie gehörten, wie gar manche andere Völker, zu den unglücklichen Nationen, welche dem Ansturm bedeutend weiter vorgeschrittener Eroberer trotz tapferster Gegenwehr unterliegen mussten, nicht weil sie unfähig gewesen wären, eine höhere Stufe der Zivilisation zu ersteigen — der Gegenbeweis wurde ja in den Missionen geliefert —, sondern einzig und allein, weil die Mittel der Verteidigung ganz unzulängliche waren.

Bogen, Pfeile, Keulen und Lanzen, Schleuder und Lasso gegen Flinten, Säbel, Panzer und Kanonen waren zu ungleiche Waffen, um mit denselben einen völligen, dauernden Sieg erringen zu können. Die den Eroberern günstigen klimatischen und topographischen Verhältnisse des Südens von Rio Grande do Sul besiegelten und beschleunigten vollends den Untergang.

Dazu gesellte sich von seiten der Tapes ein besonders kriegerischer Geist und seitens der Eroberer die Sucht, die Indianer dem Vieh gleich behandeln und zu Sklaven machen zu wollen. Alle Umstände trieben auf eine Vernichtung hin.

Obwohl schon zu Anfang der Kolonisierung von Rio Grande do Sul, also vom Jahre 1737 an, einzelne heftige Kämpfe vorkamen, weil die Tapes sich jedenfalls durch Gründung der Villa Rio Grande in ihren Wanderungen zur Meeresküste behindert glaubten, so war den Tapes dadurch doch weiter kein Abbruch getan und ihre eigentlichen Wohnsitze unberührt und unbedroht geblieben. Erst im Jahre 1754 begann der unselige Kampf, welcher zur Vernichtung und Vertreibung der durchaus tüchtigen Urbevölkerung von Rio Grande do Sul führte.

Der Schlag, welchen der allmächtige Marquis Pombal durch seinen Bruder, den General und Obergouverneur von Brasilien, Gomes Freire de Andrade, Conde de Bobadella, gegen die von ihm tödlich gehassten Jesuiten¹⁾ und deren »Imperium« führen wollte, traf vor allen Dingen die unglücklichen Indianer, welche, zum grössten Teil katechisiert, unter der Leitung der Pater zu grossen Hoffnungen in kultureller Hinsicht berechtigten. In diesen Kampf wurden die Tapes mit hineingerissen, die auch, weil sie ihr Territorium zunächst bedroht sahen, als die ersten Kämpfer ins Feld traten.

Schon gleich nach Beginn der Arbeiten der spanisch-portugiesischen Grenzkommission sehen wir, 1754, den Tapeshäuptling José Tyarayú, genannt Sepé, an der Spitze einer Horde Indianer der Missionen bei Santa Thecla am obern Rio Negro, unweit der heutigen Stadt Bagé, der besagten Kommission die Einstellung der Arbeiten gebieten mit der stolzen Bemerkung: »sie hätten kein Recht, ihnen (den Indianern) das Land zu nehmen, welches sie allein von Gott und ihren Vätern bekommen hätten« (nach einer andern Version »von Gott und dem heiligen Michael«).

Die Kommission, zu schwach, um Widerstand leisten zu können, zog sich wieder zurück, und die Höfe von Lissabon und Madrid, — oder besser nur ersterer —, beschlossen den Krieg gegen das Reich der Jesuiten.

¹⁾ Im Norden Brasiliens besorgte das gleiche Geschäft ein zweiter Bruder Pombals.

Nicht lange nach Verjagung der Grenzkommission sehen wir den Tape Sepé, welcher übrigens Rang und Titel eines Alferes Real do Povo de São Miguel (zu deutsch: Königlicher Fähnrich der Ortschaft Sankt Michael) besass, mit einer Horde am Rio Pardo auftauchen, woselbst er am 29. April 1754 das portugiesische Fort Jesus Maria überfällt. Der Angriff wird jedoch vom Kommandanten Oberstleutnant Thomas Luiz Osorio glücklich abgeschlagen. Nach Sepés Plane lassen sich nun bei einem Scheinangriffe dreissig seiner Leute gefangen nehmen, um einen neuen Angriff im Fort selbst zu unterstützen. Der Plan wird jedoch entdeckt und die Gefangenen mit elf Mann Bedekung nach Rio Grande eingeschifft.

Auf dem Guahyba überfallen sie die Wachen und töten fünf derselben, werden jedoch nach langem Kampfe besiegt und die Überlebenden, fünfzehn an der Zahl, glücklich abgeliefert. Diese Gefangenen wurden nach Rio de Janeiro geschickt, wo sie von José Basilio da Gama, dem Dichter des »Uruguay«, gesehen wurden. Später brachte sie General Andrade mit nach Rio Grande do Sul, wo er sie reich beschenkt entliess, in der Meinung, auf diese Weise die Indianer auf seine Seite zu bringen.

Das Glück ist den Indianern nochmals günstig, als Andrade im Juli 1754 sich anschickt, dem kombinierten Angriffsplane gemäss gegen São Borja vorzurücken und er den Jacuhy überschreitet. Er sieht sich infolge Ausbleibens der spanischen Abteilung und durch zweimonatliches Hochwasser gezwungen, einen Waffenstillstand mit den vereinigten Indianerstämmen zu schliessen und muss sich nach Viamão in die Gegend des heutigen Porto Alegre zurückziehen.

Erst am 16. Januar 1756 gelingt es, beide Abteilungen bei dem heutigen Bagé fast an derselben Stelle zu vereinigen, an welcher die Grenzkommission von Sepé verjagt wurde.

Andrade hat die gefangenen Indianer freigelassen und hofft auf eine günstige Verhandlung.

Nicht lange danach treffen auch wirklich zwei Kaziken im Lager ein. Es ist der uns bekannte Tape Sepé und der Guaranyhüptling Cocambo, welche verlangen, dass die Truppen zurückgehen sollen.

José B. da Gama hat diese Unterhandlung, welche nach einer Anmerkung wörtlich nach den Aufzeichnungen des portu-

giesischen Feldtagebuches wiedergegeben ist, ausführlich behandelt. Der Portugiese besteht darin auf seinem vermeintlichen Recht und behandelt die Indianer wie Rebellen, nachdem er eingesehen, dass gütiges Zureden und Geschenke nicht wirken. Es ist rührend, zu lesen, wie die Indianer ihr gutes Recht beredt verteidigen und alles aufbieten, um den General zur Umkehr zu bewegen.

Natürlich sind beiderseits alle Versuche vergebens. Die Feindseligkeiten beginnen schon wenige Tage nachher. Am 6. Februar 1756, 8 Uhr abends bei Mondschein, kam es an den Ufern des Rio Vaccacahy, unweit des heutigen São Gabriel, zu einem blutigen Gefecht zwischen 700 Indianern und 180 Spaniern und 120 Portugiesen unter Befehl des Oberstleutnants José Joaquim Viana, dem der spanische Befehlshaber Andonaegue ausdrücklich befohlen hatte, allen Gefangenen, die er machen würde, den Hals abschneiden zu lassen. Man kann sich hieraus einen Begriff von dem Gemetzel machen!

Sepé, der unermüdliche Tape, welcher die 700 Indianer¹⁾ anführt, verrichtet im Vereine mit einigen andern Führern und Getreuen wahre Wunder der Tapferkeit. Schon schwer verwundet, wird er durch einen portugiesischen Dragoner vom Pferde gestochen und von Viana durch einen Pistolenschuss in die Brust getötet.

Noch heute erinnert der Name eines Flösschens und einer kleinen Ortschaft jener Gegend an den unglücklichen Tapes-häuptling Sepé.

Am 10. Februar 1756 findet dann die sogenannte Schlacht von Caá-ibaté oder Cahybaté statt, in welcher 1400 Indianer der vereinigten Stämme getötet werden. Die Spanier und Portugiesen haben nur 3 Tote und 8 Verwundete!!!

Man erbeutet von den Indianern 20 Geschütze aus Rohr (taquarussú), mit Rohleder überzogen, Zweipfünder, die, wie es scheint, nicht in Tätigkeit getreten sind.

Mit wieviel Leuten die Tapes bei diesen und anderen Gefechten beteiligt waren, ist nirgends gesagt. Wir finden aber eine Abteilung Tapes ausdrücklich erwähnt im Gedicht »O Uruguay« und dessen Anmerkungen. Es lässt sich annehmen, dass

¹⁾ Vortrab des Hauptheeres unter Befehl von Nicolaú Languirú.

ihr Kontingent ein ziemlich starkes war. Sepé wird übrigens kaum über Leute von andern Stämmen allein kommandiert haben; seine Horde hat jedenfalls grösstenteils aus Tapes bestanden.

Nachfolger Sepés wurde ein gewisser Pindó, der bei der Beschreibung der Tapesreiterei von Basilio da Gama mit erwähnt wird.

Dieser Pindó und seine Leute steckten São Miguel in Brand, so dass Andrade nur rauchende Trümmerhaufen vorfand. Die Besatzung von S. Miguel und andere Abteilungen verschwanden in den Urwäldern; nur wenige von den Indianern kehrten in die Missionen zurück und unterwarfen sich einem Regimente, das nicht nur materiellen, sondern auch völlig moralischen Untergang brachte.

Andrade und Pombal, wie auch manche Geschichtsschreiber damaliger Zeit, versuchten diesen Vernichtungskampf als einen Befreiungskrieg für die armen Indianer vom Joche tyrannisch regierender, heuchlerischer Pfaffen darzustellen.

Was man da schreibt von Entbehrungen der Indianer, von Strafen, schwerer, schlecht gelohnter Arbeit, Erziehung zum Aberglauben unter jesuitischer Herrschaft, das trifft in noch viel höherem Masse zu unter dem Regime der »Befreier«.

Sie regierten mit unumschränkter Willkür, waren dem Indianer Lehrer aller Laster, demoralisierten den Rest der Missionsbevölkerung also vollständig, und es wurde denn auch erreicht, dass in nicht ganz 150 Jahren von den blühenden Dörfern mit einer arbeitsamen Bevölkerung von ca. 30000 angesiedelten Indianern unter musterhafter Leitung nur noch Ruinen und ein moralisch total verkommenes Häufchen Faulenzer übrig geblieben sind.

Auch die Tapes, welche ja nun von allen Seiten eingeschlossen waren, mussten in dem ungleichen Kampfe unterliegen.

Eine Zeitlang mögen sie noch durch die schwer zugänglichen Urwälder geschützt gewesen sein, wie sich denn sogar einzelne kleine Trupps in den Wäldern nördlich des Rio Camaquam bis in die 70er Jahre des 19. Jahrhunderts erhalten haben. Es scheint aber, dass schon gegen das letzte Viertel des 18. Jahrhunderts das ganze Volk aus seinen Lebensgewohnheiten durch fortgesetzte Kämpfe herausgedrängt wurde und entweder in planlos umherziehenden Banden gänzlich verwilderte oder — jedoch

wohl nur zum kleinsten Teile — sich da der Zivilisation anschloss, wo ihm ein Niederlassen unter Garantie voller Freiheit gewährt wurde. Mangel an Nahrung und die Kugeln der europäischen Kolonisten werden dann zur raschen Vernichtung jener umherstreifenden Horden beigetragen haben. Vielleicht sind auch grössere Abteilungen weiter in entlegene Gegenden gezogen. Von denen, welche sich der Zivilisation zuwandten, mögen viele in den langwierigen Kriegen zwischen Spaniern und Portugiesen, welche um den Besitz des grössten Teils von Rio Grande do Sul kämpften, umgekommen sein. Der Rest vermischte sich schliesslich mit Nachkommen der Eroberer oder mit entlaufenen Sklaven, und es entstand eine Mischrasse, welche heute das Proletariat der Landbevölkerung ausmacht. Der echte Tape mit seinen Lebensgewohnheiten ist gänzlich verschwunden. Nachforschungen bei ältesten Bewohnern der Serra dos Tapes haben ergeben, dass schon um das Jahr 1830 keine Indianer mehr in der Zone südlich des Rio Camaquã gesehen worden sind, d. h. in jenen Jahren nahmen die Eltern der betreffenden Gewährleute Besitz von ihren Landkonzessionen, welche aus Urwald bestanden.

Es ist aber leicht möglich, dass schon lange vor dieser Zeit die letzten Tapes verschwanden, obwohl aus der Beschaffenheit der Topfscherben hervorgeht, dass sie sich länger im Urwalde der Serra dos Tapes, als auf den anstossenden Campos gehalten haben. Die ethnographischen Funde deuten überdies auch an vielen Orten der Serra dos Tapes auf einen grösseren Zeitraum; so fand man Topfscherben, Steinbeile und auch einzelne, in der Form den Steinäxten ähnliche eiserne Beile fusstief in der Erde unter den Wurzeln dicker Palm- und Baumstumpfen. Könnte diese Tatsache nicht auch zugleich als Beweis dafür gelten, dass die ehemaligen Pflanzungen, welche die Tapes gehabt haben müssen, wieder völlig mit Urwald bewachsen sind?

Eigentümlich ist es, dass direkte Nachkommen der Tapes (wenigstens geben sie sich für solche aus), keine blasse Ahnung von der Anfertigung von Töpfen und Steinbeilen, sowie Verwendung der letzteren haben. Sie glauben, wie auch viele Kolonisten, diese Steinbeile seien als »Donnerkeile« vom Himmel gefallen.

Schreiber dieses kennt eine alte Frau, deren Vater von Kolonisten jenseits des Rio Camaquã zufällig gefangen ge-

nommen wurde. Er befand sich im Zustande völliger Wildheit in bezug auf Kleidung, Nahrung u. s. w. Später verheiratete er sich mit einer Indianerin aus einer angesessenen Familie. Dieser Indianer betete regelmässig und zu gewissen Stunden das »Vater Unser« und »Ave Maria« in seiner Sprache, ein Beweis, dass er zu den katechisierten Indianern gehörte. Seine Leiche ist in der Kirche von São João de Camaquã beigesetzt. Eigentümlich ist es, dass die Tochter jenes Indianers blaue Augen hat. Wie sie versichert hat auch ihr Vater solche besessen. Erklärlich ist die Sache nur, wenn man den Erzählungen von den intimen Beziehungen der Väter Jesu zu den Indianern Glauben schenkt. Unter den Patern befanden sich einige Deutsche! Die eben erwähnte Frau gehört mit zu denen, welche die Steinbeile für Donnerkeile halten.

Sprache. — Rasse.

Die Tapes gehörten zur Gruppe der sogenannten Tupy und müssen daher die *Lingua Geral* gesprochen haben. Letztere war und ist unter verschiedenen Namen bekannt. In der bereits zitierten Exposition des Visconde do Rio Branco heisst es unter anderem: »Die Guarany vom Paraguay und die Tupy Brasiliens sprachen und sprechen sämtlich die Sprache *aba ñeenga*, d. i. Sprache der Menschen, von den Portugiesen *Lingua Geral dos Brazis* — (zu deutsch: allgemeine Sprache der Brasilier) genannt, heute jedoch mehr unter dem Namen »Guarany bekannt, eine Bezeichnung, welche die Jesuiten in Paraguay dieser Sprache gaben.« —

In einem andern Werke: *Chorographia do Brazil* von Dr. Joaquim M. de Lacerda ist die Tupysprache mit »*nheengatú*« bezeichnet. Als Beweise dafür, dass die Tapes diese Sprache gesprochen haben, dürfte wohl gelten: die engen Beziehungen derselben zu den Guarany der Uruguaymissionen — und weiter, gleiche Benennung von Flüssen des Tapegebietes und der genannten Missionen. Es sind die Flüsse Camaquã und Piratiny. Dass die Sprache der Indianer eine sehr reiche gewesen ist, davon zeugen die in die brasilianische Sprache herübergenommenen Namen von Flüssen, Örtlichkeiten, Bergen, fast allen Pflanzen, sehr vielen Vierfüssern, Insekten, Fischen u. s. w.

Ein Volk mit solchem Sprachreichtum kann man nicht ohne weiteres als wild bezeichnen.

Versuchen wir nun etwas näher auf die Rasseneigentümlichkeiten der Tapes einzugehen. Die Nachkommen derselben oder wenigstens diejenigen, welche sich als solche bezeichnen, unterscheiden sich von den übrigen Brasilianern durch gedrungenen, nicht selten auch grossen, starken Körperbau, breites Gesicht mit vorstehenden Backenknochen, einer eigentümlich gebogenen, nach unten hängenden Nase, wulstigen Lippen, grobes, schwarzes Haar, wenig Bart, funkelnde, dunkle Augen und eine kupferbraune bis schmutziggelbe Hautfarbe. Die helleren Individuen haben mehr Ähnlichkeit mit Chinesen. Die Augenstellung deutet auf mongolische Mischung hin. Einige Autoren, wie João von Frankenberg in seiner *Historia do Brazil* vertreten die Ansicht, dass in grauer Vorzeit eine mongolische Einwanderung stattgefunden hat. Welcher Typus nun denjenigen der Tapes darstellt, lässt sich kaum entscheiden. Alle Versuche Gerippe zu erhalten, schlugen fehl und so ist bis jetzt die einzige Möglichkeit genommen, genauere Studien in dieser Richtung vorzunehmen.

Religion.

Leider sind uns keinerlei Nachrichten über Glauben und religiöse Gebräuche der Tapes erhalten. Wir dürfen aber wohl annehmen, dass sie gleich andern Stämmen die Sonne und den Mond verehrten. Die Priester übten jedenfalls unumschränkte Gewalt aus.

Geschichtliche Dokumente weisen auf Beziehungen der Tapes zu den Missionen am Uruguay hin und ist darum anzunehmen, dass ein grosser Teil der Tapes katechisiert worden ist.

Charakter.

Wie schon bemerkt, war ein Hauptzug im Charakter der Tapes die Kriegslust, eine Erscheinung, welche auch vor 1500 Jahren bei unseren Vorfahren im alten Germanien beobachtet wurde. Freiheits- und Vaterlandsliebe waren damit verbunden.

Ausdauer, Geduld, Fleiss und eine gewisse Kunstliebe und eine Art Kunstsinn erkennen wir aus den wenigen Überresten ihrer Geräte, Pietät gegen ihre Toten aus der sorgfältigen Bestattung derselben in Urnen und tönernen Särgen. Wir dürfen

annehmen, dass dieses Volk unter günstigen Verhältnissen fähig gewesen wäre, eine höhere Stufe der Kultur zu erreichen.

Lebensweise. — Beschäftigung.

Die Tapes lebten (nach Pinto Guimarães) in kleineren Horden von ca. 50 Familien, deren jede einem Kaziken unterstand. Primitive Hütten aus Holz oder Häuten, vielleicht auch natürliche Höhlen mögen als Wohnung gedient haben.

Man darf wohl annehmen, dass die Scherbenstätten identisch mit den ehemaligen Wohnplätzen sind. Sie finden sich fast immer auf den Höhen der Hügelketten. Jedenfalls hatten die Tapes wichtige Gründe, die Wohnungen auf diese Weise anzulegen.

Auf den Anhöhen ist der Wald weniger von den Rohrarten Taquara und Crescuma durchwachsen, die man mehr, undurchdringliches Dickicht bildend, an den Ufern der Wasserläufe und Niederungen antrifft. Es ist klar, dass dies ein Hindernis war. Vielleicht sind auch Gesundheitsrücksichten massgebend gewesen. In den Tälern herrscht ausserdem ein bedeutend grösserer Temperaturunterschied, als auf den Höhen.

Zu verkennen ist auf keinen Fall, dass wichtige Beweggründe die Ansiedlung auf den Höhen veranlasste, denn Ausnahmen sind fast gar nicht zu verzeichnen.

Die Beschäftigung der Tapes musste, wie die aller andern Naturvölker, eine vielfältige sein, da sie sich Nahrung, Kleidung, Geräte und Waffen selbst herstellen mussten und wohl keine Idee von Arbeitsteilung hatten.

Die Beschaffung von Nahrung ist für alle Menschen die wichtigste Frage und auch die Tapes hatten bei der Armut, der von ihnen bewohnten Wälder an essbaren Früchten und bei dem Mangel grosser fischreicher Flüsse, gewiss mit manchen Schwierigkeiten zu kämpfen.

Aufgefundene Knochen deuten auf die Jagd kleinerer Tiere, wie Tatu, Cutia, Coati u. a. Knochen von Seefischen (Myraguaya und Bagre) beweisen, dass alljährlich eine Abteilung an die Meeresküste zog, um dem Fischfang obzuliegen.

Stücke von eigentümlichen Siebtöpfen, wie solche noch um 1870 bei Indianern am Camaquam bei Bereitung einer ge-

wissen Speise aus Maiskörnern benutzt wurden, beweisen den Anbau von Mais.

Nach einigen Autoren befassten sich die Patos mit der Kultur von Maniok und Baumwolle. Dies dürfte von Einfluss auf die Tapes gewesen sein. Die riesigen Gefässe können zu nichts anderem, als zur Bereitung des Maniokmehles nach indianischer Art, gedient haben.

Ob sie auch eine gewisse Art Bohnen, die sog. Tupybohnen und eine hier heimische Kartoffelart oder sonstige Gewächse kultiviert haben, lässt sich in keiner Weise bestimmen.

Die Pfeifenköpfe verschiedenster Gestalt und Vollendung und eine an gewissen Stellen angetroffene weissblühende Tabaksart weisen auf das Anpflanzen von Tabak hin.

Die zahlreichen Bienenarten des Urwaldes, von den Indianern mit besonderen noch heute gebräuchlichen Namen belegt, lieferten in ihren feinen Honigsorten ebenfalls einen Beitrag zur Nahrung. Die Steinäxte dienten vornehmlich zum Öffnen hohler Bäume in welchen Bienen hausten.

So berichtet mir Herr Pedro Bischoff in Taquara do Mundo Novo, dass ihm bekannte Waldläufer auf der Serra Geral oft solche Bäume antrafen, welche von Coroados mittels Steinäxten geöffnet waren. Wir dürfen annehmen, dass die Tapes ebenso verfahren.

Die Niederlegung des Waldes zur Anlage von Pflanzungen geschah jedenfalls in der Weise, dass nur die mittelstarken und dünnen Stämme gefällt wurden, während die grösseren und dicksten Bäume stehen blieben, beim Roçabrande verdorrten und später mit Feuer gefällt wurden, ein Vorgehen, was man heutzutage noch bei manchem Caboclo beobachten kann, der trotz seiner guten Stahlaxt zu bequem ist, dicke oder zu knorrige Bäume abzuhaufen.

Es wird berichtet, die Tapes wären gute Reiter gewesen und hätten auch Rindvieh besessen.

Dies Vieh kann unmöglich von den Kolonisten eingeführt worden sein, denn als 1737 die Villa São Pedro durch Silva Paes angelegt wurde, besaßen die Indianer schon grosse Herden.

Auch schon vorher traf eine Expedition, welche einen Landweg von São Paulo nach der Colonia do Sacramento, unweit des heutigen Montevideo öffnete, zahlreiche Herden im

Süden von Rio Grande do Sul an, und veranlasste einige Minuaindianer zur Anlage von Estancias. Es ist anzunehmen, dass das Vieh vom La Plata hergekommen ist. Vielleicht hat schon João Dias de Solis, welcher 1515 den »Silberstrom« entdeckte, oder eine der vielen nachfolgenden Expeditionen Vieh mitgebracht, welches sich, dank eines günstigen Klimas und ausgiebiger Nahrung ungehindert und schnell vermehrte und nach und nach gen Norden verbreitete. Pferd und Rind bewirkten bedeutende Änderungen der Lebensweise der Indianer, also auch der Tapes.

Zum Einfangen des Viehes bedienten letztere sich des Lasso und der »bolas«, d. s. Wurfkugeln aus Stein mit einem Leder- oder Baststrick untereinander verbunden, eine eigene Erfindung der Indianer.

Die Tapes, wie auch alle übrigen Indianer, bei denen sie im Gebrauch, bedienten sich dieses Wurfgeschosses, welches übrigens auch eine furchtbare Waffe ist, mit nur zwei gleichgrossen gerillten Steinkugeln.

Die Brasilianer fügten später eine dritte kleinere Kugel an einem kürzeren Riemen hinzu, jedenfalls um dadurch grössere Treffsicherheit und mehr Wucht zu erzielen.

Die Kleidung der Tapes war eine dem Klima und den Verhältnissen angemessene, also jedenfalls eine primitive. Wir dürfen wohl annehmen, dass sie sowie ihre Nachbarn Schürze aus Bast, Tierfellen oder Federn, vielleicht auch die langen Mäntel aus Baumwolle, welche die Patos angefertigt haben sollen, getragen haben. Federn fanden jedenfalls reichliche Verwendung und mögen der amerikanische Strauss, der wilde Schwan, die Papageien, Jacús u. a. das Material geliefert haben.

Im Kriege fehlte überhaupt jedes beengende oder belästigende Kleidungsstück. Der Kopf, der Hals, die Arme und die Beine wurden mit bunten Federn, gewöhnlich roten und schwarzen, geschmückt (s. Basilio da Gama »O Uruguay«); von den Hüften fiel ein Federschurz nieder. Den Hals zierte oftmals eigenartiger Schmuck aus Krallen erschlagener Tiere, wohl auch aus Seemuscheln oder einzelnen bearbeiteten Steinchen. Solcher Krallenschmuck wurde zusammen mit Resten von Federn an Gerippen in der Kolonie São Lourenço von deutschen Kolonisten aufgefunden. Leider vernichteten dieselben alles.

Waffen.

Als Waffen führten die Tapes grosse Bogen und Pfeile, von denen sich allem Anscheine nach keine Exemplare erhalten haben; ferner Lanzen, deren Spitze, wie jedenfalls auch die der Pfeile, vergiftet wurden, und schliesslich die weithintreffenden »bolas«, welche schon weiter vorn beschrieben sind.

Ob die Steinbeile auch als Waffen gedient haben, ist nicht gewiss; man findet keinerlei Aufzeichnungen darüber.

Die Bogen sollen aus zähem Holze hergestellt gewesen sein, die Pfeile aus Lichtrohr mit Knochenspitze. Die Lanzen waren angespitzte Stangen harten Holzes. Nur vereinzelt mögen Spitzen aus anderem Stoff, wie z. B. aus Eisen oder Stein gedient haben. Eine eiserne Spitze wurde mit Steinbeilen zusammen in der Kolonie Santo Antonio gefunden.

Das Eisen und seine Verwendung haben sie jedenfalls erst durch Zusammentreffen mit den Weissen kennen gelernt. Es ist sehr wahrscheinlich, und einzelne Geräte zeugen für diese Annahme, dass sie jedes Stück dieses Metalls, dessen sie habhaft werden konnten, in ihrer Weise verarbeiteten.

Gefässe und Geräte.

Besondere Beachtung verdienen die verschiedenartigen Gefässe, sowohl in bezug auf Grösse und Form, als auch in Hinsicht auf die verschiedenartige Verzierung.

Von den Geräten haben sich leider nur die aus Stein angefertigten erhalten, abgesehen von einigen wenigen eisernen Gegenständen.

Am häufigsten trifft man noch die verschieden geformten Steinbeile, weniger die flachen Mörser, Mörserkeulen, Schleifsteine etc. an.

Es fehlen die Geräte zur Bearbeitung des Bodens und zur Förderung des Tones, resp. feiner Glasurerden. Sie müssen unbedingt aus Holz gefertigt gewesen sein. Es ist einleuchtend, dass man ohne passende Geräte nicht mannstiefe Löcher machen konnte.

Solche Löcher wurden an verschiedenen Stellen der Serra dos Tapes gefunden. Man erkennt auf den ersten Blick, dass sie von Menschenhand hergestellt sind. In einigen traf man starke Bäume, welche auf dem Grunde derselben gewachsen waren.

Keramik.

Die Anfertigung der verschiedenen Gefässe und Geräte musste naturgemäss eine Art Hausindustrie herausbilden. In der Keramik konnte sich natürlich Erfindungsgabe und Kunstsinne mehr betätigen als in der Steinbearbeitung.

Die Gefässe zerfallen in drei scharf unterschiedene Arten, nämlich 1. solche, welche ganz glatt und einfach sind, auch keinerlei Verzierungen aufweisen, 2. andere, welche plastische, meist dachziegelähnliche Verzierungen oder runde Eindrücke haben, und 3. endlich solche, welche mittels feiner weisslicher Erde »glasiert« und auf dieser Glasur mit bunten Malereien versehen sind.

Am häufigsten trifft man die gekerbte Art an und sind von diesen Gefässen leichter Exemplare erhältlich als von den beiden andern Typen.

Alle Gefässe haben gewölbte Böden, die sie neben andern Merkmalen von europäischen Erzeugnissen auffällig unterscheiden.

Ohne Töpferscheibe freihändig modelliert, zeigen die Gefässe trotzdem eine ziemliche Regelmässigkeit in Form und Rundung.

Das Material ist, je nach der Örtlichkeit, verschieden und nicht geschlemmt, so dass es ziemlich viel grobe Sand- und Kieselkörner enthält.

Das Brennen wurde in Öfen, welche aus rohen Feldsteinen zusammengesetzt und zur Hälfte in die Erde eingegraben waren, in meist unzulänglicher Weise besorgt. Selten trifft man besser gebrannte keramische Objekte an.

Solche Brennöfen wurden in verschiedenen Teilen der Kolonie Santo Antonio und an andern Stellen angetroffen, aber leider von den Kolonisten zerstört, so dass eine Beschreibung nicht möglich ist.

Die meisten Gefässe weisen eine ziemliche Stärke der Wandungen auf, jedenfalls des verwendeten Materials und der Anfertigungsweise wegen.

Fast alle zeigen im Durchschnitt nur eine dünne gebrannte Schicht, während das Innere roh ist, ein Umstand, der gewiss sehr viel zu leichtem Zerbrechen beitragen musste.

Bei einzelnen Gefässen erkennt man deutlich, dass sie aus einzelnen Ringen geformt wurden; andere, welche diese Spuren nicht tragen, wurden wohl aus einem einzigen grösseren Stück gearbeitet. An manchen ist auf Bildung des Randes besondere Sorgfalt verwendet, auch zeigen sie eine charakteristische Bauchung; andere stellen einfach die Hälfte einer grossen Eierschale dar. Übrigens mögen sehr verschiedene Formen gebräuchlich gewesen sein. Aus den Scherben lässt sich erkennen, dass Gefässe mit mehrfacher Kehlung und Bauchung, mit verschieden geformten Rändern, in den verschiedensten Höhen und Weiten fabriziert wurden.

Am interessantesten sind ohne Zweifel die bemalten Gefässe. Die Malerei befindet sich stets auf einer Art Glasur von ca. 1 mm Dicke aus feiner bläulich- resp. rötlich- oder gelblich-weisser Erde, welche mit ganz feinem Glimmer vermischt ist. Der Boden der Gefässe ist nicht glasiert, ebensowenig die Innenseite.¹⁾ Die Malerei ist meist mit roter, seltener mit schwarzbrauner Mineralfarbe ausgeführt.

Der scharfe Unterschied in Art und Form der verschiedenen Gefässe lässt im ersten Moment auf gemeinschaftliche Ansiedlung, unter sich verschiedener Stämme, schliessen, auch liesse sich annehmen, dass ein vielleicht höherstehender Stamm von einem wilderen, aber stärkeren, vertrieben wurde. Hält man aber die Tatsache dagegen, dass nördlich des Rio Jacuhy ebenfalls drei Arten Gefässe gefunden wurden, darunter auch solche mit Malerei (welche jedoch von der der Tapes abweicht), und dass sogar im Jahre 1849–50 die Herstellung mehrerer Arten von Gefässen und anderen Dingen von Teilnehmern einer Expedition unter Anführung des Herrn Alfons Mabilde beobachtet wurde, so zerfällt obige Annahme in nichts.

Ausser der Herstellung von Gefässen war auch die Anfertigung von Tabakpfeifen, resp. Pfeifenköpfen, eine, wie es scheint, von jung und alt geübte Beschäftigung, wenigstens deutet die ungeschickte Arbeit bei manchen und die sorgfältigere Ausführung bei andern darauf hin.

Schwerlich handelt es sich hier wohl um Exemplare aus

¹⁾ Einige wenige Scherben, wohl von flachen Schüsseln herrührend, zeigen Malerei sowohl an der Aussen- als auch an der Innenseite.

verschiedenen Perioden, welche einen Entwicklungsgang darstellen.

Die meisten Köpfe zeigen die Form eines abgestumpften Kegels, andere bilden mit dem Rohr ein einziges zusammenhängendes Ganzes.

Gänzlich abweichend vom gewöhnlichen Typus ist ein Kopf, welcher in einem Töpfchen zusammen mit mehreren runden Steinen in der Picada Franceza, Kolonie Santo Antonio, gefunden wurde. Der gut und gross gearbeitete Kopf zeigt an der Vorderseite eine Platte in Form eines Schildes, welche wohl dazu diente, die Pfeife so niederzusetzen, dass das Rohr senkrecht stand. Der Stiefel ist seitlich flach und sehr breit; er zeigt eine kleine Öffnung, welche zur Aufnahme eines feinen Lichtrohrs gedient haben mag.

Der Grösse und saubern Arbeit wegen ist anzunehmen, dass diese Pfeife entweder einem Häuptlinge gehörte oder dass es eine jener sogenannten »Friedenspfeifen« war, wie sie in den Versammlungen reihum gingen.

Die andern Köpfe fassen dagegen verschwindend wenig, ein Zeichen, dass die Tapes entweder nicht sehr leidenschaftliche Raucher waren oder aber ihre Pfeifchen öfter stopften.

Es liegt nahe, dass auch Versuche in der Nachbildung von menschlichen und andern Geschöpfen gemacht wurden; einige wenige Funde deuten darauf hin. Ein Fragment stellt eine Art Puppenkopf, ein anderes Objekt eine Art Fisch dar.

Von einem Kolonisten wurde ein langer trichterförmiger Gegenstand gefunden, jedenfalls eine jener tönernen Trompeten, wie solche auch bei andern Stämmen in Gebrauch gewesen sind. Der Finder verfuhr damit wie fast alle andern.

Malerei.

In Frage kommen nur Malereien auf Gefässen und Scherben von solchen. Ob die Tapes auch Holzmalereien, wie die Coroados, oder Wandmalereien, wie einzelne Stämme im Innern von Matto Grosso, ausführten, ist nicht zu ermitteln.

Da es sehr schwierig ist, ganze Gefässe mit Malerei zu erlangen, so hat es Schreiber dieses unternommen, von grösseren und kleineren Scherben die darauf befindlichen Zeichnungen in natürlicher Grösse und Farbe zu kopieren.

Es ist auf diese Weise gelungen, eine Anzahl teils verschiedener, teils unter sich verwandter Muster zu erhalten. Bei einigen derselben fällt uns die korrekte und systematische, bei manchen die an griechische Muster erinnernde Linienführung auf, während man bei andern die geringere Begabung des betreffenden Zeichners sofort erkennt.

Die Malerei harmonisiert mit der Form der Gefässe. So ist z. B. in den Kehlungen entweder ein breites Band oder ein, durch Bänder abgegrenztes, entsprechendes Muster anzutreffen.

Gewöhnlich zeigt jedes Gefäss neben dem Hauptmuster auf der Bauchung ein oder zwei schmälere Muster in der Kehlung und auf der Randwulst, voneinander getrennt durch ein bis vier schmale Bänder von gleicher oder verschiedener Farbe oder ein breites, meist rotes Band.

Die Reihenfolge ist also von unten nach oben wie folgt: 1. das Hauptmuster, 2. ein oder mehrere schmale Bänder, 3. das Muster in der Kehlung resp. ein breites rotes Band, 4. das Muster auf der Randwulst und 5. das abschliessende und nach Innen übergreifende oberste Band von roter Farbe.

Manchmal ist das Hauptmuster nach unten durch ein breites Band abgeschlossen. Bei manchen Gefässen fällt das Kehlunsmuster, der Form wegen, ganz fort.

Die Hauptmuster auf der Bauchung der Gefässe zerfallen in geradlinige und krummlinige.

Die geradlinigen sind häufiger und zeigen verschiedene Motive.

Nicht selten wechseln gerad- und krummlinige Muster in der Weise ab, dass das Hauptmuster geradlinig und das darüberstehende Randmuster krummlinig ist; manchmal ist auch das Gegenteil der Fall.

Ein beliebtes Muster ist der Irrgang (s. Abb. 9, 16, 19, S. 495—497). Man findet ihn dadurch variiert, dass alle Ecken des Musters mit Tupfen bedeckt wurden, wodurch das Muster ein ganz fremdartiges Aussehen bekommt (s. Abb. 20, S. 497).

Muster aus fächerartig geordneten, regelmässig wiederholten Geraden verdanken vielleicht der Blattentfaltung gewisser Palmen ihre Entstehung (s. Abb. 1, S. 495).

Von rechts nach links oder umgekehrt laufende parallele Schräglinien, entweder durch je drei senkrechte oder entgegen-

gesetzt laufende Schräglinien in gewissen Abständen geteilt, bilden einfache und doch nicht unschöne Muster (s. Nr. 4 und 5, S. 495).

Manchmal findet das Hauptmuster gegen die Kehlung seinen Abschluss durch zwei schmale rote Bänder, die Kehlung selbst zeigt in regelmässigen Abständen runde Tupfen und ist gegen den oberen Rand wieder durch zwei schmale Bänder abgeschlossen. Der Rand zeigt einfache, senkrechte und schräge Linien im Wechsel (s. Nr. 4).

Bei den Hauptmustern finden wir ferner die ziemlich symmetrischen Zickzackmuster, treppenstufenartig ansteigende und parallel in regelmässigen Abständen wiederholte Linien (s. Nr. 6 und 10, variiert Nr. 8 und 14).

Auf den Scherben eines kleinen Töpfchens fand sich ein anderes, flüchtig gearbeitetes Zickzackmuster mit senkrechter Teilung (s. Nr. 15), auf Überresten eines grösseren Gefässes, eine leiterartige Zeichnung (s. Nr. 21, auch Nr. 12).

Die weniger angetroffenen krummlinigen Hauptmuster zeigen weniger Abwechslung.

Bei manchen sehen wir die Bogenlinien durch je zwei Senkrechte regelmässig unterbrochen (s. Nr. 2), während bei andern Mustern (s. Nr. 3 und 11) die Bogenlinien fortlaufend sind resp. beieinander beginnen.

Mit Mustern, welche aus Geraden und Krümmen zusammengesetzt sind, wurde nur ein kleiner Scherben gefunden. Das Fragment gibt jedoch keinerlei Idee vom ganzen Muster. Trotz stundenlangem Suchen war es nicht möglich, Ergänzungsstücke zu finden (s. Abb. 17).

Der Scherben rührt, nach Dicke und schwacher Rundung zu urteilen, von einem sehr grossen Gefäss her.

Die Kehlungen- und Randmuster sind, wie schon bemerkt, ebenfalls entweder einfache senkrechte und schräge Striche im Wechsel (s. Nr. 4) oder sich kreuzende Schrägstriche, welche ein oder zwei Reihen verschobener Quadrate resp. Rechtecke ergeben oder parallele Zickzacklinien (s. Nr. 1, 11, 14, 19 und 21) oder schliesslich auch ganz unregelmässige systemlose Striche (s. Nr. 7).

Die krummlinigen Randmuster sind entweder konzentrisch angelegte Halbkreise, im Wechsel nach oben und unten geöffnet

oder parallel laufende Schlangenlinien, welche sich in gewissen Abständen mit mehr oder weniger Gleichmässigkeit wiederholen (s. Nr. 5, 6 und 10).

Neben dem Bestreben nach Systematisierung und Erzeugung von Harmonie der einzelnen Muster eines Gefässes unter sich, wie auch ein Hervorheben der einzelnen Formentheile des Gefässes durch die Bemalung, die Verwendung von Bändern zur Teilung und zum Abschluss der Muster und schliesslich die Verwendung mehrerer Farben zur Erzielung eines besondern Effektes, zeigen uns, dass auch ein noch in der Kindheit stehendes Volk imstande ist, seine Kunstideen zu haben.

Die Malerei musste, wie die Töpferei Gemeingut des ganzen Volkes sein, und so kam es, dass unter den »Künstlern« viele Pfuscher waren, wie sich aus einzelnen der kopierten Muster deutlich erkennen lässt.

Einige Arbeiten erregen unsere Aufmerksamkeit wegen zarter und systematischer Linienführung. Man muss bedenken, dass den Indianern nur das primitivste Material zur Verfügung stand.

Ob die Tapes Pinsel aus Haaren oder Federn benutzten lässt sich nicht feststellen.

Zur Erzeugung der Farben dienten verschiedene farbige Steinarten. Noch jetzt werden solche Farbsteine an Stellen wo Tapes gehaust haben, aufgefunden. Sie zeigen deutliche Spuren der Abnutzung und ein Reiben mit dem nassen Finger erzeugt sofort eine schöne Farbe.

Die meisten Malereien sind in Rot ausgeführt und demgemäss sind auch die meisten der aufgefundenen Farbsteine rote. Man findet jedoch auch solche, die eine hellgelbe, eine dunkelgelbe oder eine schwarzbraune Farbe ergeben.

Einzelne Scherben trifft man auch mit schwarzbrauner Malerei bedeckt, manche rotbemale zeigen dunkle Bänder.

Es ist zu beklagen, dass in den meisten Fällen nur kleinere und oft übel zugerichtete Scherben und äusserst selten ganze Gefässe mit Überresten von Bemalung antrifft.

Das grosse ethnographische Museum der Gebrüder Barbado, welches auf der Ausstellung des Staates Rio Grande do Sul zu Porto Alegre im Februar 1901 einen grossen Saal füllte,

hatte nur ein einziges und noch dazu sehr fragmentarisches Exemplar aufzuweisen,

Es sei nebenbei bemerkt, dass die beschriebenen Mineralfarben jedenfalls auch zur Bemalung des Körpers gedient haben mögen.

Steinbearbeitung.

Die Tapes leisteten in der Bearbeitung von Steinen sehr viel. Besondere Beachtung verdienen die gleichmässig bearbeiteten Kugeln für die »bolas«, wie auch die selten gefundenen Fragmente bearbeiteter Bergkristalle.

Beile und Kugeln brockten sie jedenfalls, aus schon von der Natur mehr oder weniger nach ihren Wünschen geformten Steinen, welche sie wohl oft aus Bächen und Flüssen entnehmen, wie sich an manchen der gefundenen Gegenstände deutlich erkennen lässt.

Nach der rohen Vorbereitung wurden die betreffenden Objekte auf gröberen und später auf feineren Steinen durch Hin- und Herreiben geschliffen und erhielten so nach und nach die gewünschte Form¹⁾.

Man findet häufig, sowohl lose Steine, als auch grössere Felsen, welche deutliche Spuren dieser Arbeit aufweisen.

Manche Beile sind nur an der Schneide, andere sorgfältig im ganzen bearbeitet. Einige sind aus Gesteinsarten hergestellt, welche bis jetzt in der Serra dos Tapes ebenso wenig angetroffen wurden, als die grossen und schönen bis 30 cm langen Bergkristalle, welche dann und wann zusammen mit anderen Gegenständen gefunden werden. Es ist daher anzunehmen, dass sie diese Steine aus dem Innern des Landes holten oder aber, bis jetzt von Weissen nicht entdeckte Lager solcher Gesteine kannten. Die Länge der Steinbeile schwankt zwischen 8 und 19¹/₂ cm, die Breite an der Schneide beträgt 5 bis 12 cm. Die

¹⁾ Herr Bischoff erzählt in seiner Beschreibung der Expedition des Herrn A. Mabilde vom Jahre 1849—50, dass ein Mitglied der Expedition den Coroados bei Anfertigung ihrer Steingeräte zusah. Die Coroados fertigten ausser glatten Beilen auch solche mit Rille zur bessern Befestigung des Stieles, welche letztere Art hier bis jetzt nicht gefunden wurde.

Schneide ist abgerundet, selten gerade. Ein Ohr besitzen sie nicht ¹⁾).

Eine eigentümliche Art von Geräten verdient besondere Erwähnung. Man hat bis jetzt angenommen, dass es Streitäxte gewesen sind, was Schreiber dieses aber bezweifelt. Es sind völlig kreisrunde, sorgfältig gearbeitete, seitlich konisch geschliffene und im Zentrum durchlöchernte Steine, von welchen bis heute nur ein Fragment in hiesiger Gegend gesammelt werden konnte und der Fund eines ganzen, das der Finder leider zerschlug, bekannt ist.

Wohlerhaltene Exemplare gleicher Form, aber von ziemlicher Grösse und bedeutender Schwere befinden sich im bereits erwähnten Museum Barbedo und in der deutschen Knabenschule zu Porto Alegre. Es ist unmöglich, dass Steine von solcher Grösse als Streitäxte benutzt wurden. Da die kleineren genau die gleiche Form haben, so werden sie auch gleichen Zwecken gedient haben, welchen, das bleibt noch zu ergründen. Längliche Steine wurden zu Mörserkeulen, flache rundliche zu Mörsern verarbeitet. Letztere waren kreisrunde, nach der Mitte zu schwach vertiefte Steine aus hartem, schwerem Material. Die Mörserkeulen wurden bis zu 50 cm Länge angefertigt.

Zum Glätten der Innenseite von Gefässen wurden längliche nach allen Seiten abgerundete Kiesel benutzt, welche teils schon in dieser Form in den Flüssen und Bächen vorkommen, zum Teil auch noch etwas nachgearbeitet wurden.

Auch Anhängsel wurden aus weicheren Gesteinsarten hergestellt, wie dies ein 2 cm langes doppelt durchbohrtes und schön geglättetes Fundstück beweist.

Wundern muss man sich, wie die Tapes es fertig brachten Kristalle zu bearbeiten. Gegenstände aus diesem Gestein sind selten, obwohl man häufiger unbearbeitete Kristalle antrifft. Die meisten Sachen wurden von den Findern zerschlagen »um zu sehen, wie die Steine inwendig aussehen«.

Einige Fragmente zeigen rauhen Schliff, andere sehen aus wie geschnitten!

Welche Werkzeuge besaßen die Tapes zum Steinschneiden? Nur durch irgendeinen glücklichen Zufall könnte dies.

¹⁾ Die Beile wurden jedenfalls in einem gespaltenen Stiel durch Umwickeln mit Bast befestigt.

wohl aufgeklärt werden. Ein in Kolonie Santa Silvana aufgefundenener Kristall scheint als Signalpfeife gedient zu haben. Er ist vollständig erhalten. Die fehlende Membrane wird aus Rohr gefertigt gewesen sein.

Schon mehrfach berichteten Kolonisten, dass an verschiedenen Stellen im Walde Steine gefunden wurden, auf denen Figuren eingehauen waren.

An einer Stelle der Kolonie São Lourenço sollen sogar aus Stein gehauene Figuren vorhanden sein.

Ebenda wurde von einer Jagdgesellschaft eine riesige Steinplatte gefunden, welche in der Mitte eine grosse, an zwei gegenüberliegenden Seiten aber je drei schüsselartige kleinere Vertiefungen aufwies.

Eine andere Jagdgesellschaft ruhte auf einer grossen Steinplatte aus. Man kam auf die Idee, die Platte von dem unterliegenden Stein herabzustossen und fand in einer Höhlung des letzteren eine grössere Anzahl »bolas«, ungefähr vierzig an der Zahl, welche die Jäger teils zerschlugen, teils mit nach Hause nahmen.

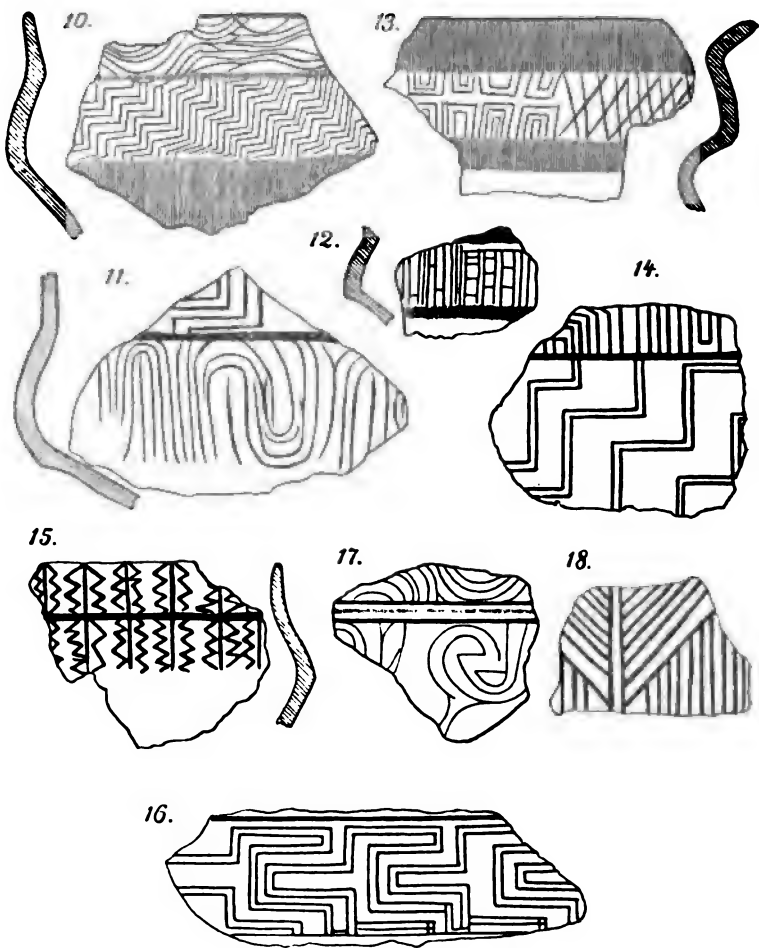
Alle diese Angaben der Kolonisten müssen erst auf ihre Richtigkeit geprüft werden.

Jedenfalls bietet sich für einen hier ansässigen Sammler Gelegenheit die Forschung über die Tapes noch weiter zu fördern.

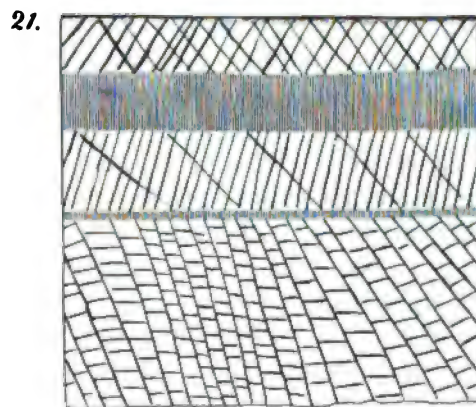
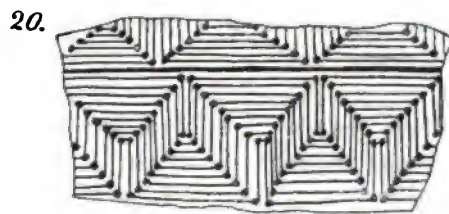
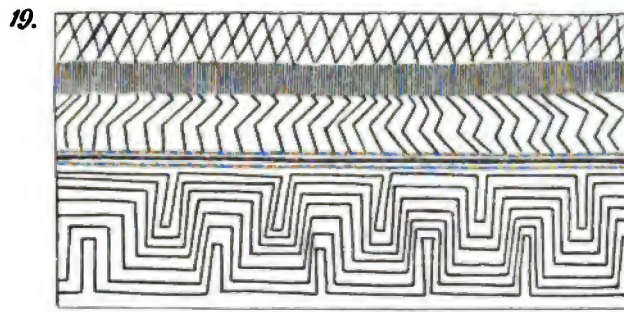
Vor allem wäre es sehr wünschenswert, Gerippe zu erhalten, von denen in letzter Zeit dem Schreiber dieser Zeilen berichtet wurde, wie auch die obigen Angaben der Kolonisten in bezug auf die bearbeiteten Steine zu untersuchen, und wenn möglich die vorhandenen Sachen einer Sammlung zu sichern und so vor schliesslicher Vernichtung zu bewahren.



Bruchstücke bemalter Tongefässe. $\frac{1}{4}$ nat. Gr.



Bruchstücke bemalter Tongefässe. $\frac{1}{4}$ nat. Gr.



Bruchstücke bemalter Tongefässe. $\frac{1}{4}$ nat. Gr.

II. Teil.

Bemerkungen über die ethnographische Sammlung.

Angelegt von C. O. Ullrich, Lehrer zu Kolonie Santo Antonio, Munizip Pelotas, Staat Rio Grande do Sul, Brasilien.

I. Abteilung.

Gefässe der Tapesindianer.

(Sammelgebiet: das Munizip Pelotas.)

Obwohl erst im letzten Jahre vorliegende Sammlung einverleibt, ist doch dem bemalten Topfe als Nr. 1 der erste und wichtigste Platz eingeräumt.

Schon im ersten Teile dieser Arbeit, wurde darauf hingewiesen, wie selten gerade diese bemalten Gefässe sind. Der Finder, ein Franzose, trennte sich nur ungern davon, um so mehr als es der einzige Gegenstand war, der dem Brande seines Hauses im Oktober 1901 nicht zum Opfer fiel. Er fand den Topf 1894 beim Arbeiten im Walde, halb im Boden steckend und umgestürzt. Ein Bäumchen war durch den Boden gewachsen und es bedurfte nicht geringer Vorsicht das Gefäss loszubekommen. Die Malerei war noch sehr gut erhalten, verschwand aber teilweise, infolge der Witterungseinflüsse, denn der Finder hatte den Topf auf einen Pfosten seines Weinspaliers gestürzt. Erst Jahre nachher nahm er ihn ins Haus.

Der Topf ist 20 cm hoch, hält an der Bauchung 28 cm, an der Öffnung 23 cm Durchmesser. Die Bemalung ist unter Nr. 19 auf S. 497 wiedergegeben.

Dieselbe Form und auch Spuren von Glasur aber keine Malerei, zeigt ein, in Picada Arroio do Padre ebenfalls umgestürzt im Walde gefundenes Töpfchen von 10 cm Höhe mit 20 cm Durchmesser in der Bauchung und 15 cm Durchmesser an der Öffnung. Der Finder hielt ihn, des Loches halber, für einen hohlen Stein. Gefässe des gekerbten Typus enthält die Sammlung sechs. Das grösste, ein Topf von 70 cm Höhe und 45 cm Durchmesser an der Öffnung wurde 1894 im Rincão do

Inferno von einer Mulattin gefunden, welche zu Hause Blumen hineinpflanzte. Es bereitete einige Schwierigkeiten den Topf bis zu dem, zwei Stunden entfernten Hause des Sammlers zu bringen¹⁾.

Das Töpfchen Nr. 4 verdient besondere Erwähnung, weil in demselben der schöne Pfeifenkopf (Nr. 13) gefunden wurde. Es hält in der Bauchung 15 cm, an der Öffnung 13 cm Durchmesser und ist 12 cm hoch.

Töpfchen Nr. 5 wurde in einem grossen, total von Wurzeln einer riesigen Figueira (Waldfeigenbaum) zersprengten Topfe des gleichen Typus in der Hinterpikade von Santo Antonio gefunden²⁾. Um den grossen Topf fand sich eine Steinsetzung, im kleinen Topf ein Kiesel, jedenfalls einer jener Glättsteine zur Fabrikation der Töpfe. Über dem kleinen Topf lag ein Schleif- und Farbreibstein mit einer kleinen Vertiefung (s. Nr. 53 dieser Sammlung).

Die schwach gekerbte, 7 cm hohe und 10 cm weite Schale Nr. 6 diente ihrem Finder lange Zeit als Salznapf, den Indianern ehemals vielleicht als Essgeschirr.

Gleichem Zweck mögen auch die Gefässe Nr. 9 und 10 gedient haben.

Alle eben erwähnten Gefässe zeigen die mehr oder weniger gleiche plastische Verzierung, welche jedenfalls mit Hölzchen, vielleicht auch mit den Fingernägeln erzeugt wurde.

Eine von der eben angedeuteten, gänzlich abweichende Verzierung zeigt ein, in der Picada Franceza der Colonia Santo Antonio gefundener Deckel (Nr. 11), vom Finder mit Flaschenlack wieder zusammengekittet, Die Verzierung muss mit einem kreuzweise eingeschnittenen Hölzchen in den Ton eingedrückt worden sein.

An gleicher Stelle fand Schreiber dieses bei einer Nachgrabung noch einzelne Bruchstücke mit gleicher Verzierung und die eigentümliche Figur Nr. 19.

Der Deckel misst 17,6 cm im Durchmesser und ist mit einem Henkel versehen.

¹⁾ Dieser 70 cm hohe Topf ging leider durch Unvorsichtigkeit eines Freundes in Stücke. An seine Stelle trat der kleinere Topf von 14 cm Höhe und 17 cm Durchmesser, den ich am 3. Aug. a. c. erhielt.

²⁾ Höhe: 10,5 cm; Durchmesser: 15 cm.

Dem glatten Typus gehört das 10 cm hohe und 13 cm weite Töpfchen an, welches 1899 in Picada Andrada gefunden wurde. Es wird jedenfalls als Koch- oder Essgeschirr gedient haben.

Das kleine Töpfchen Nr. 8 diente entweder als Spielzeug oder zur Aufbewahrung von Pfeilgift. Höhe: 4,4 cm, Durchmesser: 5,5 cm.

Nr. 12 ist ein Bruchstück eines Siebtopfes, der als Aufsatz eines Kochtopfes diente. In den Siebtopf wurde Mais getan, der untere Topf enthielt kochendes Wasser. Diese Art Töpfe wurde noch in den siebziger Jahren des neunzehnten Jahrhunderts von den kleinen Indianerhorden in den Wäldern nördlich des Rio Camaquã zu obengenanntem Zwecke benutzt.

Pfeifenköpfe und andere Gegenstände.

Der Pfeifenkopf Nr. 13 ist schon im ersten Teile beschrieben. Der Finder konnte sich nur gegen Geschenk einer Maserpfeife von ihm trennen. Er hatte versucht daraus zu rauchen und wunderte sich, was die Indianer für einen grossen Mund gehabt haben müssen, denn es kam ihm nicht der Gedanke, dass dieselben ein dünnes Rohr (taquara) in die kleine Öffnung am Stiefel gesteckt haben könnten.

Nr. 15 auf dem Gipfel des Berges »Tres Cerros« gefunden, zeigt, dass Kopf und Rohr aus einem Stück gearbeitet waren. Sogar an diesem Pfeifenkopfe hat man versucht die Eindrücke der gekerbten Töpfe anzubringen.

Von größerem Aussehen ist der 10 cm lange, in der Hinterpikade der Kolonie Santo Antonio gefundene Kopf ohne Stiefel (Nr. 16). Ähnliche wie dieser werden mehr gefunden.

Kopf Nr. 17 in Kolonie Santa Maria gefunden ist völlig halbkugelförmig und weicht somit ganz von den andern Formen ab. Einen Stiefel hat er, wie es scheint, nicht gehabt. Die seitliche Öffnung hat wahrscheinlich der Aufnahme eines Rohres gedient.

Nr. 18 stellt allem Anschein nach einen Puppenkopf vor. Trotz aller Bemühungen konnte der Rest nicht aufgefunden werden.

Nr. 19 soll die Nachbildung eines Fisches sein, wahrscheinlich vom Verfertiger mit aufgeschnittenem Bauche gedacht.

Die Nr. 20, 21 und 22 dienten jedenfalls als Spielzeug.

II. Abteilung.

Steingeräte.

Die Nr. 23—40 sind Steinbeile, welche im ersten Teile bereits im allgemeinen beschrieben sind.

Nr. 41 und 42 sind zwei jener »bolas« mit welchen die Tapes so sicher zu treffen wussten. Die Rille diente zur Befestigung des Verbindungsriemens.

Nr. 43 und 44 sind Mörserkeulen, Nr. 46 und 47 Steine zum Glätten der Innenseite der Gefässe.

Nr. 48. Eine Anzahl runder Steine, welche zusammen respektive an gleicher Stelle wie jene Steine, mit den Kristallen Nr. 55 und 57 gefunden wurden und jedenfalls als Spielzeug gedient haben.

Nr. 49 ist das Bruchstück eines jener kreisrunden durchlöcherten Steine, sog. Streitäxte.

Die gerillten Steine Nr. 50, 51, 52 und 54 haben jedenfalls zum Glätten und Schärfen der knöchernen Pfeilspitzen gedient.

Nr. 53 ist der Farbreibstein, welcher auf dem Töpfchen Nr. 5 gefunden wurde. Er zeigt an den Seiten noch starke Farbspuren. Die kleine Vertiefung diente wahrscheinlich als Tuschnapf.

Die Nr. 55, 56 und 57 sind Objekte aus Bergkristall. Das erste scheint entweder irgend ein Griff oder eine Reibkeule gewesen zu sein, Nr. 56 ist die schon im ersten Teile erwähnte Signalpfeife, Nr. 57 ein Bruchstück eines 12 cm langen Stäbchens, welches der Finder nach und nach zerschlug, um die Stückchen als Ladung für eine Schleuder zu verwenden. Sämtliche Kristalle wurden in Kolonie Santa Silvana an verschiedenen Stellen aufgefunden.

Nr. 58 ist ein aus einer Art Speckstein hergestellter Halschmuck. Das Steinchen wurde zusammen mit den tönernen Spielsachen Nr. 20, 21 und 22 in Kolonie Baptista gefunden (resp. an der gleichen Stelle).

Nr. 59 bis 64 sind an verschiedenen Stellen aufgefundene Farbsteine, meist von roter Farbe.

III. Abteilung.

Muscheln.

Die Nr. 65—67 enthalten Seemuscheln, wie solche an verschiedenen Stellen der Serra dos Tapes gefunden werden und die wohl meistens den Indianerkindern als Spielzeug vielleicht auch Grossen als Halsschmuck gedient haben mögen. Zu letzter Annahme wurde Schreiber dieses veranlasst durch einen Muschelfund in Kolonie Santo Antonio. Die Muscheln lagen in einem Halbkreise, eine Tritonenmuschel bildete den Mittelpunkt, zu beiden Seiten reihten sich in der Grösse (von der Mitte weg) abnehmende Muscheln anderer Art an. Obwohl die Schalen keine Durchbohrungen zwecks Aufnahme eines Fadens aufweisen, ist es dennoch möglich, dass die Muscheln einfach eingeknüpft wurden.

Diese zahlreichen Muschelfunde beweisen sicher die jährlichen Wanderungen der Tapes zur Seeküste, ebenso wie die unter 68 und 69 rubrizierten Knochen von Seefischen, welche an der Küste von Rio Grande häufig sind und heutzutage einen Handelsartikel der Stadt Rio Grande bilden.

Gefunden wurden Knochen von Bagre und Myraguaya.

IV. Abteilung.

Eiserne Geräte.

Dass die gefundenen eisernen Beile von Tapes gearbeitet sind, unterliegt keinem Zweifel, wenn man dieselben mit den Steinbeilen vergleicht. Nr. 70 ist zusammen mit einer Steinaxt am Südwestabhange des Berges »Tres Cerros« gefunden worden.

Nr. 72 wurde zwischen Scherben $1\frac{1}{2}$ Fuss tief unter den Wurzeln eines dicken Palmstumpfen in der Picada Franceza der Kolonie Santo Antonio erst kürzlich aufgefunden.

Nr. 71 schliesslich, ist allem Anschein nach eine Lanzen spitze, ob von den Indianern selbst verfertigt, bleibt dahingestellt; sie wurde jedoch ebenfalls mit einem Steinbeil zusammen gefunden. Die Spitze hat nur einen mit Widerhaken versehenen Seitenflügel, am untern Ende befindet sich gleichfalls eine Spitze, jedenfalls zur Anbringung auf einer Stange dienend.

Die Spitze hat eine Länge von 26 cm im ganzen, der Flügel ist 12,4 cm lang; sie ist aus 1 cm starkem Rundeisen gearbeitet und ist einem Bootshaken nicht unähnlich.

Das kleine Beil Nr. 70 bildet ein Trapezoid, bei welchem die ganz verbeulte Schneide die längste Seite bildet. Länge ca. 7 cm, Schneide 7 cm, hintere Seite 5 cm.

Das andere Beil hat 10 cm Länge, 6 cm Breite an der Schneide, 1,6 cm am entgegengesetzten Ende, welches noch spitzer gewesen sein mag. Die Stärke beider Beile beträgt ca. 8 mm; sie besitzen wie die Steinbeile kein Öhr.

Nachstehend folgt eine genaue Liste aller Gegenstände der Sammlung, nebst Angabe des Fundortes, des Funddatums und des Namens des Finders.

Verzeichnis.

Nr. korr.	Art	Fundort	Finder	Datum
1	Bemalter Topf	Col. St ^o Antonio, Picada dos Andradas	J. Louis Charleaux	1894
2	Glatter Topf	Col. São Lourenço, Picada Arroio do Padre	Clara dos Santos	1898
3	Gekerbter Topf	Rincão do Inferno	Rosita dos Santos	1894
4	"	Col. St ^o Antonio, Pic. Franceza	João Jouglard	1893
5	"	" Hint. Picada	James Douglas	1889
6	Gekerbte Schale	" "	Julius Goetzke	1900
7	Glatter Napf	" Pic. dos Andradas	Madelaine Comte	1899
8	Glattes Töpfchen	Col. St ^a Helena	Cap. Lars Torckelsen	1888
9	Gekerbter Napf	Col. St ^o Antonio, Hint. Picada	Albert Berndt	16. IV. 1900
10	Gekerbte flache Schale	Col. St ^a Silvana	Theodor Hardtke	1887
11	Deckel mit Henkel	Col. St ^o Antonio, Pic. Franceza	Denis Capdebosq	1899
12	Bruchstück v. Siebtopf	" "	derselbe	1899
13	Pfeifenkopf	" "	Francisco de Paula	1893
14	"	" Ostgrenze	Karl Erbsch	1899
15	"	Col. Domingos Fragata, Tres Cerros	Joaquim Cardozo	1900
16	"	Col. St ^o Antonio, Hint. Picada	Albert Wrege	1900
17	"	Col. St ^a Maria	Hermann Lemke	1901
18	Puppenkopf	Col. St ^o Antonio, Mittel-Picada	Wilhelm Schubert	1888
19	Fisch	" Pic. Franceza	Ullrich bei Capdebosq	1901
20	Ring	Col. Baptista	August Paap	1889
21	Spielzeug	"	derselbe	1889
22	"	"	derselbe	1889
23	Steinbeil	Col. St ^o Antonio, Hint. Picada	Albert Berndt	1887
24	"	" "	Karl Berndt	1889
25	"	" "	Santóugo Douglas	1887
26	"	" "	Karl Berndt	1900
27	"	" Abhang des »Tres Cerros«	Joaquim Pinheiro	1900
28	"	" Hint. Picada	Albert Berndt	1901
29	"	Col. Baptista	August Paap	1889

Nr. korr.	Art	Fundort	Finder	Datum
30	Steinbeil	Col. St ^o Antonio, Hint. Picada	Albert Berndt	1890
31	»	»	derselbe	1893
32	»	Munizipalkolonie von Pelotas	Johann Schaefer	1884
33	»	Col. St ^o Antonio, Hint. Picada	Karl Berndt	1901
34	»	Col. St ^a Silvana	Theodor Hardtke	1896
35	»	Col. St ^o Antonio, Pic. Franceza	August Fouchy	1898
36	»	»	João Jouglard	1898
37	»	Landstrasse n. Pelotas unweit Col. St ^o Antonio am Arro Quilombo	Ullrich	1897
38	»	Col. St ^o Antonio, Pic. Franceza	Joaquim Pinheiro	1899
39	»	Col. St ^a Silvana	Theodor Hardtke	1883
40	»	Col. St ^o Antonio, Hint. Picada	Albert Berndt	23. I. 1902
41	Bola-Wurfkugel	» Pic. Franceza	Alfred Fouchy	1. VIII. 1901
42	»	» Mittel-Picada	Ullrich	25. XII. 1901
43	Mörserkeule	» Pic. Franceza	Denis Capdebosq	1898
44	»	»	Emile Ribes	1889
45	1 Stück Schiefer und 1 Topfstein	» Hint. Picada	Albert Berndt	1901
46	Stein zum Topfglätten	Col. St ^a Silvana	Theodor Hardtke	1893
47	»	Col. St ^o Antonio, Hint. Picada	J. Douglas	1891
48	Runde Steine (Spiel- zeug)	Col. St ^a Silvana	Theodor Hardtke	1891
49	Fragment einer sogen. Streitaxt	Col. St ^o Antonio, Pic. Franceza	Emile Ribes	1887
50	Gerillter Stein	»	derselbe	1887
51	»	» Hint. Picada	Adolph Steinle	1901
52	»	»	Georg Douglas	1901
53	Farbreibstein mit Vertiefung	»	J. Douglas	1889
54	Gerillter Stein	Col. St ^a Silvana	Theodor Hardtke	1891
55	Kristall (Griff?)	»	derselbe	1892
56	Kristall-Signalpfeife	»	Karl Schild	1900
57	Kristall, Fragment eines Stäbchens	»	Theodor Hardtke	1890
58	Schmucksteinchen	Col. Baptista	August Paap	1895
59	Farbsteine	Col. St ^o Antonio, Hint. Picada	G. Douglas	1900
60	»	»	derselbe	1901
61	»	Col. Baptista	August Paap	1899
62	»	Col. Morro Redondo	Aug. Flath	1900
63	»	Col. St ^a Silvana	Karl Schild	23. V. 1902

Nr. korr.	Art	Fundort	Finder	Datum
64	Farbsteine	Col. St ^o Antonio, Pic. Franceza	August Capdebosq	1900
65	Seemuscheln	» Mittel-Picada	Luise Schiller	19. XI. 1900
66	»	» Hint. Picada	Douglas	14. I. 1902
67 b	»	Col. Baptista	August Paap	1900
67	»	Col. Manoel Dias	Fried. Seyffert	2. XII. 1901
68	Fischknochen	Col. St ^o Antonio, Hint. Picada	Douglas	1901
69	»	Col. Baptista	Aug. Paap	1900
70	Eisernes Beil	Col. St ^o Antonio, Abhang des » Tres Cerros «	Joaquim Pinheiro	1900
71	Eiserne Lanzen spitze	» Hint. Picada	Albert Berndt	21. II. 1901
72	Eisernes Beil	» Pic. Franceza	Pedro Jougard	1902

Über das natürliche Vorkommen von Nephrit in Brasilien.

Von H. von Ihering, Rio Grande do Sul (Brasilien).

Die sogenannte Nephrit-Frage ist in Europa von der Tagesordnung verschwunden, seit die Voraussetzung von Fischer, wonach Nephrit in Europa anstehend nicht gefunden würde, sich als irrig erwiesen hat. Entscheidend waren in diesem Sinne schon die von Rudolf Virchow auf dem Amerikanistenkongress zu Berlin erörterten Traubeschen Nephritfunde von Jordansmühle und anderen Örtlichkeiten in Schlesien. Im Laufe der folgenden Jahre wurden weitere ähnliche Funde gemacht, welche kürzlich von Dr. A. B. Meyer übersichtlich zusammengestellt und diskutiert wurden.¹⁾

Während somit für Europa das natürliche Vorkommen von Nephrit und die Verwendung desselben zu prähistorischen Artefakten ausser Frage gestellt wurde, blieb für Amerika und zumal für Südamerika die Annahme bestehen, dass einheimischer Nephrit und Jadeit fehle und die daraus gefertigten Altertümer aus Asien importiert seien. Diese Ansicht hat für Brasilien J. Barbosa Rodrigues mit Geschick in seinem Buche »O Muiraquitã e os idolos simbólicos, 2ª edição Rio de Janeiro 1899« vertreten. Auch in der neuen, erweiterten Auflage dieses Werkes, welche namentlich durch die Zugabe von Abbildungen an Wert gewonnen, hält Barbosa Rodrigues an dieser Auffassung fest.

Die im folgenden mitzuteilenden Tatsachen haben nun auch für Brasilien die Sachlage verändert. Das mir unterstellte Staats-

¹⁾ Meyer, A. B. Zur Nephritfrage (Neu-Guinea, Jordansmühle u. a., Alpen, Bibliographisches). Abhandlungen und Berichte des Königlichen Zoologischen und Anthropologisch-Ethnographischen Museums zu Dresden. Bd. X, Nr. 4. 1903.

museum von S. Paulo erwarb im vorigen Jahre eine schöne Suite von Nephritäxten aus Bahia und zugleich mit denselben einen rohen und einen halbbearbeiteten, als Schleifstein verwendeten Nephritblock. Diese Objekte wurden von Herrn Christovam Barreto bei Amargosa im Staate Bahia gesammelt. Herr Ch. Barreto, welcher mit Eifer der archäologischen Explorierung des Staates Bahia obliegt, hat mir darüber folgende Mitteilungen gemacht. Während in Feira de Sant Anna unter den gesammelten Steinäxten kaum 5 Prozent aus Nephrit bestanden, bilden dieselben die überwiegende Mehrheit unter den im Munizip von Amargosa gefundenen Steinäxten. Aus diesen und anderen ergänzenden Beobachtungen geht hervor, dass Nephritäxte im Staate Bahia nicht etwa gleichmässig verteilt vorkommen, sondern dass ihre Häufigkeit in der Umgebung von Amargosa und Baytinga eine rein lokale Erscheinung ist. Dass diese Objekte in der Gegend, wo sie gefunden werden, auch hergestellt wurden, geht unter anderem auch daraus hervor, dass auch unbearbeitete Nephritblöcke in dieser Gegend angetroffen werden. Ist daher auch das Gestein noch nicht anstehend nachgewiesen, so wird sich doch dieser Nachweis vermutlich leicht erbringen lassen, sobald ein erfahrener Mineraloge einmal dieses Gebiet exploriert.

Indem ich für weiteres auf einen Artikel von mir verweise, welcher in Band VI der Revista do Museu Paulista erscheinen wird, möchte ich hier nur noch hervorheben, dass auch in archäologischer Beziehung dieses Gebiet eine gründliche Erforschung lohnen würde. Es finden sich da in grösserer Anzahl Grabhügel, aus denen Herr Barreto nicht nur Nephritäxte entnahm, sondern auch mancherlei andere Objekte, von denen namentlich zwei Gruppen von besonderem Interesse sind. Zunächst tembetás oder Lippenzierrate aus blassblaugrünem Amazonit und einem ähnlichen quarzitartigen Steine und ferner irdene Cachimbos oder Pfeifenköpfe, welche ganz den in Rio Grande do Sul vorkommenden entsprechen. Ich habe hiernach die früher von mir ausgesprochene Meinung, wonach die Cachimbos in Brasilien als postkolumbische Artefakte anzusehen seien, aufgeben müssen. Es ist aber bemerkenswert, dass diese Cachimbosfunde nicht an der Küste, sondern weiter im Innern gemacht wurden, nahe an der zentralen Camposregion, dem sogenannten Sertão.

Ebenso steht es mit dem Staate Paraná, von wo mir ebenfalls Funde von Pfeifenköpfen im Innern des Landes neuerdings bekannt wurden. Mit der Abwesenheit der Cachimbos in der Küstenzone stehen im Einklang die Aussagen der alten Schriftsteller, welche übereinstimmend versichern, dass die Tupis gerollte Blätter, also Zigarren, rauchten. Wir haben uns hiernach vorzustellen, dass die Cachimbos von Stämmen herrühren, welche nicht der Tupifamilie angehörten, d. h. also von Tapuias.

In bezug auf das Vorkommen prähistorischer Nephritartefakte haben wir in Brasilien zwei Gebiete zu unterscheiden, das amazonische und das nordostbrasilianische. In ersterem werden keine aus Nephrit hergestellte Äxte angetroffen, dagegen jene mannigfaltigen amulettartigen Zierate aus Nephrit, welche man zumeist unter dem Namen Muiraquitã zusammenfasst, und welche den Gegenstand der monographischen Darstellung von Barbosa Rodrigues bilden. Das zweite obengenannte Gebiet scheint wesentlich auf die Staaten Bahia und Espirito Santo beschränkt zu sein. In letzterem Staate kommen Nephritäxte selten, in ersterem häufig vor, doch ist, wie schon oben bemerkt, die relativ grosse Häufigkeit von Nephritäxten bei Amargosa als eine mehr oder minder lokale Erscheinung anzusehen, bedingt durch das natürliche Vorkommen von Nephrit, sei es anstehend, sei es in isolierten, durch Verwitterung freigewordenen Blöcken. Im südlichen Brasilien findet man niemals Nephritobjekte und ebensowenig im argentinischen Pampasgebiete. In Bahia werden Muiraquitãs nicht gefunden, und hat sich die Verwendung des Nephrits auf die Herstellung polierter Äxte beschränkt, welche von den kleinsten Modellen an bis zu fussgrossen, 2 kg wiegenden Exemplaren sich vorfinden.

Es ist hiernach klar, dass diese Nephritäxte ebenso wie die mit ihnen zusammen vorkommenden Rohgeschiebe dem natürlichen Vorkommen des Nephrits ihren Ursprung verdanken, nicht aber einem etwaigen Import von weither.

Es wird hiernach sehr wahrscheinlich, dass auch im Amazonasgebiete das natürliche Vorkommen von Nephrit noch nachgewiesen werden wird.

Ich gebe im folgenden den Bericht über die mineralische Komposition der Artefakte und Rohgeschiebe aus Nephrit, welchen mir Herr Dr. E. Hussak, Sektionschef der Comissão

Geographica e Geologica in São Paulo zu übermitteln die Güte hatte. Demselben liegen zwei kleinere Äxte und ein Rohgeschiebe zugrunde, welche sich im Besitze des Herrn Dr. O. Derby, Chefs der obengenannten Comissão Geographica in São Paulo befinden, sodann verschiedene dem Museu Paulista gehörige Äxte nach Auswahl des Herrn Dr. Hussak und endlich ein Rohgeschiebeblock von 1600 g Gewicht, welchen mir Herr Christovam Baretto schenkte, und von welchem ich die eine Hälfte für das Museu Paulista, die andere für die anthropologischen Museen in Berlin und Dresden bestimmt habe. Leider hat die Zersägung des Blockes bisher nur unvollkommen gelingen wollen infolge der Anwendung von Schmirgel, doch steht zu hoffen, dass die Verwendung von Diamantsägen zu dem gewünschten Ziele führen wird. Im folgenden gebe ich nun den Bericht des Herrn Dr. Hussak:

»Die beiden untersuchten Rohnephritgeschiebe von über Mannsfaustgrösse zeigten schon makroskopisch einen Unterschied und ist:

das erste Rohgeschiebe (Dr. Derbys) von hellgrüner Farbe auf frischem Bruche und von deutlich grobkörniger Struktur, mit zahlreichen ockerroten Eisenoxydhydratflocken besät.

Das zweite Rohnephritstück aus dem Museu Paulista gleicht im frischen Bruche vollständig den Rohnephriten von Neuseeland und Jordansmühle, die ich aus eigener Anschauung kenne. Die körnige Struktur ist in diesem Stücke nur zum kleinsten Teile noch mit der Lupe nachweisbar; das Gemenge ist ein sehr fein- und verworrenfaseriges. Eisenhydroxydflecke sind fast ganz verschwunden, und die Farbe ist eine viel satter grüne.

Das Steinbeil Dr. Derbys zeigte auf frischem Bruche eine mit dem zuerst erwähnten körnigen Rohnephritgeschiebe vollständige Übereinstimmung in der Struktur.

Ausser diesen erhielt ich noch drei weitere kleine Proben von bearbeiteten Nephritstücken, Steinbeilen aus der Sammlung des Museu Paulista, die sehr schön den Übergang von grünem Nephrit durch fortschreitende Zersetzung (Auslaugung des Eisengehaltes) in ein weisses steatit- resp. steinmarkähnliches Mineral zeigen. Diese Zersetzungserscheinungen sind aber nur auf die Oberfläche der Steinbeile, ca. 1 cm hinein, beschränkt.

Diese Stücke sind hier als M. P. Nr. 558, 563 und 564 be-

zeichnet. Nr. 558 ist ein ca. 20 cm langes schmales Beil, das zum Teil noch aus frischem feinfaserigem, kantendurchscheinendem und hellgrünem Nephrit besteht, zum Teil aus einer weissen, undurchsichtigen dichten Substanz zusammengesetzt ist.

Nr. 563: kleines Beil, ganz weiss, in feinsten Splintern nicht mehr kantendurchscheinend, jedoch zum Teil noch mit deutlicher körniger Struktur.

Nr. 564: kleines weisses, steinmarkähnliches Beil von dichter Struktur, ohne jedwede Faser- oder Körnerstruktur.

Schon die makroskopische Untersuchung ergab:

1. Übergänge von einem körnigstruierten Nephrit in einen feinfaserigen, verworrenstrahligen.

2. Übergänge dieses hellgrünen, faserigen Nephrits in ein dichtes weisses, steinmarkähnliches Mineral.

Die mikroskopische Untersuchung aller der erwähnten Varietäten, sei es von Rohgeschieben oder von Steinbeilen, zeigte eine vollständige Übereinstimmung in der mineralischen Zusammensetzung, und auch die chemische Konstitution aller dieser ist eine gleiche, den normalen Nephriten anderer Fundorte entsprechende.

Am deutlichsten ist die körnige Struktur in den zwei Stücken aus der Sammlung Dr. Derbys zu beobachten.

Dünnschliffe von Stücken des Steinbeils erscheinen wie aus zweierlei hellgrünen, im Schliffe farblosen Silikatkörnern zusammengesetzt, die beide in dasselbe feinfaserige, divergentstrahlige Aggregat von Amphibolfasern umgewandelt werden, von denen aber das eine dieser Umwandlung widerstandsfähiger war und noch in Körnerform zurückblieb.

Trotzdem konnte als ursprüngliches Mineral des Gesteins nur Amphibol von sehr hellgrüner Farbe (ein Aktinolith) unter dem Mikroskop nachgewiesen werden, auch in frischen Resten noch mit deutlicher Spaltbarkeit und den optischen Eigenschaften eines monoklinen Amphibols, und kein Pyroxen.

Die Konturen der einzelnen, noch ziemlich frisch erhaltenen Silikatkörner, Amphibol und Pyroxen (?), sind durch kranzartig angereihte winzige graue Körnchen (ähnlich denen zersetzter Pyroxene in stark veränderten, amphibolitisierten Diabasen) mar-

kiert, während das Silikat Korn selbst in feinfaserigen, hellgrünen Amphibol umgewandelt ist. Die Körner liegen gleichsam wie in einer Grundmasse, in einem verworrenfaserigen Aggregate dünnster Amphibolnadelchen.

Akzessorisch kommen in diesen Nephriten nicht selten ganz zu Eisenhydroxyd umgewandelte unregelmässige Erzkörner (wohl von Magnesit) und auch rundliche, frische, weisse Körner von Apatit vor.

Mit diesem körnigstruierten Nephrit stimmt auch vollständig das über faustgrosse Rohgeschiebe (Derbys) überein, nur dass in selbem die faserige Umwandlung schon weiter fortgeschritten ist und die körnige Struktur sich deshalb mehr verliert.

Von diesem Nephritgeschiebe wurde auch eine chemisch-quantitative Analyse ausgeführt, die eine vollständige Übereinstimmung mit der der typischen Nephrite anderer Fundorte ergab.

Es wurde folgende Zusammensetzung gefunden:

SiO ₂	54,76	°/o
M ₂ O ₃	4,08	„
FeO	1,80	„
CaO	14,31	„
MgO	21,26	„
P ₂ O ₅	0,40	„
H ₂ O	3,72	„
	<hr/>	
	100,33	°/o

Das andere Rohnephritgeschiebe (Museu Paulista) hingegen hat eine tiefergrüne Farbe und bei weitem ausgesprochenere Faserstruktur. Schon makroskopisch gleicht dieses Stück überaus den Neuseelandnephriten, und auch in der Mikrostruktur zeigt sich nur insofern ein Unterschied von diesen, dass im brasilianischen Nephrit die Amphibolfäserchen viel kleiner und zarter sind als in denen von Neuseeland und Jordansmühle.

Ferner ist immer Apatit als akzessorischer Gemengteil im brasilianischen Nephrit, wenn auch nicht als sehr häufig, zu beobachten, während Eisenerzkörner nur in den noch körnigstruierten Gesteinstücken erscheinen.

Die körnige Struktur ist in diesem Geschiebe fast gar nicht mehr sichtbar, und nur vereinzelt lassen sich im Schlicke noch einzelne Körnergrenzen der total faserig umgewandelten, amphi-

bolitisierten Silikatkörner nachweisen. Ganz verschwunden ist endlich jede körnige Struktur in den drei letzterwähnten Steinbeilen (Museu Paulista), die zugleich eine Entfärbung zeigen und Übergänge reinweisser, dichter, kantenundurchscheinender, steinmarkähnlicher Nephrite zeigen. Diese bestehen aus einem sehr fein- und kurzfasrigen Filz von Amphibolfasern, in dem nicht selten noch Reste eines ganz farblosen Amphibols (Tremoliths) eingesprengt liegen.

Auch in diesen weissen Nephriten erscheint der Apatit wieder als akzessorischer Gemengteil, während die Eisenerze ganz verschwunden sind und auch der Eisengehalt der wohl ursprünglich hellgrünen Amphibolfasern ganz ausgelaugt zu sein scheint.

Mitunter erscheinen hier auch die Amphibolfäserchen zu schönen sphärolitischen Gebilden vereint.

Von Resten eines Pyroxenminerals ist auch hier nichts zu sehen. Um zu bestimmen, ob diese weissen Nephrite sich von den grünen in der chemischen Zusammensetzung unterscheiden, wurde an dem spärlichen Material eine Analyse ausgeführt, die ergab:

SiO ₂	57.51	%
M ₂ O ₃ und		
Spuren Fe ₂ O ₃	3.11	„
CaO	14.65	„
MgO	21.80	„
H ₂ O	3.39	„
Summe	100.46	%

Hieraus erfolgt, dass bei der Bildung der weissen Nephrite keine grössere Wasseraufnahme erfolgte, sondern nur eine Bleichung des Gesteins durch Fortführung des Eisengehaltes.

Von besonderem Interesse ist dieser Fundort der zahlreichen Nephritartefakte wegen der mitvorkommenden Rohgeschiebe, wodurch es als sehr wahrscheinlich erscheint, dass Nephrit in der Nähe von Baytinga resp. Amargosa im kristallinen Küstengebirge Bahias anstehend ist.

Hinsichtlich der Bildung des Nephrits neige ich mich nach

dem mikroskopischen Studium obiger brasilianischen Vorkommen der Ansicht zu, dass der Nephrit ein sekundäres Mineral ist, eine sekundäre Faserhornblende, ähnlich wie die faserige Hornblende in vielen zersetzten Diabasen Gabbros, Pyroxeniten und anderes gebildet. Arzruni nahm bekanntlich für einzelne Nephrite auch eine primäre Bildung an, in den brasilianischen ist aber deutlich die Bildung der Nephritfasern aus einem grobkörnigen Amphibolgemenge nachweisbar.

Zweifelhaft bleibt es noch, ob auch ursprünglich neben Amphibol ein Pyroxen den Hauptgemengteilen des Muttergesteins, das zu Nephrit umgewandelt wurde, zuzurechnen ist.

Ferner erscheint es, nach Traubes Funden von Nephrit im Serpentin von Jordansmühle, auch als sehr wahrscheinlich, dass das Muttergestein des Nephrits nur kleinere kugelige magmatische Sekretionen in einem Olivingestein oder Pyroxenit (Webskyit) bildete, und müsste bei der geplanten Aufsuchung des anstehenden Nephrits in Baytinga besonders hierauf Rücksicht genommen werden.

Durch die vorliegenden Untersuchungen ist die archäologische und mineralogische Bedeutung der Bahianer Nephritfunde in ziemlich erschöpfender Weise klargestellt worden. In bezug auf die Muiraquitás stimmen im allgemeinen meine Erfahrungen mit jenen von Barboza Rodrigues überein, nur einige Ergänzungen mögen hier noch Platz finden. Das Museu Paulista ist im Laufe der letzten Jahre in den Besitz zweier ausgezeichnet schöner Muiraquitás gelangt, welche aus dem Staate Pará stammen und aus Steatit bestehen. Sie entsprechen ganz dem batrachiiformen Muiraquitâ, welchen Barboza Rodrigues (l. c. Vol. I, T. III, Abb. 1a—c) abbildet. Sie bestehen also aus einem relativ weichen, leicht zu bearbeitenden Material. Das gleiche gilt für einen anderen Muiraquitâ des Museu Paulista, welchen B. Rodrigues ebendasselbst, Band II, p. 231—234, unter der Bezeichnung eines falschen Muiraquitâ abgebildet und beschrieben hat. Der Verfasser geht dabei von der Voraussetzung aus, dass es sich nicht um ein natürliches Mineral handle, sondern um eine künstliche, lackähnliche Masse. Hierin liegt jedoch ein Irrtum vor, indem nach Mitteilung des Herrn Dr. O. A. Derby das Artefakt aus Jet besteht, einem auch in Europa gern zur Herstellung von Schmuckgegenständen verwendeten

Mineral, welches an verschiedenen Stellen der brasilianischen Küstenzone angetroffen wird.

Es ergibt sich hiernach für Brasilien die Existenz von zwei verschiedenen Gebieten von Nephritvorkommnissen, von denen das eine dem Amazonasgebiete, namentlich dem unteren, entspricht und die als Amulette zum Umhängen bestimmten Muiraquitás liefert, aber keine Nephritäxte, während das zweite, die Staaten Bahia und Espirito Santo umfassende Gebiet Nephritäxte, aber keine Muiraquitás liefert. Die grünen Steine, welche in demselben Gebiete zu Lippenzieraten verarbeitet wurden, bestehen aus grünem Quarzit, Beryll und Amazonit. Hiermit wäre die archäologische Bedeutung des Nephrits mit Bezug auf Brasilien scharf bezeichnet.



Die Reste der Urbevölkerung (Indios bravos) in der kolumbischen Westkordillere nach eigenen Beobachtungen im Jahre 1896.

Von Prof. Dr. Fritz Regel, Würzburg.

Bei dem überaus reichhaltigen Inhalt des heutigen Vortragsprogrammes ist die Beschränkung auf einige kurze Mitteilungen dringend geboten, die mehr den Charakter einer Anregung tragen sollen zu einer genaueren Erforschung der Indianer des westlichen Kolumbiens durch einen Fachethnographen.

Gelegentlich einer 1896/1897 ausgeführten geographischen Forschungsreise in das Bergland von Antioquia kam ich bei zwei Vorstössen nach dem Westen mit Resten der Urbevölkerung in Berührung, die eine gründlichere Untersuchung gewiss verlohnen würden, wenn ihre Stammesgenossen weiter im Westen (im Atratogebiet) in den Bereich dieser Untersuchung gezogen werden könnten.

Zur Orientierung sei bemerkt, dass in der Republik Kolumbien, einem Gebiete von mehr als der doppelten Grösse Deutschlands (auch nach Abzug des nunmehr selbständig gewordenen Staates Panamá), nur gegen 4 Millionen Menschen wohnen, also noch nicht einmal die doppelte Zahl der Bewohner des Königreichs Württemberg; von denselben sollen 50% Weisse und 50% Farbige (etwa 40% Indianer und 10% Neger und Mulatten) sein, doch ist hierbei der Begriff der »weissen Rasse« sehr weit gefasst, denn in Wirklichkeit ist die Zahl der Mischlinge von Weissen und Indianern eine sehr grosse.

Die meisten Indianer, besonders diejenigen des östlichen Hochlandes sind bekanntlich längst zivilisiert, d. h. sie sind

Christen geworden, sprechen spanisch und haben einiges von der spanischen Kultur angenommen. »*Indios bravos*,« wilde Indianer, gibt es zurzeit nur noch in den ausgedehnten östlichen Niederungen der Llanos, ferner in einigen Teilen der Ostkordillere (wie z. B. die Motilones), in der Sierra Nevada de Santa Marta (die Arhuacos), auf der Halbinsel Goajira (die Goajiros), sowie im Westen von Kolumbien. Nur von den letzteren habe ich die am weitesten nach O. vorgeschobenen Vertreter aus eigener Anschauung kennen gelernt.

Wie manchen von ihnen, meine Damen und Herren, aus Vorträgen und literarischen Mitteilungen bekannt sein wird, machte ich von Medellin, der Hauptstadt des Departamento Antioquia, im Winter 1896/1897 nach allen Richtungen eine Anzahl kleinerer und grösserer Reisen, um dieses Gebiet von der dreifachen Grösse Württembergs und einer Bewohnerzahl von etwa 400 000 Seelen tunlichst kennen zu lernen. Auf diesen Reisen kam ich im Oktober 1896 mit den bei Andes im SW. von Antioquia angesiedelten Indianern und im November mit zahlreicheren am Rio Sucio und seinen Nebenflüssen wohnenden Indianern im SW. dieser Departamentos in nähere Berührung.

Die Westkordillere von Kolumbien ist die direkte Fortsetzung der Cordillera occidental von Ecuador, während die Cordillera oriental des letzteren Staates sich in Kolumbien als Zentralkordillere in das Bergland von Antioquia auflöst, und die Ostkordillere von Kolumbien als ein ziemlich selbständiges Glied des Andensystems am sogenannten Gebirgsknoten von Pasto sich von letzterem absondert.

Sobald man nun den Bereich der Zentralkordillere verlässt und über den Cauca vordringt, bemerkt man eine zunehmende Mischung von Weissen und Indianern im Gesamthabitus der Bewohner, indem die breiten Schichten der weissen Bevölkerung immer indianerähnlicher werden; unvermischte Indianer jedoch trifft man, wie gesagt, nur bei Andes im Südwesten und um Frontino im Nordwesten von Antioquia.

1. Andes ist ein aufblühender Ort, die Hauptstadt eines durch Goldbergbau wichtigen Distriktes. Hier sieht man sonntags auf dem stark besuchten Markte einzelne Indianer mit 3 m. langen Blasrohren; am Hals tragen dieselben Perlenketten, sowie ein Beutelchen, um den Leib einen hübschen, mit Perlen besetzten

Gurt, der für gewöhnlich jedoch von dem übergeworfenen Tuchponcho verdeckt wird. Ich suchte diese Indios sodann auch in der ihnen von der Regierung angewiesenen, nach Jardin zu gelegenen Reservation (resguardo) auf und fand durchweg sehr friedfertige, harmlose Leute, die etwas Anbau von Mais, Bananen u. s. w. betreiben, jedoch dem Tabak- und Branntweingenuss sehr fröhnen und an Zahl hier mehr und mehr zurückgehen. In der Hütte ihres Anführers war der Hauptraum etwas über dem Boden erhöht; über demselben befand sich noch ein Vorratsraum. Weiter nach Westen, in den Vorbergen der Westkordillere, sah ich keine Indianer mehr; die letztere ragt hier mauerartig bis über 3000 m Meereshöhe auf und ist mit Ausnahme der steilsten Hänge mit üppiger Vegetation so stark bedeckt, dass ich hier während der Regenzeit nicht über dieselbe gelangen konnte, sondern mich nach Süden zu über einen Nebenast derselben nach Rio Sucio wandte. Jenseits dieser grossartigen Gebirgsmauer sitzen an den Quellen des Atrato und auf der Wasserscheide desselben gegen Rio San Juan nach der Angabe von Perez die Chocoës-Indianer, zu denen die geringen Reste bei Andes offenbar gehören.

2. Im November lernte ich sodann weitere Vertreter der Urbevölkerung in der Gegend von Frontino kennen. Es ist dies jener Bezirk, in den die Spanier von San Sebastian kommend, nach Überschreitung der 'Sierra de Abibe' zuerst eindrangen und auch alsbald eine Stadt gründeten, die jedoch bald näher an den Cauca, nach Antioquia, verlegt wurde. Nach diesem ersten Stützpunkt wurde sodann das ganze Land benannt, dessen heutige Hauptstadt das lebhaft aufblühende Medellin ist. Die Gegend um Frontino war, wie das ganze mittlere Caucagebiet, in jener Periode der Conquista stark von Indianern besetzt, worauf die zahlreichen Gräberfunde, sowie der Bericht von Cleça de Leon hinweisen, der die Eroberer Cesar, Badillo, J. Robledo, Belalcazar als Soldat begleitet und sorgfältige Aufzeichnungen über seine langjährigen Beobachtungen hinterlassen hat, die eine erste Landeskunde dieser Teile von Kolumbien bilden. Heute kommen die Vertreter der Urbevölkerung ostwärts bis nach Frontino vom Rio Sucio, Rio Verde, Rio Musinga u. s. w.; am Rio Sucio abwärts werden sie um Dabeiba bereits zahlreicher und haben ihr Hauptgebiet im Westen von letzterem Ort wie

von Urrao gegen den Atrato hin Es sind ziemlich scheue, in kleinen Gruppen zusammenlebende Leute, die jenen von Andes sehr ähnlich sind, jedoch einen ursprünglicheren Eindruck machen (einige in Frontino und Umgegend aufgenommene Typen derselben waren ausgestellt; das ihnen entstammende ethnographische Material wurde von mir der Ethnographischen Sammlung in Jena übergeben). Alle Indianer verstehen und sprechen etwas Spanisch, haben jedoch ihre Sprache bewahrt; Proben hat Dr. Uribe Angal in seinem Werke über Antioquia zusammengestellt, doch sind diese Angaben noch sehr der Ergänzung bedürftig.

Die künftige Forschung wird am Atrato einzusetzen haben, dem besten Zugangswege zum Westen von Kolumbien. Hier ist infolge der übermächtigen Vegetation erst wenig Kultur, doch dürfte es nicht allzu schwierig sein, zu den Hauptsitzen der Indianer vorzudringen, da der Atrato weit hinauf schiffbar ist. Die Beziehungen zu den Küstenindianern von Ecuador einerseits, zu denen des Isthmus von Darien andererseits aufzuhellen, wäre eine dankbare Aufgabe für einen künftigen ethnographischen Forschungsreisenden.

The Megalithic Age in Peru.

By Sir Clements Markham, London.

1. Origin of Peruvian civilization derived from the Tiahuanacu builders.

The great builders, near Lake Titicaca, preceded the Incas by many generations, and we must look to them for the origin of Peruvian civilization. Our information is vague and limited, consisting of traditions preserved by the early Spanith writers and the silent testimony of ruins.

2. Earliest indications of man in S. America.

In seeking for the very earliest indications of man in South America, no actual bones have been found earlier than a time when maize and cotton were already cultivated. Modesto Basadre tells us of an ancient mummy found in Tarapaca in 1874, below the *chucu* stratum of gypsum and sand, but it was accompanied by cotton cord and wool, and maize cobs. Its age was probably not greater than that of the Tiahuanacu ruins. Yet there are reasons for the belief that man, in South America, was coeval with some of the extinct mammals, for bone and stone implements have been found associated with them. One argument against the original home of North American glacial man having been in the new world, is based on the fact that there are no anthropoid apes; but the discovery of certain simian forms in the American tertiary formations makes it probable that anthropoid forms once existed there. The most likely conclusion appears to be that the antiquity of man in North America is much greater than the time where the erosion of the Niagara gorge commenced, 22000 years ago, and that

it reaches into a past for which no time measure has been found. The same conclusion is justified as regards South America. Man seems to have existed there, with some extinct mammals, before the Andes had risen to their present height.

3. *Agriculture from a remote period.*

The Andean people had made advances in agriculture and in the domestication of animals from a very remote period. Maize had been brought to a high state of cultivation, yielding harvests with the largest known cobs, and of several colours. This must have the result of careful and systematic cultivation during many centuries; commencing at so remote a time that, I believe, it is not even certainly known from what wild plant the original maize was derived. The wild potatoe is known. It is a small tube which scarcely increased in size after a century of careful cultivation. Yet the Andean people, after many centuries of such cultivation, produced excellent potatoes of many kinds for which they had names. The same may be said of the *oca* and *quinua* crops, of their cotton crops, and above all of the *coca* plantations in the montaña. I never heard of wild coca. The agricultural achievements of pre-historic Andean man are evidence of his vast antiquity as an intelligent being.

4. *Domestication of animals.*

The domestication of the *llama* and *alpaca* furnishes corroborative evidence of the immense antiquity of the Andean people as farmers and cultivators. There is no wild llama. The *huanacu* is a different animal. It must have been many centuries before the llama became completely domesticated, carrying burdens, yielding its wool for clothing and its flesh for food. Individuals are of various colours as is usual with domesticated animals, while the wild huanacus have fleeces always of the same colour. The domestication of the alpaca must have taken an equally long period, and even greater skill and care. There is no wild alpaca; and the tame animal is dependent on man for the performance of almost all its functions. It must have taken ages to bring the silken fleeces to such perfection. Originally the alpaca may have been derived from

the wild *vicuña* but no two animals of the same genus can now appear more different: — the vicuña wild, shy, active and graceful; the alpaca weighed down with its heavy fleece, slow in its motions, tame, and dependent. Such changes, the results of patient cultivation and watchful training, must have been the work of many centuries.

5. *Megalithic period.*

The people had attained to this stage of civilization when the megalithic period saw the development of a still higher and more completely organized system. The buildings at *Tiahuanacu* indicate, with some certainty, a number of facts. The first and most important is that there must have been a dense population for working quarries, moving and placing the cyclopean monoliths, and for cultivating and providing the workers with food.

6. *Whence the megalithic builders came.*

Whence came these people who formed what may be called the ancient megalithic empire? The answer must be sought for in tradition. The later developments of the language cannot help us. Their most archaic forms are modern compared with the speech of the megalithic builders. Doubtless there was a large indigenous population; but the civilizing appears to have originally come from the south. I am quite in agreement with those who hold, with the late Dr. Brinton, that the culture of the American race is an indigenous growth, wholly self-developed, and owing none of its germs to any other race. There were movements among the Andean tribes, gradual progress extending over vast periods of time, but no outside influences of any kind. As regards the megalithic empire, the regions to the south of Peru, Charcas and Tucuman, and countries far beyond the southern tropic, were the sources of its population. The traditions point in that direction. Cieza de Leon, the earliest writer to collect them, tells us that their leader came from the south. Montesinos records arrivals from Tucuman, Santa Cruz Salcamayhua says that all the nations of Peru came from the south, and settled in the various regions as they advanced. Molina has a similar tradition. Betanzos

makes the civilizers advance from the south. The cave myth, which was the family myth of the Incas — the Paccari-tampu (home of down) also points to the south. On this point there is practical unanimity. The great population, of the existence of which the Tiahuanacu buildings bear evidence, represents a series of movements from the regions to the south.

7. Antiquity of the Tiahuanacu ruins.

These movements, and the civilization which followed; must date from very remote times. It is quite clear that, in the days of the Incas, the ruins of *Tiahuanacu* were very much in the same condition as they are now. For centuries they had been a quarry, for less instructed and less expert builders. Acosta, who took measurements of the stones, speaks of them as the ruins of very ancient buildings. Cieza de Leon mentions two gigantic statues which were much weathered and showed marks of great antiquity. An old schoolfellow of Garcilasso de la Vega, named Alcobasa, described the ruins as very ancient. We arrive at the conclusion that the megalithic builders were a people who came from the south, at a period which was very remote, even in the time of the Incas.

8. Movement of monoliths.

The remains of the buildings tell us something, of the advances that had been made in civilization by these very ancient builders. The movement and the placing of such enormous stones point to an organized and probably a despotic government, to a dense population, and consequently to large areas under cultivation, with arrangements for the conveyance of supplies from various directions. There must have been an organization combining skill and intelligence, with power and administrative ability. The movement, from a distance, of stones one of which is 36 foot long \times 7, weighing 170 tons, another $26 \times 16 \times 6$, bear their testimony to this. Apart from the monoliths of ancient Egypt, these Tiahuanacu stones are the largest in the world that have been used for building.

9. Excellence of workmanship.

The point next in interest to the great size of the stones, is the excellence of the workmanship. The lines are accurately

straight, the angles square, the surface level. The upright monoliths have mortises and projecting ledges to retain the horizontal slabs in their places which completed the wall, as Mr. Squier suggests. The sculptures are complicated and at the same time well arranged, and the ornamentation of serpents and bird headed sceptres is accurately designed and executed. All this shows remarkable skill on the part of the masons. Not less striking are the fragments lying about, such as the angle joints of a stone conduit; a window of careful workmanship, with nine apertures, all in one piece, and numerous mouldings and niches. These exemples prove the very advanced stage which the megalithic builders had reached in architectural art.

10. *Sculptured figures.*

The famous sculptured composition over the monolithic doorway shows this civilization in another phase, apart from any merit in the design. There are three rows of figures, one row with heads of birds, two rows with men's heads, all crowned and holding sceptres, and all kneeling on one knee to a central figure covered with emblematic designs, over a richly ornamented throne. The monolithic doorway has been so often carefully described that it is unnecessary to enter into further details. The composition proves that these people had great ideas, which they were capable of recording by symbolic representation which is as striking as it is original.

11. *Extent of the ancient empire shown by cyclopean ruins.*

Tiahuanacu is a modern name. Here undoubtedly was the centre of the megalithic empire, and we can only trace its extent conjecturally by the appearance of the similar use of immense stones in building. The cromlechs met with in the descent from *Umapampa* to *Charasoni* may be referred to the megalithic period. They are formed of four slabs 5 foot high, worked up and joined in a way worthy of the workmanship at *Tiahuanacu*. A fifth slab forms the roof. On a height near *Acora*, on the west side of lake Titicaca, there is another cromlech. The cromlechs are quite different from, and much more ancient than the sepulchral towers at *Sillustani* and other places in the basin of lake Titicaca, called *chulpas*. These only date from the Inca period, though peculiar to the *Colla* people.

There are some structures for defensive purposes which are to be attributed to the very early megalithic people. The famous fortress at *Cuzco*, on the *Sacsahuaman* hill, is the most notable. It is true that Garcilasso de la Vega claims the fortress for the Incas, and even gives the names of the builders of three towers. But these towers were subsequent additions and have long since disappeared. The huge stones of the fortress itself were erected many centuries before the rise of the Incas, in remote antiquity. The massive structure in the Calle del Triunfo at Cuzco may also be attributed to the early period. There are some parts of the wonderful buildings at *Ollantay-tampu* which are referable to megalithic times, and formed the nucleus of the later Incasial structures: Farther north, in the department of Ancachs, a carved stone was found by Raimondi which resembled those at Tiahuanacu. At *Chavin*, and as far north as *Quecap* in Chachapoyas, there are vast edifices of great antiquity.

Guided by the existence of megalithic ruins, and by tradition, we are led to the tentative conclusion that the ancient empire extended its sway over the Andean regions from Tucuman to Chachapoyas, with Tiahuanacu as its centre of rule and of thought. The old empire passed away, and many centuries appear to have intervened of which we know next to nothing. Montesinos gives a long list of rulers of an „*Amauta*“ dynasty. Then the Inca rule arose. The later civilizers must have derived much, as an inheritance, from the great builders.

12. *Language.*

The language of the megalithic people would be handed down, and the so-called Quichua and Aymara dialects must be forms of it. With the language came a vague tradition of a deity or a great man having been the origin of the Inca race, on the stones of lake Titicaca.

13. *Titicaca myth.*

This *Titicaca* myth was related by the Incas, in varied forms, to the early Spanish writers. Garcilasso de la Vega tells how a man appeared at Tiahuanacu, who divided the world among four kings. Cieza de Leon relates the story of a very

powerful man of great stature who came from the south, and whose name was *Ticci Viracocha*. He adds that the great stones at Tiahuanacu are believed to belong to that time. Molina describes the creation of man at Tiahuanacu, and how chiefs were sent forth by their creator, to rule certain regions. The sculptured composition on the monolithic doorway might well be intended to commemorate this event. Betanzos tells us that the creator, whose name was *Con-Ticci-Viracocha*, rose out of the lake, and he corroborates Molina's story about the despatch of chiefs to various regions. Salcamayhua mentions a man named *Tonapa* who taught the people with much love. The anonymous Jesuit, whose narrative is valuable, also refers to the creator as „*Illi teci*“ (light eternal), and „*Viracocha*“ (the vast-god of Pirua). Montesinos, Balboa, Acosta, and Santillana, do not mention the Titicaca myth.

14. *Names of the deity.*

The memory of the megalithic civilization was preserved in the Titicaca myth, and in the names for the deity. Betanzos, who is a very reliable authority, gives the name *Con*, which Lopez suggests to be the cult of the setting sun. The name „*illa*“ is from „*illanti*“ (to shine) and may mean light. „*Ticci*“ or „*Ticsi*“ is the base or foundation — »*principium rerum sine principio*« — according to the anonymous Jesuit. „*Viracocha*“, according to the same authority, means the »great god of Pirua«, and Montesinos confirms him with regard to „*Vira*“ being a corruption of „*Pirua*“ a word the first meaning of which is a granary or depository. The meaning of „*cocha*“ is a lake or expanse of water, and as applied to the deity it may be an abyss, profundity, or space. »Dweller in space.« *Viracocha* was the supreme creator of the universe; possibly represented in the centre of the sculptured composition on the monolithic doorway at Tiahuanacu. The meaning of the word has been exhaustively discussed by Don Leonardo Villar (*Lima 1887*).

15. *Recapitulation.*

To recapitulate — the builders of the wonderful edifices at Tiahuanacu, which have been in ruins during many centuries, were far advanced in all the arts connected with architecture,

and they had ideas and beliefs which they recorded by means of symbolic sculpture. The movement of great stones shows that they had unlimited command of labour, pointing to a dense population in well organized communities; necessitating large supplies of food. Megalithic remains in other parts of Peru lead to the conjecture that the Tiahuanacu builders ruled over a vast empire at a very remote time. That empire broke up in the course of ages, and many centuries elapsed before the rise of the Incas. Besides the silent evidence of ruins, the Incas preserved the tradition embodied in the Titicaca myths, and the names of the deity and his attributes, as well, probably, as some religious ideas. These were the only memories of that far distant civilization.

16. Difficulty from great elevation of Tiahuanacu.

There is one great difficulty which needs elucidation. It appears strange that such edifices as those of Tiahuanacu should have been erected on a site where no corn can ripen, and where the climate is so rigorous. In latitude 16.22' S. Tiahuanacu is 4000 m (12930 ft) above the level of the sea. The country cannot sustain a dense population. There are two alternatives: either daily food must have been brought from a distance, which is scarcely credible for a period of such duration, or the country was not then at that elevation.

17. Possible solution.

There was a state of things in very later geological times when the Andes, in this latitude, had not risen to such a height as it has now attained. In the deserts of *Tarapaca*, imbedded in the sides of ravines, there are numerous skeletons of gigantic ant eaters, animals whose habitat is in dense forests. When they lived, the deserts in which their bones are found, must have been covered with trees. For such a condition of things the winds, coming from the Atlantic, were not wrung dry in passing over the lofty peaks of the Andes, as is now the case. These winds must have carried their moisture across the slowly rising mountains, and have deposited it on the strip of coast line which is now an arid desert, producing arboreal vegetation and the means of supporting the gigantic ant eaters. As the

mountains rose, the wind ceased to carry moisture beyond them, the coast forests disappeared, and the large animals perished. While forests existed on the coast, the site of Tiahuanacu was two or three thousand foot lower than it is now, and maize would ripen in the surrounding country. The buildings, now several miles from the lake, were then on its banks. If the megalithic builders were flourishing in that distant epoch, before the height of the Andean peaks had converted the coast into a desert; then the climate was much less severe and corn could ripen at their doors. If this is deemed impossible, the difficulty remains in force.

The successful overcoming of such a difficulty, must give us a still higher idea of the civilization of the megalithic period. It implies arrangements for transit of a complicated character whereby edifices at such a height above the sea, and a dense population surrounding them, could regularly be supplied with the products of milder climates.

18. Concluding remarks.

The subject is one of great interest, and will repay further and closer investigation: I would venture strongly to recommend that the Andean phases of civilization should be studied separately both as regards different periods and different races. Next to the megalithic period would come that of the ›Amautas‹ and the tribes which contended for mastery with the Incas. The system established by the Incas themselves has not yet been exhaustively treated, though the materials are at our hands, especially at the hands of those who have access to German libraries and museums. Another field for research of the greatest interest is included in the language and traditions of the civilized coast people of Peru, illustrated by the investigations of Stuebel, Squier and others. In this Peruvian field alone there still remains a vast amount of work to be done.

Fouilles de la mission scientifique française à Tiahuanaco. Ses recherches archéologiques et ethnographiques en Bolivie, au Chili et dans la République Argentine.

Par le comte G. de Créqui-Montfort, Paris.

Invité à faire partie du XIV^e Congrès International des Américanistes, j'avais eu tout d'abord l'intention de lui rendre compte uniquement des fouilles que la Mission Scientifique a effectuées à Tiahuanaco. M. le Professeur von den Steinen ayant bien voulu me signaler l'intérêt que présenterait un aperçu général des recherches ethnographiques et archéologiques que nous avons faites sur le haut-plateau sud-américain, et bien qu'un rapport très hâtif et sommaire sur les travaux de la Mission ait déjà été publié pour prendre date¹⁾ je ferai suivre ma présente communication sur Tiahuanaco d'une énumération de nos recherches concernant les peuples qui, dans les temps de la préhistoire sud-américaine, ont habité les régions que nous avons parcourues ainsi que ceux qui les habitent encore de nos jours.

Tiahuanaco.

Tiahuanaco, reconnue depuis longtemps comme étant pour l'archéologue le lieu peut-être le plus intéressant de tout le haut pays, n'avait jusqu'à présent été l'objet d'aucune étude de longue durée. Pour citer quelques exemples, d'Orbigny n'y a séjourné que trois jours; de Castelnau, un jour, de même que von Tschudi; enfin Georges Squier et Stübel, huit et neuf jours.

¹⁾ Rapport sur une Mission Scientifique en Amérique du Sud par M. G. de Créqui Montfort et M. E. Sénéchal de la Grange. (*Nouvelles Archives des Missions Scientifiques* T. XII, p. 81—129), Paris 1904.

Dans sa très belle monographie, en collaboration avec M. Uhle, A. Stübel déclarant avec mélancolie qu'ils n'avaient fait qu'inventorier les ruines de Tiahuanaco et grouper les textes de la littérature spéciale les concernant, exprimait le désir de voir une mission scientifique faire de Tiahuanaco l'objet d'une étude aussi méthodique et complète que possible.

J'avais assigné à notre Mission un programme trop vaste à remplir dans un délai trop restreint, pour qu'elle pût consacrer à Tiahuanaco tout le temps nécessaire à cette étude. Et en effet, la Mission n'y séjourna d'abord que du 9 au 13 Août 1903. Elle y constata une fois de plus le vandalisme inconscient des habitants qui, non contents de continuer l'œuvre de destruction partielle, avaient transformé le Cerro Akkapana en carrière et en utilisaient les matériaux pour la construction de la ligne de chemin de fer de Huaqui à La Paz. A. de Mortillet, avec l'aide d'autres membres de la Mission, n'a pu que prendre à nouveau, dans ce court espace de temps, un grand nombre de photographies des différentes parties des ruines et dresser de celles-ci un plan général.

Notre intervention auprès de M. le Général Pando, Président de la République de Bolivie, et de MM. les Membres du Gouvernement Bolivien ayant réussi à faire cesser les regrettables travaux de destruction auxquels je fais allusion ci-dessus, G. Courty, géologue de la Mission Scientifique Française, se vit confier la tâche de poursuivre nos travaux à Tiahuanaco.

Il y séjourna trois mois et demi, du 3 Septembre au 15 Décembre 1903. Il disposa, à partir du 25 Septembre, d'un piquet de force publique et de nombreux Indiens. Frappé par la maladie, il fut obligé de rentrer précipitamment en France.

En dehors de nombreux estampages qu'il a pris et de plusieurs plans qu'il a levés, dont un (*fig. 1*) des ruines d'Akkapana établi en mesurant les dimensions et les distances des grands blocs de la Grande Enceinte, G. Courty a effectué des fouilles importantes : il a pu ainsi mettre à jour des constructions jusqu'ici inconnues, de proportions aussi grandioses que celles que nous connaissions déjà.

Je me propose de fournir ici un résumé de ces contributions nouvelles à notre connaissance des fameuses ruines.

A. *Fouilles dans le cerro Ak-Kapana. Mise à jour d'une canalisation souterraine.*

Le monticule d'Ak-kapana fut le lieu où notre collègue entreprit les premières fouilles. Il y ouvrit une tranchée verticale partant du pied du monticule, en direction Nord-Sud, et où les terrassiers indiens déblayèrent une terre rougeâtre, mélange d'argile et de sable. Après de longues et pénibles recherches, il mit à jour une canalisation souterraine à trois gradins. Celle-ci a son point de départ dans la grande excavation centrale située sur le faite du monticule, excavation qui, d'après Squier, a plus de trois cents pieds de diamètre et soixante pieds de profondeur. Cette canalisation, ou plutôt ce puits, se dirige d'abord en profondeur et forme un angle droit vers le côté Nord du monticule et d'autres angles successifs pour aboutir au bas du monticule et presque en face de l'angle Sud-Est de la Grande Enceinte. La conduite carrée en pierres taillées a une coupe uniforme de 0^m 47 par 0^m 70. Les pierres qui la recouvrent du côté Nord dépassent un peu la largeur de la conduite étant uniformément 1^m 15 de large. Les pierres de grès qui la composaient étaient réunies entre elles à l'aide de crampons en cuivre sans aucun ciment, comme le sont celles de plusieurs autres constructions anciennes de Tiahuanaco.

La fig. 2 (Table I) montre l'excavation pratiquée par G. Courty.

Squier¹⁾ donne une figure de l'amorce d'une canalisation verticale semblable, du Rodadero, et qu'il a dénommée »Inca-aqueduct«.

B. *Fouilles effectuées en face de la station du chemin de fer de Tiahuanaco à une centaine de mètres de cette dernière.*

Découverte de deux idoles monolithes.

Après ces premières fouilles dans le monticule, G. Courty songea à faire porter ailleurs ses investigations. Son attention ayant été attirée par la présence d'une statue ou idole qui gisait à terre au Sud du Cerro Ak-kapana, il fit fouiller tout auprès et découvrit à peu de profondeur deux autres statues ou idoles monolithes.

¹⁾ E. G. Squier: Peru. Incidents of travel and exploration in the land of the Incas, Londres 1877, p. 468.

Elles étaient taillées dans du grès rouge micacé. L'une d'elles mesurait un peu plus de deux mètres et avait été très corrodée par les eaux d'infiltration.

L'autre, plus grande, atteignant une hauteur de 5 m 72 y compris la partie destinée à être enterrée, se trouvait dans un assez bon état de conservation. Elle était recouverte de dessins gravés au trait, assez peu variés, qui se succédaient dans un ordre différent. La hauteur de l'idole, dans sa partie gravée, était de 3 m 82, celle du pied non gravé de 1 m 90.

En présence de Don Manuel Vicente Ballivian, Président de la Société de Géographie de la Paz, on replaça, au moyen de crics et de cordes, les trois statues ou idoles dans la position verticale.

G. Courty a repris tous les dessins gravés sur la grande idole (*fig. 3*).

C. Fouilles à l'est de la grande enceinte d'Ak-Kapana. Mise à jour d'un appareil de construction dénommé par nous »La Nouvelle Enceinte«.

Continuant ses fouilles méthodiques à l'Est et dans l'axe des alignements, G. Courty rencontra dans un sondage une profondeur de trois mètres de terre de dénudation: La géologie ouvrait la voie à l'archéologue.

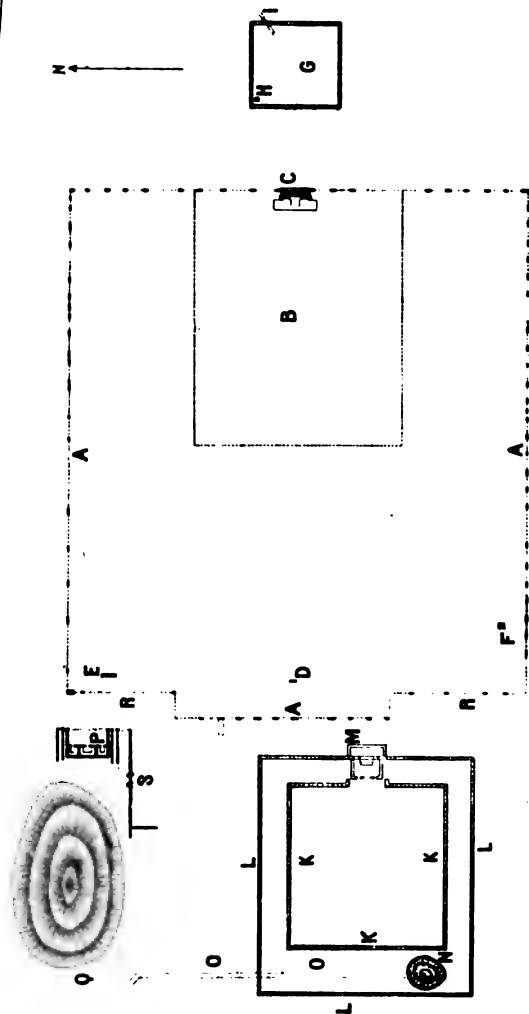
G. Courty fit porter là son principal effort et, le 28 Octobre 1903, il exhumaient une partie de mur de façade duquel émergeaient quelques-unes de ses pierres. Sur celles-ci, des têtes humaines étaient sculptées en rond-bosse dans un trachyte métamorphisé, d'aspect blanchâtre à la cassure. La photographie *fig. 4* (Table I) montre ce mur, et la *fig. 5* (Table II) l'une des pierres à tête sculptée que notre collègue a rapportée à Paris. Toutes les sculptures représentaient des figures humaines, excepté une seule qui montre une tête de saurien.

En suivant le mur découvert, les fouilles mirent à jour tout l'appareil de construction, de forme presque carrée, d'environ 21 m sur 22 m. La *fig. 6* (Table II) représente le mur du côté Est de la »Nouvelle Enceinte« qui, sur le plan *fig. 1*, est désignée par la lettre G. Elle est composée de grands blocs, enfoncés verticalement dans la terre comme ceux de la Grande Enceinte déjà connue, taillés et polis au moyen d'autres pierres probablement

TIAHUANACO

Plan de la grande Enceinte
D'AK-KAPANA
et des fouilles de
GEORGES COURTY

Chemin de Huacac à La Paz



Echelle 0'008 p.m
1/100000

(Cerro Ak-kapana)

Georges Courty del.

Légende:

- | | |
|--|--|
| AA Grande Enceinte. | M Escalier d'entrée et péristyle de la Petite Enceinte. |
| B Dépression du terrain au milieu des alignements. | N Fouille de G. Courty qui fit découvrir l'entrée de la canalisation OO. |
| C Escalier de la Grande Enceinte mis au jour par les fouilles de la Mission. | OO Canal souterrain. |
| D "Table" en pierre trachytique. | P Construction contenant trois autels (?), découverte par G. Courty. |
| E Porte monolithe d'Ak-kapana. | Q "Mound" de Squier. |
| F Idole décrite par Stübel. | RR Parties de murs de la Grande Enceinte, déterrées par G. Courty. |
| G "Nouvelle Enceinte" mise à découvert par les fouilles de la Mission. | S Mur et amorce d'une salle dallée. |
| H Idole déterrée par Courty. | T Grande muraille en pierre taillée, partant du pied du Cerro Ak-kapana. |
| I Canal souterrain en pierre. | |
| KK Petite Enceinte d'Ak-Akapana. Mur intérieur, à demi enterré avant les fouilles de la Mission. | |
| LL Mur extérieur de la même Enceinte. | |

Fig. 1. Plan de la Grande Enceinte d'Ak-kapana et des fouilles de la Mission.

grèseuses, comme semblent l'indiquer des stries apparentes. Ces blocs étaient fichés en terre à des distances presque égales les uns des autres et réunis entre eux par des pierres plus petites parfaitement bien équarries mais non cimentées ni reliées en aucune façon. Les grands blocs étaient en grès de même que les pierres plus petites qui les réunissaient, à l'exception de celles qui portaient les têtes en ronde-bosse et qui, comme nous l'avons déjà dit, étaient de trachyte tendre.

Dans les lignes des yeux, du nez, des oreilles et de la bouche de ces sculptures, on apercevait au moment de la découverte une couleur ocreuse rouge qui avait conservé toute sa fraîcheur. Les têtes représentaient bien le type indien à pommettes saillantes; la partie frontale était ornée d'un bandeau.

G. Courty a fait, au cours de ses fouilles à Tiahuanaco, la découverte d'une pièce très importante représentant une petite tête de félin en trachyte, dont les cavités des yeux étaient remplies d'une couleur bleu d'outremer, et les creux des oreilles et de la gueule d'une peinture rouge assez vive.

Cette découverte ne prouverait-elle pas que les méplats des sculptures étaient destinés à recevoir des couleurs, ce que semblent démontrer aussi les peintures observées sur les têtes en ronde-bosse?

De ce chef, ne serions-nous pas autorisés à reconstituer en couleurs les ornements symboliques de la grande porte monolithe d'Ak-kapana?

Dans l'intérieur de la *Nouvelle Enceinte*, à l'angle Nord-Ouest, on trouva une statue ou idole (cfr. plan *fig. 1 H*) d'une hauteur d'environ 0 m 70 qui n'avait que quatre doigts à l'une des mains. Celle-ci, ainsi que tous les objets rencontrés au cours des fouilles, a été transporté, par les soins de G. Courty, dans une salle contigüe au petit musée de Tiahuanaco et qui est dénommée très pompeusement «Le Palais de Justice».

Pendant ces recherches, il se produisit à un certain moment un fait assez curieux: tandis que les Indiens étaient occupés à déblayer la terre qui recouvrait les murs de la *Nouvelle Enceinte*, les eaux d'une pluie torrentielle vinrent inonder les excavations, entraînant les terres et les cailloux. G. Courty, qui venait de découvrir sous une dalle, à l'ancien niveau du pied des murs, un canal souterrain dirigée vers le Nord-Est (cfr. plan *fig. 1 I*),

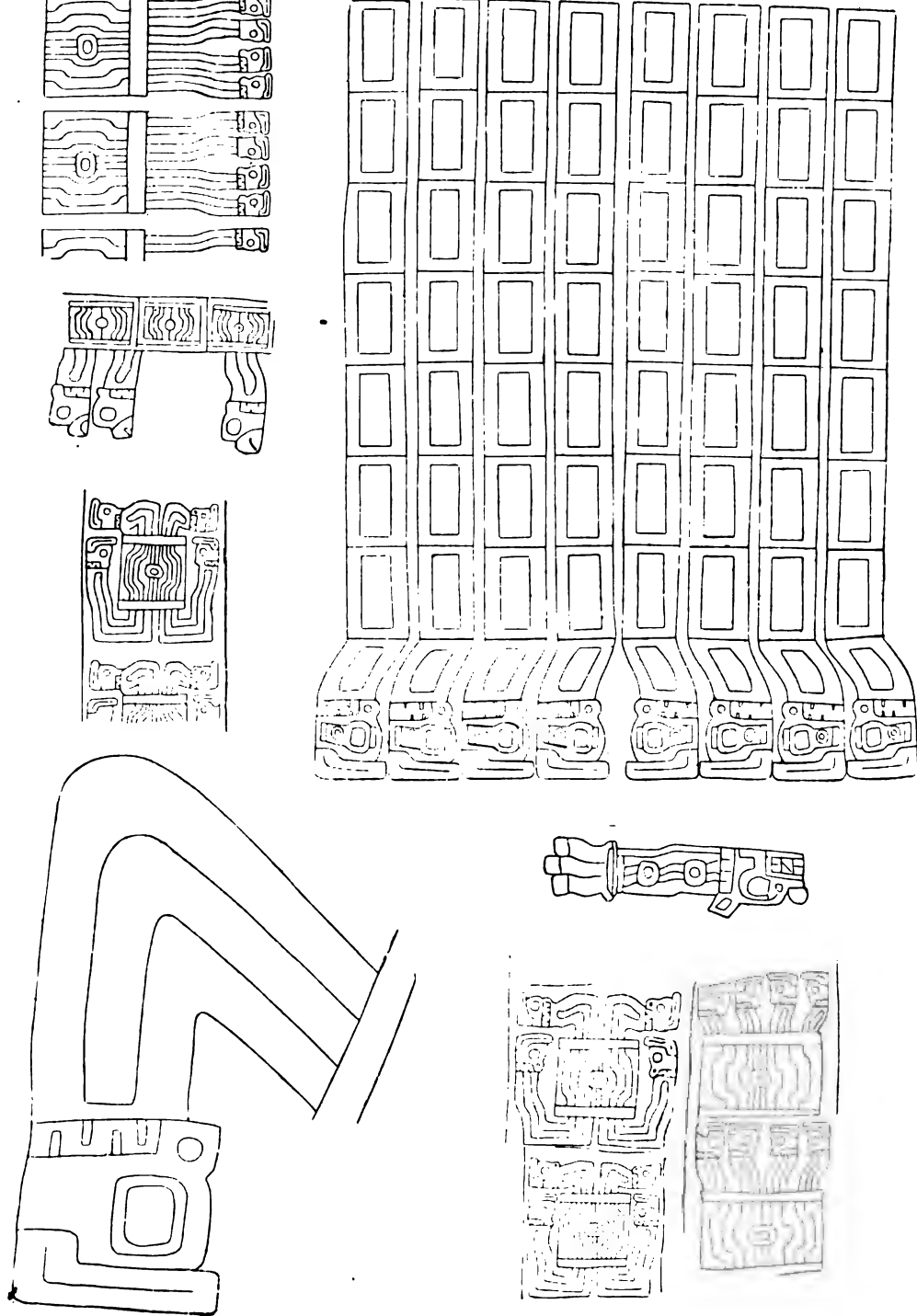


Fig. 3. Détails des gravures de l'idole découverte par G. Courty. Echelle $\frac{4}{25}$.

fit établir un chenal pour essayer de faire écouler par la canalisation l'eau qui était venue interrompre le travail. Quelle ne fut pas sa surprise de voir disparaître en quelques minutes plus d'une vingtaine de mètres cubes d'eau! Il chercha, d'amont en aval du Rio Huaquira, l'issue par laquelle se déversait l'eau boueuse provenant des fouilles, mais sans parvenir à découvrir la sortie des eaux.

Aucun des auteurs qui ont décrit les ruines de Tiahuanaco ne parle de la *Nouvelle Enceinte*; il n'y a que G. Squier qui, sur son plan des enceintes déjà connues d'Ak-kapana¹⁾ figure une ligne partant du milieu du côté Est et formant aussitôt un angle droit. Il est probable que G. Squier avait vu apparaître sur le sol le sommet de quelques-uns des blocs verticaux de l'enceinte en question, mais il a cru que ces blocs formaient une sorte de péristyle de la Grande Enceinte. C'est donc aux fouilles de G. Courty que l'on doit la découverte de ce nouvel appareil de construction gigantesque.

D. Découverte d'un escalier du côté Est de la Grande Enceinte. Découvertes de blocs gravés. Fouilles mettant à jour des parties du mur Ouest de la Grande Enceinte.

Toujours à l'Est, dans l'axe de alignements de Tiahuanaco les fouilles mirent à jour un escalier imposant de grandes dimensions, composé de six marches d'une largeur de 7^m 075, taillées dans un grès rouge. Une pierre formait à elle seule les deux premières marches et l'entrée large de 8^m 12.

Cet escalier, représenté sous des vues différentes par les fig. 7, 8 et 9 (Table III—V), constitue la sortie de la Grande Enceinte faisant face à la *Nouvelle Enceinte*. Au pied de l'escalier on trouva deux piliers en retrait avec un puma sculpté destiné sans doute à les couronner. Il devait se trouver là un modèle analogue à celui de la Porte des Pumas de Huanuco Viejo.

Ici l'érosion s'était produite avec moins d'intensité qu'ailleurs, car 1^m 50 seulement de terre recouvrait ce grand escalier.

Tout auprès, on mit à jour un bloc de trachyte d'une longueur de 0^m 77, d'une largeur de 0^m 46 et d'une épaisseur de 0^m 17; on distinguait, sur l'une de ses faces, quatre animaux

¹⁾ *l. c.* p. 276.

gravés en méplat, rappelant des pumas. La quatrième partie de la pierre, avec la figure de l'un de ces animaux, est représentée par la *fig. 10*. C'est un type d'animal allégorique qui revient plusieurs fois dans l'ornementation des blocs monolithes de Tiahuanaco. Ce bloc sculpté a été déposé au «Palais de Justice».

G. Courty trouva également tout auprès un fragment de (*cfr. fig. 11*) taillé angulairement, sur lequel on distingue

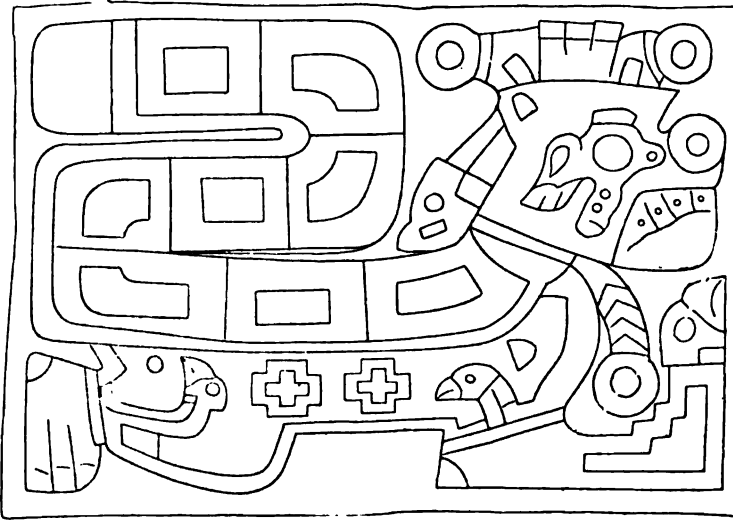


Fig. 10. Partie d'une pierre sculptée en méplat, trouvée à Ak-kapena. $\frac{1}{2}$ gr. nat.

la gravure de deux pumas placés dos à dos dans l'attitude d'une marche lente. Cette pièce fort intéressante est exposée au Palais du Trocadéro à Paris.

Après ces fouilles, G. Courty fit pratiquer des excavations dans l'axe du grand escalier, jusqu'au côté Ouest de la Grande Enceinte, mais il ne rencontra qu'une pierre trachytique sculptée, creusée en forme de bassin.

En même temps que ces fouilles, d'autres étaient exécutées, à l'Est de la *Nouvelle Enceinte*, qui eurent pour résultat la découverte d'un grand mur (*cfr. plan fig. 1 T*) qui part du pied du monticule d'Ak-kapana, en direction Nord; malheureusement les circonstances n'ont pas permis de poursuivre les investigations et de connaître son étendue.

Les fouilles à l'Ouest de la Grande Enceinte furent continuées et se terminèrent par la mise à jour des deux parties de son mur de ce côté. Elles sont désignées *RR* sur le plan *fig. 1*. Quelques auteurs ont supposé que cet alignement n'était pas un mur et qu'il ne se composait que de grands blocs verticaux isolés. Les fouilles de G. Courty ont démontré, au contraire, qu'il est analogue à ceux des trois enceintes connues maintenant, c'est-à-dire qu'il constitue un véritable mur, les

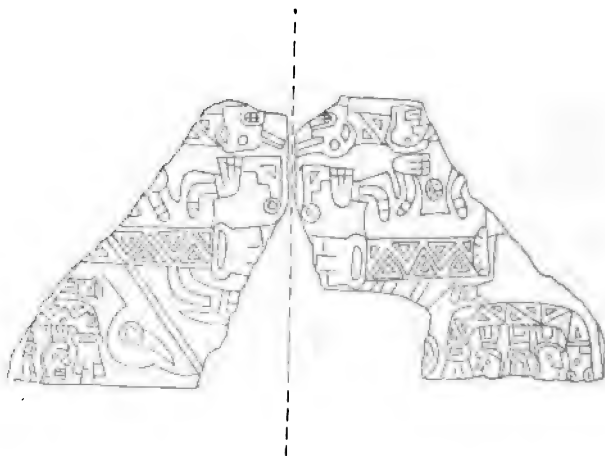


Fig. 11. Fragment de pierre gravée au trait, trouvée à Ak-kapana. $\frac{1}{2}$ gr. nat.

blocs verticaux étant réunis par des murs en pierres de dimensions plus petites.

E. Fouilles à l'Ouest de la Grande Enceinte. Mise à jour d'une petite construction. Pierres sculptées. Escalier de la Petite Enceinte.

G. Courty fit porter ensuite ses recherches à l'Ouest des alignements de la Grande Enceinte, entre le monticule dénommé »mound« par Squier (cfr. plan *fig. 1*, *Q*) et la grande porte monolithe. Il y découvrit trois petites pièces contigües, d'un mètre carré environ (cfr. plan *fig. 1*, *P*) qui sont très semblables aux autels de certains petits temples mexicains dont une reproduction existe au Musée d'Ethnographie de Paris.

A proximité de cette petite construction il y avait des

murs de terre. Ceux-ci, ainsi que les murs en pierre de cet endroit, étaient enduits de couleurs blanche et rouge.

Immédiatement au Sud de la petite construction, on déblaya l'amorce d'une salle dallée, substruction d'un important édifice (cfr. plan *fig. 1, S*).

A l'entrée de la construction *P* on trouva, enterrées, quatre pierres d'un trachyte dur, chacune de $16\text{ cm } 5 \times 16\text{ cm } 5 \times 22\text{ cm } 2$, avec sculptures en méplat sur deux de leurs côtés. Deux de ces pierres ont été placées au petit musée de Tiahuanaco; nous n'en possédons qu'un exemplaire que le Gouvernement Bolivien a laissé à la Mission et qui est représenté par la *fig. 12* (Table V).

G. Courty entreprit quelques fouilles dans la Petite Enceinte à alignements doubles (cfr. plan *fig. 1, KK, LL*). Il mit à jour certaines parties des alignements à moitié enterrés et put constater que ceux-ci ne sont que des murs analogues à ceux des autres enceintes, c'est-à-dire des murs en pierres taillées, interrompus par des blocs verticaux de grandes dimensions.

Au milieu du côté Est de cette Petite Enceinte, G. Courty découvrit un escalier de trois marches (cfr. plan *fig. 1, M*) qui lui avait servi de moyen d'accès. Les pierres d'entrée portaient encore les traces d'une couleur verte cuivreuse dont elles avaient été enduites intentionnellement.

Entre les murs intérieur et extérieur de l'enceinte, notre collègue pratiqua une fouille désignée *N* sur le plan et qui amena la découverte du canal souterrain *OO* construit en pierre taillée et se trouvant à $2\text{ m } 50$ de profondeur au-dessous du sol actuel. La dimension de ce canal était juste suffisante pour permettre à un homme d'y passer.

F. Sépultures appartenant au peuple qui a construit les édifices de Tiahuanaco. Poterie ornée des mêmes ornements que les ruines.

G. Courty a pu reconnaître par ses fouilles deux nécropoles, l'une située auprès du cimetière actuel du village de Tiahuanaco, l'autre à proximité du Rio Huaquira sur sa rive gauche à un demi kilomètre au Nord-Ouest de ce village. La distance de ces nécropoles du groupe de ruines le plus proche, c'est-à-dire de Puma-Punco, est d'environ un kilomètre.

Aucun signe extérieur ne révèle la présence des sépultures,

dont notre collègue a fouillé une vingtaine. C'est par un Indien qu'il fut avisé de leur existence.

Les cadavres sont enterrés horizontalement, différents en cela du mode de procédé généralement employé autrefois sur le haut-plateau, où l'on a toujours observé la position plus ou moins verticale avec les jambes repliées sur la poitrine. Immédiatement au-dessus du cadavre se trouve une pierre plate, de 0m70 à 3m de longueur et 0m40 à 1m de largeur. Cette pierre se trouve en général à 0m40 de profondeur. La distance d'une sépulture à l'autre est d'environ 0m40 à 0m50; quelquefois elle atteint 1m.

Les ossements étaient très détériorés, cependant quelques crânes ont pu être recueillis. Ils présentent des déformations artificielles; quelques-uns ont été trépanés.

Les cadavres étaient entourés de poteries peintes et gravées, d'une confection très fine, d'amulettes, de petites figures d'animaux sculptées en pierre, de *topos* et autres objets en cuivre, de nombreux objets en or gravé ou repoussé, de petites perles plates en azurite, de mortiers en porphyre pétrosiliceux poli etc. . . . La poterie du cimetière du Rio Huaquirá était moins fine que celle de la nécropole située auprès du village moderne de Tiahuanaco.

Je donne ici (Table VI) la reproduction de deux vases, l'un peint (*fig. 13*), l'autre (*fig. 14*) en poterie noire, brillante, orné de lignes gravées au trait. Ces deux vases se trouvaient *in situ* dans des tombes d'où ils ont été retirés par G. Courty.

Le puma du premier vase, peint en trois couleurs, est si analogue à celui sculpté sur la pierre *fig. 10* (p. 539) et sa tête ressemble tellement à une tête de puma qui orne la grande porte monolithe d'Ak-kapana, qu'on ne peut douter, même un instant, que les différents dessins proviennent d'artistes du même peuple. Les traits gravés sur le vase, *fig. 14*, se retrouvent aussi dans l'ornementation des ruines. Il est donc évident que ce sont les constructeurs des édifices en ruines qui sont enterrés dans les nécropoles ci-dessus mentionnées.

Conclusion.

En outre d'une partie des objets recueillis au cours de ses fouilles (le Gouvernement Bolivien ayant conservé l'autre) la

Mission Scientifique Française rapporte de ses études à Tiahuanaco : le plan des ruines avant les fouilles de G. Courty, le plan des découvertes de ce dernier, de nombreux estampages et dessins (notamment des sculptures de la porte monolithe d'Ak-kapana, qui permettront d'en donner une reconstitution dépassant par l'exactitude ce que la photographie pourrait faire), de nombreuses photographies parmi lesquelles 61 clichés 18×24 pris par un professionnel et représentant les découvertes de G. Courty.

Tous ces documents paraîtront dans les publications de la Mission. Je n'ai voulu donner ici qu'un aperçu des travaux qu'elle a effectués à Tiahuanaco et dont les résultats principaux seront de permettre peut-être d'établir que les grands alignements de ce lieu ne sont que les parties principales d'un appareil de construction et que les sculptures en méplat étaient destinées à être peintes.

De plus, grâce à la découverte des deux nécropoles, nous allons pouvoir essayer de procéder à la détermination anthropologique des architectes des ruines de Tiahuanaco, à l'étude approfondie de leurs industries, ainsi qu'à la comparaison de ce peuple avec les autres peuples anciens déjà connus de l'Amérique du Sud.

Comme le dit M. Stübel, on a l'impression d'être à Tiahuanaco sur les ruines d'une civilisation qui a marqué l'apogée d'un peuple très doué et de se trouver en présence d'un monument de la période pré-incasique du vieux Pérou.

Résumé des recherches archéologiques & ethnographiques de la mission scientifique française.

I. Archéologie.

Je vais simplement énumérer à cette place, en commençant par le Nord, les principales fouilles effectuées par les Membres de la Mission dans les autres parties du haut-pays.

Vallées de Yura et de Panagua (N.-O. de Pulacayo).
Mes fouilles personnelles à Charcoyo mirent à jour des sépultures anciennes d'où j'ai retiré de nombreux crânes et de la poterie peinte d'un type tout à fait inconnu. J'en donnerai quelques reproductions dans ma deuxième communication au Congrès intitulée : »Fouilles dans la nécropole préhispanique de Calama«,

fig. 8, 9, 10. Deux photographies (*fig. 15 et 16*, Table VII) représentent l'intérieur de tombes de la vallée du Cagua.

Appelé dans une autre partie de la Bolivie par les soins que m'imposait la direction de la Mission, j'ai laissé à deux Français, établis momentanément dans la contrée, les instructions nécessaires pour leur permettre de continuer les excavations que j'avais commencées.

Des études d'importantes ruines de villages préhispaniques, des fouilles dans des sépultures anciennes à Visicza, Yura, Tocarji, Asnapujio, Caleria, une magnifique collection de la poterie mentionnée ci-dessus, de nombreux objets en or, en cuivre en pierre taillée, environ trois cent crânes, enfin de nombreuses photographies, tels sont les résultats de nos efforts réunis dans cette partie de la Bolivie.

Tarija. A. de Mortillet a recueilli, en cet endroit, une collection intéressante d'outils de pierre primitifs.

Cobrizos, Colcha et Chuquicamata. G. Courty, outre une étude soigneuse de la géologie du Sud-Ouest de la Bolivie, a fait dans ces régions d'intéressantes fouilles de sépultures anciennes et y a étudié des ruines préhispaniques.

Calama. Au cours de ma communication au Congrès citée ci-dessus, je vais décrire en détail les fouilles effectuées dans cette importante nécropole préhispanique par E. Sénéchal de la Grange.

Jujuy. J'ai fait personnellement des excavations dans des ruines préhistoriques, à l'endroit appelé Alto de Quintana, qui domine l'entrée de la Quebrada de Humahuaca.

Puna de Jujuy. E. Boman, spécialement chargé par moi des recherches archéologiques dans la partie argentine du haut-plateau, a effectué de nombreuses fouilles dans des villages anciens. Il a dressé les plans de ces villages, examiné un grand nombre de sépultures existant à l'intérieur de grottes creusées par les eaux dans des rochers de trachyte tendre, notamment à Casabindo, Cochino et Rinconada. Des squelettes, des crânes, d'importantes collections d'objets en bois, en cuivre, en or, en os, en pierre taillée, enfin des photographies, constituent la récolte scientifique de ce voyage. E. Boman a également découvert et dessiné des inscriptions gravées sur des rochers



Fig. 2. Canalisation du Cerro Ak-kapana.



Fig. 4. Mur de la Nouvelle Encinte avec têtes sculptées en rondebosse.

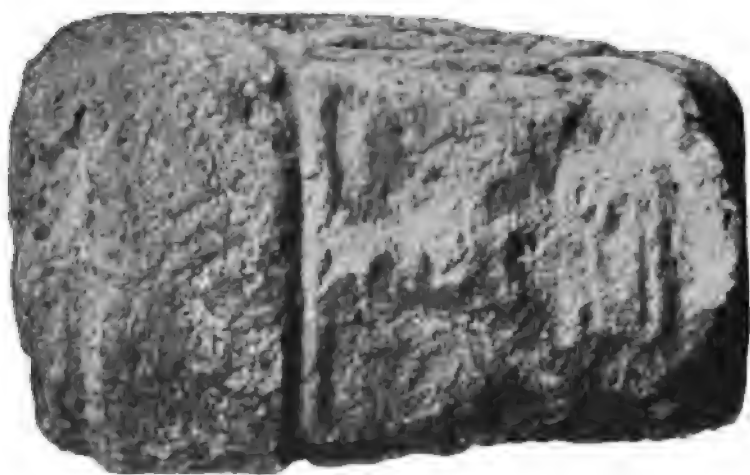


Fig. 5. Pierre avec figure humaine sculptée en ronde-bosse, ayant fait partie de la *Nouvelle Encinte* d'Ak-kapana. Environ $\frac{1}{3}$ gr. nat.



Fig. 6. Mur de la *Nouvelle Encinte*, côté Est.



Fig. 7. Escalier de la *Grande Encinte* d'Ak-kapana.



Fig. 8. Escalier de la *Grande Encinta* d'Ak-kapana.



Fig. 9. Escalier de la *Grande Enceinte* d'Ak-kapana.



Fig. 12. Pierre angulaire sculptée en méplat, d'Ak-kapana.
Environ $\frac{3}{11}$ gr. nat.





Fig. 13. Vase en terre cuite décoré avec un puma, de la nécropole de Tiahuanaco. Environ $\frac{2}{7}$ gr. nat.



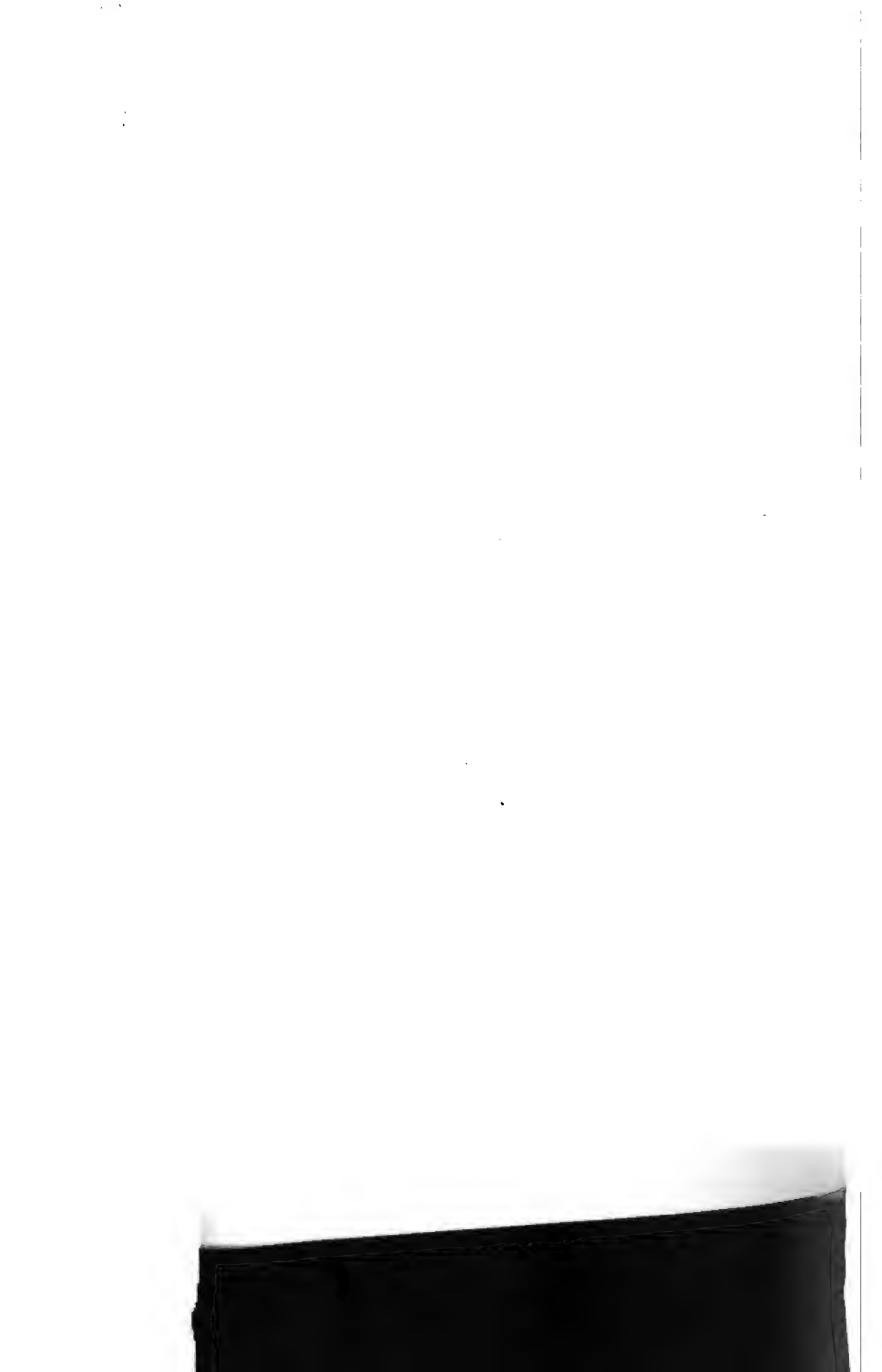
Fig. 14. Vase gravé en terre cuite, de la nécropole de Tiahuanaco. Environ $\frac{2}{3}$ gr. nat.



Fig. 15. Fouilles d'une tombe de la vallée du Cagua (Bolivie).



Fig. 16. Fouilles d'une tombe de la vallée du Cagua (Bolivie).



dans différents endroits de la Puna de Jujuy ainsi que des fresques préhispaniques peintes sur les parois des grottes et dans des abris sous roche.

Les *fig. 17, 18 et 19* (voir p. 546 et Table VIII) représentent le plan, dressé par E. Boman, de l'ancien village fortifié de Pucará de Rinconada, une vue sur l'inaccessible plateau en trachyte de 40 m de hauteur où ce village est situé, et une autre vue d'une partie des ruines.

La parfaite ressemblance des collections de E. Boman provenant de cette partie de la Puna de Jujuy avec celles de E. Sénéchal de la Grange recueillies à Calama, nous permet d'établir d'une manière à peu près certaine les limites géographiques du peuple qui, avant l'invasion des conquérants espagnols, habitait une grande partie du haut-plateau.

E. Boman a d'autre part réuni une magnifique collection de grandes haches de pierre autour des Salinas Grandes et a étudié les mines de cuivre de Cobres qui, d'après lui, sont préhispaniques.

Enfin, il a effectué des fouilles dans plusieurs endroits de de la Quebrada de Humahuaca.

Quebrada del Toro. E. Boman y a fait l'étude complète de trois villages préhistoriques d'une certaine importance: Morohuasi, Puerta de Tastil et Tastil.

Vallée de Lerma. De nombreuses fouilles et recherches ont donné pour résultat la découverte de restes, de ruines et de sépultures qui paraissent provenir de trois peuples distincts.

Dans cette vallée, E. Boman a étudié aussi très soigneusement des groupes de tumulus circulaires disposés en rangées tout à fait régulières. Les *fig. 20, 21, 22 et 23* donnent: la première, une vue de la forme et des dimensions de l'un de ces tumulus, les autres représentent le plan de chaque groupe. Le groupe *A* contient 1.047 tumulus, *B* 158 et *C* 463. Des excavations faites jusqu'à 1 m 80 de profondeur dans plusieurs tumulus, choisis au hasard, ainsi qu'au milieu des intervalles, ont prouvé que l'on ne se trouve pas en présence de tombeaux. Au contraire, les fouilles démontrèrent que la terre qui se trouvait au-dessous des tumulus n'avait jamais été remuée, que par conséquent ceux-ci avaient été simplement superposés au sol.

Ces tumulus ne sont donc pas des tombes; outre leur petite dimension, l'absence absolue de morceaux de poterie,



Fig. 17. Plan du village fortifié préhispanique de Pucara de Rinconada (Puna de Jujuy)

Echelle $\frac{1}{1000}$.

d'os ou d'autres débris humains, prouve suffisamment qu'ils n'ont pas été les fondements de demeures humaines. La seule explication possible, semble-t-il, est que ces « cités de tumulus »

auraient servi dans de grandes cérémonies ou dans les assemblées d'Indiens: chaque tumulus devenait peut-être alors le siège d'un individu ou d'un chef de famille.

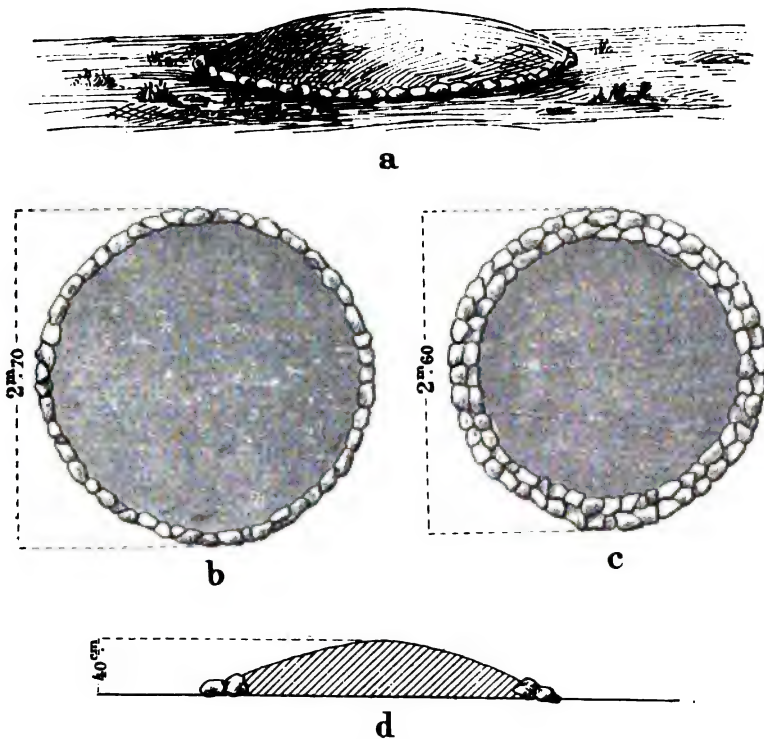


Fig. 20.

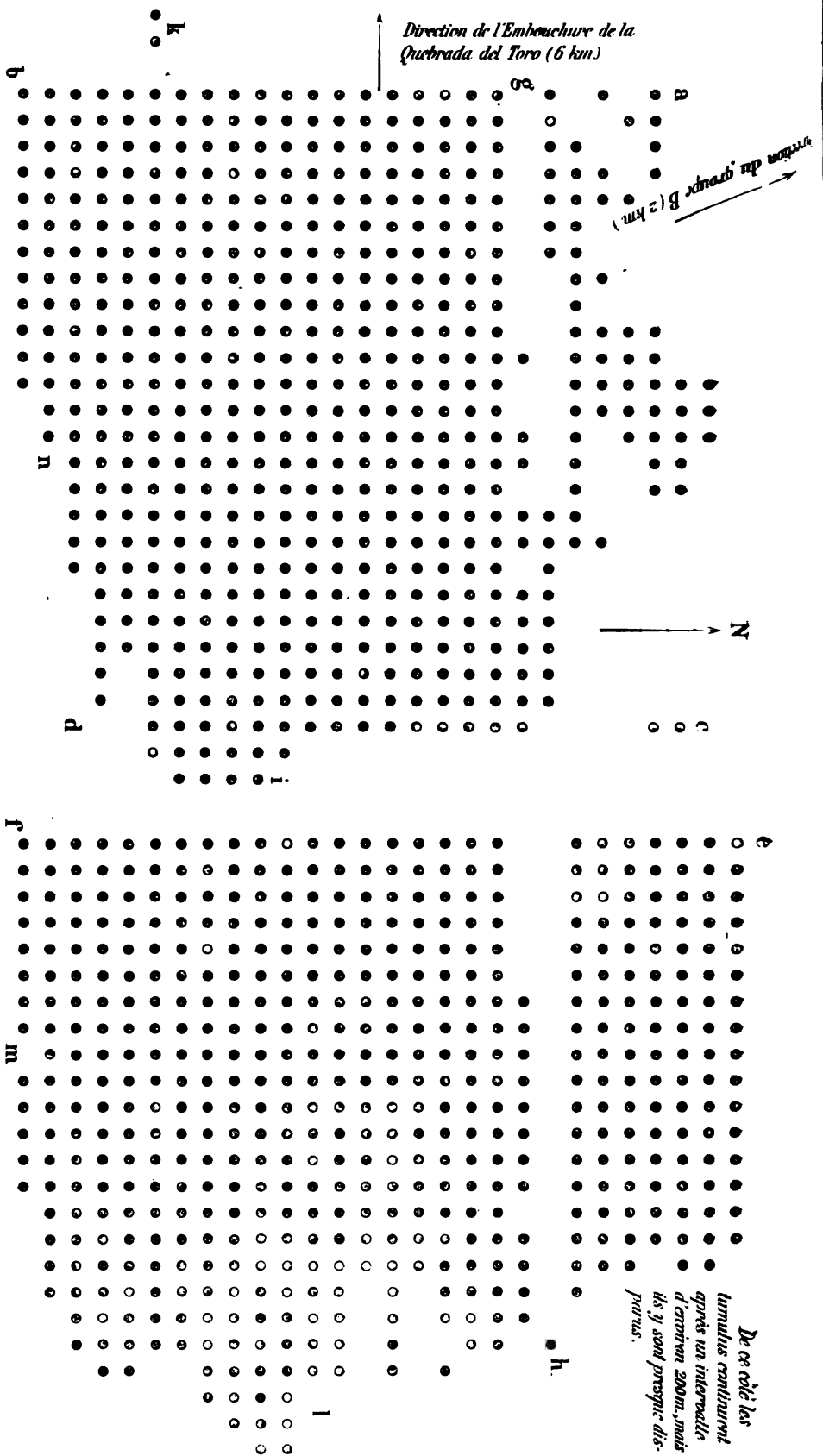
Croquis de l'un des tumulus de Pucara de Lerma:

- a Aspect général du tumulus.
- b Tumulus à une rangée de pierres, vu de dessus.
- c Tumulus à deux rangées de pierres, vu de dessus.
- d Coupe verticale d'un tumulus.

II° Ethnographie moderne.

Notre collègue A. de Mortillet a réuni, pour la plus grande partie, une riche collection d'objets ethnographiques des Aymarás et des Quichuas, habitants actuels du haut-plateau bolivien. Nous pouvons presque dire qu'il n'y manque aucun spécimen de leurs outils, de leur mobilier, de leurs vêtements et de leurs armes.

Fig. 21. Séries de tumulus de Pucará de Lerma (Salta, République Argentine). Plan du groupe A. Echelle $\frac{1}{2000}$.



A San Pedro, dans la province de Jujuy, A. de Mortillet a groupé une intéressante collection d'objets ethnographiques des Matacos qui habitent les immenses forêts vierges du Gran Chaco.

III° Anthropologie physique.

Dans les différents endroits qu'elle a fouillés, la Mission a recueilli près de cinq cents crânes anciens et plusieurs squelettes. Le Dr. A. Chervin en a entrepris l'étude.

L'anthropométrie des Indiens vivants était réservée à J. Guillaume que nous nous étions adjoint à cet effet. Ce dernier a mesuré, d'après la méthode de A. Bertillon, 117

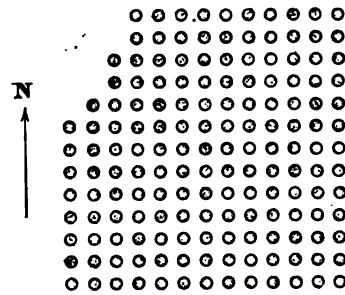


Fig. 22. Série de Tumulus de Pucara de Lerma-Plan du groupe B.

Echelle $\frac{1}{2000}$

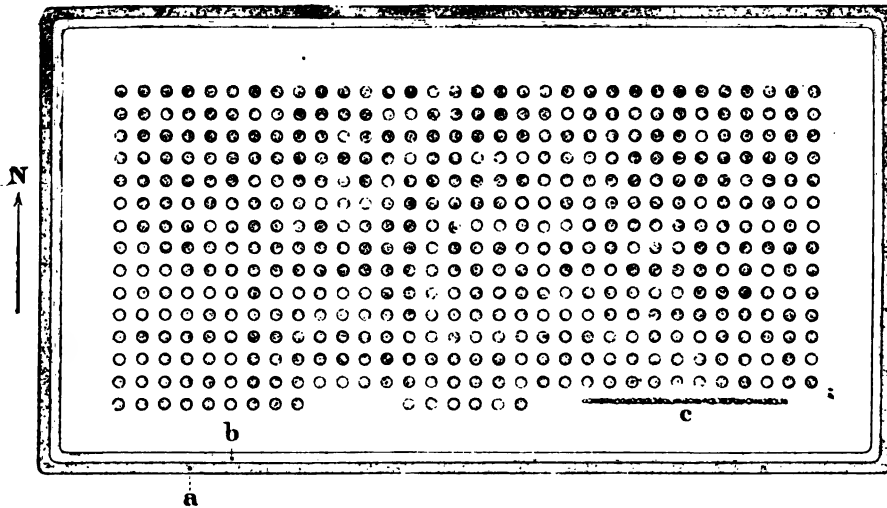


Fig. 23. Série de Tumulus de Pucara de Lerma-Plan du groupe C. Echelle $\frac{1}{2000}$.
a Rempart. b Fosée. c Mur.

Aymarás, 84 Quichuas, 7 métis d'Indiens et de blancs, 18 métis d'Aymarás et de Quichuas. Il a également pris de nombreuses photographies métriques de ces Indiens.

E. Boman a mesuré aussi 36 Indiens de Susques, dans la partie argentine de la Puna de Atacama. Ces Indiens sont très intéressants parce qu'ils sont peut-être les seuls de toute la région de la Puna qui se soient conservés purs de métissage. Ils habitent les vallées les plus arides et les moins accessibles de cette région et se tiennent dans un isolement absolu de tout étranger, que ce soit un blanc ou un Indien d'une autre tribu.

Les Indiens de Susques ont conservé avec fidélité les traditions de leur religion païenne, et E. Boman, qui est le premier savant ayant pénétré sur leur territoire, en a rapporté une intéressante collection de folk-lore ainsi que la description de leurs curieuses cérémonies.

J'arrête ici cette hâtive énumération de nos travaux archéologiques, ethnographiques et anthropologiques, vous renvoyant, pour nos recherches dans les autres branches de la science au rapport préliminaire dont j'ai déjà fait mention. Les résultats complets de la Mission Française seront donnés en détail dans les volumes dont nous préparons en ce moment la publication.

Quant à nos collections, sauf la partie paléontologique qui sera exposée au Muséum à la fin de cette année, elles sont réunies, depuis le 30 Mai et jusqu'au 15 Octobre, dans une Exposition au Palais du Trocadéro, à Paris.

Je tiens cependant à constater ici, en terminant, une fois de plus et après bien d'autres, combien est féconde, pour l'Américaniste, l'exploration méthodique des diverses régions de l'Amérique du Sud. Certes, au point de vue artistique, souvent la besogne de l'archéologue peut paraître ingrate, mais quelle n'est pas sa récompense, au point de vue scientifique, quand il parvient à soulever un des replis du voile d'ombre et de mystère qui enveloppe la préhistoire de l'Amérique du Sud.

Fouilles dans la nécropole préhispanique de Calama. Les anciens Atacamas.

Par le comte G. de Créqui-Montfort, Paris.

Chargé, de concert avec E. Sénéchal de la Grange, par le Gouvernement Français, d'organiser et de diriger une Mission Scientifique en Amérique du Sud, nous avons, ainsi que je l'ai déjà dit dans mon rapport préliminaire adressé au Ministre de l'Instruction Publique¹⁾, décidé de faire porter sur le haut-plateau bolivien le principal effort de nos recherches et d'y étudier, depuis le lac Titicaca au Nord, jusqu'à Jujuy (Argentine) au Sud, *l'homme et son milieu, dans le présent et dans le passé*. Notre but était d'établir ainsi un lien en quelque sorte entre les nombreuses études effectuées, depuis longtemps déjà, sur l'archéologie péruvienne et les travaux, plus modernes, parus sur la région de la République Argentine dite: Région Calchaquie.

Le haut-plateau, qui comprend une grande partie de la Bolivie et les territoires limitrophes de la République Argentine et du Chili, était, avant l'étude que nous en avons faite, presque inconnu au point de vue de l'ethnographie et de l'archéologie.

Son altitude varie entre 3400 et 3800^m au-dessus du niveau de la mer. Il est divisé, par des chaînes de montagnes parallèles dirigées du Nord au Sud, en larges bandes qui sont composées d'un terrain d'alluvion si uniformément plat que l'on ne peut pour ainsi dire y découvrir aucune aspérité.

¹⁾ Rapport sur une Mission Scientifique en Amérique du Sud par M. G. de Créqui-Montfort et M. E. Sénéchal de la Grange (*Nouvelles Archives des Missions Scientifiques* t. XII, p. 81—129), Paris 1904.

L'altitude moyenne de ces chaînes de montagnes au-dessus du haut-plateau n'est pas considérable: elle n'atteint que 1200 m environ; celle des pics les plus élevés est de 5500 à 6500 m au-dessus du niveau de la mer, c'est-à-dire un peu plus de 2000 m au-dessus du haut-plateau. Vers l'Océan Pacifique, l'altitude de celui-ci diminue par échelons parallèles à la côte.

Les rares ruisseaux que l'on rencontre sont souvent saturés de sels. Leurs eaux courantes s'étalent, au milieu des diverses plaines, en de grandes lagunes saumâtres dont la profondeur ne dépasse pas en général 0 m 50 à 1 m et qui n'ont pas d'émissaire; elles sont tenues en équilibre par l'évaporation et peut-être aussi par des infiltrations souterraines.

Il y a très peu d'eau potable et les points où l'on en rencontre sont souvent distants d'une centaine de kilomètres les uns des autres,

Dans la région occidentale, il ne pleut jamais; dans la partie orientale, on ne constate que de violentes pluies d'orages, rares, de courte durée, et seulement de Décembre à Mars.

La végétation y est extrêmement pauvre. Le terrain d'alluvion est presque nu sur de grandes étendues; en d'autres endroits on aperçoit ça et là des graminées touffues, très sili- ceuses. Il n'y existe pas d'arbres. Les arbustes les plus grands n'atteignent qu'environ 1 m de hauteur; se sont, pour la plupart, des synanthérées touffues, noirâtres, à petites feuilles et à racines très fortes et très développées. On trouve communément des cactées basses, très épineuses, tandis que dans les montagnes, aux endroits protégés, s'élèvent les hauts cactus-cierges (*Cereus*) qui constituent l'unique bois de construction dont les habitants actuels du haut plateau se servent.

On ne peut songer à faire de l'agriculture qu'à l'aide d'irrigation artificielle et, même dans ce cas, le climat, très rude, ne permet que la culture de certaines plantes particulièrement résistantes: la quinoa (*Chenopodium quinoa*), les fèves (*Vicia Faba*), les pommes de terre et la luzerne (*Medicago sativa*). Les maïs n'est cultivé que dans quelques petites vallées très abritées du vent par les montagnes et bien exposées aux rayons du soleil. Malgré cela il ne peut y mûrir.

A l'exception du chien, du cochon d'Inde et peut-être de quelques autres petits mammifères et oiseaux américains, le

lama était le seul animal domestique des habitants du haut-plateau avant l'invasion des conquérants espagnols. Plus tard, l'âne et le mouton y ont été introduits et ils se sont assez bien acclimatés. Les chevaux, le bétail et les poules ne supportent pas le climat; les mulets résistent aux effets de l'altitude, mais le sol ne produit pas le fourrage nécessaire à leur nourriture.

E. Boman, membre de notre Mission, chargé des recherches archéologiques de la partie Argentine du haut-plateau et qui connaît très bien les provinces andines de la République Argentine, a réuni plusieurs faits démontrant, d'après lui, qu'il y a quelques siècles le climat était moins âpre et l'eau plus abondante qu'actuellement. Mes observations personnelles confirment cette opinion. Il y a dans les déserts de la côte du Pacifique, des bois d'une espèce d'*Algarobo* (*Prosopis*), éteints et enterrés par les sables, comme il est démontré par les *minas de leña*, près des gisements de salpêtre de la Pampa de Tamarugal. Ces bois éteints sont encore une preuve du changement du climat de ces régions au cours des derniers siècles.

L'un des résultats les plus intéressants des recherches archéologiques de la Mission Scientifique Française a consisté dans l'étude des restes d'un peuple préhispanique qui a habité la province actuelle chilienne d'Antofagasta, la province bolivienne de Lipez, le désert d'Atacama, les territoires argentins de la Puna de Atacama et de la Puna de Jujuy.

Ces restes, grâce au climat tout à fait sec, ont été aussi bien conservés que ceux qu'on trouve dans les anciennes nécropoles du Pérou. Beaucoup de cadavres sont momifiés naturellement; les vêtements et surtout les objets en bois, très nombreux, sont en fort bon état.

Je me propose de donner ici un aperçu des fouilles effectuées par mon collègue E. Sénéchal de la Grange, dans l'importante nécropole de Calama. C'est là en effet qu'à eu lieu la récolte la plus abondante et la plus variée de crânes et d'objets bien conservés ayant appartenu au peuple qui nous occupe.

Calama (province chilienne d'Antofagasta, environ 27° 27' latitude Sud et 71° 15' longitude Ouest du méridien de Paris), est une station de la ligne de chemin de fer d'Antofagasta à Oruro, située à 238 kilomètres de cette première ville. Calama

étant à une altitude de 2266 m au-dessus du niveau de la mer, se trouve donc sur l'un des échelons du versant Ouest du haut-plateau.

Le village est situé au milieu d'une vaste plaine d'alluvion bornée de tous côtés par des chaînes de montagnes; cette plaine est tout à fait dépourvue de végétation et couverte, en quelques endroits, de sables que le vent soulève et transporte d'un point à un autre. Le Rio Loa, dont l'eau est légèrement salée, traverse Calama et forme, au moyen de l'irrigation artificielle, comme une oasis de quelques kilomètres carrés où les habitants cultivent la luzerne. La superficie de cette oasis tend à s'amoin-drir par suite de la diminution de l'eau du Rio Loa et de l'en-vahissement des sables qui, sous la poussée du vent, gagnent peu à peu du terrain sur la partie cultivée. On a planté quel-ques arbres. La végétation naturelle ne présente que des ar-bustes touffus, utilisés par les habitants pour renforcer leurs clôtures constituées par des murs de terre.

En Janvier 1904, E. Sénéchal de la Grange fut avisé, par un habitant de Calama, qu'il existait un ancien cimetière non loin de l'oasis. Il s'y rendit et trouva, dans un endroit limité d'un côté par une *barranca*¹⁾ de 1 m 50 de hauteur, quelques crânes et ossements humains parsemés sur le sol. On voyait aussi quelques os saillir de la coupe de la *barranca*. E. Sénéchal de la Grange effectua alors, à partir de celle-ci, des fouilles méthodiques, creusant jusqu'à une profondeur de 1 m 50 sur une surface de 40 m².

Il a trouvé environ cent squelettes dont il a recueilli une soixantaine de crânes. Bon nombre de corps se trouvaient dans la position où ils avaient été enterrés; leurs vêtements et leur mobilier funéraire étaient bien conservés. Ils étaient tous plus ou moins momifiés. Dans une partie du terrain fouillé, où le sol paraît avoir subi des mouvements, les squelettes et les objets avaient été déplacés et écrasés par la pression de la terre.

Ainsi qu'on pouvait l'observer sur les cadavres restés en place, tous ont été enterrés avec les jambes repliées et atta-

¹⁾ *Barranca*: désignation en espagnol des coupes perpendiculaires dans le terrain produites par l'action des eaux.

chées près de la poitrine; les bras également placés sur la poitrine, quelquefois croisés; la tête inclinée. Sur les cadavres bien conservés, se trouvaient les vêtements: des ponchos ou des chemises sans manches. Tous avaient, suspendus au cou ou pendant sur les épaules, un ou deux petits sacs en laine, rayés ou portant divers dessins multicolores tissés. Le tout était enveloppé dans une étoffe plus grossière et solidement lié au moyen de cordes en laine de lama. Le paquet ainsi formé et contenant parfois, entre les différentes enveloppes, des amulettes et autres objets de petites dimensions, était toujours placé verticalement dans la tombe, la tête en haut.

Immédiatement contre ce paquet, mais en dehors des enveloppes, étaient disposés les objets plus considérables, tels que des arcs et des pelles; autour, des vases en terre cuite et desalebasses contenant encore des restes de maïs et d'autres aliments.

Les têtes des cadavres se trouvaient en général à 0^m 50 ou 0^m 60 de profondeur. La distance d'une tombe à l'autre ne dépassait pas 0^m 50. Parfois la même tombe contenait deux cadavres et même plus.

La nécropole paraît occuper une grande étendue. Il n'y a aucune pierre, ni pour recouvrir les tombes, ni pour signaler leur emplacement. Il existe, cependant, au milieu de la nécropole, des restes de murs en pierre sèche qui forment un carré. E. Sénéchal de la Grange a trouvé dans cette sorte d'enceinte plusieurs crânes et ossements humains à demi calcinés par le feu, mais il est probable qu'ils l'ont été à une époque de beaucoup postérieure à celle à laquelle appartiennent les sépultures. Ce sont sans doute des os mis à découvert par les érosions et brûlés après pour déblayer le terrain.

Voici, comme exemples, la description de quelques tombes de la nécropole de Calama:

1^o Cadavre dont la chair et les vêtements, à l'exception de quelques lambeaux, avaient disparu par l'action du temps. Pourtant le tissu en laine de lama, qui lui servait d'enveloppe extérieure, était assez bien conservé de même qu'un sac, semblable à ceux déjà mentionnés, placé sur le dos et suspendu au cou par une corde en laine. Le corps se trouvait incliné en avant; les jambes étaient légèrement repliées, les bras

croisés sur la poitrine. En dehors de l'enveloppe, appuyées sur le devant du paquet funéraire, se trouvaient disposées les manches en haut, une pelle en bois (*fig. 1a*) et une autre (*fig. 1d*) en pierre schistoïde avec manche en bois, ainsi qu'un second exemplaire de cette dernière catégorie sans manche. Autour du cadavre étaient placés plusieurs petits vases en terre cuite, un plat en sparterie (*fig. 12*) et deux ou trois moitiés de Calebasses. Quelques-uns de ces récipients contenaient encore du maïs, des graines d'une autre espèce et des matières organiques qui devaient être les restes d'aliments enterrés avec le mort. Tout autour du cadavre se trouvaient des fruits d'une espèce d'*Algarrobo* (*Prosopis*).

II^o Un cadavre d'enfant de 10 à 15 ans était en contact immédiat avec le précédent; ses jambes étaient tout à fait repliées, sa position presque verticale. Sur l'enveloppe avait été posé un petit arc encore muni de sa corde, différents morceaux de bois et un carquois en cuir contenant des flèches attachées avec une cordelette.

III^o Cadavre enveloppé d'abord dans une chemise sans manches avec ornements tissés et ensuite dans une enveloppe commune en tissu grossier. Il portait deux petits sacs en laine de couleur, l'un sur la poitrine, l'autre sur le dos. Entre les enveloppes se trouvait un étui en bois sculpté contenant des épines de cactus (*fig. 2d-e*), plié dans des morceaux d'étoffe attachés avec des cordes de laine. En dehors de l'enveloppe funéraire était placé un instrument en bois ayant la forme d'un couteau (*fig. 1b-c*), mais qui semble plutôt avoir été employé comme engin agricole, car il n'est pas du tout tranchant.

IV^o Cadavre momifié, dans un état de conservation parfaite, jambes repliées, bras croisés, tête inclinée sur le côté. Ce cadavre était enveloppé dans une couverture noire en laine qui constitue une œuvre de tissage remarquable, garnie d'une longue et épaisse toison. Cette couverture était attachée à l'aide de deux grandes aiguilles en bois noir. Avec ce corps se trouvait une pelle en bois et une autre en pierre, analogues à celles de la tombe N^o. 1. A côté de lui, il y avait aussi un amas de minces plaques d'une substance qui paraît être de la viande desséchée, aliment jusqu'à nos jours très en usage chez les Indiens du haut-plateau et auquel ils donnent le nom de *chalona* ou *charqui*.

V^o Cadavre très bien conservé quant à la chevelure qui montre parfaitement la coiffure (*fig. 3*) des anciens habitants de Calama. Dans l'enveloppe, un peigne (*fig. 2 f*) à dents en bois indépendantes, disposées entre deux pièces de bois attachées par une étroite lanière en cuir habilement tressée, qui sert à la fois à réunir les pièces en bois et à retenir et séparer les dents. De plus, un petit sac contenant de l'ocre rouge; enfin différentes amulettes en bois représentant des figures sculptées analogues à celles de l'étui (*fig. 2 d—e*).

Objets trouvés dans les tombes:

Parmi les objets trouvés dans la nécropole de Calama, les pièces en bois attirent avant tout l'attention.

Pelles. La *fig. 1 a* en donne un exemple. Elles sont très nombreuses. Celle figurée a une longueur totale de 1 m 10. Par suite de leur forme on pourrait être tenté de les prendre pour des rames, mais cette supposition est impossible étant donné le grand éloignement de Calama de toute eau navigable.

Arcs. Ils ne sont pas communs. Celui de la *fig. 1 f* est d'une longueur de 0 m 957. Les flèches trouvées ont toutes leurs pointes en bois dur.

Couteaux. Pareils à celui dont la *fig. 1 b, c*, montre divers aspects ils existent en assez grand nombre; quelques-uns ne sont pas tranchants et d'autres ont un tranchant plus ou moins émoussé. Tous sont pointus et leur longueur varie de 0 m 35 à 0 m 50. L'exemplaire de la figure ci-jointe conserve encore autour de son manche une enveloppe en tissu de laine de lama qui a servi à rendre plus doux le contact avec la main. Cela prouve que ces instruments étaient employés pour un travail dur, et j'incline à croire que ce sont plutôt des instruments d'agriculture que des couteaux pour couper. La latte de bois plate et longue (*fig. 1 g*) de 0 m 916, était probablement destinée à séparer les fils d'un métier à tisser.

Crochets. La *fig. 4* montre un certain nombre de curieuses pièces en bois en forme de V très ouvert. Ces pièces sont extrêmement communes dans les tombes préhistoriques de la Puna de Jujuy et de la Quebrada del Toro et sont souvent munies de cordes en laine attachées à leurs extrémités. La distance entre celles-ci est généralement de 0 m 10 à 0 m 17.

R. Lehmann-Nitsche¹⁾ les appelle des »mors de lama«, ce qui me semble impossible, car le lama n'a jamais été monté ni attelé. E. Boman a vu ces crochets employés dans le ficelage des paquets funéraires des corps momifiés et E. Sénéchal de la Grange donne une explication très acceptable de leur usage: selon lui, ils auraient remplacé les anneaux de fer actuels pour ajuster les cordes avec lesquelles on attachait les charges sur le dos des lamas.

Étuis en bois sculpté contenant des épines de cactus. Ces étuis, perforés d'une extrémité à l'autre, sont remarquables par le soin avec lequel on a sculpté les figures qui les ornent. Celui qui est représenté ici (*fig. 2 d-e*) a 176 mm de longueur. Ils contenaient toujours quelques épines de cactus pointues, mais trop faibles pour avoir servi d'épingles ou d'aiguilles. R. Lehmann-Nitsche²⁾ a émis l'hypothèse que ces tubes pourraient être des instruments de chirurgie, des sortes de ventouses. La *fig. 2 c* représente un autre de ces étuis, contenant aussi des épines, mais qui n'est pas muni d'une figure sculptée et dont la partie étroite consiste en un tube en os. Les épines que renferment ces énigmatiques étuis étaient peut-être des aiguilles à tatouage?

Tablette en bois dur. Elle est munie d'un appendice sur lequel est sculptée une tête de condor (*fig. 2 a*). J.-B. Ambrosetti³⁾ pense que ces tablettes ont dû servir pour offrir certains objets en sacrifice aux dieux, mais il ne donne aucun argument en faveur de son hypothèse. Il m'est impossible, quant à moi, de me faire une opinion sur l'emploi de ces tablettes.

Cloche en bois. Un exemplaire, semblable comme forme aux cloches en cuivre trouvées dans les Vallées Calchaïques, est représenté sous quatre faces différentes par la *fig. 5*.

Autres objets de bois. Des petits étuis et des petits vases, des amulettes, des pièces d'un emploi inconnu, quelquefois avec

¹⁾ Robert Lehmann-Nitsche: Catálogo de las antigüedades de la provincia de Jujuy conservadas en el Museo de La Plata (p. 25, 29 et 38, *Revista del Museo del La Plata* t. XI, La Plata 1902.

²⁾ *l. c.* page 10.

³⁾ Juan-B. Ambrosetti: Antigüedades calchaïques (page 24). *Anales de la Sociedad Científica Argentina*, t. LIII et LIV. Buenos-Ayres 1902.

des figures humaines (*fig. 1e*) ou autres sculptures, des outils de tisseur, des pièces qui ont fait partie de métiers, etc.

Objets en pierre. Les pelles, dont une est représentée par la *fig. 1d*, sont communes. La longueur totale de celle-ci avec son manche en bois est de 0^m921. La pelle en pierre a 0^m208 de longueur; elle est taillée dans une plaque de roche schistoïde. G. Courty l'a déterminée comme une roche éruptive trachytique contenant des cristaux d'augite et des grains d'olivine. Dans nos voyages à travers le haut-plateau nous n'avons pas rencontré cette roche en place, et cependant les pelles et les haches confectionnées avec cette matière ne sont pas rares dès la Puna de Jujuy jusqu'à Calama et Lipez. E. Boman a appris d'un vieil Indien qu'une ancienne carrière de cette roche existerait à Rosario de Atacama (Republique Argentine). Serait-il possible que toutes ces pelles et toutes ces haches trouvées sur une aussi grande étendue proviennent de cette unique carrière? Si cela était vrai, cette circonstance démontrerait l'existence d'un commerce très actif entre les habitants préhistoriques de cette vaste région.

On n'a pas trouvé d'autres objets de pierre dans la nécropole de Calama. Les pointes de flèches en pierre siliceuse, les petites perles en azurite et en malachite si communes sur tout le haut-plateau, n'y ont pas été rencontrées.

Objets en os. La *fig. 2b*, montre la moitié supérieure d'un *topo* ou agrafe en os, imprégné d'une matière colorante verte et qui servait pour attacher le vêtement du cadavre désigné sous le N^o 3. D'autres *topos* en os sculpté ont été également trouvés, ainsi que plusieurs petits tubes, dont les uns auraient été des étuis et les autres des sifflets. Des os pointus, ayant servi de poinçons ont été aussi rencontrés à Calama.

Poterie. Toute la poterie de Calama est d'une confection assez grossière. La *fig. 6* (hauteur 238 mm, diamètre de la bouche 160 mm, diamètre de la panse 239 mm) et la *fig. 7* (hauteur 140 mm, diamètre de la bouche 165 mm, diamètre de la panse 219 mm) donnent les formes caractéristiques des plus grands vases. On a trouvé également un grand nombre de petites tasses en terre cuite.

La *fig. 8* représente un petit vase (hauteur 123 mm, diamètre de la bouche 100 mm, diamètre de la panse 125 mm) tout à fait

de même fabrication et portant des ornements peints dans le même style que les pièces d'une nombreuse collection réunie au cours de nos fouilles dans les tombes préhispaniques de la vallée du Cagua. Les *fig. 9, 10 et 11* que j'insère ici pour servir de comparaison, et le fait que le vase de la *fig. 8* est le seul de ce modèle trouvé à Calama, démontrent suffisamment que celui-ci a dû être acquis par les habitants de Calama de ceux de la vallée du Cagua, située à 350 kilomètres environ au Nord-Est de Calama, et appartenant à la région des Chichas. La trouvaille est d'un grand intérêt et semble aussi indiquer que ces deux peuples étaient contemporains.

Sparterie. Les *fig. 12 et 13* représentent un plat et un petit panier en sparterie d'un travail très soigné.

Calebasses. Dans les tombes de Calama on trouve un grand nombre de calebasses coupées par la moitié et servant de vases ou quelquefois de couvercles aux pots en terre cuite. Beaucoup de ces calebasses portent des ornements gravés très artistiques.

Etoffes. Les tissus en laine de lama, de vigogne et peut-être d'alpaca, rencontrés dans les tombes de Calama, ont été confectionnés avec assez d'habileté et d'art.

Le *mais*, les *autres graines*, les fruits d'*Algarrobo* et toutes les matières organiques que contiennent les vases du mobilier funéraire de Calama et qui sont dans un excellent état de conservation, offrent un intérêt tout particulier. Ces matières ont été remises à des spécialistes pour être étudiées et déterminées. Les résultats de ces recherches seront, comme les objets non décrits ci-dessus, publiés dans l'ouvrage sur les travaux de la Mission qui paraîtra dans les premiers mois de l'année prochaine.

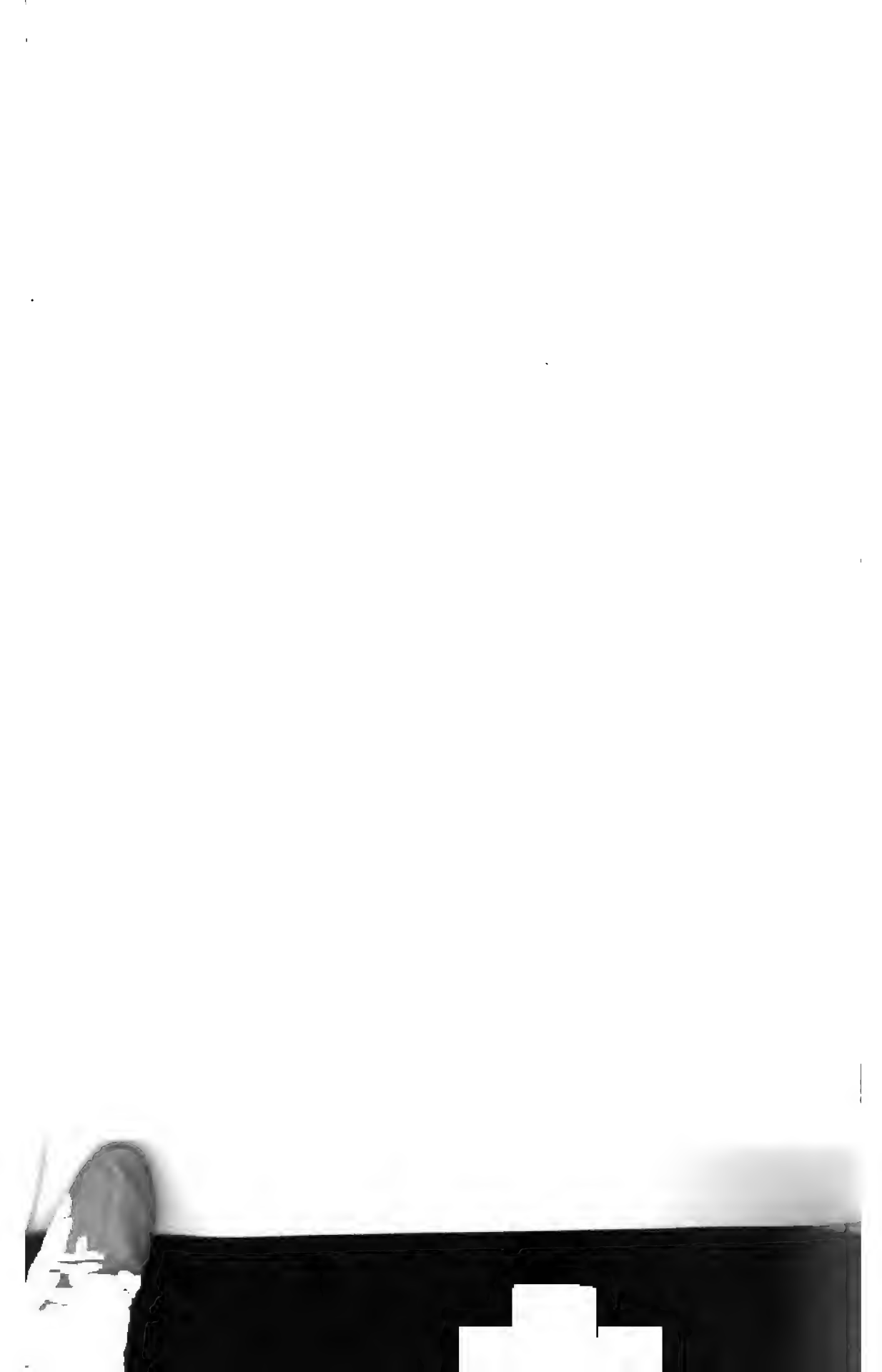
Craniologie. Le Dr. Chervin s'est chargé de l'étude de toute la collection de crânes et de squelettes humains recueillie par la Mission dans les différentes parties du haut-plateau, collection composée d'environ 500 spécimens.

Les crânes de la nécropole de Calama comprennent 66 numéros, dont la mensuration a donné, au Dr. Chervin, les résultats suivants :

Dolichocéphales	(indice céphalique jusqu' à 75)	2
Mésocéphales	(» » de 75,1 à 79,9)	10
Brachycéphales	(» » de 80 à 85)	37
Hyper-brachycéphales	(» » de plus de 85)	17



Fig. 1. Divers objets de la nécropole de Calama: *a* Pelle. *b c* Instrument en forme de couteau. *d* Pelle en pierre schistoïde à manche en bois. *e* Objet avec figure humaine sculptée. *f* Arc. *g* Outil en forme de lame. Environ $\frac{1}{16}$ gr. nat.



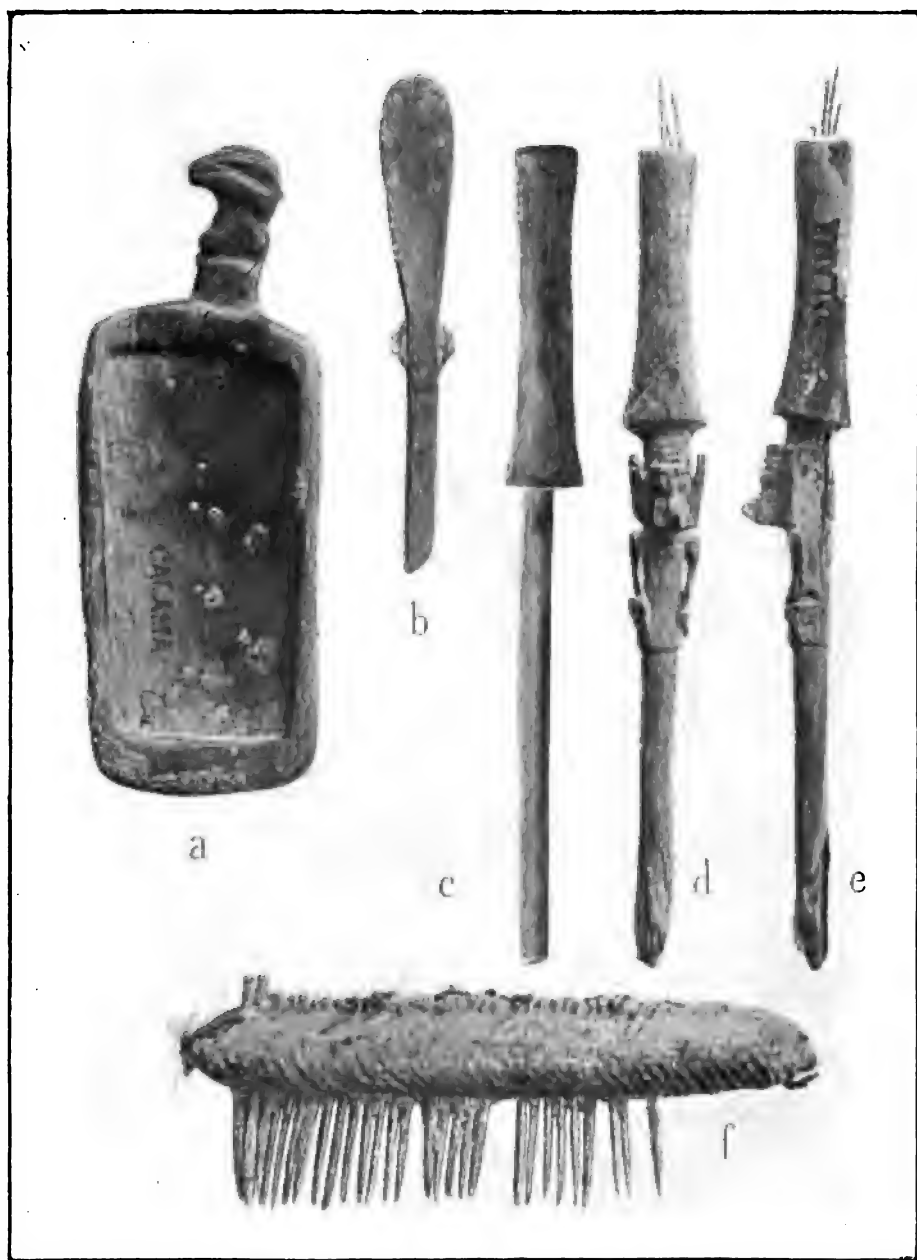


Fig. 2. Divers objets de la nécropole de Calama: *a* Petit plateau en bois sculpté. *b* Topo en os. *c d e* Euis contenant des épines de cactus. *f* Peigne en bois. Environ $\frac{2}{3}$ gr. nat.

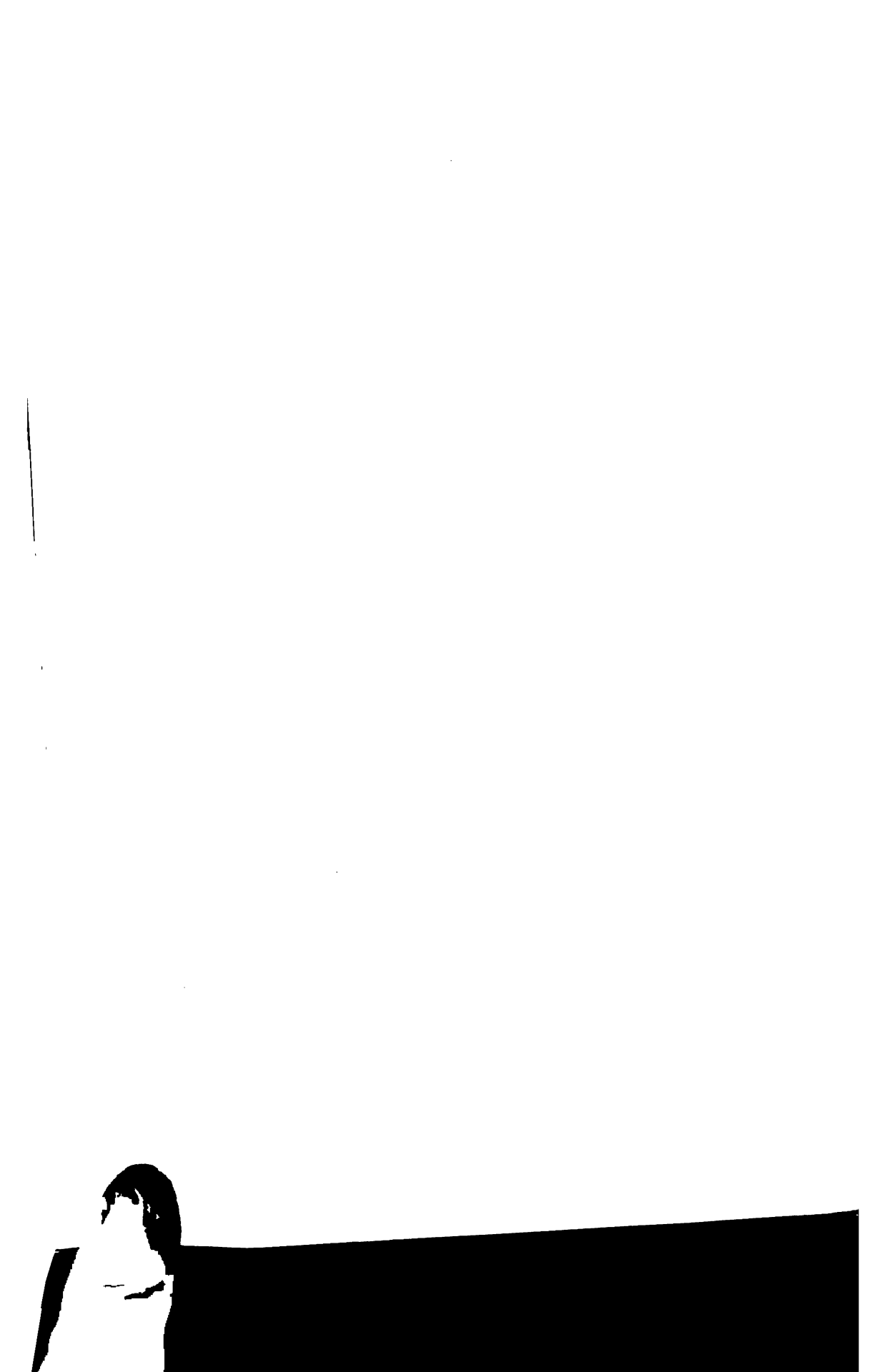




Fig. 3. Tête momifiée de la nécropole de Calama.

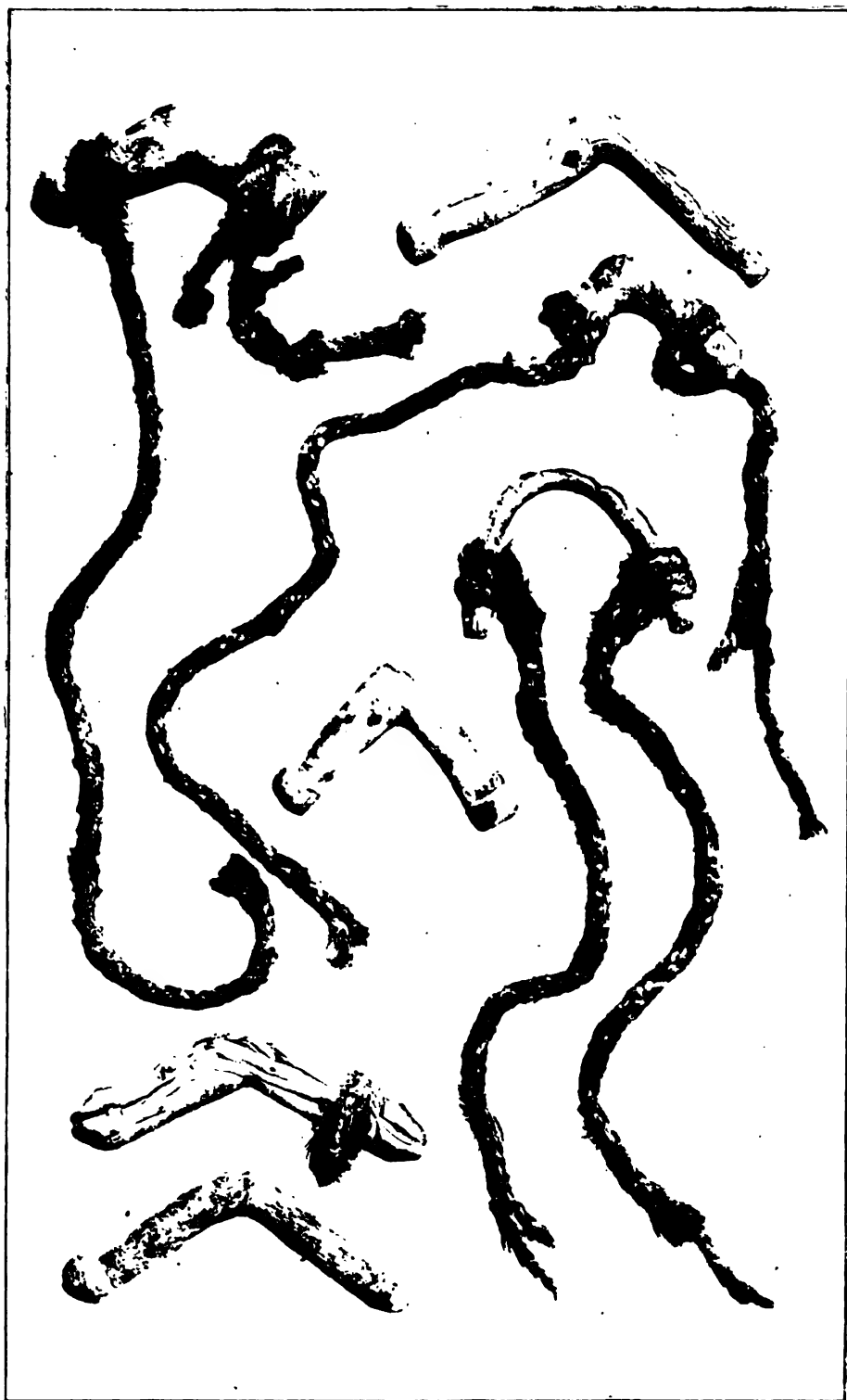


Fig. 4. Crochets en bois, de la nécropole de Calama. Environ $\frac{2}{7}$ gr. nat.



Fig. 3. Tête momifiée de la nécropole de Calama.





Fig. 6. Vase en terre cuite, de la nécropole de Calama. Environ $\frac{1}{3}$ gr. nat.



Fig. 7. Vase en terre cuite, de la nécropole de Calama. Environ $\frac{1}{3}$ gr. nat.



Fig. 8. Vase en terre cuite, de la nécropole de Calama.
Environ $\frac{1}{3}$ gr. nat.



Fig. 9. Vase en terre cuite, d'une ancienne tombe de la vallée du Cagua.
Environ $\frac{1}{3}$ gr. nat.





Fig. 10. Vase en terre cuite, d'une ancienne tombe de la vallée du Cagua.
Environ $\frac{1}{3}$ gr. nat.



Fig. 11. Vases en terre cuite, d'une ancienne tombe de la vallée du Cagua.
Environ $\frac{1}{3}$ gr. nat.



Fig. 12. Plat en sparterie, de la nécropole de Calama. Environ $\frac{1}{3}$ gr. nat.

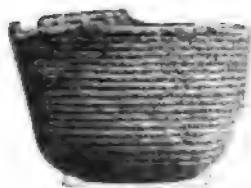


Fig. 13. Panier en sparterie, de la nécropole de Calama.
Environ $\frac{1}{3}$ gr. nat.



En résumé, 54 crânes, soit $80\frac{0}{10}$, sont brachycéphales. Néanmoins la présence de quelques crânes dolichocéphales dans une même nécropole préhispanique est intéressante à signaler.

De plus, sauf 2 crânes, présentant l'un une déformation occipitale bi-lobée et l'autre une déformation en pain de sucre, les 64 autres crânes ne présentent pas de déformation du type dit Aymara. Mais la plupart montre une sorte d'ensellure bipariétale très nette et causée évidemment par un bandeau contentif disposé en vue de déformer le crâne.

E. Sénéchal de la Grange n'a pas trouvé de ruines d'anciennes habitations dans les environs de la nécropole. Les individus qui y sont enterrés ont probablement habité l'oasis, et la culture a détruit les vestiges de leurs demeures au cours des siècles.

Les habitants préhispaniques de Calama ont été des agriculteurs; le grand nombre d'outils de culture que l'on trouve avec leurs morts en est une preuve. Ils connaissaient le lama dont ils employaient la laine pour confectionner d'assez bons tissus. Leur poterie est grossière; ils n'étaient pas non plus d'une très grande habileté dans les autres industries, exception faite peut-être pour la sculpture sur bois. Ils ont vraisemblablement entretenu des rapports de commerce avec des peuples qui les entouraient et en ont reçu de ce fait plusieurs objets étrangers, mais en général, ils doivent être considérés comme ayant été assez pauvres, ainsi que l'on peut en juger par leur mobilier funéraire.

Il est curieux de noter que E. Sénéchal de la Grange n'a pas trouvé d'objets en métal bien que les mines de cuivre de Chuquicamata, où G. Courty, géologue de notre Mission, a rencontré des outils préhispaniques tels que par exemple des marteaux en pierre, soient très proches de Calama.

L'intérêt principal offert par la nécropole de Calama consiste en ce que les restes qui y ont été recueillis sont tout à fait identiques à ceux trouvés par E. Boman au cours de ses fouilles effectuées dans plusieurs anciennes nécropoles de la partie argentine du haut-plateau, la Puna de Jujuy. *Les objets provenant de ces deux endroits sont en effet tellement semblables qu'il n'en existe pas un seul dans la collection de Calama qui ne soit représenté dans celle de la Puna de Jujuy par un autre*

complètement pareil. Il y a cependant 300 kilomètres à vol d'oiseau entre ces deux régions. Dans la province bolivienne de Lipez qui les sépare, G. Courty a trouvé des pelles en schiste semblables à celles de Calama, et bien qu'il ne se soit presque pas occupé de l'archéologie de cette province, il y a rencontré d'autres objets préhispaniques analogues à ceux de la Puna de Jujuy et de Calama.

On conserve au Musée d'Ethnographie de Paris une petite collection d'objets de Chiu-Chiu, localité située près de Calama, provenant d'un don fait en 1894 par le Baron Albert de Dietrich. Ces objets sont absolument semblables à ceux de nos collections.

Dans la République Argentine, M. J.-B. Ambrosetti et le Dr. R. Lehmann-Nitsche ont publié des descriptions, mentionnées ci-dessus, des collections de la Puna de Jujuy exposées aux Musées de Buenos-Aires et de La Plata et qui sont également tout à fait identiques à celles recueillies par E. Boman.

J'ai trouvé moi-même, au contraire, comme je l'ai déjà dit ci-dessus, au cours des fouilles que j'ai faites dans les vallées de Cagua, de Panagua et de Yura, à l'Est de Pulacayo, les restes d'une archéologie différente.

Celle des Vallées Calchaquies, situées sur la limite Sud du haut-plateau, diffère aussi de l'archéologie qui fait l'objet de la présente communication.

Les parties habitables du haut-plateau et du désert d'Atacama ont donc été vraisemblablement occupées, aux temps préhistoriques, par un seul peuple dont le degré de civilisation était assez inférieur comparativement aux nations ayant habité, à l'époque préhispanique, le Pérou, la majeure partie de la Bolivie et la région dite Calchaquie. La répartition géographique de ce peuple aurait été à peu près la suivante: le désert d'Atacama, les provinces actuelles d'Antofagasta, au Chili, et de Lipez, en Bolivie, le Nord des territoires argentins de la Puna d'Atacama et de la Puna de Jujuy. Il aurait été réparti entre le 22° et le 24° latitude Sud, de la Sierra de Cochinoca à l'Est jusqu'à la côte du Pacifique à l'Ouest.

Je propose de désigner ce peuple préhistorique sous le nom ancien d'*Atacamas*. M. Lafone-Quevedo s'est déjà servi de cette dénomination dans ce sens, sans en donner une définition précise cependant.

A quelle époque remontent les restes de ce peuple, que E. Sénéchal de la Grange et E. Boman ont exhumés? Le premier n'a trouvé à Calama aucun objet signalant une époque posthispanique, mais E. Boman a rencontré à Cochino, à Rinconada et à Humahuaca, dans la Puna de Jujuy, des ruines, des tombes, des pétroglyphes, des fresques très intéressantes peintes sur les parois de grottes et sur des rochers, et qui ont entre eux un rapport tel que E. Boman, d'après ses recherches, suppose qu'ils proviennent tous d'un même peuple. Des chevaux, bien caractérisés, qui figurent sur l'une de ces fresques, démontrent que celle-ci a été peinte après l'invasion des premiers conquérants espagnols. E. Boman exposera ses recherches et donnera son opinion sur cette question dans la publication générale des résultats scientifiques de notre Mission.

Les habitants actuels du haut-plateau n'ont conservé aucune tradition sur leurs prédécesseurs préhistoriques. Ils sont issus des mélanges des plusieurs races d'Indiens différentes les unes des autres qui, après la conquête espagnole, ont maintes fois changé de contrée, mais qui ne descendent certainement pas des anciens *Atacamas*.

Nous devons supposer, d'après moi, que ces *Atacamas* autochthones ont occupé le haut-plateau plusieurs siècles avant l'arrivée des premiers Espagnols et qu'ils se sont éteints après celle-ci, dans un laps de temps assez court.

L'histoire et la linguistique devraient nous donner quelques renseignements sur les *Atacamas*, mais ni l'une ni l'autre ne nous en fournissent de plausibles. Le territoire occupé par ce peuple est précisément *terra incognita* pour les chroniqueurs espagnols. La langue américaine que parlent encore les indigènes de toute la région est le quichua, mais elle n'est pas autochtone; elle a été introduite et imposée par les Incas ou par les Espagnols. Les documents laissés par les missionnaires catholiques du temps de la conquête le démontrent.

Les peuples qui, au XVI^e siècle, ont habité autour de la région des *Atacamas* sont: les Chichas de la Bolivie méridionale, les Omaguacas de la Quebrada de Humahuaca et des montagnes environnantes, plusieurs tribus des forêts vierges du Gran Chaco; tribus appartenant au groupe des Guaycurus et à d'autres, d'un degré de civilisation très inférieur; enfin dans le Sud, les Diaguites

des Vallées Calchaquies, sans parler des Araucans du territoire chilien actuel.

Mais les restes archéologiques des Chichas, des Omaguacas et des tribus diaguites diffèrent beaucoup de ceux de *Atacamas*. Quant aux tribus nomades du Chaco, elles peuvent encore moins être mises en parallèle avec les *Atacamas*. Il est donc impossible de classer ceux-ci parmi les peuples cités; si l'on essayait de les rapprocher de l'un d'eux, ce ne pourrait être que des Chichas. Les postes les plus avancés de ces derniers s'étendaient jusqu'à Moreta, dans la Puna de Jujuy, selon un document digne de foi datant de 1566¹⁾ dans lequel Juan de Matienzo, conseiller du Tribunal Supérieur espagnol à Chuquisaca, dénommé *Audiencia de Charcas*, propose au roi d'Espagne l'établissement d'une route commerciale régulière de la Bolivie au Rio Parana, en utilisant l'ancienne route militaire des Incas. Matienzo mentionne dans ce document l'existence des Indiens Chichas aux environs de l'emplacement des postes qu'il proposait d'établir jusqu'à Moreta, la localité ci-dessus citée, mais il ne donne pas le nom des Indiens habitant à Casabindo, le poste suivant, où il existe des ruines importantes et de nombreux tombeaux des anciens *Atacamas*, ce qui semble indiquer que ces derniers n'avaient pas de relations avec les Espagnols. Les Chichas en question n'étaient probablement que des Indiens détachés aux postes de la route péruvienne pour l'entretenir en bon état et se mettre au service des voyageurs.

Je ne pense pas que les *Atacamas* aient été des sujets de l'empire incasique, dans le strict sens du mot; mais il est probable qu'ils ont dû, de temps à autre, de même que les peuples des Vallées Calchaquies, payer tribut aux Incas et même se voir imposer des traités par ces derniers. Sir Clements Markham²⁾ d'ailleurs, qui fait autorité en la matière, ne comprend pas les *Atacamas* parmi les peuples qui faisaient partie de l'empire incasique.

Plusieurs auteurs anciens désignent les Changos comme

¹⁾ Relaciones geográficas de Indias, publicadas por el Ministerio de Fomento. Perú. t. II, p. XLIII; Carta à S. M. del Oidor de Los Charcas, Licenciado Juan de Matienzo, fechada en La Plata en 1566, Madrid 1885.

²⁾ Clements Markham, dans les *Proceedings of the Royal Geographical Society*, Londres 1871.

ayant habité la partie occidentale d'Atacama, et Philippi¹⁾ prétend qu'ils parlaient anciennement l'araucan. C'était donc probablement une tribu chilienne ou peut-être des individus obligés, par suite d'une extrême pauvreté ou pour d'autres motifs, de venir s'établir sur ce littoral désert et presque complètement dépourvu de toutes ressources.

Nous trouvons encore aujourd'hui, sur le territoire de nos anciens *Atacamas*, les derniers restes d'un peuple ayant des mœurs tout à fait particulières, des vêtements qui lui sont propres et une langue complètement distincte de toutes celles de l'Amérique du Sud. Ce sont les *Atacameños* qui se donnent eux-mêmes le nom de *Lican-Antai* et dont deux ou trois cents environ existent encore à Toconac et dans d'autres localités des environs de San Pedro de Atacama. Il en vivait aussi un petit nombre à Chiu-Chiu, il y a près d'un siècle, mais là ils se sont éteints. Des vocabulaires de leur langue, dénommée par eux-mêmes *cunza*, ont été publiés par von Tschudi,²⁾ Moore,³⁾ San Roman;⁴⁾ mais ce peuple n'a pas été étudié au point de vue de l'anthropologie et de l'ethnographie, et malheureusement il s'éteindra peut-être entièrement sans que ces études soient faites.

Il se pourrait que ces *Atacameños* soient les derniers survivants de nos anciens *Atacamas*.

¹⁾ R. A. Philippi: Reise durch die Wüste Atacama, Halle 1860, p. 42.

²⁾ J.-J. von Tschudi: Reisen durch Süd-Amerika, Vol. V, p. 82 et suiv.

³⁾ T.-H. Moore dans le Compte-rendu du Congrès International des Américanistes 1877, Vol. II, p. 44 et suiv.

⁴⁾ F.-J. San Roman: La lengua Cunza de los naturales de Atacama, Santiago de Chile 1890.

Bericht über die Ergebnisse meiner südamerikanischen Reisen.

Von Dr. Max Uhle, Lima.

In einem sehr liebenswürdigen Schreiben vom 7. März dieses Jahres hat mir der Präsident dieses Kongresses, Herr Professor von den Steinen, sein Bedauern darüber ausgesprochen, dass durch meine neue Rückreise nach Peru die Hoffnung verloren sei, eine abgerundete Auslassung über die Resultate meiner südamerikanischen Forschungen während der Stuttgarter Sitzung dieses Kongresses zu hören. Ich teile diese Gefühle in verstärktem Masse. Mir würde nichts angenehmer gewesen sein, als vor dieser Versammlung auf deutschem Boden die Resultate davon vorzulegen, wozu ich im Dienste der in Berlin vertretenen wissenschaftlichen Bestrebungen im Jahre 1892 zuerst ausgezogen bin. Auch wird es mir schwer, von Amerika aus meine Resultate in englischen Veröffentlichungen vorzulegen. Meine 1898 abgeschlossene Monographie über Pachacamac, welche seit über Jahr und Tag bis auf einige auf den Tafeln fehlende Figurenummern im Drucke abgeschlossen ist, erscheint wegen der in Philadelphia vorhandenen administrativen Verhältnisse, noch lange nicht an der Öffentlichkeit.¹⁾ Andere Publikationen, über die Resultate meiner letzten Reise von 1899—1901, erleiden, wegen der in Amerika vorhandenen Notwendigkeit, die deutschen Manuskripte erst ins Englische zu übersetzen, eine natürliche Verzögerung. Die gütige Anregung Ihres Herrn Präsidenten ver-

¹⁾ Die Arbeit ist inzwischen erschienen: — *Pachacamac, Report of the William Pepper, M. D., LL. D., Peruvian Expedition of 1896 by Dr. Max Uhle. Published by the Department of the University of Pennsylvania. Philadelphia, Pa. 1903.*

(Anmerkung der Redaktion.)

stärkt jedoch meinen Wunsch, Ihnen mit herzlichen Grüßen und frohen Wünschen für das Gedeihen Ihrer Arbeit, wenigstens schriftlich eine allgemeine Darstellung der Hauptresultate meiner südamerikanischen Forschungen zu vergegenwärtigen. — Als ich am 14. November 1892 den Hafen von Antwerpen nach Buenos Aires verliess, brachte ich ausser dem Enthusiasmus für meine Forschungen zunächst wenig mehr mit, als was mir durch die Kenntnis der Sammlung Centeno im Kgl. Museum in Berlin klar feststand, die Kenntnis der charakteristischen Zeichen der Kultur der Inka, welche diese auf den Eroberungszügen der letzten Jahrhunderte vor dem Eintreffen der Spanier in Peru verbreiteten. Von meiner Tätigkeit in den Tälern am östlichen Abhange der Kordilleren in Argentinien, und im Hochlande der Provinz Jujuy und dem Bolivias zeugen die Sammlungen, welche in das Kgl. Museum von Berlin gelangt sind. Auf meinen Reisen konnte ich mich überall davon überzeugen, dass die Kultur der Inka bis nach der Sierra von Cordoba, und nach der Provinz Rioja am Fusse der Kordilleren gelangt war, und teils sprachlich, teils in charakteristischen inkaischen Objekten, teils in beiden, Reste hinterlassen hatte. Ich konnte im Verlaufe meiner Reise, auch an den prächtigen argentinischen Sammlungen des Museums de la Plata, überall beobachten, dass den Einwirkungen der Kultur der Inka auf argentinischem Boden eine Reihe interessanter anderer Kulturen vorwiegend einheimischen Ursprunges vorausgegangen sein muss. Da aber meine Fonds, auch nach dem Rate Professor Bastians, damals für eigene Ausgrabungen nicht ausreichten, so war es mir leider nicht vergönnt, das gegenseitige historische Verhältnis jener anderen Kulturen weiter festzustellen.

Ich muss es den massgebenden Herren und Damen der Universitäten von Pennsylvanien und Kalifornien Dank wissen, dass mir durch Anvertraung einiger Expeditionen nach Peru ausreichende Mittel zur Verfügung gestellt wurden, um auf peruanischem Boden eigene Ausgrabungen vornehmen zu können. Zu solchen hatte ich selbst stets den inneren Drang gefühlt, denn nur durch die Funde im Boden an Ort und Stelle konnten sich die zahlreichen Rätsel lösen, welche die in den mannigfaltigsten Farben schillernden, bunt durcheinander gewürfelten Reste der peruanischen Vorzeit in unseren Museen bis in diese Tage dem Beschauer vorlegten.

Als ich im Januar 1896 in Lima ankam, unternahm ich zunächst kleinere Ausgrabungen in den Umgebungen. Ich erfuhr daraus, dass sich im Boden Perus viele Arten von Gegenständen finden, die nie bisher in Museen gelangt waren, vielleicht weil sie recht wenig dekorativ wirkten. Instinktiv zog es mich dann nach dem nahen Pachacamac, dem berühmten alten Heiligtume, über dessen Geschichte und religiösen Charakter aus den bis dahin bekannten Darstellungen nichts zu gewinnen war. Gegen 10 Monate verweilte ich bei dem Studium desselben. Ein 3 m langer, 2 $\frac{1}{2}$ m hoher Plan der alten Stadt im Massstab 1 : 500, der vierfach reduziert für die Monographie über Pachacamac gedruckt worden ist, bildet eine der Früchte desselben.

Ich begann früh mit Ausgrabungen in dem grössten Gräberfelde an dem Fusse eines Baues, den man für einen tempelartigen ansehen konnte. Die Ausgrabungen förderten allerhand Gegenstände, an Töpfen namentlich gewöhnliche, weiss-rot-schwarze, die in keinem Museum vertreten waren, zutage. Die Diskrepanz mit den auf der ganzen Fläche der Stadt wahrnehmbaren inkaischen Scherben war offenkundig. Ich hatte also einerseits eine Kultur, die nicht inkaisch war, unerwartet gefunden, und andererseits mussten auch für die inkaische Kultur Gräberfelder vorhanden sein. Bald verlegte ich meine Ausgrabungen dichter an den Fuss des tempelartigen Gebäudes, und bemerkte erstaunt, dass das Gräberfeld sich unter den Vormauern des Tempels hinzog. In den tieferen Gräbern fanden sich als leitender Typus Gefässe von der Art von Fig. VIII²⁾ und XI³⁾ und ähnlich abweichende Gewebe, während in einer höheren, künstlich darüber gelegenen Schicht Gräber mit Gefässen vom Typus von Fig. XII⁴⁾ (weiss-rot-schwarze Gefässe) erhalten waren. Vor der Frontwand des Tempels lagen einige wenige Gräber, deren Inhalt inkaisch war (Fig. XIII).⁵⁾ Eine drei- bis vierteilige Gliederung der Perioden (Stil von Tiahuanaco, Epigonen, Periode der weiss-rot-schwarzen Gefässe, Inka) war damit festgestellt. Es wurde der Ausgangspunkt meiner ganzen folgenden Auffassung der Entwicklung altperuanischer Kulturen.

¹⁾ Siehe Uhle, Pachacamac, Plate 4, Fig. 3, 4.

²⁾ Ibidem. Plate 5, Fig. 1—7.

³⁾ Ibidem. Plate 7, Fig. 1—9.

⁴⁾ Ibidem. Plate 7, Fig. 10—11, 14—17, 19, 20.

Die Notwendigkeit, doch auch ausgedehntere Gräberfelder der inkaischen Kultur, die offenbar in den letzten Zeiten in Pachacamac breit geherrscht hatte, zu finden, trieb meine Ausgrabungen vorwärts. Die Folge davon war die Aufdeckung eines Gräberfeldes auf einer Terrasse des anderen auf der Höhe gelegenen Tempels. Sein Inhalt war fast rein inkaisch und gehörte nur einer Zeit an (Fig. XIV—XV).⁶⁾ Es stellte sich heraus, dass das Gräberfeld die Leiber der dem inkaischen Gotte durch Erwürgen geopfertem Weiber (vergleiche den Kopf mit dem Würgtuche, das vorn einen Knoten hat, und von hinten durch einen Knoten geschlossen ist, in Fig. XIV) barg. Zugleich sah man klar, dass dies der neue Sonnentempel der Inka, der andere am Fusse der alte Pachacamactempel war, der durch vier Perioden bis in die Zeiten der Gründung der Werke von Tiahuanaco zurückreichte, und vieles, wovon schon Garcilaso gesprochen hatte, fand dadurch eine erwünschte Erklärung.

Weitere Ausgrabungen vor dem Nordwesttore der Stadt führten zur Aufdeckung eines neuen Gräberfeldes, in dem sich an Töpfen schwarze an der Küste allgemein verbreitete Typen, hellfarbige lokale und eine Anzahl inkaischer Typen, — Gegenstände anderer Art ähnlich — mischten (Fig. XVI).⁷⁾ Der späte, an die inkaische Zeit angrenzende Charakter dieser Typen war damit festgenagelt. Eine etwa achttägige Ausgrabung in der Umgegend von Lambayeque im Norden Perus führte mir dann dieselben schwarzen Gefässe mit inkaischen gemischt nochmals vor. Mit diesem Ergebnis von vier bis fünf kulturellen Perioden, die in Pachacamac aufeinander folgten, begab ich mich in Philadelphia 1897 an die Niederschrift meiner Monographie über Pachacamac.

Die prähistorische Forschung auf dem europäischen Boden verfolgt den Zweck, die Entwicklung der historischen Verhältnisse vor dem Eintritt der ihn bewohnenden Völker in die Geschichte zu ergründen. Es scheint mir die hauptsächlichste Aufgabe jeder prähistorischen Forschung auf aussereuropäischem Boden, dieses Ziel der Forschung und die dazu gehörende Methode dahin zu übertragen. In diesem Sinne habe ich bei meinen archäolo-

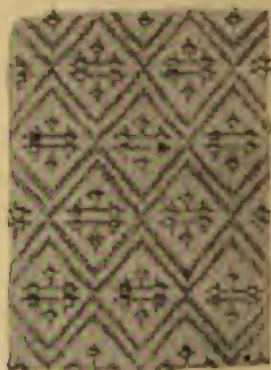
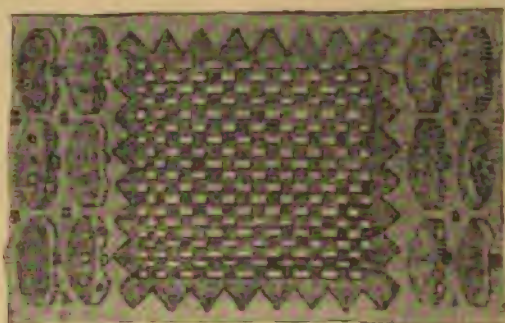
⁶⁾ Siehe Uhle, Pachacamac. Plates 18, 19.

⁷⁾ Ibidem. Plate 13.

gischen Untersuchungen in Peru dieses Ziel in den Vordergrund gestellt, ohne dass es dabei nötig gewesen wäre, die Erforschung einzelner Denkmäler oder das innere Verständnis einzelner Kulturen durch Erklärung ihrer Objekte oder Erläuterung ihrer Ornamente zu vernachlässigen. Ich darf wohl sagen, dass sich meine Weise, an jede von mir zu untersuchende Gegend die Frage nach kulturellen Resten verschiedener historischer Tiefe zu stellen, als ungemein erfolgreich erwiesen hat, so dass ich wohl wünschen möchte, recht viele Kulturdistrikte des alten Amerika würden in gleicher Weise durchforscht. Das Bild der prähistorischen Entwicklung der einzelnen Länder gewinnt dadurch vor unserem Auge an Relief. Die unverständliche Häufung verschiedenster Reste aus denselben Gegenden gibt dadurch einer lichten Ordnung Raum, und wir vermögen einen Dombau der in sich zusammenhängenden prähistorischen Entwicklung des ganzen Amerika aus vielfach noch wirr nebeneinanderliegenden Werkstücken aufzuführen.

Meine beiden im Auftrage der Universität von Kalifornien für Frau Phoebe Hearst unternommenen Reisen 1899—1901 und seit Ende 1903 dienen dem Zweck das in Pachacamac begründete System peruanischer Kulturen weiter auszubauen. Zu dem Zwecke verweilte ich etwa 6 Monate im Tale von Trujillo, sodann im nahen Gebirge in der Gegend von Huamachuco, und verbrachte den Rest der früheren Reise mit der Untersuchung der Täler von Chinja, Pisco und Ica südlich von Lima. Augenblicklich verfolge ich die peruanische Küste mehr im einzelnen. Die Annahme liegt nahe, dass die ältesten kulturellen Ansiedelungen in grösster Nähe der Küste am häufigsten sind. Die Ausgrabung eines der zahlreichen Muschelhügel an der Bai von San Francisco, mit der mich die Universität von Kalifornien 1902 beauftragte (die Abhandlung darüber noch nicht gedruckt); hatte mich mit diesem Zweige der Forschung näher bekannt gemacht, und obwohl ich schon 1901 zwei gewaltige Muschelhügel an der Mündung des Flusses von Ica beobachtet hatte, so finde ich doch jetzt ein noch weit reicheres Material in Peru an solchen vor. Soweit ich dieselben bis jetzt kenne, fallen sie alle in die von mir hauptsächlich untersuchte Periode prähistorischer peruanischer Kulturen, geben aber bisweilen Gelegenheit, frühe sonst schwer auffindbare Formen derselben kennen zu lernen.

In der Gegend von Trujillo fand ich zunächst in Chanchan, also Gran Chimu, dieselbe späte Kultur schwarzer Gefässe, wie in Lambayeque-Pachacamac, aber ohne Beimischung inkaischer Geräte, wieder. Damit war der Typus entschieden, den wir als den der Chimu, die von den Inka besiegt wurden, anzusehen haben. Mit den gewöhnlich als Chimukultur bezeichneten feinen



XVII. Gewebstücke des epigonenartigen Typus. Huaña del Sol bei Trujillo.

bunten Gefässen (wozu die Ornamente Fig. I, II, X^{*)}) gehören) hatte ich andere Bestimmungen vor. Ich fand sie im Bereiche der Ruinenstätte von Moche, wo zunächst chimuartige Gräber, andere mit älteren weiss-rot-schwarzen Gefässen, und ein noch älteres in einem mit Scherben der feinen bunten Gefässe durchsetzten Boden zum Vorschein kamen. Am Fusse der Huaca de la Luna wurde ein prächtiges Gräberfeld derselben Kultur

*) Siehe unten S 583 bis 592.

erschlossen, auf der Huaca del Sol ein durchwühltes Gräberfeld geprüft, das neben Resten der gleichen Zeit tiahuanacoartige Typen (Fig. IX),⁹⁾ epigonenartige, wie die Gewebe von Fig. XVII., und andere schwarze Gefässe früher Zeit, aber keine chimuartigen enthielt. Danach stand fest, dass die Kultur der feinen bunten Gefässe der Einführung tiahuanacomässiger Typen in das Tal vorausging. Es war die früheste bekannte, nicht die letzte Kultur des Tales, und Denkmäler, die der Volksmund ratlos für solche der Inka erklärte, hatten Jahrtausende gestanden, ehe die Inka am politischen Himmel Perus aufstiegen.

Die verhältnismässig geringe Entfernung des Hochlandes von Huamachuco lud mich in Trujillo zum Besuch der dortigen Ruinen ein, die vordem nur Charles Wiener nach der bei ihm bekannten Weise behandelt hatte. Ich fand eine Menge Ansiedelungen auf Berggipfeln, in Marca Huamachuco eine grosse befestigte Stadt auf einsamen zum Himmel ragenden Felsen, ganz wie Garcilaso die den Inka im Hochlande vorausgegangenen Siedelungen beschreibt. Am Fusse des Felsens in der Ebene liegt eine angefangene, genau rechteckig vermessene Stadt ohne Strassen, die auf die Inka zurückgeht, Viracochabamba. Die ältesten Reste in der Gegend von Huamachuco gehen, soweit ich sie fand, bis in die Zeit der Epigonen nach der Periode von Tiahuanaco zurück. Aus dieser Zeit stammt auch die Anlage der Bergfestung Marca Huamachuco. Dann entwickelte sich der Stil in der Richtung der weiss-rot-schwarzen Gefässe für die Gegend individuell. Die Hauptsache ist, dass ich nicht den Eindruck eines frühen Eintrittes der Gegend in die Kultur gewann. Die Anlage von Siedelungen auf Bergen bezeichnete wohl den ersten Schritt zur Abstreifung der Barbarei, und von der relativ geringen historischen Tiefe überzeugt, welche die Kultur im Innern des nördlichen Peru besass, beschloss ich den Kreis meiner Tätigkeit zunächst nach dem Süden zu übertragen.

Mich leitete der Gedanke, von dem Chinchatal aus über Ica einen Vorstoss gegen Cuzco hin zu unternehmen, um die im einzelnen noch wenig bekannten Quellen der inkaischen Kultur auf dem Wege mit festzustellen. Die Ausführung des Planes wurde durch meine zeitweilige Rückkehr nach San Fran-

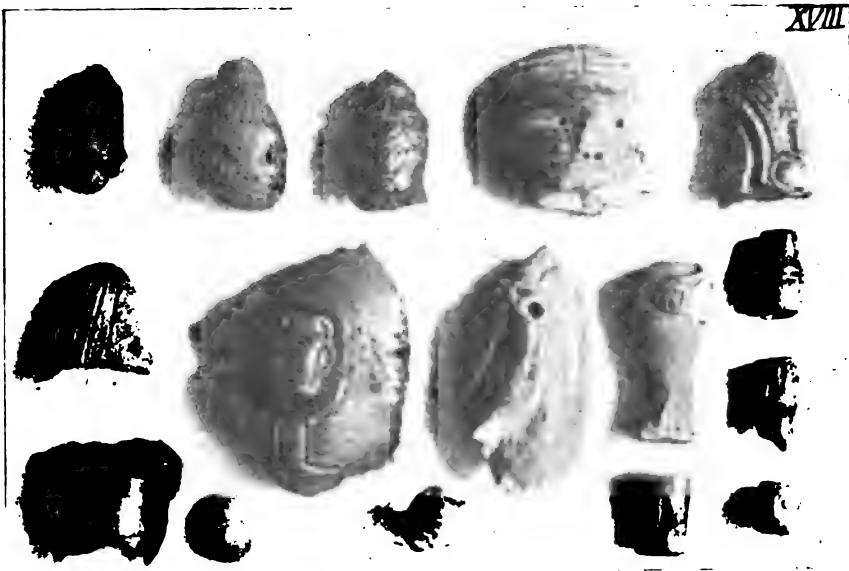
⁹⁾ Siehe unten S. 589.

cisko unterbrochen. Die Täler von Chincha, Pisco und Ica, und vielleicht andere mehr bilden ein grösseres Gebiet, in der sich seit den Einwirkungen des Stiles von Tiahuanaco die Kultur zwar nicht bedeutend, aber doch verschieden von nördlicheren Gebieten entwickelte. Diese Täler sind voll von den Resten mittlerer Perioden, während solche der epigonalen Kultur spärlicher sind. In einem Grabe des Tales von Ica wurde von mir auch grüngelblicher Nephrit gefunden. Sehr merkwürdig sind die grossen szepterartigen Schnitzereien aus hervorragenden Gräbern, die teils Ruder, teils breite schaufelartige Geräte zum Urbilde haben. Aber den interessantesten Teil der Untersuchungen im Tale von Ica bildete doch die Exploration einiger Gräberfelder, die eigenartige bunte Gefässe, wovon einzelne auch in Berlin vorhanden sind, enthielten. Meine, die vorliegende begleitende zweite Abhandlung erklärt die frühe Stellung, die ich ihnen in der kulturellen Entwicklung des alten Peru zuweise, ihre Contemporaneität mit immensen alten Bauten aus Lehmklumpen, die jetzt zu Hügeln verschrumpft sind, im Küstenlande von Pisco und Chincha, und ihre historischen Beziehungen zu anderen Stilen. Durch das Tal von Pisco verläuft eine der bedeutendsten Inkastrassen, die ich bis über Huaitará nach dem Hochlande aufwärts verfolgte. Bei Umay finden sich die schönsten Ruinen der Küste aus Ziegeln von Adobe, besonders ein wunderbar erhaltener inkaischer Palast, der offenbar zugleich als Station bei den Reisen nach der Küste diente (eine Ansicht davon in Harpers Magazine, Oktober 1903). In Huaitará sind, in die moderne Kirche zum Teil eingebaut, die Reste eines alten Sonnentempels erhalten. Die zum Teil vorzüglichen Steinmauern sind nach dem System der in Cuzco vorhandenen Bauten konstruiert. Aber die schöne wohlgefügte Aussenseite dieser Bauten ist doch zum Teil Blendwerk. Die an der Front haarscharf aneinandergepassten Steine keilen sich jeder nach innen zu, ihre Zwischenräume im Innern der Mauer sind durch Mörtel und Steinbrocken ausgefüllt.

Wenn ich am Schluss der zweiten Reise die bisherigen Resultate überblickte, so liessen sie sich dahin zusammenfassen:

Der Stil der feinen bunten Gefässe von Ica und der in ziemlicher Verwandtschaft mit ihm stehende der schönen bunten Gefässe von Trujillo u. s. w. stehen am Anfange der uns bisher bekannten Entwicklung der peruanischen Kulturen.

Dann tauchte im südlichen Hochlande der Stil der alten Werke von Tiahuanaco archaischen Charakters auf. Seine Produkte verbreiteten sich über den grössten Teil des alten Peru, nordwärts mindestens bis Trujillo, und befruchteten mit den daraus abgeleiteten Erzeugnissen, die die ganze epigonale Periode füllen, die ganze weitere Entwicklung in den verschiedenen Teilen des Landes. Die Träger dieses Stiles waren offenbar die Aimará, deren Sprache, obwohl im Grunde der der Ketschua



XVIII. Scherben und Figurenbruchstücke aus einem Muschelhaufen bei Ancon.

verwandt, in vieler Hinsicht einen älteren Habitus hat als die letztere. Wir wissen jetzt, dass die Sitze der Aimará sich weit nach Norden, wenigstens bis in die Gegend von Lima erstreckten, und dass sie im Hochlande des südlichen Peru den natürlichen, kulturell zubereiteten Boden bildeten, auf dem sich die Herrschaft der Inka in ihren Anfangsstadien am leichtesten ausbreitete.

Reste der epigonalen Kultur wurden von mir fast in allen Teilen des Landes beobachtet. So finden sie sich ausser in Ica und Pachacamac, in Ancon, Chancay, Huacho, Trujillo (Moche), Huamachuco, im Tale von Casma, Chavin de Huantar.

Dann trat eine Gliederung der Entwicklung ein: Im Süden von Ica und Chincha ging eine neue Stilart mit ziemlich bunten Gefässen daraus hervor, in zentralen Teilen des Landes (Pachacamac, Rimactal, Chancai) trat eine andere Stilform hervor, am leichtesten charakterisiert durch die weiss-rot-schwarze Farbe ihrer Töpfereien. Kontemporan schlossen wahrscheinlich im Hochlande die weiss-rot-schwarzen Gefässe von Recuay und Huaraz, die dieser Art von Huamachuco sicher, an. Weiter



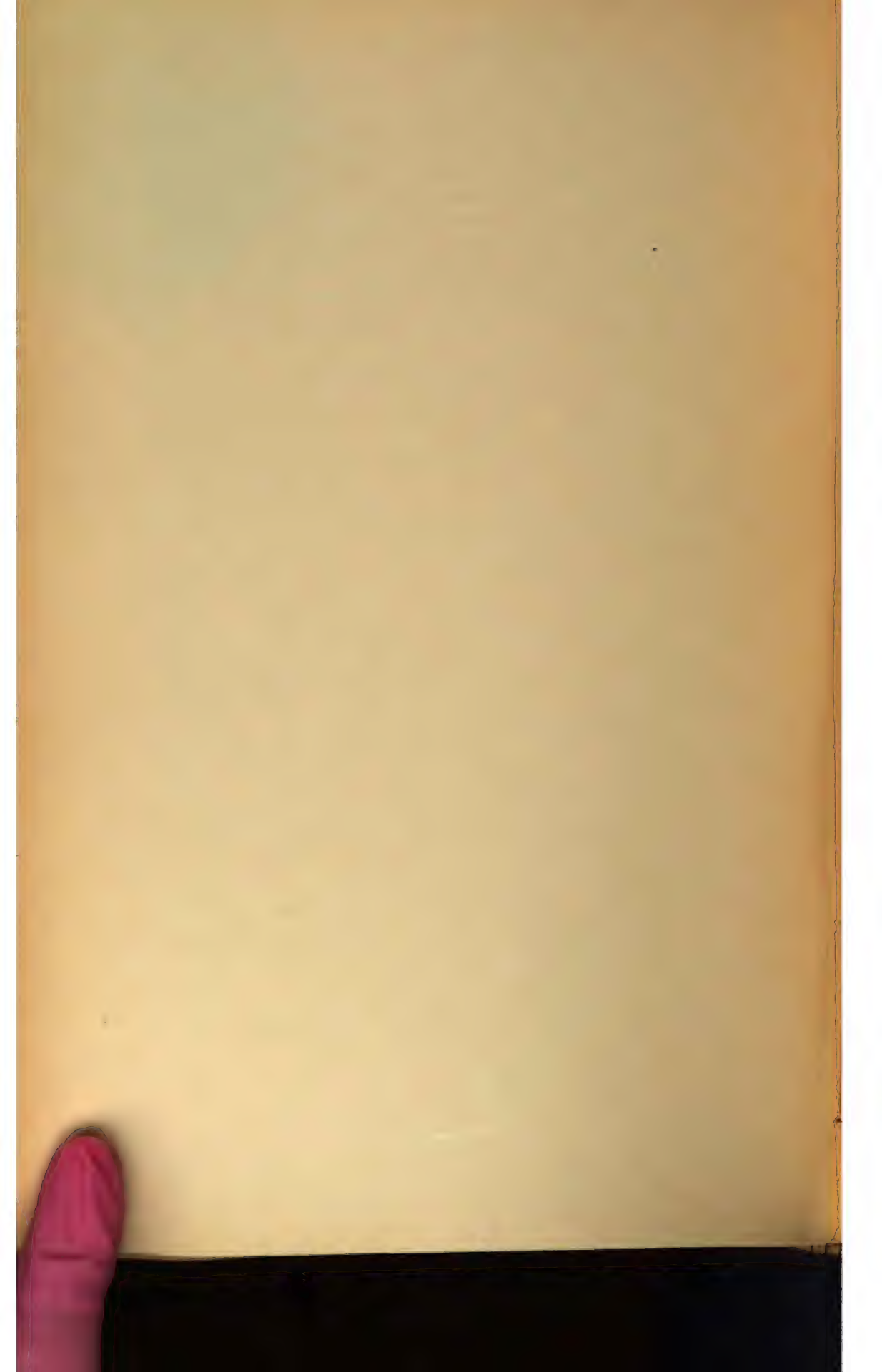
XIX. Scherben aus einem Muschelhügel bei Ancon.

nördlich um Trujillo und nördlich davon kamen gewisse schwarze Typen von Gefässen zur Ausbildung. In jeder Gegend kann man dann jüngere und ältere Stile unterscheiden. In Chancai entwickelte sich z. B. der bekannte Typus weiss und schwarzer Gefässe daraus, im Norden der der schwarzen chimuartigen Gefässe. Dann erst kam die Überschwemmung des ganzen Landes durch die Inka.

Man soll darum nicht meinen, dass die einzelnen Kulturdistrikte in der Zeit ihrer Sonderung im grossen keine Berührungen miteinander besessen hätten. Es gibt z. B. eine Anzahl

turen die Vorstadien in Peru selbst fehlten, sofort erklärt gewesen. In den altperuanischen Kulturen hat es nie an Parallelen zu dem zentralen Amerika gefehlt, am wenigsten in den aller-ältesten Formen derselben. Das Plateau der Huaca del Sol bei Moche besitzt eine weitgehende Ähnlichkeit zu den Unterlagen der Pyramidenbauten von Copan u. s. w., Tongefässe in Form von bärtigen Greisen mit wirbelartigen Ornamenten an den Ohren von Trujillo erinnern an den Quetzalcoatl der mexikanischen Mythen, der Fledermausgott der alten Kultur von Trujillo steht dem zentralamerikanischen in mehrfacher Hinsicht nahe. Es liessen sich noch eine ganze Anzahl charakteristische, obwohl immer einzelne Ähnlichkeiten vorführen. Aber es ist noch keine Kultur beobachtet worden, an welche sich die ältesten peruanischen Formen in Mittelamerika anschliessen liesse, und gesetzt den Fall, sie hätte existiert, so ist doch immer die Möglichkeit, dass sie nie gefunden wird. Vielleicht hat aber auch nie eine besondere Kultur existiert, von welcher alle Peru zur Kultur befruchtenden Keime in Mittelamerika allein ausgegangen wären. Ein sehr vorteilhafter Weg, diese Forschungen in Peru fortzusetzen, ist noch immer der, die Vorstadien jener ältesten Kulturen von Ica und Trujillo zu suchen. Sie müssen irgendwo existiert haben, z. B. in Muschelhügeln. Deswegen besonders widme ich jetzt einen grossen Teil meines Augenmerkes den Muschelhügeln. Das hügelige Terrain bei Ancon, aus welchem die Herren Reiss und Stübel den grössten Teil ihrer Gräberfunde entnahmen, ist aus den Tafeln ihres Werkes: Das Gräberfeld von Ancon, allgemein bekannt. In ihm verbergen sich gegen 100 Muschelhügel und Muschelhaufen, zumeist sehr respekabler Grösse. Verschiedene von ihnen wurden von mir angeschnitten. Ich schachtete einen, der an Grösse vielleicht keinem Muschelhügel der Vereinigten Staaten nachgibt, in geräumiger Fläche 9,30 Meter bis zu seinem Boden aus und fand, dass seine Struktur nicht die mindeste Verschiedenheit von den mir aus Kalifornien bekannten Muschelhügeln darbot. Das Bemerkenswerteste ist, dass sie alle aus sehr junger Zeit, vielleicht alle aus der Periode der weiss und schwarzen Gefässe von Chancay stammen, obwohl die Reste in der Ebene bis in die epigonale Periode zurückgehen. Und doch bietet Ancon auch einen immensen Muschelhügel von viel höherem Alter dar, der aber nicht

in der Ebene liegt, sondern schwer erkennbar den Bergabhang über der Ortschaft deckt. Aus ihm stammen die Gefäß- und Figurenreste (Ton) der Fig. XVIII—XX. Sie vergegenwärtigen uns in Spuren eine alte, uns bisher noch nicht bekannte Kultur, die ich in zeitliche Nähe der ältesten von Ica bekannten Kultur stelle. Auch in Chancay habe ich schon eine fremdartige neue Kultur gefunden, die offenbar von ähnlichem Alter, jedenfalls aber früheren Datums als die Einführung der alten Kultur von Tiahuanaco ist. So dürften wir auf diesem Wege noch verschiedenen anderen Erkenntnissen entgegengehen.



Aus meinem Bericht über die Ergebnisse meiner Reise nach Südamerika 1899 -1901.

Von Dr. Max Uhle, Lima.

Über die historische Stellung der feinen bunten Gefässe von Ica unter den übrigen prähistorischen Resten von Peru.

Unter den verschiedenen Stilen, die in den Gräbern des Tales von Ica sonst gefunden werden, steht keiner mit dem der feinen bunten Gefässe in direkter Verbindung. Dies ist um so merkwürdiger, als die historische Entwicklung von der Zeit des Eintritts der epigonalen Kultur (Tochter der Kultur der Werke von Tiahuanaco) in das Tal bis zu den Zeiten der Inka an dem Inhalte der Gräber lückenlos vor uns liegt. Schon dadurch werden wir zu der Vermutung gedrängt, dass die Zeit der feinen bunten Gefässe den anderen Stilen vorauslag, und dies wird durch Beweise anderer Art bestätigt.

Die frühere Besprechung der hügelartigen Huacas de Alvarado und de Santa Rosa im Tale von Chíncha, und der von dem Flusse zerrissenen bei Pisco, welche ausschliesslich aus Lehmklumpen ohne irgendwelche Verwendung von Ziegeln aufgeführt sind, hat die umfassendsten Beweise für ihren uralten Ursprung geliefert (Material, Erhaltungszustand, prähistorisches Alter ihrer Verschrumpfung zu Hügeln, einzelne fremdartige noch nirgends klassifizierbare Reste in ihnen). Die Zeit des Ursprungs dieser Huacas war aber auch die der feinen bunten Gefässe von Ica. Der Beweis dafür gründet sich auf drei Umstände. Die Mauern in den Gräberfeldern, denen diese bunten Gefässe entstammen, bestehen aus derselben seltenen Art von Lehmklumpen, wie jene Huacas ohne jede Verwendung von Ziegeln. Die merkwürdig langen Schädel, welche mit den bunten Gefässen gefunden werden, sind ihrer Art nach identisch mit denen, welche zwischen dem Mauerwerk der Huaca de Alvarado zum

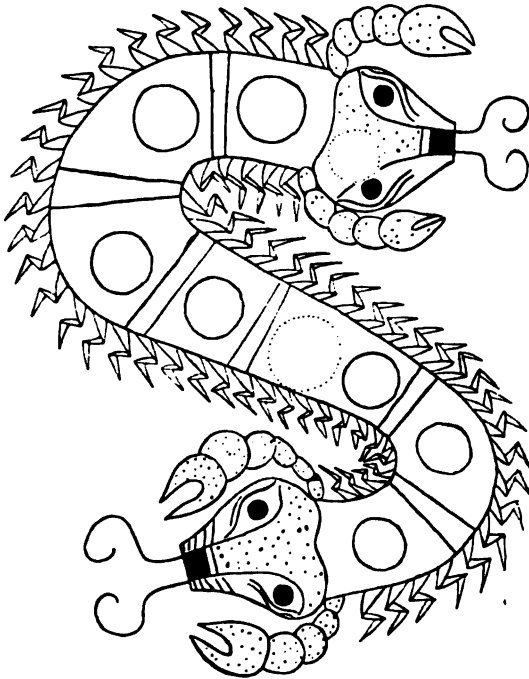
Vorschein kamen, während langdeformierte Schädel typisch an der Küste sonst nicht vorkommen. Bei einer Ausgrabung, welche im Innern der erwähnten Huaca am Flusse bei Pisco unternommen wurde, wurde nur ein kleiner Scherbe, das einzige Produkt der ganzen Ausgrabung, gefunden. Seiner Bemalung nach stammt er aber von einem der feinen bunten Gefässe, welche im Tale von Ica vorkommen, und erhärtet dadurch die Gleichalterigkeit dieser frühzeitlichen Huacas mit jenen Gefässen.

Oberflächlich betrachtet ist der Stil der feinen bunten Gefässe von Ica (und verwandten Gegenden: Tal von Pisco, Chala? u. s. w.) im alten Peru ein merkwürdig isolierter. Sehen wir aber näher zu, so entdecken wir doch eine Anzahl Zusammenhänge und Berührungen mit anderen, die eine wenigstens vorläufig ziemlich genaue Präzision seines historischen Verhältnisses zu ihnen gestattet.

Man sollte meinen, dass die feinen bunten Gefässe des Stiles von Trujillo mit den feinen alten Gefässen von Ica beinahe nichts gemeinsam haben. Sie sind ja, wie nachgewiesen, gleichfalls sehr alt, älter als die Einführung der Kultur von Tiahuanaco, gleichfalls merkwürdig isoliert, gleichfalls hervorragend neben allem, was in Peru später geschaffen wurde, durch die Grösse und Freiheit der stilistischen Auffassung, durch die lebendige Wiedergabe von allerhand Gegenständen der Natur. Aber mit diesen allgemeinen Kennzeichen, die vielleicht beide Stile in gewissem Grade verbinden, werden stilistische Beziehungen noch in keiner Weise getroffen. Es bestehen sogar auch starke Gegensätze. Die Formen der Gefässe sind zum grossen Teile und besonders in allem Wesentlichen verschieden. Der südlichere von beiden Stilen verwendet eine viel grössere Zahl, und namentlich zumeist auch andere Farben als der nördlichere. Die Farbenseimmung der Gefässe des südlicheren Stiles ist immer trübe, die des nördlicheren fast immer heiter. Im nördlicheren Stile ist die Kunst der plastischen Formung in ganz einziger Art ausgebildet, in dem südlicheren fehlen selbst die geringsten Anfänge dazu. Die Kette der mythologischen Ideen, die in den Darstellungen an Gefässen zutage treten, ist bei dem südlicheren Stile wesentlich verschieden von der bei dem nördlicheren.

Trotzdem bestehen auch eine Anzahl eklatanter Beziehungen zwischen beiden Stilen, die unter Umständen sogar den Schluss auf eine nahe und enge Verwandtschaft zwischen ihnen zulassen.

Reiher, Enten, Eidechsen, Schlangen, Tintenfische, Tausendfüsse, Muscheln, Schnecken, werden von beiden Stilen mit gleicher Häufigkeit wiedergegeben. Was die übrigen peruanischen Stile als Gegenstände der Darstellung daneben bieten, fällt in merkwürdiger Weise dagegen ab, und lässt jene beiden Stile gewissermassen in einsamer Höhe nebeneinander stehen. Dabei



I. Zeichnung auf einem Gefässe von Moche.

werden die Eidechsen in beiden Stilen aufrecht parallel um das Gefäss stehend in merkwürdiger Weise gemalt, vergleiche Taf. 9, Fig. 1 und oben Fig. 152 mit Ruins of Moche Taf. 14, Fig. 1.¹⁰⁾ Die gewöhnliche Darstellungsweise des Tintenfisches ist in beiden Stilen gar nicht zu unterscheiden, vergleiche Taf. 10, Fig. 9 mit Ruins of Moche Taf. 14, Fig. 4. Der Tausendfuss hat in beiden Stilen einen Kopf an beiden Enden, und auch in dem nörd-

¹⁰⁾ Die Zitate beziehen sich auf das noch unpublizierte Werk des Autors über die Ruinen von Moche. (Amerk. d. Redaktion.)

licheren bisweilen, wie in dem südlicheren immer, Ohren, vergleiche Fig. I—II (Moche), III—IV (Ica). Eine andere Ähnlichkeit zwischen beiden Stilen, die nur in diesen beiden vertreten ist, besteht in dem Vorkommen mythologischer Tiere, denen neben dem wurmartigen Leibe noch ein menschlicher von demselben Kopfe ausgehender Leib gegeben ist, vergleiche Fig. II (Moche), III—IV (Ica). Die Analogie ist so eklatant, dass sie nur durch kulturelle Beziehungen zu erklären ist. Eine häufige für den nördlichen Stil sehr typische Form von Gefäßen sind



II. Zeichnung auf einem Gefässe von Moche.

solche mit menschlichen Figuren auf dem Gefässkörper, die auf dem Bauche liegend, späherartig darüber schauen (vergleiche *Ruins of Moche*, Taf. 12, Fig. 10). Gefässe mit gleichartigen Darstellungen waren uns bisher aus anderen peruanischen Stilen nicht bekannt geworden. Das einzig figürliche unter den feinen bunten Gefässen von Ica ist jedoch gerade von dieser Art (Fig. V). Dieses Zusammentreffen wird darum gleichfalls nur durch engere kulturelle Beziehungen, die zwischen beiden Stilen bestanden, erklärt werden können.

Scheinbar sehr untergeordnet als Element der Verzierung ist eine Einteilung von Bändern und Flächen in Vierecke, die mit Punkten, bis zu zwei oder drei in jedem, gemustert sind. Dieses

Verzierungelement besitzt jedoch dadurch eine tiefere Bedeutung, dass es auf die Darstellung von Gesichtern mit Mund und Augen zurückgeht. Man vergleiche dafür die Punkte der Halskrause des grossen Gesichtes in Fig. III mit den Gesichtern an den



III. Zeichnung auf einem Gefässe von Ica.



IV. Zeichnung auf einem Gefässe von Ica.

Federn und Flügelspitzen bei Fig. VI und VII, den Gesichtern der an der Hauptfigur hängenden Figuren in Fig. IV, und den Gesichtern in dem darmartigen Leibkanal des Wurmes in Fig. III, IV, auch verschiedene Bänder bei V. Dasselbe seltene Verzierungelement wiederholt sich an dem Gürtel der einen Figur von Fig. II (Moche), ferner am Gewand der Figur in Ruins of

Moche, Taf. 10, Fig. 17, wo es als viele Gesichter den grässlichen Charakter der Gottheit (Fledermaus) verdeutlicht. Bei dem Gefässe Taf. 13, Fig. 2, welches dieselbe Gottheit darstellt, sind selbst die Punkte ausgelassen. Die Einteilung des Kragens in Vierecke genügt, um dasselbe Symbol zu verdeutlichen.



V. Buntes Gefäss von Ica.

Man könnte noch auf einige weitere Ähnlichkeiten zwischen beiden Stilen hinweisen, so auf die in gehalsten Tierköpfen, welche von dem Gürtel herabhängende Bänder vertreten (vergleiche Fig. V, Ica, mit Fig. X, Taf. 10, Fig. 17, Taf. 13, Fig. 1 und 5, u. s. w. von Moche), auf eine grosse Vorliebe für Darstellungen trophäenartiger menschlicher Köpfe, vergleiche Fig. III, IV, VI mit Fig. X etc. (Moche), auf die gewöhnliche Form der Messer, die dabei vielfach zur Schau treten. Auf diese in

beiden gleich uralten Stilen vorkommenden Ähnlichkeiten soll nur deswegen weniger Gewicht gelegt werden, weil sie vielleicht die gesamte Kulturrichtung einer gewissen Zeit, weniger zwei enger verbundene Stile allein treffen.

Es ist interessant zu sehen, dass ausser dem viel bewunderten Stile der alten Gefässe von Trujillo noch ein zweiter, der in der Archäologie des alten Peru von gleich grundlegender Bedeutung ist, mit dem Stile der alten Gefässe von Ica in Be-



VI. Zeichnung auf einem Gefässe von Ica.

ziehung stand, der der alten Werke von Tiahuanaco. Und es ist weiter interessant zu sehen, dass die verwandtschaftlichen Berührungen mit letzterem, obwohl gleich entfernt wie die zu dem ersteren, vollständig verschiedenen Charakter von denen zu dem anderen Stile tragen. So steht der alte Stil von Ica gewissermassen in der Schwebe zwischen dem der Werke von Tiahuanaco und dem von Trujillo. Es muss späteren Forschungen vorbehalten bleiben, die Lücken der Verbindung zwischen beiden auszufüllen. Die allgemeine Stellung des alten Stiles von Ica

zwischen den zwei anderen erscheint schon jetzt als eine völlig bestimmte.

Die feinen alten Gefässe des Tales von Ica teilen mit den zu dem Stile der Werke von Tiahuanaco gehörigen die gleichartige allgemeine Färbung, die völlige Identität der grossen Zahl fein abgeschattierter Farben, welche nur diesen und dem an der Küste folgenden epigonalen Stile eigen ist, die gleiche

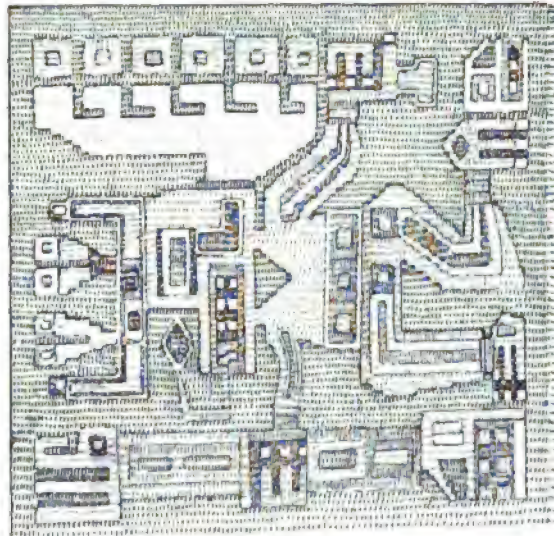
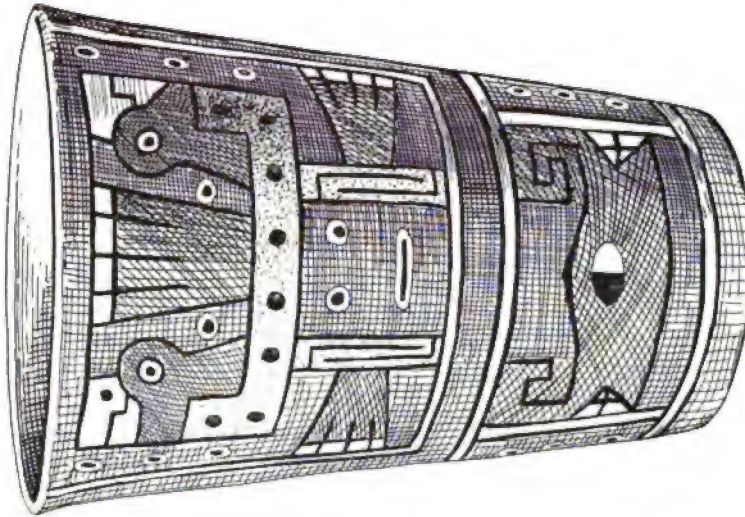


VII. Zeichnung auf einem Gefässe von Ica.

Neigung zu tieferer Färbung des Grundes um Zeichnungen und eine unterschiedslose Gleichartigkeit in der Anwendung schwarzer Konturen bei Zeichnungen. Am stärksten ist also die Verwandtschaft auf technischem Gebiete. Daneben stehen eine Anzahl starker Ähnlichkeiten in der stilistischen Behandlung von einigen Einzelheiten. Man kann die Zeichnung der geballten Hand (nur vier- oder fünffingerig im Stile von Ica, vergleiche Fig. III—IV, VI—VII, von Ica, und VIII, 2¹¹⁾ von Pachacamac,

¹¹⁾ Siehe Uhle, Pachacamac. Plate 4, Fig. 4.

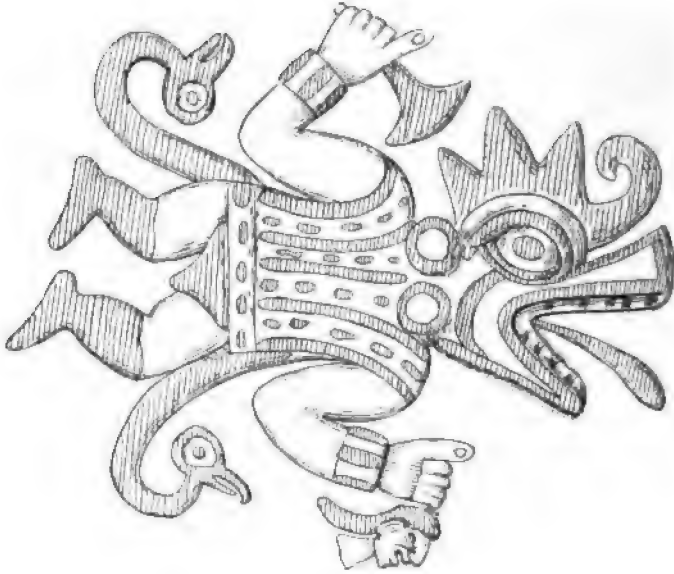
IX von Moche), die des Fusses (Fig. III, IV, VII und VIII—IX) und die Hervorhebung weisser viereckiger Nägel an Fingern und



IX. Gewebstück und Tongefässe von Tiahuanaco-artigem Typus. Huaca del Sol bei Trujillo.

Zehen in beiden Stilen als im wesentlichen identisch ansehen. Der im alten Stile von Tiahuanaco gewöhnliche Abschluss federartiger Verzierungen durch weisse Vierecke mit einem schwarzen

Punkt darin (vergleiche Fig. VIII, 2¹¹) findet sich auch in dem alten Stile von Ica (Fig. V). Die Füllung bandartiger Körper durch skelettartig eingezeichnete Streifen in dem Stile von Tiahuanaco (vergleiche die Tafeln zu: Die Ruinenstätte von Tiahuanaco von A. Stübel und M. Uhle, ferner z. B. Fig. VIII und IX) findet in der streifenartigen Ausfüllung bandartiger Körper im alten Stile von Ica (vergleiche Fig. III—V) eine bemerkenswerte, offenbar auf Verwandtschaft beruhende Analogie.



X. Relieffigur auf einem Gefässe von Moche.

Welches war aber nun das zeitliche Verhältnis beider Stile zueinander? Bisher waren wir gewohnt, die Periode der Gründung der alten Werke von Tiahuanaco an den Anfang der bekannten Entwicklung peruanischer Kulturen zu stellen. Eine Änderung in diesem Verhältnisse trat ein, als wir in Moche genötigt waren, ein Grabfeld der alten Kultur von Trujillo für älter als ein anderes ähnliches mit beigemischten Typen des Stiles von Tiahuanaco zu erklären. Das Prinzip der uranfänglichen Stellung des letzteren Stiles in der kulturellen Entwicklung des alten Peru ist damit durchbrochen, und es ist nur die

¹¹) Siehe S. 588.

Frage, ob wir die Stile, die historisch dem von Tiahuanaco vorausgegangenen sind, auch finden. Der Stil der alten Gefässe von Ica kann dem der Gründung der Werke von Tiahuanaco nicht gefolgt sein. Dazu passt er zu wenig in die stilistische Entwicklung, die seit dieser Zeit im Tale von Ica zu verfolgen ist, hinein. Ausserdem teilt er nicht die Eigenheit der anderen aus dem der Werke von Tiahuanaco abgeleiteten Stile, eine einfache Fortsetzung der in jenem inhaltlich gegebenen Ideen zu bilden. Man könnte ihn vielleicht für kontemporan damit halten. Noch wahrscheinlicher jedoch ist, dass er ihm in der Zeit vorausliegt. Bei der grossen Verschiedenheit der beiden Stile im geistigen Inhalte müssen wir uns mit zwei stilistischen Einzelheiten, also Beweisen begnügen. Oben haben wir gesehen, dass Vierecke mit zwei oder drei Punkten im Stile von Ica aus menschlichen Gesichtern abgeleitet sind. Dasselbe ist mit den weissen Vierecken mit einzelnen Punkten, welche den Abschluss von Federn bilden, der Fall. Die letzteren, welche im Stile von Tiahuanaco bei der Andeutung von Federn ganz allgemein üblich sind, sind abgeleitet aus solchen Gesichtern, welche im alten Stile von Ica bei der Darstellung von Vögeln an den Enden der Federn erscheinen (vergleiche Fig. VI und VII). Hier bietet also der Stil von Ica die ältere Stufe des Ornamentes dar. Ganz analog ist das Verhältnis bei der in beiden Stilen vorkommenden Füllung bandartiger Körper mit Streifen. Während sie im Stile von Tiahuanaco einfach skelettartig, im ganzen aber unverständlich wirkt, hat sie in dem von Ica die Bedeutung eines darmartigen Magens. In dem Magen sind die Menschenköpfe aufgespeichert, welche das Ungetüm schon verspeist hat (Fig. III—IV), während andere teils noch trophäenartig in der Hand gehalten oder provisionsweise zwischen die Dornenfüsse des Tausendfusses geklemmt sind (Fig. III). Dieselbe Vorstellung ist in den Bändern, die unter den Achseln und zwischen den Beinen hervorkommen, in Fig. V lebendig, während sie bei dem Stirnband derselben Figur zu einem einfachen Ornament, immer aber noch mit der Vorstellung eines Menschenköpfe enthaltenden Darmes herabgesunken ist. Die Ausfüllung bandartiger Körper mit unverständenen Streifen im Stile von Tiahuanaco bildet den zweiten Schritt. Die Weise des alten Stiles von Ica bestimmt sich also auch hier als die ältere.

Der freier und höher entwickelte Stil von Ica ist hiernach der ältere, der von Tiahuanaco, von ausgeprägt archaischem Typus, der jüngere. Diese historische Auffassung widerspricht einer landläufigen Vorstellung, welche jedoch zu korrigieren ist. Denn der Archaismus, der an der Spitze einer kulturellen Entwicklung steht, kann ebensosehr von höher entwickelten auswärtigen Kulturen angeregt sein. Ein solcher Archaismus, der eine neue Form kultureller Entwicklung einleitet, scheint uns der des Stiles von Tiahuanaco zu sein. Höher entwickelte Stile, wie der von Ica, lagen ihm voraus.

Es scheint gut, daran noch eine weitere allgemeine Bemerkung anzuschliessen. Die stilistische Entwicklung der Kulturen des alten Peru, wie sie durch den Stil der Werke von Tiahuanaco eingeführt wurde, steht den alten mexikanischen und zentralamerikanischen Kulturen verhältnismässig fremd gegenüber. Geringer erscheint die Entfernung bei den alten Kulturen von Ica und Trujillo. Die Freiheit und Grösse der stilistischen Wiedergabe und die lebhafte Auffassung von Objekten der Natur für die Darstellung bei den letzteren erinnert vielmehr an die alten Kulturen des mittleren Amerika als später Peruanisches, die Darstellung offener Blumen, in beiden gewöhnlich, späteren fremd, desgleichen. Das Bauprinzip der Huaca del Sol bei Moche steht dem der Pyramidenbauten von Copan viel näher als das der späteren peruanischen Tempel. Bügelflaschen, in dem alten Stile von Trujillo in Masse vorhanden, und Pfeifengefässe, darin beginnend, finden sich auch unter den anscheinend älteren Resten des westlichen Mexiko, und die Ausfuhr der Schalen von *Spondylus pictorum*, die aus den warmen Meeren des zentralen Amerika stammen und auch in den Tempeln von Copan abergläubische Bedeutung besaßen, nach Peru mag schon in jenen frühen Zeiten peruanischer Kultur begonnen haben. Wir sind ja noch weit davon entfernt, älteste südamerikanische Kulturen mit solchen des zentralen Amerika enger zusammenzustellen, und es ist auch noch nicht absehbar, wenn es wirklich geschehen kann. Aber es ist sicher zu hoffen, dass wir noch weiter gelangen, und prähistorische Untersuchungen in Peru in diesem Sinne sind noch lange versprechend.

The Peruvian Asterisms and their Relation to the Ritual.

By Stansbury Hagar, Brooklyn.

When the Spaniards entered Peru they found that the people celebrated certain festivals which were repeated annually, one each month. These festivals differed little either from year to year, or as observed in Cuzco and Quito. There were four principal festivals, the dates of which were determined by the solstices and equinoxes, and eight minor festivals distributed among the intervening months. It is probable that when the conquistadores arrived, the dates of the major festivals were determined by landmarks, some natural, some artificial, so distributed along the eastern horizon as to mark the point of sunrise at the equinoxes and solstices. Dr. Fewkes tells us that by a similar system marking all the months, the Pueblo Indians of New-Mexico and Arizona still determine the dates of their monthly festivals with remarkably slight variation. Many of the early writers refer to columns used for this purpose both at Cuzco and Quito; but they differ radically as to the number of these columns and their location. Garcilasso states that the Cuzco columns existed as late as the year 1560, but no trace of them has been seen by later travellers. However, if we suppose them to have consisted partly, at least, of natural landmarks located at some distance from the city, the confusion with respect to them is not astonishing, nor is it strange they have not been found. Evidently this system of time measures was preceded by the simpler observation of the rising and setting of conspicuous groups of stars. At first, primitive man seems generally to have made use of the Pleiades for this pur-

pose, because, as Mr. Haliburton has shown, they were so located as to easily mark the approach of the two agricultural seasons, the rainy and the dry. This was certainly the basis of the primitive calendar of Peru. Later the observations passed from this single asterism to conspicuous groups lying along the course of the moon, and thus a lunar zodiac was created. This in turn became solar when thought and observation had sufficiently advanced to realize that the sun by day passed over the same course as the moon by night. The division of the solar course into twelve month periods also implies an attempt to co-ordinate the solar and lunar years; but again when we approach the Peruvian calendar there is great confusion and contradiction. The explanation which seems best to reconcile the conflicting statements is that the Peruvians actually observed the equinoxes and solstices by means of the landmarks already described, and thus divided their year into four seasons, the names of which have been recorded. They then subdivided these seasons into three months, the first two arbitrarily consisting of thirty days, the third of the remaining period. They commenced at, or immediately after sunset and continued for an indefinite time. Now, what was the basis of the ritual of these festivals? Whenever the date of a festival is determined by a direct reference to a celestial body, we may be certain that there is an astronomical element present in the myth or legend; as well as in the ritual pertaining to it. The festival was originated to mark the season for some purpose important to agriculture, or some other department of human labor, and the ritual seeks to induce conditions favorable to the end towards which that labor is directed, while the myth personifies the natural forces involved, and allegorizes the part which they play. The Peruvians believed that every living thing upon earth — and every object was regarded as possessing spirit or life — reflected in form and all other characteristics, the attributes of its prototype which exists invisibly in the sky. That prototype they called *mama* or mother, and if, in a certain portion of the sky, a stellar group was observed to suggest the form of some terrestrial object, it was explained as due to the predominant influence of the *mama* of that object in that portion of the sky. For example, this idea may be found to-day among the Indians on the upper waters of the

Amazon. They also give to the prototype the name of mother and many of their constellations are identical with those of the Peruvians. In less definitive form the same idea is also found among the tribes of North America. In the Orient it is developed in the noble philosophy of Plato, but attains its climax in the Hindu doctrine of the Divine Motherhood; in fact, the concept is of world wide distribution. From this Peruvian system of the mamas, it followed that the mama of the llamas, for example, was thought to control that portion of the sky where a celestial object-in this case a dark spot in Milky Way-suggested the form of the llama, and for that reason was called by its name. The llama asterism was, therefore, described as watching over and caring for the welfare and increase of its terrestrial descendants, and petitions were addressed to it by those who stood in need of its good offices on behalf of their flocks. In primitive times it was thought necessary to explain to this mama as exactly as possible by means of pantomime the nature of the desired boon.

In addition to its usual aspect, however, another element operated to powerfully influence the location of these mamas. Probably long before the solar zodiac had been recognized, the concept of the influence of the celestial prototype created a tendency to attribute any seasonal increase in the importance of a terrestrial object to the predominance of its mama in the portion of the sky which was conspicuous at that time. For example, the great profusion of the conspicuous and beautiful *cantua* flower (*Periphragmos dependens*) in Peru during the month of June, seems to have led to the identification of the Cantua asterism with another dark spot in the Milky Way, which rises nearly at sunset during this month. So seasons as well as form determined the position of the Peruvian asterisms, and from this cause arose a series of asterisms which denoted seasonal concepts when in opposition to the position of the sun. The course of the moon could not be co-ordinated with the seasonal changes, but gradually as the sun's path along the zodiac began to be recognized, and as it became known that the orb was passing by day through the asterism six signs distant from that which rose at sunset, a solar cult sprang up, which modified the purely stellar system of the mamas by

teaching that the influence of these prototypes was greatly strengthened by, or even entirely due to the near presence of the solar ruler of the sky. Consistently with this modification, there arose a new series of asterisms, the *mamas* of which were believed to exert their strongest influence on earth when in conjunction with the sun, instead of in opposition to it. This last stage had been reached in Peru long before the arrival of the Spaniards, but traces of the older system remained. In some cases it had perhaps been found difficult or impossible to imagine amongst the stars in conjunction with the sun, an object of satisfactory form to represent the required seasonal concepts, and here the oppositional asterism had been retained, although, by a kind of astronomical fiction, it was regarded as exerting its influence from the position of conjunction. A change of a similar nature seems to be indicated in the Accadian and other calendars.

The astronomical myths and ritual naturally followed the calendar changes and the festivals at first connected with the asterism crossing the meridian at midnight, were transferred to the opposite asterism through which the sun was passing at the time of the celebration, but one trace of the purely stellar system remained in the beginning of the rites after sundown.

Our knowledge of the Peruvian Asterisms is derived from three main sources, the star chart of Salcamayhua, the plan of the city of Cuxco which was supposed to reflect the celestial plan, and the lists of asterisms given by the early writers.¹⁾ These lists are however rather brief, and few if the stars and constellations named are identified.

The commencement of the Peruvian year is involved in the same confusion that surrounds the calendar. The preponderance of evidence seems to indicate that it began at the December solstice with the celebration of the most important of the festivals known as the *Capuchay* or Festival of the Beard; or as the *Ccapac Raymi* or Principal Festival. During this month the sun is passing through our sign of Capricornus. The corresponding Peruvian asterism is

¹⁾ See the Authors paper on the Stellar Chart of Salcamayhua Congrès des Amerikanistes, Paris 1900 and Cuxco, the Celestial City, Congrès des Amerikanistes, New York 1902.

called *Nuccu* the Beard and *Cayau Cachi* the Footprint. It comprises the stars Y. S. E. I. of Capricorn and a group of fainter stars in the eastern part of that constellation, which, all together form a figur quite readily suggesting its Peruvian names. Those names refer directly to the widespread myth in which the sun then at the height of his power, in the southern hemisphere, is figured as Capra, the Bearded One, a man in the prime of life, who marks the Zenith of his strength by impressing the print of his foot upon a rock. As the symbolism of the myth is directly associated with the sun, we find that the constellation is actually that through which he is passing. At this time the sun was said to turn to tread back his steps. But as it was observed that at the solstices for several days he hardly moved either north or south at his rising, he was regarded as resting. Similarly on earth everyone was required to rest from labor during this month and to devote themselves to ceremonial dances in which the participants wore masks with long beards and processions in which the upper orders who at other times wore sandals, walked in bare feet like the common people.

In February, the Aquarius month, the sun entered the Peruvian sign known by the names, *Mama Cocha*, Mother of Waters and *chaquill chaca* Eagle Bridge. It was also associated with the *aquilla* or water jar. The water mother was figured as a sacred lake located in the Southern Fish and the Crane, the bridge as the narrow lofty bridge of sails which spanned the river of death, like one of the swaying suspension bridges of rope which spanned the Andean torrents, the passage of which was terrifying and at times really dangerous. The asterism of this bridge is found in the dark band which spans the Milky Way, the Celestial River, in the Sails and Keel of Argo, opposite to Aquarius. The month of February marks the height of the rainy season in the Andes and the rivers are in flood, so that the power of the Mother of Waters was then most conspicuously displayed. The second festival, held during this month, was called the *Ccapac Cocha* or Ruler of the Waters, and consisted of a ceremonial offering to the Mother of Waters. After sunset, at a moment probably fixed by the rising of some star, a llama was sacrificed to Mama

Cocha with a prayer to her, ever to send her waters so that they might nurish the coming crops and give food and drink to her suppliants. The ashes of all the burnt offerings of the previous year were then thrown into the sacred stream of the Huatanay, to be carried to the bosom of the Mother of Waters in the unknown East. They were followed down stream as far as the bridge over the Sacred River at Ollantaitambo some thirty miles from Cuzco. The city was supposed to be purified by this ceremony just as the rains of the month purified the land by carrying off the decaying matter. And the sacred River was the terrestrial type of the Milky Way, the Celestial Stream.

March, the Pisces month, seems to have been represented by two asterisms called the Terrace of the Granaires or the Doves, a name of the Pleiades. It was figured as a kind of net with numerous meshes, and also bore the name of the *Ccuricancha* or Golden Place the district in which stood the principal temple of Cuzco. It is imposible to determine whether it actually represented the Pleiades, which have no obvious connection with this sign, or merely referred to them because of some imagined analogy or relationship. But we may note in passing that for some unexplained reason the Pleiades seem to have been associated with this sign in the Orient. The other asterism is called *Pichu*, the Tie or Knot, by which name the month itself was also known. Its most general use was to describe fishes enclosed in a net or basket, and the myth describing the origin of fishes seems to be connected both with the Pleiades and with this sign.

On the terraces of the Collcampata the first maize was annually sown by the Inca during this month, and that ruler is then said to have ceremonially ploughed a furrow with a golden plough. Hence the ritual seems to have typified the rebirth or renewal of vegetation after the subsidence of the heavy rains of the preceeding month. The details of the typical fish myths of America and other continents reveal a symbolism based upon that very rebirth or renewal.

Aries, the April sign, was known in Peru as *Katu Quilla* or Market Moon, and *Quilli Pata* or Kneeling Terrace, both names referring to a group of dark spots in the Southern Milky Way, extending from Centaurus to Scorpius. Then the early crops were harvested and borne home upon the backs of the

llamas. The festival was called *Ayrihway* or that of the axe and referred to the reaping of these crops. An important sacrifice of llamas also took place at this time, accompanied by a petition for good harvest and an offering of llama wool.

Taurus was represented by the Pleiades as *Pirua* or *Colica* the Granaries, and by *Tupa Taruca* the Pasturing Stag, the Hyades and L and of F Taurus. The pleiades governed the crops and the harvest and, indeed were supposed to have created them, while the stag, which in May made frequent incursions into the grain fields, became the natural symbol of the harvest feaster. The Ayrihway festival was held during this month, the wort meaning, a sack filled with the harvest. The crops, which had been previously reaped, were now, deposited in the granaries, under the presiding care of the asterism whose name they bore, and prayers were offered for their preservation therein. The ceremonies concluded with a harvest home festival in which the dancers were dressed to represent the tarucas or deer. Drunkenness, apparently tolerated at all the festivals, was especially prevalent at this.

Gemini was called *Camach. Pacha*, Time of Creation from *Camani*, I create, and *Huaca Punca* the Sacred Gate. The word *Huaca* is probably derived from *Huauque*, double, also the brother of a brother. The former asterism was depicted as a man and woman, evidently Manco Ccapac and Mama Ocllo, the mythical children of the sun and moon and the first rulers of the Incas. This asterism probably represented the stars Pollux and Procyon. The sacred Gate may have been framed by the same stars between which the sun passed as through a gate, or by that gate or cave-like gap in the Milky Way between Gemini and Orion just beneath the solar path. Both asterisms refer to the appearance of the first Inca pair out of the Pacari Tampu or Cave of the Dawn, and, in earlier form, to the creation of the world at Tiahuanacu. June is a month peculiarly favorable to the rearing of infants in the region of Cuzco, and as we shall see, the September ritual tended to locate the majority of the births at this time. Whether this was accident or design is only indicated by the nature of the fact as stated. But there was a ceremonial procession from Cuzco to Pacari Tampu and back in which the ruling Inca and

his wife participated. We are told that it commemorated the birth of the sun and the journey of the Inca pair from Pacari Tampu to Cuzco. The month was called *Huanque*, the two brothers, apparently again referring to Manco Capac, but to his brother instead of his wife. Another name was *Husque* the sandals, suggesting the sacred journey. The prayer besought the celestial powers never to grow old.

The cancer asterisms are named *Nayracuña* or *Ñauin*, the Grindstone Eyes, and *Umaa Umiña* or Head Gem. It is figured as a group of seven stars evidently those in the head of Hydra, directly under Cancer. The first two names refer to the deep red and viridescent cuttle fish eyes which were frequently substituted for the human eye in mummies, the head gem, being the emerald, believed to have marvelous healing properties. The other asterism was the *Cantut Pata* or Terrace of the Cantua. The Cantua (*Periphragmos dependens* and *uniflora*) was the sacred flower of the Incas, generally deep red in color, and in form suggesting that of the aquid. In June and July the fields around Cuzco are red with them. The ritual of the *Intip Raymi* or festival of the sun included the same solstitial resting, as in Dezember, but there was also the *Anta Asitua* or Copper Great Dance named from the use of objects of that dark red metal by the dancers. At that festival sacred cakes were eaten called cancer. They were made of crushed maize reddened with the blood of animals, and the participants in the accompanying dances were dressed in suits of like colors. In fact throughout these ceremonials the keynote seems to be dark red, hidden fire, the color of the distant but returning sun.

Leo becomes *Chuqui Chinchay* literally the Western Lance, referring to the figure of a puma springing upon his prey. It is formed by the stars of Leo. *Puma Ccuncu* or the Restless Puma refers to the same asterism which is the fitting symbol of the warrior. The ritual consisted of military balls, in which the troops were exercised to the accompaniment of noisy music, and songs of triumph were sung.

Virgo was known as *Sara Mama*, the Maize Mother identified also with *Pacha Mama* or Mother Earth also as *Toco Cachi*, the female symbol, both names referring to Spica and the surrounding stars of Virgo. The month festival was called

the *Ccoya Raymi* or Women's Festival and was dedicated to the Maize and the Earth Mother as well as to women in general, who in this month only, predominated in the ritual. All marriages throughout the country were celebrated at this time, none being legal during other months. The women devoted their time to ceremonial spinning and weaving, and the Earth Mother was worshipped with prayers to her to ensure the fruitfulness both of mankind and of the crops.

Libra was entitled Rainbow, Lightening, Sacred or Druided River and the Earth. It was represented by a group of objects corresponding to these names, and denoting the constellation Serpens, with parts of Ophiuchus Libra, and the Milky Way. The Cuxco asterism was *Munay Ssenca* the male symbol, referring also probably to the stars of Libra. The sign seems to have typified the male attributes much as the preceeding sign typified the female. The corresponding myth explains the genesis of terrestrial life by the union of the Earth Mother with Libra, spirit of light, lightening and the thunderstorm; and the ritual of the preceeding month suggests an analogy. At this time the wet season was ushered in amongst the Andes with striking electric displays followed by numerous rainbows and the rains began to fertilize the earth for the coming harvest. The month festival was *Uma raymi*, the head festival referring to the annual census of the male heads of families which was taken this month after the marriages of August and September. On this number was based the annual division and assignment of cultivable lands, to the newly constituted families. There was also a ceremonial purification by bathing at the junction of two streams. The *Situa* festival of the September equinox opened the ceremonies.

Scorpius was the Peruvian *Mallqui*, meaning tree, meaning immortal and signifying a group of stars in that constellation near Libra, which present the form of the two objects named. The other asterism was the *Rimac Pampa* or Speaking Place pointing in Cuzco to a sacred district where all laws were announced, probably during this month. It seems to refer to a sacred mountain or hill as its celestial type but the stars which framed it were probably the same as those which framed the foliage of the Scorpius Tree. During this month was held the

Ayamarca or Carrying of the Corpse in which the mummies of the dead were brought from their sepulchres and carried in procession around the city, in honor of the spirits, which were believed to revisit the earth at this time.

Finally Sagittarius is represented by its cast asterism Orion, as the Stairway, and by its own western stars, with those nearest in Scorpius, as *Puma Chupa* the Drunken Puma. Just above this last named group is a dark band in the Milky Way, dotted with two spots of light and presenting the form of the long tail of a puma. It is impossible to say whether this *Pumap Chupam* or Puma's Tail, or the Drunken Puma represents the older form of this asterism; but, as in the Puma of Leo, we recur to the warrior type in the ritual. The trials or tests at the initiation of the young men to knighthood, which were held at this time, suggest the steps of the celestial Stairway. The novices were required to climb a hill and to contest in a footrace in initiation of a certain idol 'which ran like a puma'. There was also a contest with slings between two bands of novices to test their valor, and they were exhorted to live henceforth as brave men. Arms were given to them and they danced clothed in puma skins. Prayers were offered that the new knights might be fortunate in war. But as contrasted with the Leo festival this was a ceremony confined to the nobles or leaders and to those about to be initiated as knights.

A comparison of the Peruvian ritual with that of Walpi, as described in the valuable paper by Dr. J. W. Fewkes in the annual ceremonies at that pueblo, reveals a correspondence too striking to be accidental, however else we may explain it. But the similarity of the ritual of more than one country on the eastern continent is little less remarkable. Nevertheless it is certain that this Peruvian ritual has not been introduced or established since the time of Columbus. But the purpose of this paper was to determine whether there was such a correspondence between the Peruvian asterisms and ritual as would indicate an astronomical basis for the latter, and the material bearing upon that part has now been presented.

Der Verfasser der Handschrift „Arte de la lengua de los Indios Antis ó Campas“.

Von Karl von den Steinen, Steglitz.

Lucien Adam hat im Jahre 1890 ein sehr wertvolles Manuskript veröffentlicht: »Arte de la lengua de los Indios Antis ó Campas«. ¹⁾ Diese Indiáner bewohnten vornehmlich das Gebiet zwischen dem Rio de Santa Ana und dem Apurimac, aus denen sich der Hauptstrom des Ucayali bildet. Die Originalhandschrift war von Charles Leclerc in Toledo gefunden worden, wie in der Biblioteca Americana von 1878 zum erstenmal berichtet wurde. Es enthält 3 Vokabularien (2 Fragmente und ein drittes von anderer Hand und auf anderem Papier), eine Grammatik, Sätze und eine Doctrina Christiana. Der Verfasser ist nicht genannt, doch gelangte Adam, was die Zeit anlangt, zu dem Schluss, dass wenigstens der grammatische Teil mit Sicherheit um das zweite Drittel des 18. Jahrhunderts (zwischen 1733 und 1751) entstanden sein muss; denn es werden dort die drei Missionen von Sonomoro, von Cerro de la Sal und von Tampianiqui erwähnt, von denen die beiden ersten um 1751 von dem Indianer Juan Santos zerstört wurden, während die dritte erst 1733 von dem P. Juan de la Marca gegründet war.

¹⁾ »Arte de la lengua de los Indios Antis ó Campas. Varias preguntas, advertencias i doctrina cristiana conforme al manuscrito original hallado en la Ciudad de Toledo por Charles Leclerc con un vocabulario metódico i una introduccion comparativa por Lucien Adam.« Bibliothèque Américaine, T. XIII, Paris 1890. — Das MS entspricht der Nr. 2105 der Leclercschen »Biblioteca Americana«, Paris 1878 und der Nr. 994 der »Bibliografía Española de Lenguas Indígenas de América« von Conde de la Viñaza, Madrid 1892.

Nun findet sich in dem grossen Werk von Antonio Raimondi »El Peru« im 2. Band (Lima 1876) S. 255 in betreff des Juan de la Marca der Satz: »Dieser berühmte Missionar lernte vollständig die Sprache der ungläubigen Antis oder Campas, von der er eine Grammatik und ein Vokabular verfasste.« Von diesem Hinweis, der Lucien Adam entgangen ist, geleitet, untersuchte ich genauer die in der Grammatik gegebenen Anhaltspunkte für die Frage, ob die von Leclerc gefundene Handschrift nicht eben das von Juan de la Marca verfasste Werk über die Campasprache darstellt.

Es ergibt sich, dass sich der Verfasser in der Konversion von Sonomoro oder San Antonio anhielt. Denn es heisst S. 16: »Dieses Idiom ist allgemein mindestens bei den Männern dieser (hiesigen) Konversion, obwohl es in der von Sonomoro, San Antonio und flussabwärts des Ene und Perene bis zum Piros einheimisch (materno) ist«. Er setzt der Konversion, in der er sich also befindet, alsdann die von Chavini und die dritte von Cerro de la Sal mit dem Pajonal gegenüber.

San Antonio de Catalipango ist aber von Juan de la Marca im Jahre 1729 begründet, vgl. P. Fr. José Amich, *Compendio Historico*, Paris 1854, p. 155. Er gründete ausserdem, wie Adam bereits erwähnt, das Pueblo von Tampianiqui in dem Pajonal, das auf S. 19 in einem Beispiel genannt wird. Die erste von Lucien Adam angesetzte Grenze von 1733 kann also bestehen bleiben, jedenfalls höchstens bis 1729 zurückgeschoben werden, und verträgt sich vortrefflich mit der Verfasserschaft des Juan de la Marca.

Die zweite Grenze jedoch von 1751 würde nicht zutreffen, da unser Missionar bereits 1735 gestorben ist, vgl. Amich, p. 157. In diesem Jahre waren drei Väter von Lima nach Sonomoro gekommen: Alonso del Espíritu Santo, Manoel Bajo und Cristóval Pacheco. Es wird besonders hervorgehoben, dass bis dahin Juan de la Marca mit einem Laienbruder, einem spanischen Genossen in San Antonio und San Tadeo des Pajonal ganz allein tätig war. Er war also auch der einzige, den man für diese Zeit mit dem Manuskript in Beziehung setzen kann, da die neu Angekommenen natürlich die Campasprache noch nicht kannten. Auf Befehl der Obern reiste Juan de la Marca 1735 nach der Sierra ab, »auf welcher Reise er sein Leben beendete«.

Auch was die Missionsorte selbst betrifft, erscheint die Adamsche Grenze von 1751 zu weit entfernt. Denn 1737, berichtet Amich p. 162/163, verbrannte der Indianer Ignacio Torote die Kirche von San Antonio am 17. März und tötete den Laienbruder. Darauf begab er sich nach Sonomoro, brachte dort die drei oben erwähnten Missionare um, die Juan de la Marca abgelöst hatten, und plünderte die Kirche.

So folgt unmittelbar, dass das Manuskript aus der Konversion von Sonomoro oder San Antonio zwischen 1733 und 1737 geschrieben sein muss. Da Juan de la Marca tatsächlich eine Grammatik und ein Vokabular der Campasprache verfasst hat, so darf man mit Bestimmtheit annehmen, dass dies 1734 oder 1735 geschehen ist, und dass es diejenige ist, die Lucien Adam veröffentlicht hat. Wenn er ferner im Jahre 1735 während seiner Reise einen unerwarteten Tod gefunden hat, so erklärt sich leicht die Tatsache, dass die beiden von Adam S. 2 unter V und VI beschriebenen Wörterlisten nur Bruchstücke waren. »V.«, »Vocabulario de la lengua Ande«, (Ande-Spanisch, paginiert 1—21) reicht von A bis zu einem Drittel von G; »VI.« ein Vokabular Spanisch-Ande (paginiert von S. 21—36) beginnt bei einem Drittel von H und endet bei dem Beginn von P. Diese beiden unvollständigen Vokabularien würden Juan de la Marca zuzurechnen sein, der infolge seines Todes sie nicht vollendete.

Unter VII führt Adam alsdann noch ein zweites Spanisch-Ande-Vokabular an von 34 Blättern, die nicht paginiert sind, und die, wie bereits erwähnt, von einer anderen Hand auf anderem Papier geschrieben sind. Für die historische Analyse ist es vielleicht zu bedauern, dass Adam der besseren Übersicht zuliebe die drei Vokabularien in eins verschmolzen hat.

Ich glaube, dass man nach den vorhergehenden Ausführungen Juan de la Marca mit Bestimmtheit als den Verfasser der wichtigen Handschrift bezeichnen darf.

Lucien Adam selbst erklärt sich brieflich mit dieser Hypothese einverstanden und fügt hinzu, dass ihr auch das Aussehen des Manuskripts nicht widerspricht.

Diccionario Sipibo.

Von Karl von den Steinen, Steglitz.

Dem in Stuttgart tagenden XIV. Internationalen Amerikanisten-Kongress widme ich ein kleines Buch unter dem Titel: »Diccionario Sipibo. (Castellano-Deutsch-Sipibo. Apuntes de Gramática. Sipibo-Castellano.) Abdruck der Handschrift eines Franziskaners mit Beiträgen zur Kenntnis der Pano-Stämme am Ucayali«. Berlin 1904, Dietrich Reimer (Ernst Vohsen).

Ich habe das Manuskript im vorigen Jahre von dem österreichischen Naturforscher und alten Amazonasreisenden Richard Payer erworben. Dieser hat es 1884 auf der Reise nach Pozuzo in Puerto Mayro am Rio Palcazu bei 10° s. Br., dort wo der Rio Mayro und der Pozuzofluss einmünden und heute die Dampferfahrt endigt, gefunden. Er entdeckte das Büchlein, gibt er an, in einer mit Palmstroh bedachten Unterkunftshütte, wo die zwischen Chanchamayo und dem Ucayali verkehrenden Franziskaner Quartier machten, in einem Bündel zurückgelassener und grossenteils von Ameisen zerstörter Papiere.

Der Stamm der Sipibo, Schipibo oder Tšipibo (spanisch Chipibos), deren Sprache uns hier zum erstenmal überliefert wird, wohnt noch heute an den Ufern des Ucayali auf dem 7. und 8.° s. Br. Aus den Berichten der Forschungsreisenden sei angeführt, dass sie 1846 zur Zeit Castelnau in grosser Zahl am Rio Pisqui, westlich vom Ucayali bis zur Kordillere des Huallaga sesshaft waren und dass sein Reisegenosse Paul Marcoy (Laurent St. Cricq) als ihre Grenzen die Mündungen nördlich des linken Nebenflusses Cusiabatay (Cuxhiabatay) und südlich des rechten Nebenflusses Capucinia bezeichnet. Als südliche Nachbarn der Sipibo erschienen im Gebiet der Pachiteamündung die Cunibo.

Im Norden waren ihre Nachbarn die Setipo und Pano — die eigentliche Stammbevölkerung der Mission Sarayacu (6° 35' s. Br.), von deren Gastfreundschaft die Reisenden Smyth und Lowe, Herndon, Castelnau, Marcoy berichten, und die in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts die Hauptstadt der peruanischen Huallaga- und Ucayaliprovinz war. Sarayacu verfiel, und neue Missionen in Callaria (8°) und Cashiboya (7°) kamen nicht mehr auf die alte Höhe.

Ohne Zweifel waren nun diese Setibo, Pano, Sipibo, Cunibo nur Clannamen eines und desselben sprachlich und körperlich einheitlichen Stammes. Wie wir aus dem Manuskript lernen, ist dies immer wiederkehrende -bo, das unnützerweise noch mit einem -s bedacht wird, schon selbst die Pluralendung und das Wort »Cunibo« muss wahrscheinlich, wie so viele andere indianische Stammesnamen, mit dem Ursinn »Menschen« angesetzt werden.

Am Ucayali selbst werden ausser jener engeren Gruppe noch mehrere Mitglieder derselben Sprachgruppe angeführt, und auch in Bolivien und Brasilien haben sich noch eine Reihe sprachverwandter Stämme gefunden, die man alle insgesamt unter dem Namen der »Pano« zusammenfasst. Die Pano waren ursprünglich ein Teil der Setibo und traten am Ende des 17. Jahrhunderts mit den jesuitischen Missionaren am untern Huallaga, wohin man sie verpflanzte, in ein besonders nahes Verhältnis. Wenn man dann ihren Namen als den Allgemeinamen zunächst für die ganze Sprachgruppe im Ucayaligebiet gebrauchte, so war den Missionaren (Cardús 1886) später auch keineswegs unbekannt, dass Stämme am Madeira und am Beni nahverwandte »Pano-sprachen« redeten. Linguistisch ist die Gruppe jedoch erst klar zusammengefasst worden in einer kleinen, dem Berliner Amerikanistenkongress 1888 überlieferten, leider von Druckfehlern wimmelnden Arbeit von Raoul de la Grasserie«, de la famille linguistique Pano«, *Compte-rendu*, Berlin 1890, S. 438, oder in besonders erschienenem Heft, Paris 1889. Im Britischen Museum befindet sich das Manuskript eines Vokabulars des Cunibo von der Hand des P. Buenaventura Marques (1800), nach dem ich eine volle Identität zwischen Cunibo und Sipibo feststellen konnte.

So erscheint hier unter der Firma des Sipibo zum erstenmal ein ansehnlicheres Wörterbuch des Pano vom Ucayali. Es

besteht, von zwei Personen verfasst, aus einem älteren Teil B, Sipibo-Spanisch, und aus einem jüngern Teil A, Spanisch-Sipibo; B ist eine Abschrift. Zwischen A und B steht die kurze Grammatik und hinter B folgen Zusätze zu A, wie auch hinter den meisten Buchstabengruppen von A. Vielleicht habe ich das Manuskript mit grösserem Respekt behandelt, als dem Leser lieb ist. Ich hätte die alphabetische Ordnung, die zu wünschen übrig lässt, in genauer Weise herstellen können, wie der Verfasser selbst im Fall der Veröffentlichung hoffentlich getan hätte; ich hielt mich zu einer solchen Änderung nicht berechtigt und hätte den Charakter der Handschrift völlig umgewandelt. Diese Pietät hat mich viele Arbeit gekostet, weil die Hinweise mit Nummern zwischen A und B sehr zeitraubend waren. Ich habe jedoch unter A, stets mit Angabe der Nummer, alle Nachträge und Zusätze und auch die Wörter aus B eingereiht, die fehlten. Die zahlreichen orthographischen Fehler im Spanischen sind stehen geblieben und nur gelegentlich angemerkt; der Leser mag also vertrauen, dass sie dem Original angehören. Es ist eine Art verarbeiteter Faksimileausgabe geworden.

Nachtrag. Während der Drucklegung des Compte-rendu habe ich eine Entdeckung gemacht, die mich in nicht geringe Verlegenheit setzt und von der ich mich nur freue, dass ich sie selbst gemacht habe und dass ich nicht durch einen freundlichen Referenten mit ihr überrascht worden bin. Beim Ordnen meiner Bibliothek fand ich in dem ersten Heft des ersten Jahrgangs des »Boletín de la Sociedad Geográfica de la Paz, Bolivia, 1898« S. 43 bis 91 zu meinem Staunen und Schrecken ein ausführliches spanisch-indianisches Sipibo oder Schipibo-Wörterverzeichnis unter dem Titel: »Idioma Schipibo«. »Vocabulario del Idioma Schipibo, del Ucayali, que es el mismo que el Pacaguara del Beni y Madre de Dios. Este es un dialecto de la lengua Pana, que es la lengua general del Huallaga, del Ucayali y de sus afluentes.« Es folgen alsdann 3815 Wörter. Keine weitere Bemerkung, kein Verfasser. Aber der Index am Schluss des Boletín ergibt den Namen des Autors, der kein geringerer ist als der »Fray N. Armentia, Vice-president de la ,Sociedad Geográfica'«.

Hätte ich diese Veröffentlichung nicht nur besessen, sondern auch gekannt, so würde ich den Abdruck des »Diccionario Sipibo« wahrscheinlich unterlassen, jedenfalls aber in ganz anderer Form vorgenommen haben. Die mühsame Verarbeitung der beiden Teile meiner Handschrift wäre überflüssig gewesen. Armentias Wörterbuch ist erheblich grösser. Ich muss mich damit trösten, dass die Hauptsprache des Ucayali jetzt bequemer zugänglich geworden ist und dass man nun von ihr auch ein indianisch-spanisches Wörterbuch und die Apuntes de Gramática besitzt. Auch behalten die Kapitel: »Zur frühen Geschichte der Missionen am Ucayali«, »Übersicht der Gesamt-Panostämme in Peru, Bolivien und Brasilien«, »Das Londoner Vocabulario Cunibo« als Spezialstudien ihren Wert und Nutzen. Namentlich der letzte Punkt, die wichtige Identität des Sipibo mit dem Cunibo, wäre im Dunkel geblieben, bis zufällig ein Amerikanist das Manuskript des Cunibo im Britischen Museum genauer vorgenommen oder noch am Ucayali selbst ein Reisender die Tatsache festgestellt hätte.

De la langue Tehuelche.

Par Raoul de la Grasserie, Nantes.

Le TEHUELCHÉ appelé aussi *tsoneka* et *ahonicanka* est une des langues de la Patagonie lesquelles sont fort peu connues et qu'il ne faut confondre ni avec l'araucan ou Auca qui appartient au Chili, quoiqu'il s'étende sur la Patagonie voisine, ni avec les langues fuégiennes ou du moins la plupart d'entre elles. Les langues Patagones proprement dites sont au Nord le Pehuelche sur lequel nous avons déjà publié une monographie dans le Mémoire du Congrès des Américanistes de Paris et au Sud, sur les confins de la Terre de Feu, le Tehuelche dont nous essayons ici de rassembler quelques documents. Entre le Tehuelche et le Pehuelche, ce dernier appelé quelquefois improprement Tehuelche du Nord, il n'y a pas de parenté linguistique. Au contraire, comme nous l'établirons, cette parenté semble exister entre le Tehuelche et l'un des idiomes fuégiens, l'Ona.

Les Tehuelches occupent sur le territoire de la République Argentine un espace limité au Sud par le détroit de Magellan, au Nord par le Rio Chico et qui est traversé du Nord au Sud par le Rio Gallegos, le Rio Coy, le Rio Santa Cruz et le Rio Schehoen lequel conflue avec le Rio Chico et va se jeter dans le Rio Santa Cruz. A l'ouest s'élèvent les Cordillères des Andes et se trouvent les lacs Misterioso, San Martin, Viedma Argentino.

Le but de la présente étude, au milieu de la pénurie de documents relatifs à la langue Tehuelche a été de faire connaître au Congrès et au public savant un manuscrit d'ALCIDE D'ORBIGNY déposé à la bibliothèque publique de Paris, fonds américain Nos 25 et 30, contenant un vocabulaire étendu de cette langue et qui n'a pas encore été publié; il ne faut pas le confondre avec un vocabulaire très restreint de la même langue qui se trouve dans la narration de son voyage d'exploration de 1839;

le manuscrit de la Bibliothèque de Paris est inédit et nous croyons rendre service à la science en en faisant la reproduction dans le présent travail.

Nous avons voulu d'un autre côté établir, ce qui n'avait pas été fait, la comparaison entre deux langues congénères, le TEHUELCHÉ, parmi les langues patagones et L'ONA, parmi les langues fuégiennes. Cette comparaison, en ce qui concerne l'Ona, n'est devenu possible que depuis qu'un vocabulaire de cette langue a été publié par un religieux salesien de la Terre de Feu dans un ouvrage anonyme paru il y a quelques années à Buenos Ayres sous ce titre: «pequeño diccionario del idioma fuegino-ona», contenant beaucoup de mots de cette langue avec traduction espagnole.

Un certain nombre de ces mots présentent une ressemblance véritable. Il est fâcheux qu'il n'ait pas encore paru de grammaire ni de textes dans cette langue pour pouvoir pousser plus loin la comparaison.

En ce qui concerne le Tehuelche, les éléments ont été recueillis dans un certain nombre d'ouvrages, malheureusement chacun d'eux n'en a traité que d'une manière insuffisante, se contentant quelquefois de renfermer seulement quelques mots de cette langue. Dans un numéro de la *naturwissenschaftliche Wochenschrift*, M. Robert Lehmann-Nitsche, conservateur du Museum de la Plata en a donné la liste complète en rappelant entre autres les noms de Pigafetta, Viedma, Hervas, Fitz-Roy, Cox, Schmidt, Musters, Moreno, Har Sierra, Barbara, Ramon Lista, Segers, Hales. Ramon Lista a, dans un de ses ouvrages, indiqué l'apparation successive de ces vocabulaires. Le plus ancien est celui d'ANTONIO PIGAFETTA gentilhomme lombard, compagnon de l'explorateur austral Magellan, il colligea seulement 46 mots du dialecte des Patagons de la baie de Saint Julien dont 10 seulement sont réellement tehuelches; les autres ne sont point reconnaissables. Le second vocabulaire est celui de l'explorateur ANTONIO DE VIEDMA, il comprend 135 mots; quelques uns sont défigurés, surtout les noms de nombre. Le troisième est celui de D'ORBIGNY que nous avons mentionné, distinct d'ailleurs du manuscrit qui fait l'objet de la présente communication. Vient ensuite le vocabulaire de Cox, mais il s'agit des Tehuelches du Nord, lesquels ne sont pas des Tehuelches; ce

sont des Pehuelches ainsi que l'observe avec raison Ramon Lista. Le cinquième est celui du voyageur anglais MUSTERS qui contient 222 mots et 17 phrases. Viennent ensuite: un vocabulaire de 79 mots contenus dans le *viaje al país de los Tehuelches* 1879 et un vocabulaire de MORENO de 624 mots contenus dans le *Viaje à la Patagonia de 1879*. Il faut enfin ajouter les ouvrages de RAMON LISTA, dont nous donnons plus loin le contenu linguistique, à savoir: 1° una raza qui desaparece: 2° los Indios Tehuelches, 3° los Tehuelches de la Patagonia.

Nous publions dans la présente monographie: 1° le vocabulaire techuelche, manuscrit déposé à la Bibliothèque nationale de Paris et comme annexes: 2° les mots colligés par RAMON LISTA dans un premier ouvrage, 3° ceux colligés par le même dans un second, 4° ceux colligés par le même dans un troisième, 5° ceux trouvés dans l'ouvrage de MARTENS intitulé: »Beiträge zur Ethnographie und Sprachenkunde Amerikas und Brasiliens« II, 6° ceux publiés par BRINTON dans son ouvrage: »studies in south american native language«, 7° ceux publiés par le même dans: »the american race«, 8° ceux extraits de l'ouvrage de MUSTERS, 9° une esquisse de la grammaire du Tehuelche, d'après FREDERIC MÜLLER, 10° des phrases et locutions en Tehuelche, 11° une comparaison entre le Tehuelche et le Pehuelche d'après MILANESI, 12° un petit vocabulaire comparatif du Tehuelche et de l'Ona, d'après le vocabulaire Ona publié à Buenos Ayres.

Puissent ces documents réunis et dont le premier est inédit contribuer à jeter quelque lumière sur un idiome aussi intéressant que peu connu et éclairer l'ensemble des groupes linguistiques de la Patagonie et de la Terre de Feu. En ce qui concerne cette dernière, les trois groupes, *Ona*, *Alikaluf* et *Yahgan* semblent irréductibles entre eux, tandis que la langue Ona et le Tehuelche seraient fortement apparentes.

I°

Vocabulaire Tehuelche ou Tsoneka.

(Extrait d'un manuscrit de la Bibliothèque nationale de Paris — Langue d'Amerique-Patagons, Fonds américain Nos 30 et 25.)

	A		acoog	avoir du plaisir
achan	voler		actel	(algarobo) mimosa
achea	marmite		ahi	avalier
achequenat canet	génie du mal		ahue	l'os

aje	flèche	canacananque	joli
ajure	ivresse	canicha	parler
aqueche	fleur	canque	mâcher
archa	poulain	capanca	les joues
atap	voir, regarder	capele	cotte de mailles en
atruca	jument		cuir
atta	avant	caper	scolopendre
		caquen	adjectif formant le
			nombre 20
	C		
caacaha	ara patagon (oiseau)	carueten	tonnerre et éclair
caadi	hommes blancs, Euro- péens	catzca	selle du pays (recado)
		cett	argile
cachama	grande foulque	chaapul	fourmi
cachaal	capricorne (insecte)	chaar	renard du Brésil
cacha	lombrie des au- truches	chaarum	voleur
		chal	pêcher
cach	adverbe de nombre qui accompagne les nombres au- dessus de dix	chaha	prends
		challuc	jaguar
		chalua	poisson
cachachuc	menstrues	chamqui	poil du pubis
cachelao	froment	chamequesen	nombre 9
cachi	attraper à la course	cham	non
caclem	enfant	chano	beaucoup
cahamûte	lézards	chanemucu	se rappeler
cahaqueca	front	chancaya	2
caha	épaule	chanque	1
cahamgui	bombilla	chaquem	canard
cahacha	oui	chauna	pierre
cahaemel	payer	cheacli	demander
cahechel	épingle pour attacher la mante des femmes	cheamma	serpent
		chel	vulve de la femme
		chelega	mante des femmes
		chelesca	selle des femmes
cahuel (caballo)	cheval	chem	fesse
queche	troupial commun (oiseau)	cheme	main
caja-caja	vers à viande	chezcheix	didelphys (mammi- fère)
caja	perruche		oiseau
cajo	rive	chi	étourneau militaire
calaha	héron couleur de plomb	chicapenque	moineau chingolo
		chichi	sel marin
cameheque	pour parler	chichan	danser
camehes	fil	chichahue	maigre
comesa	pommes	chihual	grillon
camic	mort	chilephilep	bracelets
camquiaca	bracelets des pieds	chintique	laine des animaux
canacana	jolie	chis	sauterelle
		chitena	

chivona	pou
choi	entendre
chôch	poitrine
chuina	lune
chuina	soleil, jour
chuin-quetaquenque	beau temps
chuin-quechuneque	mauvais temps
chu	chair, viande
chuita	ara
chun	bottes
carasquen	cacique-chef
cibuenque	gras
co	bois qui soutiennent les maisons de cuir
cochil	ceinture qui attache les cheveux
cohote	dormir
coisco	cuiller
colecote	petit colin (oiseau)
comahi	boire
comuque	bas, basse
côneque	court
cooquen	emporter
coquelgui	grêbe
corapech	scorpion
corje	peindre
cripa-onpa	je n'ai pas
corechi	hydromys quiya
cuchin	mouffette (mammi- fère)
cucha	cochon
cuchen	vent
cuchaneco	côté droit
cunio	perdrix tridactyle
cuquena	mouette
cuquer	droit, droite
cubola	papillon
curicug	anneau

D

dil	tête
diil	longe
duhahuel	testicules
dahal	arbre nommé cha- ñar

echenec	E
eje	grand
elleque	merle
etequen	marcher
	lève toi

G

gaha	se fâcher
gahun	chanter
ganeque	haut
gani	arrête-toi
ganeguen	pigeon à ailes tache- tées
gano	tatou pichi
game	tatou mulet
gueneque	haut
gin	couteau
guaranca	1000
guches	sourals
guilca	petit morceau de bois servant à peindre
guineguil	oiseaux de proie
gulmenuaye	pince pour épiler
gutecud	les cheveux divisés en deux queues
guter	les yeux
gutz	cheveux
gulique	blanc
gulisco	le soir

H

hamar	cou, gosier
hahamer	cuisse
hamje	accoucher
hara	eau
hemihue	pipe à fumer
hiacach	Indiens aracaunos
hiacha	fumer
hiacuchi	froid
hija	je, moi
hianja	tabac
hienengui	je veux
ho	nez
boca	narines
hohamjel	accoucheuse
hol	dos

hoiacha	pic (oiseau)
hoiya	autruche nandu
honcho	allons
huaca	grande aigrette (oiseau)
huacaquena	araignée
huacon	lit
hualhua	près
hualana	baleine
huanichel	ceinture
huasua	chien
huecha	mouton
hueta	tigre jaguar
hui	maison de cuir
huicra	loup rouge
huilhuil	crapaud, grenouille
huinquet	tapis qui se met sous la selle
huipe	monter à cheval
huit	courir
huitt	ombilic
huitel	chat
huirio	condor
hul	bois
hynia	barque

I

Icaelem	fil, fille
ichahu	dire
icham	otarie
ichaneje	acheter
ichich	cœur
ichoyoque	faim
iguinque	arriver
ihuote	être fatigué
ijacon	grand mère
ijon	grand père
ije	mari
ilhui	autruche patue
imajque	offrir
imeja	neveu, nièce
iniquen	Indiens patagons du Rio de Santa-Cruz
irea	vendre
irichempa	s'amuser
iruan	la terre
irrequel	les rats

J

jauque	frère
jchnipues	les doigts
jene	oreille
jenal	boucles d'oreilles
jenser	sourd
jero	sang
jhom	lèvre
jhor	dent
jhum	bouche
ji	descendre
jique	bras
joa	chapeau
johva	viens
jona	rivière et surtout le Rio Negro
jonalua	la mer
jurgeco	droit
jro	chameau guanaco

L

lam	eau de vie
lucate	léger

M

macho	tout à l'heure
mahaguet	bonjour
mahuilca	menton
mahuilches	barbe
maja	le feu
majaa	toi
majaa hienengui	j'aime
mama	lumière
mameque	duc, à ventre rayé
manca	nuit
mamihuc	le poncho (manteau)
mapuet	comment vous portez-vous?
maquet	bon, bonne
mataco	tatou à trois bandes
maker	tisser
mogohoguen	viande rôtie
mopaanue	pot pour chauffer l'eau
mpesel	mouillé
muarie	arrondi

N

na	œuf d'autruche
nacuna	femme
nahesqui	chat domestique
naha	œuf
naja	sein de femme
najel	apprécier quelqu'un
naquemique	après
naquen	jeune
nema	le tien
ne	se coucher
noria	perles
nuaisea	saule
nuca	homme
noma	chemin

O

oaya	cormoran
ocacah	faire un marché
ocaaquen	io
ochel	chat à longs poils
onche	petit
oncha	peu
ojo	moins
oqui	va

P

pahuega	demain
pahuen	ciel
pana	phœnicoptère
panha	cigogne baguari
pataca	100
pe	assieds-toi
pillet	biscache (mammi- fère)
poha	coquilles bivalves
puha	tortue
puhio	poules et coqs

. Q

qucas	trois
quecañe	quatre
quechan	jaune
quechen	5
quechergeres	chauve-souris
quecheonequen	laid

quehuca	7
quehuina	mais
queganeque	long
quehyunea	rouge
quejoneque	noir
quejru	caracara (oiseau)
quelegu	les insectes
quel	le pied
quelinque	bleu
quemanenque	aveugle
quepuec	grandes coquilles tur- binées
quecelopuecs	maïs
quequea-quenohue	étrier des femmes
quequeanque	hardi
quequenque	monter
queretepanchue	bœuf
quero	vanneau armé
querechamque	boiteux
quesques	chevêche
quet	manger
quetsanque	l'or
quetameniche	ichneumon
quetun	sœur
qui	fil
quichaha	je dis
quicheoniquen	laid
quichu	étriers
quihi	talon
quilgun	moustique
quilmalanchel	médecin
quillip	mathe des Espagnols
quimahe	se brûler
quin	ventre
quinoche	plus
quinguinquin	sangle de la selle
quiqueguen	vieux
quirureque	collier
quisca	cigale

R

romanesin	mauvais
-----------	---------

T

sa	verge de l'homme
schum	pluie
schaoguen	loin

sirichinque
sojona
spanepa
spanepi
stji
sug
sura

orfèvre
chaleur
j'ai
j'avais
éperons de bois
peau des animaux
année

tjale
toja
tojan
tucaya
tulail
tumie
tun
culvre
lui, elle
se marier
puce
tourterelle
s'informer
farine

T

tacha
tasja
tachja
tacuhi
tahamneta
tahague
tajan
tamater
tan
tapalec
tapulec
techaga
tecohes
tejal
teta
teluinequen
temec
tequis
ternache
them
tianique
tihi
tirequin
tirequin
corne de bœuf
donner
mordre
pleurer
aigle, à ventre rouge
hamac en cuir
chasser
oie australe
le fer
boules de combat
lancer les boules
gobe-mouches
blesse
voir
le sien
igonane
demander
coude
semaine
jambe
punir
le sable
cochon d'Inde
lemming du sud
(mammifère)

uneques
unequecañe
uquetem
urequegami
uteleganu

U

6
8
le coït
crabe
mente (insecte)

Y

ya
yabich
yacamech
yama
yamaro
yerunca
yeruneuna
yonec
yuca
yucanea
yuhuel
yuhuem
yuilhuana
yuna
yupeche
le mien
phoque à trompe
père
mère
lièvre
beau-frère
belle-sœur
Indiens puelches
bon marché
borgne
se battre
cerf
montagne
petit caracara (oi-
seau)
garapatos (insectes)

Mammifères.

nuca
nacuna
caelem
quecherger
chex chex
cuchin
huasna
huicra
chaar
homme
femme
enfant
chauve-souris
didelphys
mouffette
chien sauvage
loup rouge
renard du Brésil

challue
hueta
naesqui
ochel
huitel
yabich
icham
irreguel
tirequin
tirequin
yamaro
jaguar
caguar
chat domestique
chat à long poil
chat
phoque à trompe
otarie
rats
lemming du sud
cochon d'Inde
mora de Patagonie

yana	tatou pichyé
chacal	tatou velu
gann	tatou petite mule
mataco	tatou à trois bandes
cucha	cochons et pécaris
archa	poulain
atruca	jument
jro	chameau guanaco
yuhnem	cerf
huecha	mouton
querete panchue	bœuf
hualona	balaine

Oiseaux.

chi	oiseaux
guineguil	oiseaux de proie
huirio	condor
tebaltebel	urubu
quejra	caracara
yuna	petit caracara
tahamnete	aigle à ventre rouge
quesques	cheñeche
mameque	duc à ventre rayé
techaga	gobe-mouches
eje	merle
chique-conenque	hirondelle
chichi	moineau chingolo
cahuel-queche	troupial commun
chicapengue	étourneau militaire
hoiacha	pics
caacaha	ara patagon
cuja	perruche
puhio	poules, coqs
naha	œufs de poule
cunio	grand colin
cunio	tridactyle du sud
gannequen	pigeon à ailes tachetées
tuluil	tourterelle
na	œuf d'autruche
ilhui	autruche patue
yaqueche	autruche grande
quero	vanneau armé
panha	cigogne boguari
calaha	héron couleur de plomb

huaca	grande aigrette
cachama	grande foulque
pana	phœnicoptère
coquelgui	grèbes
cuquena	mouettes
oaga	cormoran
coqueux	cygne à col noir
chaquem	canards
tomaten	oie australe

Reptiles.

puha poha	tortue
cahamute	lézards
teluinequen	iguane
cheamma	serpents
chuilhuil	crapaud
chelua	poissons

Mollusques.

quepuec	volutes
poha	acéphales à coquilles

Annélides.

cacha	lombrics de l'autruche
-------	------------------------

Crustacés.

urequeganu	écrevisse
------------	-----------

Arachnides et Insectes.

huacaquena	araignée
corapech	scorpions
quelegu	insectes
caper	scolopendre
chivona	les poux
tucaya	puce
tachaal	capricorne
utetejanu	manthes
chitena	sauterelle
chilepchilep	grillons
quisca	cigales
quetameune	ichneumons
chaapul	fourmis
quilgun	moustiques
cajacaja	vers à viande
cubola	papillons

Anatomie.

dil	tête
gutz	cheveux
cahaqueca	front
guches	sourcils
camches	cils
mahuilches	barbe
chamquis	poil du pubis
guter	yeux
ho	le nez
hoca	narines
capanca	les joues
jhum	bouche
jhom	lèvres
jhor	dents
diil	langue
mahuilca	menton
jene	oreille
hamar	cou et gosier
caha	épaules
chuch	poitrine
naja	sein d'une femme
quin	ventre
huitt	nombril
hoi	clos
chem	esses
chel	parties sexuelles de la femme
sa	verge
dahahuel	testicules
jique	bras
tequis	coude
cheme	main
jehuiques	les doigts
hahamer	cuisse
them	jambe
quihi	talon
quel	pied
jero	sang
ahue	os
chu	chair
ichich	cœur
cachachac	menstrues
sug	peau
tacha	cornes de bœuf
chis	laine

Botanique.

hul	bois en général
actel	mimosa
nuaisca	saule
dahar	chañar et son fruit
aqueche	les fleurs
hiacha	tabac
camesa	pommes
cachelao	froment
quecelopuecs	maïs

Géologie et Minéralogie.

channa	les pierres
cett	argile
iruan	terre
chichan	sel marin
sihi	sable
quetsaneque	l'or
tjale	le cuivre
tan	le fer
yuilhuana	montagne
hara	eau
maja	feu
schan	pluie
joua	rivière
jouahua	mer
carueten	tonnerre
mania	lumière
cuchen	le vent, le froid
chuin - quetachune- que	beau temps
chuin-quechuneque	mauvais temps

Astronomie.

chuina	soleil, jour
chuina	lune
pahuen	ciel
iruan	terre
manca	unit
sojoura	chaleur
hiacuchi	froid

Couleurs.

quehuyuca	rouge
quechan	jaune

quelinque bleu
quejonenque noir
gulique blanc

Division du temps.

sura année
quechuina mois
ternache semaine
chuina jour soleil
pahiega demain
galisco le soir

Industrie.

jenal boucles d'oreilles
guteend ornement de deux
 queues faites de
 cheveux qui pen-
 dent sur les épaules
curieng anneau
huanichel ceinture
chelega vêtement qui enve-
 loppe tout le corps
cahechel épingle à plaques
 pour attacher la
 mante
quirureque collier
chentique bracelets
camquiaca bracelets des pieds
cha linge qui couvre les
 parties sexuelles
 de la femme
joa chapeau de femme
cochil ceinture qui attache
 les cheveux
manuhue poncho
noria perles
capele cotte de maille de
 cuir
chuita arc
aje flèche
huaica lame
tapolec boules de combat
gin couteau
quila un plat
coisco cuiller
hemihue pipe à fumer

quilip
mopooanne

cahamgui

chum
gulmenuaye

quilcu

tahague

achea
huacan
qui
mogohoguen
lam

tun
catjca
chelesca
huinquet

quinguiguin
quichu

stij

hui

co

hynia

noma

mathé des Espagnols
pot pour chauffer de
l'eau

bombilla des Espag-
nols pour prendre
le mathé

bottes
pince en argent pour
épiler

petits morceaux de
bois pour peindre
la figure

hamac pour coucher
les enfants

marmite

lit

fil

viande rôtie

eau de vie

farine

selle de cheval

selle pour la femme

tapis qu'on met sous
la selle

sangle de la selle

étriers

éperons en bois

maison en cuir

bois qui la soutient

barque

chemin

Parents.

yacamech

yama

yerunca

yerunenca

icaelem

jonque

quetun

ije

imeja

ijon

ijacon

hohamjel

achequenat conet

quilmalanchel

père

mère

beau frère

belle sœur

fil, fille

frère

sœur

mari

neveux, nièces

grand père

grand mère

accoucheuse

génie du mal

médecin

carasquen	cacique
sirichinque	orfèvre
caadi	les blancs
hiacach	Indiens du Chili
yonec	Indiens Puelches
iniquen	Patagons

Adjectifs.

quiquequin	vieux
naquen	jeune
camie	mort
ajure	ivre
canacana	jolie
canacananque	joli
quicheoniquen	laid
quecheonequen	laide
chaarum	voleur
maquet	bon
romanesiñ	mauvais
quemanenque	aveugle
yucanea	borgne
jenser	sourd
querechamque	boiteux
cihuenque	gras
chihual	maigre
ichoyoque	faim
puganich	lourd
lucate	léger
cuquer	droit
muaric	arrondi
jurjeco	droit (côté droit)
cuchaneco	gauche
queganenque	long
coneque	lourd
goneque	haut
quequeonque	hardi
echenec	grand
ouche	petit
comuque	bas
ganenque	haut
oucha	peu
quinohe	plus
ojo	moins
chano	beaucoup

Nombres ordinaux.

chanque	1
chancaya	2
queas	3
quecañe	4
quechen	5
uneques	6
quehuca	7
unequecañe	8
chamequesen	9
ocaaquen	10
chauque cach	11
chaneaya cach	12
queas cach	13
quecañe cach	14
quechen cach	15
uneques cach	16
quehuca cach	17
unequecañe cach	18
chamequesen cach	19
chanque caquen ¹⁾	20
chanque cach ca- quen	21
chancaya cach ca- quen	22
queas caquen	30
quecañe caquen	40
quechen caquen	50
quechen caquen	52
chañcaya	
uneques caquen	60
quehuca caquen	70
unequecañe caquen	80
chamequesen caquen	90
pataca	100
quechen pataca	500
quehuca pataca quas caquen uneques	736
guaranca	1 000
uneques guaranca	6 000
quechen cach gua- ranca	15 000
pataca guaranca	100 000
chañque pataca gua- ranca quechen ca- quen guas	200 053

¹⁾ ? chancaya caquen ? (Note du rédacteur).

Pronoms.

hiaja	je
majaa	toi
toja	il
ya	le mien
nema	le tien
teta	le sien

Adverbes.

schacguen
huahua
atta
naquemicque
cahacha
chan

loin
près
avant
après
oui
non

Verbes.

chaha	prends
quet	manger
uquetem	le coït
corje	peindre
hamje	accoucher
canque	mâcher
elleque	marcher
huippe	monter à cheval
chichahue	danser
gahun	chanter
tacuhi	pleurer
camcha	parler
cachi	attraper à la course
achaa	voler
tajan	chasser à la chasse
meker	tisser
hiacha	former
chal	pêcher
atap	regarder
cahaemel	payer
inchaneje	acheter
ocacah	faire un marché
tasja	donner
cheach	demander
ahi	avaler
najel	apprécier
quequenque	monter

tapulec	jeter les boules
yegui	arrivé
yguinque	arriver
oqui	va
maja menenqui	j'aime
johija	viens
houcho	allons
huit	courir
cahote	dormir
etequen	lève-toi
cooquen	emporte
imajque	offrir
tianique	punir
comahi	boire
cajo	rire
quichaha	je dis
tachja	mordre
irea	vendre
ji	descendre
ichahu	dire
choi	entendre
temec	demander
hienengui	je veux
chahetengui	je ne veux pas
cameheque	pour parler
tejal	voir
yuhuul	se battre
pe	assieds-toi
gani	arrête-toi
ne	se coucher
ihuote	être fatigué
iirichempa	s'amuser
gaha	se fâcher
tojan	se marier
quimac	se brûler
tumic	s'informer
tecoèhet	blesé
napesel	mouillé
chanemucu	se rappeler
acoog	avoir du plaisir
spanepa	j'ai
spanepi	j'avais
eripa oupa	je n'ai pas
mahaguet	bonjour
macho	tout à l'heure
yuca	bon marché

Le Parler des Indiens.

chaba	prends	quicheoniquen	laid
quet	manger	ne	se coucher
uquetem	le colt	queganeque	long
corje	prendre	coneque	court
hijuhuel	se battre	temec	demander
hamje	accoucher	ihuete	fatigué
conque	mâcher	maja	toi
pohieja	demain	cripa-onpa	je n'ai pas
qulisco	le soir	nema	le tien
camic	mort	neta	le sien
elleque	marcher à pied	ssiri chempa	s'accuser
huipe	monter à cheval	chacrum	voleur
huahua	près	achaa	voler
schaoguen	loin	caodi	les blancs
johya	viens	hiacach	chiliens
mahaguet	bonjour	ionec	indiens des pampas
mapuet	comment vous por- tez-vous?	tajan	chasser
		gaha	se fâcher
		maket	bon
		romanesiñ	mauvais
honcho	allons	maja hienengui	j'aime
chichahue	danser	hiengui	je veux
gahun	chanter	chaetengui	je ne veux pas
tacahi	pleurer	spanepa	j'ai
huit	courir	spanepi	j'avais
oqui	va	hija	je
comahi	boire	taja	lui
ajure	ivresse	ja	mien
cahote	dormir	quichaha	je dis
etequen	lève-toi	tojan	se marier
pe	assieds-toi	meken	tisser
gani	arrête-toi	tochje	mordre
comcha	parler	hiachoi	fumer
cajo	rire	chal	pêcher
cahacha	oui	atap	regarder
cham	non	acoog	avoir du plaisir
ganeque	haut	chano	beaucoup
comuque	bas	quinohe	plus
onche	petit	oyo	moins
echenec	grand	cahacmel	payer
macho	tout à l'heure	ichaneje	acheter
nana	chemin	irea	vendre
noria	perles	acacach	faire un marché
cooquen	emporter	camchuque	pourparler
cochi	attraper	lam	eau de vie
naica	lance	barem	baril
canacana	joli	tun	farine

quinac	brûler	mogohoguen	viande rôtie
tasja	donner	tapulec	jeter les boules
tumie	s'informer	chihuenque	gras
cheachi	demander	chihuul	maigre
imajque	offrir	schoyoque	faim
maja	toi	paganich	lourd
ahi	avalcr	lucate	léger
canque	mâcher	tegal	voir
quemanenque	aveugle	choi	entendre
jenser	sourd	sura	année
querechanque	boiteux	quechuina	mois
hiucanca	barque	ternache	semaine
tecohet	blessé	tianique	punir
uncha	un peu	iguinque	arroser
sirichenque	orfèvre	iegui	arrivé
chu	viande	atta	avant
yuca	bon marché	maquemicque	après
chinquetaquenque	beau temps	quequeanque	brave
chuin quechuneque	mauvais temps	chuita	arc
napesel	mouillé	aje	flèche
quequenque	monter	jurjeco	côté droit
ji	descendre	çuchaneco	côté gauche
chenamucu	se rappeler	cuquer	droit
qui	fil	muaric	arrondi
ichahu	dire	chanquin chuina	jour

II.

Vocabulaire de la langue Tsoneca ou Tehuelche.

(Extrait d'un ouvrage intitulé »mis exploraciones y descubrimientos en Patagonia 1877—1878«, par Ramon Lista, Buenos Ayres 1880.)

abestrúz	megensh	bolear	korigue
ayer	uaskenesh	zorzo	paten
aguardiente	goordente	menton (barba)	shcken
armas de fuego	alaune	enfermo	soyo
alfiler de plata	azerre	condor	oiguele
bueno	yenick	yegua	jooken
barro	set-ken	pasto	oote
boletta	otre	leña	kake
cerco	maal	chico	hamel
caballo	cahual	barba, bigote	ashehij
quillango (manta)	kai	cabello	honue
(pieles)	koyenk	cuchara	kooyo
quinguincho	anon	tetera	konpenk
espuelas	wáterenna	ojo	otel

oreja	shaa
si	honoe
nariz	or
piedra	yaten
cuchillo	paijen
riendas	joum
cinturon	waten
grasa	ham
dedo	horre
boca	shaham
pie	alj
vincha	coochela
agua	lehe
carne	yeper
pierna	shes
pluma de avestruz	aur
brazo	koolo
amigo	yenua
hermano	yegó goua
hermana	shanna
madre	yaana
padre	yanco
mujer soltera	guageren
mujer casada	ishe
cristiano	kadesh
tabaco	golkul
perro	shammenne
gato	peelue
boleadores de ave-	shume
struz	
boleadores de gua-	yaschke
naco	
otro	kayuco
comer	jatiensk
ven a comer	herrojatiensk
paradero	oiken
cacique	corrge
escupir	jeke
estrella	ker-sor
frio	setreu
flecha	arekechal
fuego	yeitke
guanaco	nau, rou
galleta	galec
junco	corpen
lanza	uaiken
melo	terro

manantial	chiin
menstruacion	enake
noche	tersineken
olla	katenuhue
pintarse la cara	keesh
pantano	coyo
para espantar un	hualo
perro	
pescado	ocen
pulmones de avestruz	gultak
pipa	anewe, kanganaú
rio	koon
roca, piedra	ay, au
sal	jeechem
sombrero	koi
sangre	ichau
vidrio	kualu
verano	torr
viento	kosken
dormir	koters
llorar	eeshkt
cantar	kruorreskel
cuna	tahal
cincha	quénigue
puma	gool
toldo	kau
huevo de avestruz	na
sol	kenguenkin
luna	shégüena
indio tehuelche	choonke
cosa chica	talenk
fruta	gal
yo	yà
aguja	julk
abuela	kone
ave	chehue
talon	ketaé
polvora	shepen
rodilla	tepne
muerto	jamienke

Colores.

negro	púlnek
blanco	ornek
colorado	kaapenk
verde	acantenk
amarillo	uaintek

Numeros.			
1	choche	11	choche caur
2	jauke	12	uame caur
3	kaash	13	kaash caur
4	kague	14	kague caur
5	tjen	15	tjen caur
6	unanakash	16	unakash caur
7	ooke	17	ooke caur
8	uenakague	18	uenakague caur
9	jamakerjen	19	jamakerjen caur
10	kaken	20	uameno kaken
		100	pataca
		1000	huanranca

III.

Extrait d'un ouvrage intitulé: «viaje al país de los Tehuelches; exploracion en la Patagonia Austral», par Ramon Lista, primera parte, Buenos Ayres 1879.

espuelas	wáteruena	pierna	shes
bolear	korigue	pluma de avestruz	aur
zorro	paten	brazo	koolo
capa de pieles	kai	amigo	yenua
enfermo	soyo	hermano	yego goua
condor	oiguele	madre	yaana
yegua	jooken	padre	yanko
pasto	oote	muger soltera	guagüeren
leña	kake	muger casada	ije
chico	hamel	cristiano	kadesh
barba, bigote	aschchij	tabaco	golkal
cabello	honne	perro	shamenee
cuchera	kooyo	gato	peelue
tetera	kompenk	boleadores de ave-	shume
ojo	otel	struz	
oreja	shaa	boleadores de gua-	yaschke
si	honne	naco	
nariz	or	otro	kayuco
piedra	yaten	comer	jatiensk
cuchillo	paijen-jeen	grande	chaenk
riendas	jaum	vén à comer	herro jatiensk
cinturon	waten	dormir	koters
grasa	ham	llorar	eeshke
dedo	horre	cantar	keuorresket
boca	shaham	cuna	tahal
pié	alj	cincha	guénigue
vincha	coochele	fuego	yeike
agua	lehe	puma	gool
carne	yeper	toldo	kau

huevo de avestruz	na	Indio	choouke
rol	kenguenkin	cosa chica	talenk
luna	sheigüenon		

IV.

Vocabulaire

extrait de l'ouvrage de Ramon Lista: «una raza que desaparece,
los Indios Tehuelches». Buenos Aires 1894.

(Nous devons la communication de cet ouvrage à l'obligeance de M. Robert
Lehmann-Nitsche, Chef de département au Musée de la Plata.)

A			
año	soor	cerca	ekel
avutarda	tamtem	cincha	gueniguene
amansar	kammen	corason	schéy
arrugado	kaspat	cujco (perro)	chéchuen
afuera	huaye	columna vertebral	oij
aguja	jol	clavicula	hõgüe
amargo	k'tjarjn	cerebro	cheter
agua	lehe, amien	cuadrado	chiluë tején
ahora	masho	cavidad del ojo	otel kank'n
alumbrar	kenghujesh	cuero	kai
asqueroso	chuestek	cisne	kokne
alfiler	azerr	corva	guenken
abuelo	iboy	celos	inaish
abuela	koguere	collar	guerroku
argentino (lago)	charre	caracol	kéu
amarillo	huaitenk	carbon de piedra	yach'n
azul	halten	carancho (ave)	kharro
allà	mone	cuidar	kamarosh
agarrar	kshars	cicatriz	oójer
		cielo	kóotsch
		callado	peshque
		caspa	jepperr
		colorado	kapenk
		cabeza	ch'ter
		cabello	gohte
		cráneo	érhue
		ceja	cashchij
		cortar	chérschk
		columbre	karrot
		celeste	káltenk
		cansado	huoten
		cantar	kenorreok
		chueca (juego)	zanj
B			
bostezar	kompenshek		
bola (terremoto)	tápel		
boca	shom'a (amudu)		
bigote	ashchij		
brazo	hash		
bota (calzado)	chók'rr		
bolear	korigueshk		
blunco (color)	ornek		
C			
codo	teksh		
carneando	éekesh		

D	
dejar	ikernoshk
deseuérar	kash-côt
dedo	horre
dientes	orr
desplumar	olmush

E	
estribo	keshon
enojarse	ihoten
exclamacion de duda	kóch
espejo	keyoil
entrad	hash'e
estornudo	perh'n
esenpio	tepn
entrar	yashesk
enterrar	kájeshk

F	
frutilla	chate
frente	téuk'n
fruzada (cobertor)	shalgue
flamenco (ave)	kapenk
flecha	shat

G	
gracias	nákel
gato domestico	nashk
gato cimarron	pel'n
guanaco	lailj, nau
grueso	daúuk
guanaco chico	corho
golpear	kájesh
grasa	ham
gaviota (Larus)	coken'u

H	
hombre	ahl
hilar	mékey
higado	guaij
hilo	téi
hembra	chame, semoen
hipo	ékjsh
hacha	pelk
hermano menor	igohu
hielo	tharr
helado	potharr
huecos	ome, na

I	
invierno	she-yay

J	
juntar	huauri

L	
lanza	huaike
liar (envolver)	kojen
loro	kaka
langosta	chetue
lechuza	hamen
lunar	tammene
lombriz (de avestruz)	katur
lindo	ktshk
loca (en el sentido de ramera)	bebès
loca (en el sentido de esturdida)	chop's
levantate	aino
lèche	maj
levantar	kerosh
labio	konken
llueve	inashk
lluvia	téu
llorar	éeshk

M	
mortero	euke, kochene
murtilla	potenk
muñeco	tapey'on setehuen
matambre	chokel
mentira	taroh
mentiroso	tarsh kho
mucho	k'jey
mañana	nash
marca (de hacienda)	akerōjen
mucho	jeñs
mons	tehen
mariposa	chélelon
morder	shosk
moroi	jameshk't
mojar	chajeen
mandar	omash
nujer	she

N

no	guigshk, kom
noche	ténsh
niño	hamel
nariz	orr'e
nieto	elkek'n
negro (color)	pulnek
nuera	yermskh

O

omoplato	ak'en
ojo	ótel
oreja	sháan
oid	huá
otoño	kepenk

P

pensar	joomsh
pintura	ajenne-mok
pintarse	keesh'n
alacrán	terter
palma de la mano	kagéuk'n
pelvis	goj
pómulo	kóo
pulsera	jentek
punta	béul
el pié	alh
pegadle	kajtien
perdido	uaitshk
pasado mañana	eun'nash
palpar	siachesp
primo hermano	y-jeu
prima hermana	jemonshk
perro	jelenne, uáchene
prestar	toyut
padrasto	ipank
primavera	yesumk
pedir	arma

Q

qué	ket
querer	osh
quitar	sheek

R

retirate	mishki
riendas	joom, guérjenue
recodo (montura)	tasske
respirar	jóje
riñon	top
rótula	tépenc
relincho	arranahk
rodilla	tép'ne
raspar	jalon
raspador de vidrio	eno, een
raspador de piedra	katu
redondo	korteluk

S

si	hohu'a
sifilis	kalch
soplar	shajon, shap'n
silbar	shamaishk
sobrino carnal	imehj
salmon (color)	pentenk
solferino (color)	yoltenk

T

tarde	gólek
tener	elshk
tripa	leé
tripa gorda	choo
tirar	kerten
talon	terr
tristeza	janchen
tabaquera	pat
tatuaje	shame
trueno	karrótu
tocar	karretrek
tio carnal	i-konóm
toldo, tienda de cueros	kau
tacaara	suruhm

U

uña	kachuel
usted	aue

V			
viento	jushen	violeta	sejervek
volar	jen'sh	vaca	choij
vibora	chaknuemen	vidrio	kat
vejiga	teep	verano	zork'n
viene	agüe	voz	maye
viedma (lago)	kelt		Y
verde (color)	jeseltenk	yugular	chot

V.

v. Martius («Wörtersammlung Brasilianischer Sprachen».
Leipzig 1867.)

Patagon (d'après O. Fel. Bauza. écriture espagnole).

accipe	ché	habenae	shum
aqua	karra	herba	ottà
avis	guerrio	homo	nuken
auris	shene	jarulor, ari	selbak
barba	mâ	ignis	hamonaka
bibo, ere	kara	infans	calum
canto, are	kaguen	labium	shum
caput	guil	laborare	ashul
cincinnus capillorum	korgue	lacrymo, are	jacangui
cingulum	cheldá	lapis	chana
clavis	gunkeraxue	lingua	del
cutis	zog	loquor, i	heaken
cymba	guakemjaro	luna	amania
da mihi	mama	magnus, a, um	capank
dens	curr	mala	ore, fan
deus	kakenga	manus	chagua
domus	cocha	mantus	yamán
dormio, ire	o-koten	mater	zauen
dux	agá	mendacium	zunum
edo, ere	catonocho	mulier	azum
eo, ire	alguen	multus	machen
faux	omer	mystax	oo
fibula	kochel kegutar	nasus	carro
frango, ere	kaken	navis	maygga
frater	chen	nix	a-shoko
frenum	can	non amplius	apula
frigidus	azussem	nux	gottel
frons	cauliken	oculus	keuken
fumum tabaci ducere	hangui	omnis	tudem
funiculus (filum)	cachea	parvus, a, um	yecamesh
globulos cornibus		pater	keal
taurorum imponere	korsaken	pes	koja
(«embolar»: hisp.)		pileus	

pluma	aujar	voló, velle	sekey
puella	zunum-kekalum	1	cheuquen
puer	nukenke-kaleb	2	xeukay
relinquo, ere	kut-kut	3	keash
salto, ire	aljekuen	4	kagaguy
salto, are	andiam	5	keytzum
scribo, ere	ore	6	wenecash
sedeo, ere	pee	7	kuka
sic, sane	chea	8	wenekekague
socius	kemparkem	9	kekaxetzum
sol	shwim	10	xaken
surgo, ere	kean	20	keukum-xaken
supra	zonguen	30	ashunu-xaken
telum pyrium	sembak	60	kukunu-xaken
tempus matutinum	kenio	100	kagunu-xagena
totum	chà	canis	geguen
ventus	koskil	dasypus	vrijj
venter	guim	rhea americana	elue
vestis	kakoosen	cicer arietinum	kekuretareguen
vigilo, are	anguenguen	lentes	sella

VI.

Dans son ouvrage intitulé: *studies in south american native languages* M. Daniel Brinton, page 45, indique que le Tsoneka s'appelle aussi *Hongote*, ce qui pourrait être une corruption de „*Choonke*“, et relève un manuscrit au British Museum en date de 1789, contenant la liste suivante des mots de cette langue.

tête	seyocup	longues plumes des chavi
front	eyssen	ailes
yeux	can	1 pa
oreilles	coana (qy. coana)	2 sa
narines	bacsen	3 chalas
cils	suman	4 bok
bouche	zuzin	5 ciechs
dents	idis	6 tesan
cou	saislan	7 zohs
bras	cheslan	8 tachs
main	cupa'ches	9 teus (?)
doigts	gadyocoye	10 o'pen
ventre	coaa'	canot
cuisse	cava'	pagaie
jambe	euxin	tasabay
piéd	paxasen	toute classe de bou-
„a las conchas“	chavin (?)	tons
		chapelet
		coyocuy
		amts (?)

Un autre vocabulaire d'un autre manuscrit présente des racines différentes.

Dans le même ouvrage, Brinton combat l'idée de l'Orbigny, à savoir qu'il n'y a aucune parenté entre le Tsoneka ou Tehuelche et le Puelche et indique les ressemblances suivantes tirées de l'ouvrage de *Hale*.

		Puelche	Tehuelche
•	étoile	sxalela	tsokalela
	arbre	apa	opuk
	os	ohatsk	ohit

Il donne enfin la liste comparée de quelques mots dans les langues de la Patagonie; nous la reproduisons.

	dialectes	auteurs	homme	femme	soleil	lune	
1	patagonien	Pigafetta			calexchem		
2		Ms. Br. Mus. I	nuken	ache	kora	amania	
3		dto. II	nuken	zunum	kokaua	amania	
4		v. Martius	nuken	zunum	shuim	amania	
5		d'Orbigny	nuca	nacuna	chuina	chuina	
6	tsoneka	Hale	kina	iamo-kanika	apiuyk		
7	choonke ou tehuelche	Musters	ahonican	karken	gengenko	showan	
8	tehuelhet	Lista			kenguenkin	sheguenon	
9	puelche	Hale	kine	iamo-kanok	tçiaxatoka	apiyok	
10		d'Orbigny	chia	iam-kat	apiucuc	pioo	
11	hongote	Ms. Br. Mus. I		becok	kekar		
12		dto. II					
13	Tekennika (orYahgan)	Brydges	won	kepa	lum	hannuka	
14	Alikuluf		ackinish	ackhanash	lum	cuunequa	
	dialectes	auteurs	feu	eau	tête	œil	oreille
1	patagonien	Pigafetta	gialeme	holi	her	oter	sané
2		Ms. Br. Mus. I		jarra	guil	gosel	jené
3		dto. II	hamonaka	karra	guial	gotel	shené
4		v. Martius	hamonaka	karra	guil	gottel	shené
5		d'Orbigny	maja	ara	dil	guter	• jené
6	tsoneka	Hale	hauakok	iagup	iagoha	iatelk	
7	chaankion tehuelche	Musters	yaik	léy	kittar	ötl	
8	tehuelhet	Lista	yeike	lehe	ia'œ	otel	shaa
9	puelche	Hale	auixok	iagop	iaca	iateteke	iatsosk
10		d'Orbigny	aquacake	iagup	seyocup	iatitco	iaxyeyke
11	hongote	Ms. Br. Mus. I				can	coana
12		dto. II	kauikok	kukhin		kavak	kakuk
13	Tekennika (orYahgan)	Brydges	pushaky	shamea	lukabe	della	ufkhea
14	alikuluf		tetal	chanash	of'chocka	telkh	teldil

VII°

Dans son ouvrage: *The american race*, Daniel Brinton donne un vocabulaire de quelques mots Tehuelche, l'un tiré de Martius complété par les listes de d'Orbigny, l'autre tiré de Musters complété par Ramon Lista, en constatant qu'il existe des différences entre eux.

Ces différences sont intéressantes à constater, il devra en être tenu compte lors des comparaisons avec d'autres idiomes.

homme	nuken	chonik
femme	nakuna	karken
soleil	chuina	gengenko
lune	chuina	showan
feu	maja	yaik
eau	karra	ley
tête	guil (dil)	kittar
œil	gottel	g-ötl
oreille	shene	shoa
bouche		shahan
nez	oo	tchal, or
langue	del	tal
dent	curr	oër, orre
main	ore, fan	tsicc'r
pied	keal	shankence, alj
domicile	cocha	kou

Mots de nombre.

1	cheuquen	chuche
2	xeukay	houke
3	keash	kaash, aäs
4	kekaguy	carge, kague
5	keytzum	ktsin

VIII°

Liste des mots Tehuelches extraits de l'ouvrage: »Unter den Patagoniern von der Magalhaesstrasse bis zum Rio Negro«, par Georges Chaworsh Musters, traduit en allemand par J. Martin.

L'auteur désigne la langue Tehuelche sous les noms de langue Tesoneka ou Ahonicanka (homme).

Particules.		il	ti
moi	ya	celui-ci	win
toi	ma	qui	hem
		ici	nanik

là bas	mawoori, mawook,
	mon
où	kinik
quand	kenoesh
quoi	ket
combien	kin, kein, kerum
en haut	esk
sous	peuk, wumka
sogleich	marso
demain	nush
hier	nush
après demain	eounnush
vite	gemmo
oui	ahon
non	kompsh

Adjectifs.

jaloux	yuaien
fou	chops
rapide	sourno
bon	kety
mauvais	terosh
méchant	hammersh
chaud	yporks
froid	kekoosh
grand	chaisch
petit	talenque
léger	höppen
lourd	pogelsh
égal	hourks
loin	éouns
près	ekel
semblable	wáks
fatigué	wotysk
affamé	pashlik
difficile	wickemi
dur	choruk
mou	kattn
prêt	kásh

Substantifs.

homme (indien)	ahonican
homme (chrétien)	héchish
gens	tchonik
femme mariée	ttarken

père	yank
mère	yanna
femme	ysher
fil	ykallum
frère	yten
sœur	ystshem
enfant	eoquetra
ami	gennon
tête	kittar
yeux	ötl
nez	tchal
langue	tal
lèvres	chum
dents	oëc
mains	tsicér
jambe	noa
pieds	shankence
tente	kou
pieux de tente	hö
peaux pour la couvrir	wummun
courroies	cowan
manteau	kai
lien de tête pour les cheveux	kotchi
bottes	tsucce
vêtements	kakewit
chapeau	kor
tendons	katj
lazzo	laso
couteau	paiken
fusil	gilwum
revolver	gilwinikush
poudre	tchampum
capsule	kan
lance	waïke
pot (pour cuire)	askem
bouteille	oëtre
tonneau, vaisseau	barr
aiguille, poinçon	hüllen
bourse	hüll
pipe	anivee, conganou
tabac	golk
selle	tusk
bride	hün
mors	kankion
étriers	keshon
éperons	wateren

sangle ventrière	genig
courroie qu'on met	kaligi
aux jambes des	
chevaux comme	
entraves	
fouet	wakenem
ceinture	wati
soleil, jour	gengenko
lune, nuit	chowan
étoiles	aasksen
année	tsor
feu	yaik
eau	léy
neige	gél
vent	hoschen
pluie	téwa
fumée	peaoa
nuages	pawall
nuit	queyomen
bois	kaki
colline	yorri
lieu	haik
pays	yerroen
fleuve	koono
rue	nooma
route	
poncho	lecho
chair	yipper
pierres	katch
recher	air
gazon	kor, oet
bouillon, thé	aas leish
cheval	ewoe
bœuf	choi
brebis	campan
grand cerf	shoen
guanaco	rou
autruche	mikkeoush
puma	gol
renard	poltu
putois	wickster
tatou	ano
lièvre	paaki
volaille	peyou
faon	kooroo
fourrure	wusumum
or	winki

œufs	oom
os	kotsh
moëlle	tcham
graisse	am
capitaine	gounok
poisson	o'in
mariage	coyenk
pomme de terre sau-	
vages	appely
sommeil	shensk
lime	kikeriki
assemblée du conseil	aix
mauvais	hammersk
navire	youlel
gomme, résine	moki
cartes	bersen

Couleurs.

noir	chorlo
blanc	gohwin
jaune	waiken
vert	arkum
rouge	kaopen
bleu	kaliken
brun	soorsh
bigarré	liogel

Verbes.

s'asseoir	pespesh
prendre	korigi
être fatigué	ywotisk
je vais	yschengs
il va	wansk
il a	hell
prête-moi	mon
écris	aákren
achète	amili
échange	quewarier
je suis fatigué	wastyskiya
j'ai faim	pashlikya
j'ai envie de dormir	yshensk
tuer	ymuck
combattre	ywowsk
chancer	yworish
je fais volontiers	yshorske ya
aller à cheval	amcotts, oin
courir à la course	kattern

envoyer ou messenger	wickeni coëto	3	aïs
babiller	ayensh	4	curge
je comprends	ya omkes	5	ktsin
je ne comprends pas	yotonkes	6	winikush
venez	heroschangs	7	auk
aller à la chasse	aoukern	8	winikarge
parler	kinscott	9	humana koutsen
faire quelque chose	micheten	10	kake
faites	maki	11	chuche kor
travailler	trsk	12	houke kor
allumer	kaime	13	aïs kor
remplir	meshawr	20	wommenikaki kor
manger	shehattu	30	aïsenikaki
murset	wéen	40	curgekaki
friser	charsk	50	ktsinkaki
jouer	nayensk	100	patack
		1000	huarenca
Mots de nombre.			
1	chuche		
2	houke		

IX.

Esquisse d'une grammaire Tehuelche ou Tsoneka d'après Friedrich Müller: *Grundriss der Sprachwissenschaft*.

Il n'y a pas de différence entre le singulier et le pluriel.

Parmi les cas il n'y a d'indices que pour le génitif qui est précédé de *dai* ou suivi de *ka*:

dai ya-nko, de mon père; *kaul ka yepr*, viande de cheval.

L'accusatif se marque par la position, il précède le verbe; au contraire, le nominatif le suit

χemer m-gaxsh-mo? qui frappes-tu?

d-paiken d-toshko m-she, son couteau prête ton époux.

Les cas locatifs s'expriment par la suffixation de particules de lieu (*ash*, dans; *aur*, sur; *χeu*, sans)

m-χau-ash yi-paiken, dans ta tente (est) mon couteau.

tem-aur kaid, sur le sol jette (cela).

L'adjectif peut suivre ou précéder le substantif qu'il qualifie

yini watenk vaisseau naufragé.

wakenk kénikenkon, pleine lune.

mago kenikenkon, nouvelle lune.

Il n'y a pas de verbe être. L'adjectif-attribut devient un verbe. Dans ce cas on y joint *uk*.

• *share-uk*, plein; *share-mo?* Est-ce plein? *share-sko*, c'est plein.

Le pronom, à la différence d'un substantif possède un singulier, un pluriel et un duel.

	Singulier	Duel	Pluriel
1 ^o p.	ya	uk-wa	ush-wa
2 ^o p.	ma	mek-ma	mesh-ma
3 ^o p.	da, hem	dek-da	desh-da

Pronom possessif. Il est préfixé au substantif.

	Singulier	Duel	Pluriel
1 ^o p.	ya, yi	uk	ush
2 ^o p.	ma, m	mek	mesh
3 ^o p.	da, d	dek	desh

Exemple.

	Singulier	Duel	Pluriel
1 ^o p.	yi-paiken	uk-paiken	ush-paiken
2 ^o p.	m-paiken	mek-paiken	mesh-paiken
3 ^o p.	d-paiken	dek-paiken	desh-paiken

Pronom possessifs.

1 ^o p.	ya-u-en	ukwa-u-en	ushwa-u-en
2 ^o p.	ma-u-en	mekma-u-en	meshma-u-en
3 ^o p.	da-u-en	dekda-u-en	deshda-u-en

Le pronom possessif peut aussi devenir interrogatif en suffixant *mo*.

ma-mo? est-ce que à toi? ya-shk c'est à moi; ma-shk c'est à toi.

Le verbe se forme enjoignant les préfixes possessifs à la racine.

Tout substantif, ou autre mot, en ajoutant *shko*, peut devenir un verbe positif et en ajoutant *mo* un verbe interrogatif.

yaik-shko, c'est du feu; pesho-shko, c'est de l'argent; gete-shko, c'est bon; are-shko, c'est sec.

yaik-mo? est-ce du feu? pesho-mo? est-ce de l'argent? gete-mo? est-ce bon? are-mo? est-ce sec?

Paradigme de la Conjugaison.

	Singulier	Duel	Pluriel
1 ^o p.	yi-pāli-shko (j'ai faim)	uk-pāli-shko	ush-pāli-shko
2 ^o p.	m-pāli-shko	mek-pāli-shko	mesh-pāli-shko
3 ^o p.	d-pāli-shko	dek-pāli-shko	desh-pāli-shko

Interrogatif.

1 ^o p.	yi-pāli-mo	uk-pāli-mo	ush-pāli-mo
2 ^o p.	m-pāli-mo	mek-pāli-mo	mesh-pāli-mo
3 ^o p.	d-pāli-mo	dek-pāli-mo	desh-pāli-mo

Verbe: tgeshko = voir.

1 ^o p.	yi-tgeshko	uk-tgeshko	ush-tgeshko
2 ^o p.	me-tgeshko	mek-tgeshko	mesh-tgeshko
3 ^o p.	de-tgeshko	dek-tgeshko	desh-tgeshko

Le verbe négatif se forme en préposant *gomesshkin gomshkin* et alors tombe le suffixe *shko*.

Le pronom complément est suffixé au verbe et même le pronom complément

yi-tyoshko, j'entends; yi-m-tyoshko, je t'entends; gomshkin yi-m-yoi, je ne t'entends pas.

yi-ké-tseshko, je lave mon visage; yi-ké-tshenshko, je peins mon visage.

gshaiud, prends; gshai-yi-kaul-ud, prends mon cheval.

Mots de nombre.

1 tshotshe	10 kâken, genoχksen
2 wame	11 tsotshe kaur (un de plus)
3 kâash	12 wame-kaur
4 kâge	20 wamo-no-kâken wame genoχksen
5 ktsenon { Molutshe:	21 wamo-no-kâken tshotshe-kaur
{ Ketshu	40 kago-no-kâken
6 wine-kash (2 × 3)	100 patak { Molutshe:
7 kaok	{ Petaka
8 wine-kâge (2 × 4)	1000 warank { Molutshe:
9 xameχksen	{ waranka

X.

Phrases et locutions en Tehuelche.

(Extrait de l'ouvrage ci-dessus de Ramon Lista: Los Indios Tehuelches.)

aulo mon	ya estas ahí?
aur kogen	aten pluma
arshi mate koshk	quiero mucho mate
azer ni huatek	se me cayó la aguja
côtê neshk	tengo sueño
cheche-me-ma; cheché-m-má	tienes una
eu nash lekesk	passado mañana correse
emeshk ya kal'm	si, es mi hijo
emesh coosh	te quiero
gene omshkesh ahoniken	màs tarde sobré tehuelche
herro chano	venid pues; vamos pued
herro kotén	vamos à dormir
hare k'shorre jash	el viento es muy fuerto
hueneshk ni she	esta es mi mujer
jénere a mot	quien viene?
jenere e mot	quien llevo?
jama tenshk	voy à ensillar
jo'uchespk	tengo tristeza ò pena
jauke k'ochon	dos congueros

jelenue paima
 komeske nijats
 keilhemot
 kene-m'lame
 ketesh k'cahuel ma
 kenemo paijen ma
 kenemo paijen ya
 kosmeshuicotés
 kenguejshk yeike
 kenguejshk lehe
 kölken gagüe
 kelmeksh gagüey
 komeshk ni omk'n
 keu maurek ye
 kénemey ashen
 kapeshk gueniguén
 kekel tershk tenon
 kólsh m' tu jelenne
 kene kerven amot
 kenkaik'n hamelma
 lu kapenshk
 ní carrhe jamsh
 mat güenen pay
 maitene mak
 ma eyot choche fosforo
 nash-eshúaenk
 nash-ékeen
 okarejats
 potarhesk
 patshango
 quéteksh erjoshs
 saihueshk'nos kau
 sorno oyén
 shui unk keüguenkin
 shégüenon mā huan
 tash' me
 teu'sinashpek
 tarjienkleesh
 ucnemen kunkalm
 uaingsh teush
 uaingsh teush
 ushjatiéspshk
 yashk ai téyor
 yam'ishk cigarro choche
 ya achrt lesk
 yoninen yergüe
 yjatiespshk

casate con un perro
 no quiero comer
 dame agua
 como se llama?
 tu caballo es muy lindo
 donde esta tu cuchillo?
 donde esta mi cuchillo?
 no quiero dormir
 vislumbre del fuego
 vislumbre del agua
 arrea los caballos
 llevar caballo de tiro
 no sé lo que es
 dejelo allá
 cual es la mia?
 esta apretado la cincha?
 la noche es muy larga
 está aullando un perro
 de dónde viene?
 cuantos hijos tiene Usted?
 trae agua
 esta por morir
 porque no estas callado?
 hazlo de nuevo
 tu me das un fosforo
 mañana me voy
 ayer llegaron
 quieres comer?
 esta helado?
 esta fresco
 de qué te ries?
 hace calor en el toldo
 ensille ligero
 dia de calma
 luna nueva
 es mio
 está lloviendo
 tomar mate amargo
 este es tu hijo?
 comò està
 comò està esta noche
 estamos comiendo
 danme fuego
 yo te doy un cigarro
 yo tomo mate
 no te asustes
 estoy comiendo

yhateshk
yaten ekéleshk
zeusk'telgo

se enojó
se esta por enojar
muchos mosquitos

2°

Extrait de l'ouvrage de M. Musters désigné ci-dessus.

je vous remercie
pretez moi la pipe
prenez mon cheval
venez avec nuoi, mon ami
venez-vous à la chasse, dites-le
moi?

les gens sont à se battre
combien sont tombés?
où allez-vous?
cuisez un peu de viande,
j'ai faim
je comprends la langue in-
dienne

votre femme me plait
que disiez vous?
il pleut beaucoup aujourd'hui
nous verrons beaucoup d'hom-
mes

venez-vite ici
qu'achetez-vous?

mouremi maki
mon aniwee — aniweemoyout
korigi ya
heroscheng gennow
herosavukemshaw kinscott ya

ywewishk chonik
kinkeinkerum yumk
kinek nis chengs
herosh yipper wummi, pash-
lik ya
omkes ahoni canka

mu yshorsks ysher
keterum karn
chaiske nush que tewa
woshkaeye kaïsk yerraen

gommo heout witka
ket mamli

XI°

Comparaison entre le Tehuelche et une autre langue de la Patagonie, le Pehuelche.

(Extrait de l'ouvrage de Domenico Mélanesi intitulé: «la Patagonia, lingua, industria, costume e religione dei Patagoni». Buenos Ayres 1898, page 22.)

	Tehuelche	Pehuelche
acqua	le	iogup
albero	kara	nayca
animo	kok	kanuca
anitra	chidh	cayucou
ave	che	cayawa
cacico	kiyan	chuléla
campo	auken	olhac
cane	wascum	olarsu
capo	chete	yogugu
carne	yepur	pichua

	Tehuelche	Pehuelche
cespuglio	kak	elk
cielo	koch	ausva
collina	cherk	tulech
corpo	akun	alhil
donna	karken	ijamcank
faccia	ke	yapulk
fanciullo	abbo	agalhe
figlio	kalan	agratj
fiore	clackal	augakak
fuoco	yayk	pio
gamba	yarú	cayukun
guanaco	nau	pechua
lago	koy	kan
legna	kak	apuc
leone	gol	xayna
lingua	chal	gahun
luna	krewenun	thrumana
mano	chen	yekal
montagna	gheút	atutk
nube	paun	saghue
nonno	iskovren	boya
osso	kohn	uguelj
pascolo	kor	yelu
pecora	campu	ovisa
pesce	cooyll	chel
pianura	lakarka	chaiach
piedo	kou	yatzk
rana	con	asenk
rio	woijica	yuneron
sangue	sau	kunao
sole	kerkik	apiu kuk
stelle	terka	tjaralelu
struzzo	oyo	goy
terra	tem	athek
tigre	kaloun	keloun
tuono	karue	acathruk
uomo	allum	pathroy
vacio	chay	threye
vecchio	karoun	latk
volj e	putu	yesclanj
zia	epen	anomanjunken
zio	konun	anamunkia

Mots de nombre.

	Tehuelche		Pehuelche
	Lista	Milanesi	
1	choche	chuehi	chie
2	jauk	kanke	pech
3	kash	kas	ghed
4	kaghue	kaghur	mal
5	k'zten	kutjen	tuuc
6	huenakash	wanekas	thruman
7	k'ooke	kok	caspach
8	huene kague	pas	pusa
9	jamaktjen	kamel qutjum	chiba
10	ukaken	kaken	tjamaski
11	choche kaur	chuchi-cor	chuchi-chye
12	huame kaur	wami-cor	tjanaki-guda
13	kash kaur	kas-kor	pech-tjamaski
20	huamenno koken	wamuka-koken	pech-tjamaski-chie
100	patanca	pataca	pataca
1000	huananca	waranca	waranca

Comparaison entre le Tehuelche et l'Ona, ressemblances et dissemblances téléologiques des deux langues.

Il ne peut être question de comparaison grammaticale, puisque la grammaire de l'Ona n'est pas connue et que celle du Tehuelche ne l'est que très imparfaitement.

En ce qui concerne les affinités linguistiques l'auteur anonyme du lexique de l'Ona s'exprime ainsi: —

»origen de los Onas — Que los Fueginos — Onas sean descendientes de los Tehuelches, hombres del Sur de la Patagonia, habitantes limítrofes del Estrecho, hay mucha probabilidad pues tanto los unos como los otros son de alta estatura y por lo regular de cuerpo bien formado, y en el idioma como en los usos y costumbres tienen también bastante analogía.«

D'autre part Daniel Brinton s'exprime ainsi dans son *American race*, page 329.

»The tongue of the Onas, who are known as the Yakannacanni is apparently connected with the Tsoneka or Patagonian which people they also resemble in stature and physical traits.«

On peut consulter dans le même sens Dr. Hyades, dans *Revue d'Ethnographie*, tome VI, nr. VI, et le chapitre: l'Ethnologie des Fuégiens dans E. Martial.

Enfin Ramon Lista dans son ouvrage: »los Tehuelches de la Patagonia« s'exprime ainsi page V:

»Todos los Tehuelches antiguos Patagones hablan el tzoneka, y tambien los Onas de la Tierra del Fuego que desde tiempo inmemorial han formado un pueblo insular sin contacto alguno con sus hermanos del continente, razon porque poseen un dialecto anticuado con ingertos del Yahagan, Alukuluf y Guaicuro lenguaje, ese ultimo de los antiguos habitantes de la peninsula de Brunswick y tierra del rey Guillermo.«

Enfin les auteurs de la Mission scientifique au cap Horn identifient les Onas avec les Yakanacunny, et pensent qu'ils parlent un dialecte très apparenté au patagonien.

Les peuples fuégiens comprennent trois races: celles des Onas, des Alikulufs et des Yahgans. Ces langues n'ont aucun rapport entre elles, aussi qu'on peut s'en convaincre par l'extrait suivant du dictionnaire de l'Ona publié par le Missionnaire Salésien qui nous a servi comme base du présent chapitre.

	ona	gahgem	olikuluf
homme	chón	oua	yppa
femme	naa	kipa	ypuchelis
tête	ahaleta	lamana	orkuar
bouche	karken	ya	oftakal
dent	ohor	toun	scerikte
main	chen	yach	peher
soleil	kré	leum	arelok
dormir	mysten	aka	cheeksta
lèvre	chai	yatateka	affiry
jambe	toku	chikam	kal

Au coutume, entre les Onas et les Tehuelches il existe une certaine affinité relevée d'abord ethnologiquement puis linguistiquement.

Cependant cette dernière affinité est loin d'être parfaite. Elle se manifeste, comme nous allons le voir, dans les mots de nombre et surtout dans cause des différentes parties du corps. Ce sont des noms auxquels le sauvage attache une grande importance, des noms essentiellement subjectifs.

Dans les autres il existe une grande différence qui paraît au premier abord irréductible mais il ne faut pas oublier qu'il existe de grandes variations dans la manière d'écrire les mots tehuelches et aussi de nombreux doublets dialectiques. Il en

est de même sans doute chez les Onas, le mot: *bois*, par exemple, s'exprime chez eux à la fois par *ruinche* et *erisku*, chaleur par *pot-ken* et *kmon*.

Les Onas habitent la terre de Feu depuis la côte nord au dessus du détroit de Magellan, jusqu'au cap Saint Paul, l'est au dessus de l'Atlantique et jusqu'à la pointe de la baie Inutil, l'est et tout le centre, au nombre d'un millier environ. Il y a une inimitié profonde entre eux et les autres Fuégiens, à savoir: les Yahgans et le Alikulofs.

Ils comprennent les Aoniks ou Onas proprement dits sur les deux bords du détroit de Magellan, et les Huemals près des baies de Skyrings et d'Otway, et les Peeschers au centre du Détroit.

Mots où il existe une ressemblance entre le Tehuelche et l'Ona.

Mots de nombre.

	Tehuelche	Ona
1	chocho, choche, chuche, cheuquen	sos
2	jauk, jauke, houke, seeukay	soki
3	kash, kaash, kaas, aäs	sauke
4	kaguce, kekaguy	koni-soki
5	tzen, ktzen, keytzin	kismerei

Mots des parties du corps.

pied	quel	halye
menton, barbe	shekem	chey
os	ohue	ko
épaule	caha	koien
joue	copanka	houken
main	cheme	chen
poitrine	chuch	schior
entendre	choi	your
langue	diil	choil
nez	ho, or	ol, olj, oul
dos	hoi	koyen
oreille	jene	scen
sourd	jenser	yoysen
sang	jero	juar, wuar
dent	jhor	oor
bras	jique	siquill
coude	tequis	tistr
yeux	otal	oltr

Autres mots d'objets usuels.

voler	ochun	woeku
flèche	aje	ya, yau
fleur	oqueche	kospe
jument	jooken	cheyomen
oiseau	chi	chache
vol	chichan	hochu
clausier	chichahue	kojehen
laine	chis	jos
emporter	cooquen	vehan
vent	cachen	xeurr, croyen
blanc	yelique	csol
soir	golisco	koyesken
lie	huacon	chekou
baleine	hualana	chochin
fil	ikaelem	yoklal, lal
terre	iruan	harw
rivière	jona	jorr
nuit	manca	janken
femme	nacuna	na
pluie	schum	chalun
sable	tihi	tol
mère	yana	mam
s'asseoir	pe	pen
oiseau	chahue	chachen
noir	polnek	pur
chanter	galuen	yenor

Voilà donc une cinquantaine de mots chez lesquels il existe une ressemblance frappante entre les deux langues. Un fait remarquable c'est qu'ils se composent de ceux exprimant les parties du corps.

Voici, au contraire, des mots où la divergence semble complète.

voir	atep	kaiken
enfant	cachem	telken
mort	camie	lech
parler	canicha	yosen
beaucoup	chans	poker
serpent	chamma	kelpen
lune	chuina	kree
chair	chu	yepr
dormir	cohote	mysten

boire	comahi	cheten
cheveux	gutz	ohal
cou	hamar	chellr
eau	hara	chown
courir	huit	hoscen
bois	hul	vuinche
cœur	ichich	tol
faim	ichoyaque	kairay

--- -- -- --

1

The Chorotes Indians in the Bolivian Chaco.

By Count Eric von Rosen, Stockholm.

During the Swedish expedition to South America, 1901 till 1902, under the leadership of Baron Erland Nordenskiöld, I came into contact with some of the Indian tribes who, free and independent, roam about in the forests and deserts of El Gran Chaco, and who are still in possession of the larger portion of this vast region. It is true that both the Bolivian and Argentine Governments attempt, step by step, by founding new settlements and colonies, to add more territory to civilization, but the difficulties which meet new settlers are frequently so great that they are obliged to desert their new homes and return to more hospitable parts. Furthermore, many have succumbed under waterfamine, fevers, and attacks from the numerous Indian tribes of the Chaco.

From these tribes, who still constitute the real population of the Chaco, I had an opportunity of making collections from the Chorotes, the Chiriguano, the Tobas, and the Tapietes. From the Mataco Indians Baron Nordenskiöld had made a valuable collection before I joined the expedition. I will now try to give a short description of the first of the aforesaid tribes, namely the Chorotes Indians, who are practically unaffected by any civilization, and are therefore very suitable as a type of a nomad Chaco people.

In the literature concerning the Chaco, there is not much information to be found in regard to the Chorotes. The French traveller, M. Thouar, has, in his work »Explorations dans l'Amérique du Sud«, given some stray informations in regard to this

Indian tribe, whom he found on the upper course of the Pilcomayo, but as yet no complete description of the Chorotes has been published, and besides the collection which I succeeded in making, and which is now incorporated into the Swedish Ethnographic Riksmuseum, there are but a few stray objects from this tribe in European museums. Several expeditions have, however, come into contact with these tribes of Indians, and Crevaux was murdered in 1880 by the Chorotes and the Tobas, who made a common attack on him; and Ibarreta became the victim of the Indians in 1900, when he attempted to explore the course of the Pilcomayo River. It has not yet been ascertained, for certain, which tribe committed the latter deed, but it is probable that it was the Toba or the Tapietes tribes. An old Mataco Chief, whom I asked if he knew anything about the fate of Ibarreta, said that Ibarreta, when he reached the point where the Pilcomayo spreads out in great swamps, was taken sick and was for some time cared for by the Tapietes Indians, but that they, when he finally began to be too much trouble for them, murdered him while he was asleep.

The Chorotes are a rather tall people. By measurements I have found the average height of the men to be 170 cm., and that of the women about 152 cm. Of course I have not been able to make a sufficient number of measurements, and therefore these figures must be regarded as only approximate. The shape of the cranium is dolichocephal, and Professor Retzius, who kindly undertook the description of the skeletons and skulls which were collected by the expedition, says that none of the Chorotes craniums show signs of deformation. Both men and women are strongly built, although the chest seems to be sunken and the abdomen rather large (Pl. I, Pl. II, Fig. 1). Older individuals are frequently quite fat. The hair is coarse and jet-black, eyes dark brown and skin chocolate brown, considerably darker among older individuals than among younger.

Both sexes develop early, and girls (Pl. III, Fig. 1 & 2) are considered marriageable at about 13, the boys at about 15 years of age. Polygamy only occurs among the rich; thus the Cazikes have quite a number of wives. Parents seem to cherish great love for their children (Pl. IV, Fig. 1), who, when they are small, are carried by their mothers in a sling on the back.

As a sign that the boy has attained manhood, his ears are pierced, and cylindrical wooden pegs are inserted in the holes. Later on, these are exchanged for larger ones, and still later on for still larger, and therefore the ear-laps of older individuals are frequently distended to enormous dimensions (Pl. IV, Fig. 2). The same custom exists, according to Dr. Koch,¹⁾ among the Lengua Indians, who live on the Rio Paraguay, and who have more similarities to the Chorotes than any other Chaco tribe. This is very remarkable, since they inhabit entirely distinct territories and are separated from each other by nearly the whole Chaco with its different tribes of Indians, but it is largely accounted for by the strong tendency of the Chaco tribes to roam about, and it is probable that the Lenguas and Chorotes have formally been in close touch with each other. It is quite certain that the Chorotes have of late moved in a westerly direction, and I found this tribe much further west than their territory has hitherto been supposed to extend. Besides the aforesaid ear-pegs, tatooing is considered a sign of puberty, and individuals of both sexes are tatooed, but the ear-pegs are exclusively reserved for the men. The tatooing, which is almost entirely done on the face, is of different patterns, and is executed by means of cactus spines, or sharp bone-awls. The pigment used is soot. Both men and women are frequently painted. The usual color is red and is prepared from the seeds of *Caesalpinia melanocarpa*. For smearing on the paint, the fin-ray of a Siluroid is frequently used.

The men go almost naked (Pl. V, Fig. 1). A fringed leather belt or a woolen cloth worn round the loins is the usual dress (Pl. V, Fig. 2 & Pl. VI, Fig. 1). In colder weather, however, they wrap themselves up in large woolen mantles, frequently with interwoven stripes of different colors. The women wear a light, usually blue cloth, open along one side, and held together at the shoulder with a cactus spine. Young boys and girls always go naked. Although the Chorotes have no great fancy for clothes, which is easily explained by the fact that they live in an extremely warm and dry climate, they

¹⁾ Koch, Th. Die Lenguas-Indianer in Paraguay. Globus, LXXVIII, 1900, nrs 14 & 15. — Also: Hawtrey. The Lengua Indians of the Paraguayan Chaco. Journ. Anthr. Inst. Gr. Brit. & Ireland. XXXI. 1901. p. 280—299.

are all the more fond of ornaments of all possible kinds; and I do not believe that any Chaco tribe can compete with them in this respect. But contrary to what is the case in Europe, among the Chorotes it seems that only the men are victims of the fancy for ornaments. If an ornament is found on any member of the fair sex, it is of the simplest nature, but I must, alas, admit that this token of the simplicity of the Chorotes women has its origin in the rather egoistical disposition of the men, which prevents them from giving away any ornament which can enhance their own appearance. Among the ornaments used I may mention the frontal bands, of bird-skin or wool, under which ostrich plumes or other feathers are inserted. These plumes or feathers are frequently cut in different patterns (Pl. II, Fig. 2). It was, however, impossible for me to ascertain whether the different modes of cutting the feathers had any symbolic meaning or not. Furthermore, network-caps and hoods, frequently studded with carved pieces of shell, necklaces, all the way up to 15 meters long, consisting of strung discs of mollusk shell, necklaces with spangles of mother-of-pearl taken from river mussels, bracelets and anklets of leather or down, and finger rings made of lizard skin. These rings are made in an original manner. A slice about 2 mm. thick is cut out of the lizard's tail at the point where it is of the same thickness as the finger which is to bear the ring. After the flesh has been poked out of the slice, the ring is ready.

As regard cleanliness, the Chorotes are nowhere near as filthy as their neighbors the Matacos (Pl. VI, Fig. 2), but the frequent scarcity of water in the Chaco causes the cleanliness of the Chorotes to be in direct proportion to the existing water supply. They devote special care to the hair, but have evidently much difficulty in keeping it free from vermin, notwithstanding that they diligently comb it with toothed fish-jaws (Pl. XI, Fig. 1), which have to act as a substitute for fine-combs. Combs of wood (Pl. XIII, Fig. 1) and bamboo-splints also occur. The beardgrowth is very slight, and all hairs on the lips, chin, and other parts of the body are carefully pulled out. The women wear the hair hanging loose. This is also generally the case with the men, who, however, frequently use to bring the hair together in the back of the neck, and wind it tight,

to a length of about 20 cm., so that it forms a kind of pigtail. It is also a very common custom to insert a lock of a conquered enemy's hair, wound into a pigtail (Pl. XIII, Fig. 2), under the frontal band.

The Chorotes live together in villages, and every village has its chieftain, but this chieftain is subordinate to a tribe-chieftain in common for all the villages. Chieftainship is hereditary, and the chieftains seem to be highly esteemed and to be vested with extensive authority. Thus, for instance, it is only necessary to get the consent of the chieftain in order to have the members of the tribe execute any work desired. As the Chorotes are a nomad-tribe, their huts are of very simple nature. A few tree-branches about 3 meters long are stuck in the earth, with the thick end downward, so that they enclose a circle of about 2 meters' diameter. The tops of the branches are then tied together, so that a bee-hive shaped frame is made (Pl. VII, Fig. 2), and when this framework is covered with palm-leaves and grass, the hut is finished (Pl. V, Fig. 1). The opening of the hut is made so large that a person can pass through it in a crouching position. The huts are frequently built so near each other that they can be united by means of a very short, covered passage, and several huts are sometimes thus connected. The Chiriguano, who are residentary, have much finer huts, both as regards size and construction, and for the sake of comparison I will show a few pictures of them (Pl. VIII, Fig. 1 & 2).

In the Chorotes huts we do not find many household utensils, a few bowls of gourd-rinds (Pl. XIII, Fig. 8), mortars of palm-wood with pestles of the bone-hard wood of *Bulnesia Sarmienti*, mussel-shells used as spoons, and a few roughly made vessels of burnt clay, are all that we find. The clay vessels lack ornaments and cannot be compared with the fine pottery of the Chiriguano. For transporting the household utensils in moving, which is one of the duties of the women, large, network bags are used, which are made of fibres from the Chaguar plant (*Bromelia Serra*), which is very common in the Chaco. Small bags of the same material are generally carried by the men, who keep in them diverse small articles, such as tobacco-pipes and utensils for producing fire by friction. The fire-utensils of the Chorotes consist of two sticks (Pl. XIII, Fig. 3

and 4), of different length, taken from a certain species of liana, of the *Asclepiadaceæ*. When fire is wanted, the smaller stick (Fig. 4), which is generally only about 5 cm. long, is inserted in the end of an arrow-shaft, after which the other stick (Fig. 3), generally about three times as long, in which there are several small concavities (and as is usual in South America, always with a notch at one side), is pressed firmly against the ground with the left foot. The first-mentioned stick is now placed upright in one of the small concavities, after which the arrow-shaft is dexterously twirled between the hands (Pl. IX, Fig. 1). The fine dust formed and caused to glow by the friction of the two sticks is collected in the lateral notch and serves as tinder. Dry grass is laid on the glowing tinder-dust and is blown into a flame. In this way the Chorotes make fire in about 30 seconds.

The Chorotes live by hunting and fishing and by collecting esculent roots and fruits found in the woods. The fruit of the aforesaid Chaguar plant (*Bromelia Serra*) is an especially important article of food with these Indians. I do not believe that the Chorotes can brew any intoxicating drink, but their neighbors, the Chiriguanos are experts in making the alcoholic drink, *chicha* (Pl. IX, Fig. 2). The only article of gratification used by the Chorotes is doubtless tobacco, which is smoked in straight reeds or cylindrical, wooden, tubes, resembling cigar-holders (Pl. XIII, Fig. 5). Fish can only be caught in the larger water-courses, as for instance Rio Pilcomayo (Pl. X, Fig. 1), since in the Chaco all small water-courses dry up in the dry season. The fishing-tackle used is generally nets made of chaguar yarn. Fishing is also done with hook and line, although more seldom. Since the Chorotes do not use either boats or canoes, they are obliged either to wade or swim when they set their nets, and in so doing they expose themselves to being badly torn or mutilated by a fish with sharp teeth which infests the larger rivers of the Chaco. This fish (a *Serrosalmo*, called by the settlers »palometre«), frequently bites round pieces of flesh from the bodies of the Indians, and many Indians carried large scars after such bites (Pl. IV, Fig. 2). On the other hand, the species of alligator, *Caiman sclerops* (Pl. X, Fig. 2), which is most frequent in the Chaco, seldom attacks human beings.

In the hunt, the bow and arrow are used exclusively (Pl. XI). The bow, which has a length of about 17 decimeters, is made of a very hard kind of wood, and is furnished with a string of twisted hide. The arrows are long and frequently lack feather guides. If there are any, they are only two, short and wide, and each consisting of half a feather placed on edge. The heads are of wood or iron; in the former case they are made of some very hard kind of wood, and frequently provided with barbs. In hunting smaller mammals and birds, arrows are used with blunt, club-shaped heads of wood, which prevent injuring the skin of the game, and besides, such arrows will not stick in the trunks or branches of trees and thus be lost. Poisoned arrows are not used.

The bow and arrow are the most important weapons, and in order to protect themselves from arrows, the Chorotes, when on the war-path, wear a kind of shirt of mail made of Chaguar-fibre. These shirts are quite heavy, and are very closely woven, or braided, and prevent arrows from entering the body. Similar shirts, although of much thinner quality, are in use among several Chaco tribes, but are worn exclusively as a protection against the cold. It is quite common among all Chaco tribes to shoot fire into the villages of the enemy by means of burning arrows. Near a sugar plantation which we passed, two Indian tribes had become enemies and shot at each others villages all night with burning arrows. Our expedition arrived at the plantation the next day, and thus we missed a very fine spectacle. In hand to hand combats, the Chorotes use short clubs (Fig. 1) of a heavy kind of wood, which they know how to handle with great skill. The Chorotes can, however, hardly be called brave, since they try to avoid fighting enemies of equal strength. If, however, they are so numerous that there is no doubt of victory, their warrior spirit is aroused, but they always try first to lull the enemy into security, so as to surprise him and win an easy victory. Thus the Chorotes and Toba tribes had in the most friendly and peaceful manner carried on barter with the Crevaux expedition, until, at a preconcerted sign, they took out their clubs and began the massacre, which ended in the annihilation of the expedition.

All heavy work is done by the women, while the men

pass the time with hunting and fishing or with playing. A common game consists in throwing four rectangular wooden chips on the ground. The chips are flat on one side and convex on the other (Pl. XIII, Fig. 6 & 7), and the value of the throw depends on how many chips lie with the convex side upwards. The scores are kept by sticking arrows in the ground (Pl. XII, Fig. 1). Quite a large number of men take part in the game at once. A hockeylike play (Pl. XII, Fig. 2) is also very common. The clubs, or bats, are bent palm-leaf stalks and the balls are cut out of palm-wood. The stakes are generally necklaces of discs of mollusk shell. In Chaco these necklaces are the usual legal tender, and serve as a kind of unit of value among the Chorotes.

The musical talent is not highly developed among the Chorotes. Their musical instruments, with the exception of a kind of magic drum, consist only of flutes of bone and wood. On these they can produce four or five different notes, but I was never able to distinguish any particular melody. A kind of disc-shaped whistles of wood are carried as ornament on the breast, and with them they can make very shrill, far-sounding notes.

The Chorotes believe in spirits, both good and bad, but the good spirits, who are considered to be harmless, receive very little attention, while great respect is shown to the evil spirits, since they are believed to cause sickness and other misfortunes, and in order to scare away these troublesome spirits, magic dances are arranged. The men of the tribe assemble by night around a fire in the village and dance to a monotonous song. In order to frighten the spirits, they make as much noise



Fig. 1.



Chorotes Indian.



1.



2.

1. Chorotes men and women. — 2. Chorotes Indians with ornaments.

1



2. Chorotes girl.



1. Chorotes girls.

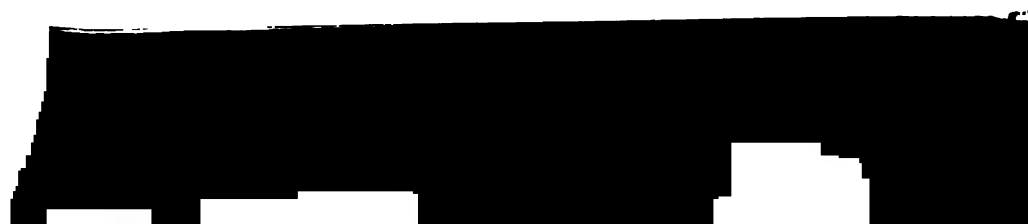




1. Chorotes mother with child.



2. Chorotes Indian with scar on upper arm from bite of a «palometre» fish.





2. Chorotes Indian with mantle about his hips.



1. Chorotes Indian in front of his hut.

1

1



2. Mataco Indian.



1. Chorotes boy and girl.

1

1

1



1.



2.

1. Chorotes woman combing her husband. — 2. Chorotes hutframes.



1. Chorotes Indian making fire by friktion.



2. Chiriguano Indians in front of their hut. In foreground a frame with pellets of chewed maize being dried for preparation of chicha.





Chorotes Indian shooting with bow and arrow.



1.



2.

1. Chorotes Indians playing a game, marking scores with arrows.
2. Chorotes boys playing a kind of hockey.

1. The first part of the document is a list of the names of the persons who have been appointed to the various offices of the city of New York.



1. Wooden comb. - ($\frac{2}{3}$). — 2. Enemy's hairlock, a trophy, used as an ornament. - ($\frac{2}{3}$).
-- 3 o. 4. Fire utensils. - ($\frac{2}{3}$). -- 5. Tobaccopipe. - ($\frac{1}{3}$). — 6 o. 7. Woden chips used
in a game. - ($\frac{2}{3}$). — 8. Calabashbowl. - ($\frac{1}{2}$).

as possible with rattles and magic drums. The rattles are made of gourd-rinds, frequently carved with ornaments, in which are placed stones, pieces of metal, and seeds. In nearly all rattles examined by me I have found these three articles, which are probably supposed to have some magic influence. The magic drums consist of an earthen pot covered with skin, and the pot is generally partly filled with water to give the desired tone to the drum.

When a member of the tribe dies, he is buried in a grave near the village, usually in a sitting posture, and it is customary to place beside him a bowl of water and a bowl of food, so that he will not lack viaticum. After the burial death-dances are performed to protect the deceased from evil spirits. All this goes to prove that the Chorotes believe in a life after this.

Their neighbors, the Chiriguano, whose customs have been described by several explorers, believe that the soul after death goes to the Kingdom of the Great Spirit, Tumpá, where he is allowed to enjoy all worldly pleasures, only in a magnified degree. But no joy lasts for ever. When the spirit has lived for some time with Tumpá, he is obliged to return to the earth and wander about in the shape of a fox. When the fox dies, the spirit is transferred to a rat, and when the rat at last also dies, the spirit takes possession of a branch of an old tree in the forest. The tree at last falls from old age, and as the branch slowly decays, the spirit simultaneously loses consciousness, and is for ever dead. It is possible that the Chorotes have a similar conception of the life to come.

The language of the Chorotes seems to differ essentially from that of the surrounding Indian tribes. I will here give a few examples.

	<i>Chorotes.</i>	<i>Matacos.</i>	<i>Tobas.</i>
<i>Sun</i>	Kileh	Ichuala	Tahigua.
<i>Fire</i>	Hoát.	Eitach	Dólle
<i>Ear</i>	Sitóte	Untjaté	Kanéktelá
<i>Nose</i>	Sitnethué	Enhnus	Kadimick

The Chiriguano and Tapietes speak Guaraní, and most of the Chaco tribes are able to speak a little of this language which in the Chaco plays the rôle of a kind of diplomatic language.

In contrast to the Matacos, the Chorotes did not appear to be any lethargic or degenerated race. The contrary indeed! I had the opportunity of observing them during their housework, on their hunts, while playing games, and they always seemed wide-awake and interested.

As to their future, it is not probable that they will form any important constituent part of the population of the country when civilization once gets a firm foothold in this part of Chaco. It is true that Indian-hunters have succeeded in bringing Chorotes Indians to the sugar plantations to cut sugar-cane or to serve the white men in some other manner, but it has then happened that this tribe, like so many other aborigines, only adopt the bad qualities of the white men, and it is almost certain that, through the effects of alcohol and contagious diseases, they gradually will become extinct.

Ueber die Verbreitung und Wanderung der Mythen bei den Naturvölkern Süd- amerikas.

Von Dr. Paul Ehrenreich, Berlin.

Ein gewaltiges Material an Mythen und Legenden nord-amerikanischer Völker ist während der letzten beiden Dezennien von amerikanischen und deutschen Forschern gesammelt und wissenschaftlich analysiert worden. Diese mühevollen Arbeiten haben uns nicht nur das Verständnis der Beziehungen der Mythen zu den religiösen Anschauungen, den Geheimbünden und Mysterien jener Stämme, sowie ihre Bedeutung für Kunstformen, Stil und Symbolik erschlossen, sondern uns auch einen Einblick in den Prozess der Mythenbildung selbst tun lassen, der von höchstem allgemeinen Interesse ist. Wir wissen jetzt, dass diese Traditionen in ihrer gegenwärtigen Form das Resultat einer langen Entwicklungsreihe sind, in der aus den einfachsten Elementen der Naturmythe nicht nur durch immanente psychische Faktoren, sondern auch in weitem Umfange durch Aufnahme fremder Bestandteile überaus komplizierte Gebilde entstanden sind, deren spezielle Ausgestaltung wiederum von den allgemeinen Kulturverhältnissen des betreffenden Stammes abhängt. Die Aufstellung ethnologisch bestimmter Sagenkreise, die Wanderungen einzelner Mythen und Mythenelemente von Volk zu Volk und die Darstellung ihrer wahrscheinlichen Verbreitungswege sind weitere Ergebnisse dieser Studien. Vor allem aber ist nunmehr auch die Brücke zwischen den Traditionen der alten und neuen Welt geschlagen worden. Wir wissen heute, dass seit alter Zeit ein Austausch von Mythen-
elementen zwischen Nordasien und Nordwestamerika statt-

gefunden hat, die vielleicht noch viel weiter herkommen und weiter reichen, als wir zurzeit mit Sicherheit sagen können.

Wenn Bogoras in seiner lehrreichen Zusammenstellung der Hauptergebnisse der Jesupexpedition (Am. Anthr. N. S. IV. p. 577 ff.) als Grenze der alt- und neuweltlichen Mythenkreise eine Linie annimmt, die von der unteren Kolyma in Nordostsibirien bis zur Gishigabai zieht, also etwa mit dem 160. Meridian zusammenfällt, so ist damit nur gesagt, dass östlich davon die Zone der spezifisch amerikanischen Ideenwelt beginnt, nicht aber, dass die Einflüsse aus dem weiteren Asien hier Halt machen. Wir begegnen solchen vielmehr nicht nur bei den Nordweststämmen Amerikas und den Kaliforniern, wie schon Boas gezeigt hat, sondern noch viel weiter südlich, und wir dürfen sie daher auch noch jenseits des Isthmus erwarten.

Zur Feststellung dieser Tatsache bedarf es zunächst der Untersuchung, ob sich auch für Südamerika bestimmte, den einzelnen ethnographischen oder geographischen Zonen entsprechende Mythenkreise nachweisen lassen, die untereinander und zu den nordamerikanischen in Beziehung stehen. Ergibt es sich dann, dass die Mythen der Nordweststämme, die als Vermittler asiatischer Einflüsse in erster Linie in Betracht kommen, die meisten und deutlichsten Berührungspunkte mit den südamerikanischen aufweisen, so ist damit wenigstens die Wahrscheinlichkeit einer altweltlichen Beeinflussung Südamerikas dargelegt. Natürlich bedürfen alle gefundenen Parallelen einer sorgfältigen Prüfung, ob sie nicht etwa unabhängig entstandene Äusserungen des allgemeinen menschlichen Elementargedankens sind.

Auf den ersten Blick erscheint die Beantwortung dieser Frage hoffnungslos, da in Südamerika unsere Quellen nur äusserst spärlich fliessen. Nur verschwindend geringe Bruchstücke echter indianischer Tradition sind aus älterer Zeit gerettet, und nur wenig ist in neuerer Zeit in letzter Stunde dazu gekommen.

Bei näherer Betrachtung zeigt es sich aber, dass die Sache keineswegs so ungünstig liegt. Der Zufall hat es gefügt, dass in dem wenigen, was wir haben, eine Anzahl wichtiger, besonders charakteristischer Vergleichspunkte enthalten ist, die uns gestatten, manche Frage zu beantworten und andere zu weiterer Untersuchung zu formulieren.

Von dem vorliegenden Mythenbestande ist ein Teil gewissen ethnologisch zusammengehörigen Stammesgruppen eigentümlich, während ein anderer bestimmten geographischen Provinzen mit verschiedenartigen, aber einander akkulturierten Stämmen entspricht. Solche Gebiete mythologischer und ethnologischer Angleichung finden sich namentlich im nördlichen Teile des Südkontinents, in Guayana, am Orinoco und Rio Negro, sowie in Zentralbrasilien und Ostbolivia.

Am schärfsten charakterisiert ist die Tradition der *Tupi-Guarani*.

Von den alten Ost- oder Küstentupi hat uns Thévet in seiner „Cosmographie universelle“, Paris 1575, eine ziemlich vollständige Kosmogonie überliefert; von den Westtupi oder Guarayo besitzen wir wichtige Fragmente durch Cardus, „Las misiones Franciscanas entre los infieles de Bolivia“, Barcelona 1886, während die Südtupi oder Guarani nur unbedeutende Einzelheiten geliefert haben. Dazu kommen noch ansehnliche Bruchstücke der Stammeslegende der Mundruku, eines der sog. „unreinen“ Tupistämme des mittleren Tapajoz nach den Aufzeichnungen des Gonçalves Tocantins, Rev. trim. 1877, IV, p. 86, und Barboza Rodriguez in seiner „Poranduba“, Ann. d. bibl. nat., XIV. 2. Rio 1890.

Die Mythe der Osttupi erzählt von einer Reihe genealogisch zusammenhängender Kulturheroen, die alle mehr oder weniger als Sonnensöhne charakterisiert sind und als übermenschliche Wesen und mächtige Zauberer den etymologisch noch unklaren Beinamen *Maire* oder grosser Karaiba führen. Der bedeutendste derselben ist *Maire Monan*, der eigentliche Kulturbringer und Lehrer der Menschen, der aber später durch seine Zaubereien ihren Unwillen erregt und gezwungen wird, sich einer Feuerprobe zu unterziehen, bei der er verbrennt und in einer Feuersäule zum Himmel fährt. Von seinen Nachfolgern ist die interessanteste Persönlichkeit *Maire puxi*, der „Hässliche“, der anfänglich im Dienste einer menschlichen Familie allerlei gute und schlimme Dinge vollbringt, um schliesslich als schönster der Menschen zu seinem Vater, der Sonne, ebenfalls in den Himmel entrückt zu werden. Er erzeugt auf magische Weise einen Sohn, dessen Mutter durch den Genuss eines Fisches empfangen hat. Dieser lehrt die Menschen Kultur-

pflanzen finden und anbauen, bis er später gleichfalls, nach vorübergehender Verwandlung in Stein, zum Himmel steigt. Er besitzt ein feuriges Federdiadem, das einen Vorwitzigen, der es unbefugt aufsetzt, verbrennt, alles Züge, die, durch die Sonnennatur solcher Wesen bedingt, in den meisten südamerikanischen Mythen wiederkehren.

Es folgt dann *Maire Ata*, „der grosse Wanderer“, auch *Sume* (bei Thevet *Sommay*) genannt, den die späteren Chronisten auch als den Hauptheros der Guarani anführen und mit dem Apostel S. Thomas identifizieren. Er zieht nach Osten an das Cabo frio, nachdem er sein Weib, das guter Hoffnung war, verstossen hat. Die Frau gibt dann zweien Söhnen das Leben, von denen einer aber dem Incest eines Menschen sein Dasein verdankt, und wird weiterhin von Jaguaren zerrissen. Ihre Kinder, von einem Jaguarweibe aufgezogen, rächen ihren Tod und suchen den Vater auf, der aber, bevor er sie anerkennt, gewisse Proben von ihnen verlangt. Sie schiessen Pfeile in den Himmel, die dort haften bleiben, müssen Symplegadenfelsen passieren und endlich zum *Anhanga*, dem Totengeist, in den Hades hinabsteigen und den Köder rauben, mit dem dieser den Fisch *Ailen* angelt. Der jüngere menschliche Halbbruder wird dabei zweimal in Stücke zerrissen, aber von seinem halbgöttlichen Genossen gerettet und geheilt. Zwischen beiden Brüdern, deren Namen *Tamenduaré* und *Arikute* übrigens nicht in diesem Zusammenhange, sondern an einer andern Stelle erwähnt werden, bricht später ein Streit aus, bei dem der eine eine Sintflut aus der Erde stampft. Sie retten sich mit ihren Familien auf Bäume und werden Stammväter der beiden Hauptgruppen der Osttupi.

Diese Form der Zwillingsage bildet das charakteristische Moment für die Tupimythe. Sie ist bei den Guarayo ebenfalls vorhanden, leider aber nicht in den Einzelheiten bekannt. Nur der Besuch bei dem Vater und die in den Himmel geschossene Pfeilkette, an der die Brüder emporklimmen, werden erwähnt. Die Symplegaden kommen in einem andern Zusammenhange vor, nämlich bei der Beschreibung der Reise der Seele in die Unterwelt, deren Eingang sie bilden. Der Vater der Brüder ist *Abaanguí*, einer der vier Hauptheroen und Schöpfer bezw. Bildner der Menschen, dem *Zagueguayu* als Partner gegenüber-

steht. Beide trennen sich, indem jener als Stammvater der Guarayo nach Westen, dieser als Ahnherr anderer Stämme nach Osten zieht. Die noch ausserdem für Weisse und Neger genannten Ahnherren sind wohl moderne Fiktionen (nach Cardus).

Bei den Mundruku hat die Zwillingsmythe eine Modifikation insofern erfahren, als hier nur von einem Sohne *Rairu* die Rede ist, über den sein Vater *Karu*, der ihm nicht wohl will, allerlei Plagen verhängt. Die Symplegadenfelsen sind dabei durch fallende Bäume, der Fischfang durch das Ergreifen eines sich eingrabenden Gürteltieres ersetzt. Andere Einzelheiten berühren sich mit der in Bolivia bei den Yurakaré bekannten Fassung dieser Sage und finden auch in Nordamerika interessante Analogien.

Im übrigen zeigt sich die Beziehung der Tupimythe zu der zentralbrasilianischen und bolivianischen in der Geburts-geschichte der Zwillinge, in dem, was von dem Schicksal der Mutter und der Rolle der Jaguare dabei gesagt wird. Auch bis in den peruanischen Kulturkreis hinein lassen sich Elemente der Tupimythe verfolgen. Von den wenigen bekannten Lokalsagen der kleineren peruanischen Stämme, die ja sonst fast alle in die Inkatradition absorbiert wurden, zeigen zwei eine auffällige Aehnlichkeit mit Episoden der Tupimythe. So vereinigt die Legende der Guamachucos von dem Himmelssohne *Guamansiri*, der, von seinem Vater *Ataguyu* gesandt, in die Dienste von Menschen tritt, Züge der *Maire Monan*-, *Maire Puxi*- und *Ata*-Sage. Der Heros schwängert ein Weib und wird zur Strafe von ihren Brüdern verbrannt, wobei seine Asche zum Himmel aufsteigt. Aus zwei Eiern, die das Weib geboren, entspringen Zwillingsbrüder, die, von einer alten Frau aufgezogen, sich an ihren Verwandten rächen. Vgl. Brühl, Kulturl. d. a. Amerik., p. 472.

An die *Maire Puxi*-Sage erinnert ferner die von Francesco de Avila mitgeteilte Mythe der Huarochiri (wahrscheinlich ein Yunkastamm), die die Abenteuer ihres Heros *Coniraya Viracocha* zum Gegenstand hat. Auch er schwängert auf magische Weise durch eine Frucht ein Weib und wird später ebenso wie *Maire Puxi* von dem Kinde als Vater rekognosziert (Markhams Uebersetzung in der Publ. der Hacluit. Soc., 1873, p. 121 ff.).

Es liegt nahe, die Westtupi als Vermittler zwischen den peruanischen und brasilianischen Sagenkreisen anzunehmen, doch ist zu beachten, dass auch am unteren Amazonas Sagen-elemente vorkommen, die sich in Peru wiederfinden, wie z. B. die später noch zu besprechende Mythe von den beiden Zwergpapageien, die sich in Weiber verwandeln, um als Gattinnen von Männern, die allein einer Katastrophe entrannen, das Land von neuem zu bevölkern.

Arowakischer Sagenkreis. Zwischen den Arowaken und ihren Nachbarn, besonders aber den Karaiben, scheint von jeher ein weitgehender Austausch wie von Kultur- so auch von Sagen-elementen stattgefunden zu haben, daher wir sehr häufig arowakischen Namen in den Mythen anderer Stämme begegnen. Der interessanteste derselben ist *Kamosi*, *Tamosi*, von *Kamu* „Sonne“, der bei den Karaiben als *Kamushini*, *Kamosi* und *Kame*, bei den Tupi als *Tamoi* in der Bedeutung „Ahnherr“, „Grossvater“, bei den Karaya als *Kabōi* wiederkehrt.

Wir sind bezüglich des rein arowakischen Materials auf die Taino- und Fragmente der Paressi- und Ipurina-Mythen angewiesen, während die Sagen der Arowaken, Guayanas und des Orinokogebiets stark karaibisch beeinflusst sind.

Ein Charakterzug der rein arowakischen Mythe ist das Hervorkommen der Menschen und aller sonstigen Wesen, Gestirne u. dgl. aus Höhlen. Auf Haiti verlassen Sonne und Mond die Höhle zuerst und verwandeln alle Menschen, die sich unvorsichtigerweise ihren Strahlen aussetzen, in Steine, Pflanzen oder auch Tiere, bis endlich eine Anpassung an diese Einwirkungen eintritt. Die Paressilegende hat die Erdhöhle gänzlich anthropomorphisiert. Sie spricht von einem steinernen Weibe *Maisö* als Urmutter, aus deren Schosse die Flüsse und steinerne Menschenwesen hervorgehen. Von diesen erzeugt das erste Paar nicht nur Sonne und Mond, Pflanzen und Tiere, sondern auch alle sonstigen Kulturgüter, selbst die europäischen Importartikel. (v. d. Steinen, Naturw. Centr.br., p. 437.)

Der erste Mensch von Fleisch und Bein, *Uazale*, ist auf magische Weise mittels eines Haars der *Maisö* entstanden und hat noch fledermausartige Gestalt, ein Moment, das ebenfalls auf die Höhle hindeutet, die zweifellos hinter der Vorstellung des steinernen Weibes sich verbirgt. Aus den Körperteilen der

verbrannten Kinder des *Uasale* entstehen die wichtigsten Kulturpflanzen, eine interessante Parallele zur peruanischen Sage, in der *Pachacamac* sie aus den zerstückelten Gliedern seines Halbbruders hervorgehen lässt.

Die Mythenfragmente der Ipurina gestatten noch keine verwertbaren Vergleiche, nur die bei allen festländischen Arowaken sich findende Sage vom Sindbrand wäre hier hervorzuheben (Ehrenreich, Beiträge z. Völkerk. Bras., p. 71).

Dem Brande folgt in Guayana wie bei den Osttupi noch eine Sintflut. Die darüber vorliegende Version der Arowaken gehört in eine Kategorie mit der entsprechenden Warraumythe (Brett, Legends and myth., p. 10. 63). Die Sage von Haiti, nach der die Söhne des *Jaya* aus Neugierde die Kalebasse mit Wasser umschütten, in der dieser die Gebeine eines von ihm getöteten Sohnes aufbewahrt, ist ihrer Form nach selbständig, berührt sich aber in der Verwertung des Neugierdemotivs mit der karibischen (Akawoio) Sage von Guayana.

Es wäre der Mühe wert, zu untersuchen, ob die von Stradelli im Bol. de la Soc. geogr. Ital., 1890, p. 659 ff., 798 ff., mitgeteilte sog. Juruparimythe der Uaupéstämme nebst den darin enthaltenen eigentümlichen Gestirnmythen ursprünglich arowakisches Eigentum ist. Die Mysterien des Sonnenheroen *Izi* werden am Uaupé, Isanna, Inirida und Atabapo von untereinander akkulturierten Stämmen der Betoya-, Kariben- und Arowak-Familie in ähnlicher Weise gefeiert. Nun finden wir im fernen Südwesten bei den Ipurina am Purus ein analoges, nur mit primitiveren Riten ausgestattetes Fest, das des *Kamutshi* oder *Kamatshi*, bei dem dieselben magischen Schalmeien wie bei den Uaupéstämmen zur Verwendung kommen, die offenbar wiederum mit den von Humboldt erwähnten Botutotrompeten des Gaschimanafestes am Atabapo identisch sind.

Es liegt die Annahme nahe, dass die der arowakischen Familie zugehörigen Tariana eine ursprünglich bei allen arowakischen Stämmen des Binnenlandes verbreitete Mythe eines Geheimbundes der Männer unter Aufnahme fremder Elemente zu dem komplizierten Gebilde der gegenwärtigen Version weiter entwickelt und unter anderen Stämmen verbreitet haben. Dieser Prozess hat sich wohl ganz in derselben Weise abgespielt, wie die Ausbildung der Mythen bei den nordwestamerikanischen

Geheimgesellschaften und Schamanenbünden, denen die Jurupari-mythe auch ihrer Form nach völlig analog ist. Wir dürfen hoffen, dass Dr. Th. Koch, der seit Jahresfrist mit dem Studium der Uaupéstämme beschäftigt ist, zur Lösung dieser ethnologisch äusserst wichtigen Frage beitragen wird.

Die *karaischen Mythen* erscheinen fast überall stark von den arowakischen beeinflusst, was wohl der von jeher bei den Karaiben üblichen friedlichen oder noch öfter gewaltsamen Aufnahme arowakischer Weiber in den Stamm zuzuschreiben ist. In Betracht kommen für unseren Zweck nur die Mythen der Karaiben Guayanas und Venezuelas, sowie die einen sehr ursprünglichen Charakter tragende Kosmogonie der Zentral-karaiben (Bakairi). Beide Gruppen haben untereinander keine Berührungspunkte, was aber vielleicht nur eine zufällige Lücke in der Ueberlieferung beweist. So vermisst man bei den Bakairi die im Norden so bedeutungsvolle Flutsage. In Guayana wird die Flut in eine eigentümliche Verbindung mit der Sage von dem Erwerb der Kulturpflanzen gebracht. Diese wachsen an den Aesten eines Weltbaums, von wo sie zunächst von Tieren geholt werden, bis ein Heros (*Sigu* der Akawoio, *Tamosi* der Karabisi) ihn fällen lässt. Aus seinem Stumpf quillt später eine Wasserflut, nachdem ein neugieriger Affe den Deckel der Oeffnung gelüftet hatte, also ein Zug, der an die Taioo-mythe vom Oeffnen der Kalebasse des Jaya erinnert. Auch die Arowaken Guyanas haben eine etwas modifizierte, man möchte sagen abgeschwächte Form der Weltbaummythe (Brett, *Legends*, p. 7; Im Thurn, a. a. O., p. 376).

Die von Humboldt mitgeteilte tamanakische Sage berichtet nichts über die Entstehung der Flut, ebensowenig etwas vom Weltbaum. Das Brüderpaar Amalivaca und Vochi rettet von Osten kommend die Menschen und bringt die Erde in ihren gegenwärtigen Zustand, worauf sich beide dahin zurückbegeben, von wo sie gekommen, d. h. in das Land der Weissen. Dieses Moment hat eine interessante Parallele in der Warraulegende von *Aboré*, der, um der froschgestaltigen *Wowte* oder *Wowtah*, deren Sklave er ist, zu entfliehen, in einem Kanoe den Ozean überschreitet und ins Land der Weissen gelangt, von wo er noch bis auf die jüngste Zeit seinem Volke alle Arten Kulturgüter sendet, eine Erzählung, die sich ihren Einzel-

heiten nach als deutliche Mondmythe erweist (Brett, *Legends*, p. 76).

Aus Guayana ist eine Bruder- bzw. Zwillingsmythe nicht bekannt, desto bedeutsamer tritt solche bei den Zentralkaraiben, den Bakairi, hervor, wo sie den Hauptinhalt der ganzen Kosmogonie liefert. Die Zwillinge *Keri* und *Kame* aus dem Geschlechte des *Kamushini*, der seinerseits wohl mit dem Kamutshi der Ipurina und dem Kamosi der Arowaken Guayanas identisch ist, sind hier die eigentlichen Kulturbringer. Die arowakischen Namen der Hauptpersonen der Sage weisen auf ihre wahre Herkunft hin, ebenso wie auf ihre Rolle als Sonnen- und Mondheroen. Merkwürdigerweise sind aber die Namen beider Brüder vertauscht. *Keri*, der arowakische Mond, ist der Herr der Sonne, *Kame*, der arowakische Sonnenheros, ist Herr des Mondes und gleichzeitig der schwächere und dümmere von beiden. Dieses eigentümliche Verhältnis liesse sich dadurch erklären, dass der arowakische Stamm, der die Bakairi beeinflusst hat oder von dem diese die Sage einfach übernahmen, tatsächlich den Mond *Keri* als das bedeutendere Wesen ansahen, wodurch sich für die Bakairi dessen Identifizierung mit ihrem eigenen Tshitshi „Sonne“ von selbst ergab. Diese höhere Bewertung des Mondes ist bei den Naturvölkern durchaus keine seltene Erscheinung und wird z. B. auch von den Osttupi ausdrücklich von Thévet erwähnt.

Die Zwillingsage der Bakairi ist dadurch wesentlich von der der Tupi verschieden, dass ihr das Moment der Reise zum Vater und der Ableistung der Proben vollständig fehlt. Sie stimmt dagegen mit ihr überein in der Geburtsgeschichte, namentlich in allem, was die Mutter betrifft. Diese fällt auch hier einem Jaguar zum Opfer, während die Kinder, ihrem Leibe entnommen, von Jaguaren aufgezogen werden. Denselben Zug enthält die Mythe der Yurakaré (Barboza Rodriguez, *Poranduba*, p. 252), wo aber, wie bei den Mundruku, nur von einem Knaben *Tiri* die Rede ist, der sich später erst selbst einen Bruder oder Sohn *Karu* aus einem Zehennagel schafft. Dass die Namen *Tiri* und *Karu* entstellte Formen von *Keri* und *Kame* sind, lässt sich zwar nicht beweisen, ist aber immerhin sehr wahrscheinlich. Auch vom geographischen Standpunkte aus wäre gegen eine Entlehnung dieser Sage von den Zentralkaraiben nichts einzuwenden.

Ein gemeinsamer Zug aller karaibischen Schöpfungslegenden scheint die Herkunft des Volkes aus einem Himmelslande zu sein, von dem aus die Erde zufällig entdeckt wird. Ein Jagdtier, von einem Jäger verfolgt, bricht in ein Loch ein, das diesem einen Blick auf die untere irdische Welt eröffnet. Dieses Moment ist in Guayana, wo es sich auch bei den Warrau findet, am meisten ausgebildet. Bei den Bakairi ist es wenigstens angedeutet, da auch hier die Urheimat im Himmel liegt und ein Tapir durch ein Loch fällt, von dem aus Keri und Kame die Erde beobachten; während aber Makusi und Warrau an einer Schlingpflanze zur Erde gelangen, geschieht dies in der Bakairisage einfach dadurch, dass Himmel und Erde ihre Plätze tauschen (v. d. Steinen, a. a. O., p. 376).

Das Herablassen vom Himmel ist ein in der ganzen Welt sich wiederholender Zug, der keine Schlüsse auf Mythenzusammenhänge zulässt, ist aber manchmal mit besonderen Umständen verknüpft, deren wir bei der Karayasage zu gedenken haben.

Von den Mythen der *Gösnationen* ist zurzeit nur die Flut- und Ahnensage der Kaingangs bekannt, über die Lucien Adam in den Comptes rendus des Am. Congr., Paris 1900, p. 319 ff., berichtet. Sie hat in Südamerika keine Analogie, enthält aber eine an nordwestamerikanische Sagen erinnernde Erzählung von der Herabholung des Feuers durch einen Heros in Vogelgestalt.

Karayamythen. Dieses in ethnologischer Beziehung so eigenartig dastehende, von seinen Nachbarn scharf geschiedene Volk zeigt auch in seinen Ueberlieferungen Besonderheiten, die auf eine Einwanderung aus weiter Ferne von Norden her hindeuten. Von der eigentlichen Kosmogonie und Ahnensage kennen wir leider nur sehr geringe Bruchstücke, die aber mancherlei Interessantes bieten. Brüderpaare spielen darin zwar eine Rolle, doch ist nicht ersichtlich, inwieweit sie dem spezifischen Zwillingspaar entsprechen.

Ältester Stammvater ist *Kaböi*, der, in der Unterwelt hausend, zufällig die Erde durch eine Oeffnung entdeckt und sie durch seine Leute erkunden lässt. Ein Teil des Volkes wandert auf die Oberwelt aus, während *Kaböi* selbst mit dem anderen zurückbleibt. Er vermag nämlich wegen seines zu grossen Körperrumfangs das Loch nicht zu passieren. Dieses

eigentümliche Hindernis ist ein in ganz Amerika verbreitetes mythisches Moment. So wird in der Warrausage die Himmelsöffnung, aus der die Menschen niedersteigen, durch eine Schwangere verstopft. Wenn bei den Yurakaré Tiri absichtlich das Loch schliesst, um die Zahl der hervorkommenden Menschen zu beschränken oder, nach anderer Version, „weil jemand kam, der Herr sein wollte“ (Müller, Urrel., p. 269), so liegt darin offenbar eine spätere, vielleicht auf Missverständnis des Berichterstatters beruhende Modifikation der Sage vor. In Nordamerika sind die bekanntesten Versionen die der Mandans (nach Catlin) und Apachen. Wahrscheinlich kommt dies Moment überall vor, wo überhaupt von einem Auf- oder Absteigen der Menschen durch ein Loch die Rede ist, und sein Fehlen beweist nur Ungenauigkeit der Ueberlieferung.

Der Schwerpunkt des Karayamaterials liegt in den Märchen-elementen, aus denen sich deutliche Beziehungen zu den Stämmen nördlich vom Amazonas ergeben, während andere, wie wir sehen werden, weit über den südamerikanischen Kontinent hinausreichen. Die Erzählung von den beiden Zwergpapageien, die nach Vernichtung des Stammes sich in Mädchen verwandeln, um die Gattinnen der beiden Ueberlebenden und Mütter einer neuen Generation zu werden (Ehrenreich, Beiträge, p. 40), stimmt überein mit der von Barboza Rodriguez am Rio Jamunda erhaltenen Sage, die dort einer anderen, nämlich der vom Wasserdämon *Paitunare*, unorganisch eingefügt ist (vergl. auch Herbert Smith, Brazil Amazons and Coast, p. 583). Die Papageienmythe kommt auch in Peru, und zwar in Verbindung mit der Flutsage vor (Andree, Flutsagen, p. 118).

Das erwähnte *Paitunare*märchen selbst hat fast ganz denselben Inhalt wie die Karayasage vom Jacaré und den streitbaren Weibern (Ehrenreich, Beiträge, p. 41), die offenbar eine der weitverbreiteten Amazonensagen ist, deren einheimischen Ursprung Humboldt, Martius, Schomburgk u. a. mit Unrecht bezweifelt haben. Auch Brett teilt eine ähnliche Mythe von einem Karaibenstamm, den Worisiana (Wapishiana?) mit (Legends and mythes, p. 180), eine weitere bildet einen integrierenden Bestandteil der Juruparimythe der Uaupéstämme. Wahrscheinlich ist die Amazonensage überhaupt nordkaraibischen Ursprungs und den Karaya jedenfalls von Norden her über-

mittelt, da sie südlich vom Amazonas sonst in einheimischer Tradition nicht vorkommt. Die durch die spanischen Konquistadoren am Laplata in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts verbreitete Erzählung von Amazonen im Quellgebiete des Paraguay ist nur die missverstandene Auslegung des alten Orellanaschen Berichts. Der Charakter dieser Mythe ist ein durchaus explanatorischer. Sie erscheint erfunden zur Erklärung alter sozialer Einrichtungen, indem sie den Gegensatz der im Männerbund und seinen Mysterien vertretenen Genossenschaft zu der Gesamtheit der nicht eingeweihten Frauen zum Ausdruck bringt. Die von diesen ausgehende Reaktion wird benützt, um die Institution des Männerbundes zu legitimieren.

Das Gesamtbild der ethnographischen Verteilung des bisher vorliegenden Mythenmaterials gestaltet sich hiernach folgendermassen:

Am selbständigsten erscheint der Tupi- und arowakische Mythenkreis, insofern sie am wenigsten fremde Elemente aufgenommen haben, dagegen am meisten abgegeben haben. Leider lassen sich die arowakischen Mythen nicht kontinuierlich über die ungeheuren Länderstrecken hin verfolgen, die arowakische Stämme im Laufe der Jahrhunderte vom Antillenmeer bis zum Paraguay hin durchzogen haben, aber die Uebereinstimmungen gerade bei den entlegensten Gliedern dieser Gruppe, den Taino und den Paressi, beweisen die ursprüngliche Einheit der Tradition und lassen die Auffindung der verbindenden Zwischenglieder erwarten.

Zwischen Tupi und Arowaken scheinen keine Berührungspunkte zu bestehen, wenn wir nicht die allerdings noch unsichere Gleichung *Kamosi* und *Tamoi* als solchen betrachten wollen. Einige auffallende Züge hat die Tupisage mit der peruanischen gemein und hat zusammen mit der arowakischen die karaibische beeinflusst. Die arowakische Einwirkung auf diese ist jedoch weitaus die stärkste, eine Erscheinung, die überall wiederkehrt, wo Arowaken und Karaiben sich berühren, auf den Antillen sowohl wie in Guayana und in Zentralbrasilien.

Die Tradition der Karaya scheint mit der der benachbarten Stämme keine Beziehung zu haben, ein desto innigerer Zusammenhang besteht mit den Sagen des mittleren Amazonasgebiets und Guayana, aus welchen Gegenden die Karaya wohl

selbst erst eingewandert sind. Doch ist zu berücksichtigen, dass sie in der Mitte des 16. Jahrhunderts noch viel weiter südlich sassen als heute, da Léry sie als die nördlichen Nachbarn der Tupinamba, aber in Sprache und Sitte von diesen verschieden erwähnt. Eine Beeinflussung seitens der Tupi von Süden her wäre daher bei ihnen nicht ausgeschlossen, so dass z. B. der Name des Heros *Kaböi* direkt auf den *Tamoi* der Guarani zurückgeführt werden müsste.

Die wichtigsten Akkulturationszentren, in denen allophyle Stämme in enger Berührung miteinander nicht nur materielle Kulturgüter, sondern auch Geistesprodukte, Traditionen und Mythenelemente austauschten, sind folgende:

1. Guayana und das untere Orinocogebiet, wo Arowaken, Karaiben, Tupi und Warrau sich berühren.

2. Das des mittleren Rio Negro, den Uaupe und die südwestlichen Orinocozuflüsse mit umfassend, wo sich Betoya-stämme (Tucanos, Dessana u. a.) den Arowaken (Tarianna) und Karaiben (Arekuna) und anderen noch unklarer Stellung zugesellen.

3. Im zentralen Teile Südamerikas das Quellgebiet des Xingu und Paranatinga, in dem auch ein Gésstamm, die Suyá, sowie ein vielleicht den Chacostämmen verwandtes Volk die Trumai mit Karaiben, Arowaken und Tupi in Akkulturation getreten ist. Hier ist indessen nur die Mythe eines Stammes der Bakairi bekannt und es bliebe zu untersuchen, inwieweit die übrigen daran Anteil haben.

Jedenfalls reichen von hier aus Beziehungen in das östliche Bolivien hinüber, die wohl durch Tupistämme vermittelt sind. Sie treten besonders bei den Yurakaré hervor. Wahrscheinlich ist auch das ganze ostbolivianische Tiefland als ein solches Austauschgebiet zu betrachten, das die Nationen der Guarayo und Chiriguano (Tupi), der Mojo und Bauré (Arowaken), die Chiquitos, die Yurakaré und einige nicht klassifizierbare umfasst.

Ueber Mythen der Stämme des Chaco und des südlichsten Teils von Amerika lässt sich noch nichts bestimmtes sagen. Sicher ist nur, dass sowohl die Guaikurugruppe wie die Arawakanen mannigfache Einflüsse aus dem peruanischen Kulturkreise aufgenommen haben. Uebrigens zeigen die in neuerer Zeit ge-

sammelten araukanischen Märgen und Legenden eine auffallend grosse Zahl europäischer, namentlich auch, wie die Untersuchungen von Lenz und Lehmann Nitzsche gezeigt haben, germanische Elemente, so dass vergleichende Studien hier Vorsicht erfordern.

Betrachten wir nun die Mythenelemente, die zum nördlichen Kontinent und auf die östliche Hemisphäre hinüber reichen, so müssen wir von vorn herein auf viele allgemeine Analogien gefasst sein. Diese wurzeln teils im allgemein menschlichen Elementargedanken, teils ergeben sie sich von selbst aus der Gleichheit derjenigen Naturvorgänge, die der Bildung besonders der kosmogonischen Mythen überall zugrunde liegen. So tragen überall die an Sonne und Mond und ihr gegenseitiges Verhalten anknüpfenden Mythen oft bis in die Einzelheiten denselben Charakter. Immer wieder hören wir von einem Verschlungenwerden des Sonnenheroen, von seinem Eintritt in die Unterwelt durch das Tor der Symplegaden, von der Verstümmelung und Befleckung des Mondes u. s. w. Ebenso ähneln sich die Sternmythen und die Fabeln, die zur Erklärung gewisser körperlicher Eigentümlichkeiten der Tiere dienen, die nur durch den Charakter der betreffenden Fauna modifiziert sind. Grösser sind schon die Differenzen bei den meteorologischen Vorgängen und Erscheinungen, da diese von den einzelnen Völkern sehr verschieden aufgefasst und bewertet werden. Bei den primitiven südamerikanischen Stämmen kommen sie für die Mythenbildung nicht in Betracht, während sie in Nordamerika wie in der arischen Welt den Hauptinhalt der Mythologie bilden. Um innigere Zusammenhänge bei solchen Naturmythen oder deren Ableitung aus einer gemeinsamen Quelle zu beweisen, bedarf es der Uebereinstimmung in so speziellen Zügen, dass die innere Unwahrscheinlichkeit einer unabhängigen Entstehung evident ist.

Eine Reihe solcher auffallender Analogien, oder vielmehr geradezu Homologien bietet uns die Zwillingsage, deren einzelne Züge namentlich in den nordamerikanischen Sagen von „dem Besuche im Himmel“ immer wieder kehren. Am bekanntesten sind die entsprechenden Mythen der Bilchula, Quakiutl, Nutka und Shushwap an der Nordwestküste, der Maidu in Kalifornien, sowie der Crow und Kioway des Präriegebiets.

Es wird in der Regel erzählt, wie zwei Brüder, manchmal die Kulturhéroen selbst, zum Himmel aufsteigen meist an einer Pfeilkette emporkletternd, um die Tochter des Himmelhäuptlings zu heiraten. Dieser sucht sich zunächst ihrer zu entledigen, indem er gewisse Proben von ihnen verlangt. Sie müssen auf einem stacheligen Sitz oder heissen Steinplatten sich niederlassen, Keile aus gespaltenen Baumstämmen herausschlagen, wobei sie Gefahr laufen, eingeklemmt zu werden (Symplegadenmotiv) und endlich gewisse Tiere, besonders Fische, fangen. Die Analogie mit der teilweise um mehrere Jahrhunderte älteren Tupimythén ist schlagend und schwerlich zufällig. Gerade die Varianten sind besonders beweiskräftig. Die zusammenschlagenden Felsen sind in Nordamerika durch zusammenklappende Baumstämme ersetzt, bei den Prärieindianern durch fallende Bäume, von denen aber auch die Mundrukumythe berichtet. Spezifisch nordamerikanische Varianten des Symplegadenmotivs sind die im Süden fehlenden Vorstellungen von der auf und zuschnappenden Haustür, dem Adlerschnabel, und der mit Zähnen bewehrten Vagina der himmlischen Jungfrau¹⁾ (Boas, Sagen 24. 30. 66). Der Stachelsitz ist in der Mundrukumythe durch einen stacheligen Palmbaum ersetzt, den Rairu erklettern muss, bei den Osttupi wird er nicht erwähnt, wohl aber in dem araukanischen Märchen von Latrapai (Lenz, Estud. Arancanos p. 256). Wo dieser Zug jedoch dem Uebersetzer unverständlich geblieben ist, dort erscheint auch die Prüfung durch das Baumfällen mit Keilen wieder, ist aber offenbar missverstanden oder den Indianern in seiner eigentlichen Bedeutung nicht mehr klar, da das eventuelle Zerdrücktwerden des Arbeitenden unbeachtet bleibt. Diese missverständliche Abweichung auf der einen Seite bei Hervorhebung des echt nordamerikanischen Stachelspitzes auf der anderen deutet auf einen direkten Import dieser Sage in neuerer Zeit hin, wozu der lebhafte Schiffverkehr an der pazifischen Küste reichliche Gelegenheit bietet. Eine interessante Analogie dazu würden die Grimmschen Märchen bilden, die natürlich unter Vermittelung europäischer Immigranten in auffällender Zahl in den araukanischen Sagenschatz aufgenommen sind.

¹⁾ Nach Bogoras kommt dieses Motiv auch in Sibirien vor. A. a. O.

Die in Nordamerika sehr verbreitete Sage von der Frau, die einen vorübergehend menschliche Gestalt annehmenden Hund heiratet und Hunde zur Welt bringt, mit denen sie in der Wildnis lebt, bis ihr und ihren Kindern die Rückkehr gestattet wird, scheint sporadisch auch im Süden vorzukommen. So finden wir sie, nicht ganz vollständig überliefert, bei den Mundruku (n. Gonçalves Tocantins) und in modifizierter Form mit Umkehrung der Motive als Einleitung in die Juruparisage. Hier wird ein Weib in den Vogelstamm der Jacami aufgenommen und gibt menschlichen Kindern das Leben, die jene Vögel töten, um dann in der Heimat der Mutter mächtige Zauberer zu werden. Ihren Einzelheiten nach ist diese Mythe zweifellos eine Sternmythe, wie vielleicht die Hundesage auch.

Als Beispiele der Wiederholung ganz abstruser Ideen an weit entlegenen Punkten Amerikas, die keinesfalls unabhängig entstanden sein können, seien noch zwei merkwürdige Parallelen angeführt. Eine Schelmenfabel der Bakairi, in der der Ameisenbär mit dem Jaguar heimlich die Exkremente vertauscht und sich dann über ihn, als habe er Ameisen gefressen, lustig macht, findet, so eigenartig und weit hergeholt das Hauptmotiv auch sein mag, ihr genaues Gegenstück bei den Navaho Nordamerikas, wo der listige Coyote einem Bären oder Riesen denselben Streich spielt und zwar durch Auswechseln des Erbrochenen, was in beiden Fällen mit geschlossenen Augen geschieht.

Eine andere wunderliche Vorstellung der Nordamerikaner, dass nämlich die Menschen früher Sinnes- und Geschlechtsorgane an anderen Körperstellen trugen, bis der Kulturheros sie ihnen zurecht setzte, findet ihre Parallele in der Yurakarésage, wo *Tiri* den Menschen die Augen, die ihnen früher an der Brust sassen, an die jetzige Stelle rückt.

In Anbetracht des Umstandes, dass unser südamerikanisches Material nicht methodisch gesammelt ist, sondern nur aus systemlos und zufällig zusammengelesenen Bruchstücken besteht, ist die Häufigkeit der Anklänge an die Sagenwelt des fernen Nordwestens nur um so auffallender. Besteht hier, wie es wahrscheinlich ist, ein direkter Zusammenhang, so muss die Verbreitungslinie in nordsüdlicher Richtung an der pazifischen Seite gesucht werden, die vermutlich über Yukatan die Inseln des Antillenmeers erreichte. In das östliche Nordamerika jenseits

der Felsengebirge gelangten nur Ausläufer, die nach Süden hin keine Fortsetzung erkennen lassen.

Jenseits des Isthmus stehen dagegen gerade die weiten Gebiete östlich der Anden in mythologischer Beziehung den nordwestamerikanischen näher als die der andinen Kulturländer selbst, haben aber mit diesen deutliche Berührungspunkte, wie die Tupielemente in der peruanischen Sage beweisen. Daneben muss aber noch eine weitere unmittelbar der pazifischen Küste folgende Verbreitungslinie angenommen werden, die in den Mythen der Yunka und Araukaner Spuren hinterlassen hat. Die Verhältnisse liegen also im andinen Gebiet sehr kompliziert und lassen kaum weitere Aufklärung erwarten, da wir über die Volkstradition der einzelnen Hauptstämme des Inkareichs vor ihrer künstlichen Assimilation durch die peruanische Kultur allzuwenig wissen. Einzelne zufällig überlieferte Sagen, wie die von Coniraya Viracocha erleuchten gleichsam blitzartig dunkle Perioden uralter Völkerbeziehungen, die nicht nur bis an die Ostküste Südamerikas, sondern sogar bis in die indische Kulturwelt hinüberreichen, denn ihre am genauesten entsprechende Parallele findet sich nicht auf amerikanischem Boden, sondern in Hindindien (Siam und Laos). Vgl. Bastian, Völker des östlichen Asiens I, p. 354.

Dies führt uns nun auf die Frage der altweltlichen Sagen-elemente in Amerika. In verhältnissmässig grosser Zahl hat sie Boas bei den nordwestamerikanischen Stämmen nachgewiesen, und die Jesupexpedition hat die nordostasiatischen Mythen in enge Verbindung mit den benachbarten amerikanischen gebracht, so dass wenigstens über die Behringstrasse her ein Import und Austausch erfolgt sein muss. Jedenfalls kommt aber daneben auch der direkte durch Meeresströmungen gegebene Seeweg von Japan nach dem südlichen Teil des heutigen Brit. Kolumbien in Betracht, der wie wir wissen oft genug unfreiwillige Berührungen von Asiaten und Amerikanern vermittelt hat.

Demgemäss sind auch die spezifisch japanischen Elemente für die Gestaltung der neuweltlichen Mythen besonders bedeutsam geworden.

Wie gross der Einfluss des so reichen Sagenschatzes und der phantastischen Shintomythologie Japans hierbei gewesen ist, sei nur an zwei willkürlich herausgegriffenen Beispielen dar-

gelegt, die darauf hindeuten, dass eine eingehendere Prüfung und Vergleichung uns noch manche Ueberraschung bereiten wird.

Nach der Erzählung des altjapanischen Geschichtswerkes Kojiki stieg Okuninushi, der Urenkel des die Unterwelt beherrschenden Bruders der Amaterasu Susanowo, zu diesem hinab, um ihn um Rat und Hilfe gegen seine Brüder zu bitten. Diese hatten ihm wegen seiner Werbung um eine schöne Prinzessin nach dem Leben getrachtet, indem sie glühenden Felsen auf ihn rollten und ihn in einen gespaltenen Baum nach Heraus schlagen der Keile einklemmen liessen. Er entkam allen Anschlägen mit Hilfe seiner Mutter, der Sonnengöttin. Um den Ahnen günstig zu stimmen, vermählt er sich vorher mit dessen Tochter. Der erzürnte Susanowo unterwirft ihn verschiedenen Prüfungen. Er sperrt ihn in der ersten Nacht in die „Schlangenkammer“, in der zweiten in einen Raum mit giftigem Gewürm und schiesst drittens einen Pfeil in ein Dorngebüsch, das er anzündet, als sein Urenkel ihn auf sein Geheiss suchen will. Wir haben hier also die wohlbekannten Züge der amerikanischen Sage beieinander, die Probe der Baumkeile und des heissen Steins der nordwestlichen Mythe vom Besuch im Himmel, ebenso den heissen Stein und die Schreckenskammern der Quichessage von dem Aufenthalt der beiden Brüder in der Unterwelt Xibalba, das brennende Dickicht mit der Rettung im Erdloch, von dem die Mundruku Mythe erzählt, dagegen fehlt das in Asien überhaupt noch nicht nachgewiesene Element der Pfeilkette.

Weitere wichtige Beziehungen zur japanischen bzw. nordostasiatischen Sage sind in der universell verbreiteten, neuerdings auch in Amerika nachgewiesenen Märchen von der sog. „magischen Flucht“ enthalten. Ihre unzähligen fast über die ganze Erde, ausser Afrika, zerstreuten Versionen stimmen alle darin überein, dass eine oder mehrere Personen in die Gewalt eines Dämon oder Ungeheuers gelangen, diesem entfliehen und dem Verfolger Gegenstände hinwerfen, die sich in Hindernisse verwandeln für ihn. Eine besonders reiche Ausbildung hat die Sage in Indien erfahren, von wo aus sie sich wahrscheinlich in die nordasiatische, europäische und polynesischen Märchenwelt Eingang gefunden hat (vgl. T a w n e y s Nachweise in seiner Uebersetzung des Kathasarit sagara I., p. 368). Einen eigen-

artigen Charakter trägt sie im Nordosten Asiens zunächst in Japan, dann in Ostsibirien bei Tschuktschen und Jukagiren (n. Bogoras). Diese Version hat nun auch in Amerika ihren Einzug gehalten und eine Reihe selbständiger Varianten erzeugt, von denen einige aber wesentliche Züge verdreht oder missverstanden wiedergeben. Bezüglich der nordwestamerikanischen und Eskimoversion hat sich Boas bereits eingehend geäußert (Indian. Sagen, p. 352). Aus dem Osten Nordamerikas ist sie nur in entstellter Form bei den Nenenot in Labrador bekannt. In Zentralamerika ist sie noch nicht nachgewiesen, in Südamerika dagegen erscheint sie an drei Stellen und zwar erstens unvollständig in der peruanischen Conirayamythe, wo der Gott vor der Gattin des Pachacamac flieht, deren Töchter er entehrt hatte, zweitens in einer von Barboza Rodriguez (Poranduba p. 250) mitgeteilten Sage der Mundruku, die einen echt nordwestamerikanischen Zug enthält, und endlich drittens, in allen Teilen vollständig, in einer von mir aufgezeichneten Karayasage von den Pirarucufischen, die sich in Menschengestalt der Weiber eines Dorfes bemächtigen, indem sie die Gestalt ihrer Gatten annehmen (Beitr. z. Völkerk., Bras. p. 41). Eine der Frauen entflieht ihrem Pseudogatten und wirft unterwegs Asche, Sand und Kohlen hinter sich, aus denen Hindernisse entstehen, die den Verfolger zwingen abzulassen.

Allen diesen amerikanischen Fluchtsagen ist nun ein Motiv gemeinsam, das auch als selbständige Erzählung weit verbreitet oder mit anderen Sagen von einer Tötung von Ungeheuern verquickt ist. Der betreffende Dämon lässt sich nämlich von seinem Gaste das Ungeziefer absuchen oder auch nur den Kopf kratzen, die Haare kämmen u. dergl. Anstatt der Läuse finden sich dann Frösche, Schlangen (in Nordwestamerika), Fischstacheln (b. Karaya), Biberhaare (Nenenot), in den entsprechenden asiatischen Versionen Käferschilder (Korjaken n. Bogoras), Skolopender (n. Japan). In den letztgenannten Fällen fehlt die sich anschliessende Flucht ebenso wie in der Yurakarémythe, wo von Ameisen die Rede ist. Auf Samoa kommen, wie in Japan, das Parasiten- und das Fluchtmotiv in zwei verschiedenen Erzählungen vor. In einigen Fällen ist es übrigens der Dämon selbst, der die Untersuchung vornimmt oder beide Teile bedienen sich gegenseitig (Zuñimythe). An dem gemeinsamen

Ursprung aller dieser Mythen ist solchen Uebereinstimmungen gegenüber nicht zu zweifeln, zumal diese sich auch auf ganz nebensächliche Momente erstrecken. So findet sich die Zumutung, die gefundenen Parasiten zu essen und die listige Umgehung dieses Verlangens nicht nur in der japanischen Sage, sondern auch bei den Bilyula und Yurakaré, in anderem Zusammenhange aber auch in polynesischen Mythen. Woher die Sage stammt, welches ihre Grundform und tiefere Bedeutung ist, bliebe zu untersuchen. Abschliessendes lässt sich zur Zeit noch nicht darüber sagen. Es liegt indessen nahe, Japan als den Ausgangspunkt der kombinierten Parasiten- und Fluchtmythe anzunehmen, nachdem wir uns von dem engen Zusammenhang der dortigen Sage von dem Besuch in der Unterwelt mit der amerikanischen vom Besuch im Himmel und den damit verbundenen Prüfungen überzeugt haben. In der Tat weist nun auch Japan für diese Kombination die älteste Fassung auf, die uns das alte aus dem achten Jahrhundert stammende Werk *Nihongi* überliefert hat. Es wird dort erzählt, wie Isanagi seine verstorbene Gattin Isanami aus der Unterwelt heraufholen will. Als sie sich weigert, ihm zu folgen, macht er Licht durch anzünden eines Kammes und sieht statt seiner Frau einen verwesenden, mit Maden bedeckten Leichnam. Er äussert seinen Abscheu, worauf ihn der Geist Ianamis durch Furien verfolgt lässt, die er sich durch Wegwerfen seines Kammes und seines Kopfschmuckes vom Leibe hält. Aus jenem entstehen Trauben, aus diesem Bambussprossen, um die die Verfolgerinnen sich streiten. In einer anderen Version sieht er „acht Arten Donnergötter“ an Kopf und Leibe seiner Frau haften, die sich dann auf ihn stürzen (vergl. die Uebersetzung von Florenz im Suppl. der Mitteil. d. d. Ges. in Tokio 1903).

Die ganze Handlung spielt sich also ebenso wie die Okuninushisage in der Unterwelt ab. Die betreffenden Dämonen gehören also dem Totenreiche an, und solche werden bei der meisten Völkern als mit Unrat bedeckte, auch schlangenhaarige Wesen aufgefasst (wie Charon, die Gorgonen und Erinnyen) Vorstellungen, die sich wiederum leicht mit der des maden bedeckten Kadavers assoziieren oder dadurch hervorgerufen sind. Auch unsere Sage bringt die höllischen Geister mit dem Ungeziefer in Verbindung und der Teufel ist der Fliegengott, „de

Herr der Ratten und der Mäuse u. s. w.“. Die Donnergötter der japanischen Mythe gehören in denselben Ideenkreis, da nach dortigem Volksglauben der Gewitterregen das Ungeziefer erzeugt. Endlich seien die namentlich in Amerika und Polynesien weit verbreiteten Sagen erwähnt, in denen schädliche Tiere, Moskitos und dergl. aus der Asche eines verbrannten Dämons oder Menschenfressers entstehen. Ein interessantes Beispiel dieser Art ist die Ualrieepisode der Juruparimythe.

Das Wegwerfen von Gegenständen wie Kämmen und dergl., sowie das Aufhäufen von Sandhügeln, um Geistern den Weg zu verlegen, ist ein noch jetzt im nordöstlichen Asien geübter schamanistischer Brauch bei Leichenzeremonien (n. Bogoras, *Am. Anthr. N. S. IV*, 1902, p. 626). Es ist demnach wohl in Ostasien die fast universell verbreitete Fluchtmythe mit Vorstellungen, die sich an magisch nekromantische Praktiken anschließen, verknüpft und in dieser Form schon in sehr früher Zeit nach Amerika importiert worden, wo die nordwestlichen Stämme sie in ihrem Sinne modifiziert und weiter verbreitet haben¹⁾. Nur an der pazifischen Küste wird der Kamm noch als Abwehrmittel angeführt.

Dasselbe Karayamärchen von den Pirarucus enthält als Episode auch das in zahlreichen altweltlichen Parallelen sich wiederfindende Element der „Trugheilung“. Die fliehende Frau, die ein schön bemaltes Kind bei sich hat, wird von einem Jaguar gestellt, der sich von ihr ebenso verschönern lassen will. Er folgt ihrem listigen Rate, sich in einer Erdgrube dem Feuer aussetzen zu lassen und findet so seinen Tod. Genau das gleiche erzählt und zwar mit denselben Worten, wie ich sie aufzeichnete, die von Boas mitgeteilte Sage der Kutenay am Kolumbiastrom (*Verh. d. Berl. anthr. Ges.* 1891). Die interessantesten Parallelen aus altweltlichen Mythenkreisen sind die Tötung des Königs Pelias durch seine Töchter auf den Rat der Medea, sowie die Verbrennung eines indischen Königs durch seine ungetreue Gemahlin in dem Zehn-Prinzen-Roman des Dandin. Eine genauere Untersuchung über Verbreitung und Wesen dieses Märchenstoffs

¹⁾ Namentlich verbindet sich die „magische Flucht“ gern mit den in Nordamerika reich ausgebildeten Oger- oder Kannibalenmythen, die zum Teil selbständig sind, zum Teil aber ebenfalls auffällige Parallelen zu den ostsibirischen zeigen.

von dem sich in allen Sagenkreisen Spuren finden, namentlich da, wo es sich um die Tötung von Ungeheuern, Hexen und dergl. handelt, ist dringend zu wünschen.

Auf Beziehungen zur polynesischen Mythe deutet das Fragment der Karayasage, nach der die Sonne zu langsamerem Lauf gezwungen wird, indem der Heros ihr ein Bein abschneidet. Eine zweite südamerikanische Parallele zu dieser bekannten Episode des Maui-mythus enthält die tamanakeische Sage von Amalivaca, der seinen Töchtern, natürlich ebenfalls Sonnenwesen wie er, ein Bein bricht, damit sie nach Ablauf der Flut unter den Menschen bleiben und für deren Fortpflanzung sorgen. Diese Version würde indes auch für eine unabhängige Entstehung der ganzen mythischen Idee auf südamerikanischem Boden sprechen können.

Wenn diese Mitteilungen die Erkenntnis befestigen sollten, dass auch das Studium der südamerikanischen Legenden reiche Früchte für die vergleichende Mythologie verspricht und für die Frage nach der Beeinflussung der neuen Welt durch die alte wegen der längeren und strengeren Isolierung des südlichen Kontinents von fundamentaler Bedeutung ist, so ist damit ihr Zweck erfüllt. Die Untersuchung hat mehr Fragen gestellt als gelöst, mehr Wahrscheinlichkeitsschlüsse, als gesicherte Ergebnisse gebracht, aber sie hat doch einige der Hauptprobleme formuliert und weiteren Forschungen die Wege gewiesen. Auch auf ethnologischem Gebiet ist in Südamerika die Periode der Pionierarbeit, des blossen Sammelns von Museumsobjekten und Wörterlisten zu Ende. Es bedarf zielbewusster methodischer Erforschung auch des geistigen Lebens der Aboriginer nach dem Vorbilde der grossartigen Arbeiten in Nordamerika, die jetzt, wo der Handel und die Kolonisation in bisher völlig unzugängliche Gebiete dringen und damit neue Gelegenheit für Berührungen mit den Eingeborenen schaffen, nicht länger aufzuschieben ist.

Europäische Märchen unter den argentinischen Araukanern.

Von Dr. Robert Lehmann-Nitsche, La Plata.

Nachdem die zünftige Philologie den Wert exakter Aufnahmen der heute noch lebenden primitiven Sprachen anscheinend vollkommen verkennt und speziell in Südamerika ein unersetzliches Material durch das unaufhaltsame Aussterben der Eingeborenen verloren geht, ohne dass sich, bis auf wenige aufzuzählende Ausnahmen, die Fachphilologen darum kümmern, wäre es für den Vortragenden eine unverzeihliche Unterlassungssünde gewesen, nicht seinerseits in seinem beschränkten Wirkungskreise im Weichbilde der Stadt La Plata sprachliches Material zu Papier zu bringen, obwohl ihm derartige Studien seiner Vorbildung nach fernliegen. Im Laufe der Zeit konnte er eine grössere Anzahl (gegen 70) araukanischer Texte aufzeichnen, welche die von Rudolf Lenz in Santiago de Chile zusammengebrachte grossartige Sammlung von chilenisch-araukanischen Texten nun für Argentinien komplettieren.

Das vom Vortragenden gesammelte Material gliedert sich in selbständige psychische Schöpfungen der betreffenden Leute (Erzählungen über Episoden aus ihrem Leben, über Sitten und Gebräuche ihres Volkes und dessen trauriges Schicksal etc.) und in Lieder und Märchen in mehr oder weniger festgeprägter Form. Von den Märchen und Tierfabeln ist der grösste Teil ohne nachweisbaren europäischen Einfluss. In einigen erscheinen Anklänge an solchen, was man aber zwanglos

als Konvergenzerscheinung auffassen kann. So tritt z. B. in einer Tierfabel der Fuchs auf, der durch List den Jaguar mit der Axt erschlägt und sich desseu Fell abzieht und umnimmt, um damit zu paradien und die Hunde (seine Feinde) in Schrecken zu setzen. In Europa ist dieser Gedanke in der Geschichte vom Esel in der Löwenhaut allgemein bekannt.

Ein kleiner Teil der Texte ist aber unzweifelhaft europäisch. Rudolf Lenz hat solche bereits veröffentlicht. Vortragender kann auch derartige vorlegen, welche für Deutschland, dem Lande, wo der diesmalige Amerikanistenkongress stattfindet, von besonderem Interesse sein dürften, und wo ja durch die klassische Sammlung der Gebrüder Grimm gerade die deutschen Märchen das Gemeingut aller geworden sind.

Eine spezielle Kommentierung der folgenden Sagen, welche hiermit zum ersten Male, und zwar in deutscher Uebersetzung, erscheinen, und ihre Vergleichung mit den in Europa und sonst in der Welt vorkommenden Parallelen ist nicht erfolgt. Vortragendem ist dies mangels literarischer Hilfsmittel in Argentinien unmöglich gewesen. Aber ein jeder kennt doch die bekannten europäischen Fassungen und wird mit Genuss selber die eigenartigen Veränderungen, Verstümmelungen, Verschmelzungen aus verschiedenen Elementen und lokalen Assimilierungen herausfinden. Vortragender möchte eben für vergleichende mythologische Studien einen Beitrag aus Südamerika liefern und wenigstens diesen Teil seines Materials nicht mehr länger hintanhaltend, zumal da der Zeitpunkt der Veröffentlichung seiner sämtlichen araukanischen Texte nebst Uebersetzung vorläufig nicht abzusehen ist.

Ob Nr. 1 und 2 europäisch sind, resp. inwieweit, lasse ich dahingestellt. Immerhin mögen sie hier mit Platz finden. Nr. 1 klingt an die bekannte Erzählung von Heinrich dem Welfen und seinem Löwen, Nr. 2 an arabisch-europäische Märchen. Nr. 3 ist die Geschichte vom Hasen und Swinegel, nur mit anderen Tieren. Nr. 4 findet sich in anderer Fassung auch bei Lenz, Estudios Araucanos, VI, Nr. 7, p. 200 ff., Araukanische Märchen Nr. 11, und niemand zweifelt wohl am europäischen Ursprung. Nr. 5 und 6 sind unsere Märchen vom Hänsel und Gretel, resp. den Bremer Stadtmusikanten in zum Teil lächerlicher Uebereinstimmung.

I.

Eine Geschichte vom Tiger und einem Menschen.

Einmal wurde ein Indianer von den Christen gefangen genommen. Er entkam aber und irrte dann lange Zeit allein in der grossen Wüste umher. Beinahe wäre er vor Hunger gestorben. Einmal nun traf er den Tiger, und der arme Teufel glaubte schon, der würde ihn zerreißen. Vor Furcht fing er an zu zittern und kniete nieder, um zu Gott und dem Tiger zu beten. Der Tiger spitzte die Ohren, setzte sich dann neben ihn hin und weinte. Der Indianer ging also seinen Weg weiter, und der Tiger tat ihm nichts. Er folgte dem Indianer, aber eine Weile später ging er voran und trennte sich dann von seinem Gefährten. Als er weiterhin Strausse antraf, erjagte er sofort einen und kehrte um zu seinem Gefährten, der fast tot vor Hunger war. Kaum noch konnte er zu Fusse gehen. Da er aber schon wusste, dass der Tiger ihm nichts tun würde, fasste er Mut und machte sich von neuem auf den Weg. Da sah er das blutbedeckte Maul des Tigers und ging diesem nach. Und als er ankam, sah er den Strauss und trank dessen Blut.

So entging der Indianer dem Hungertode durch die Hilfe des Tigers. Noch sehr viele Tage begleitete ihn der Tiger; erst als sie Menschen antrafen, trennte er sich von seinem Gefährten. So konnte dieser in sein Land und zu seinem alten Heim zurückkehren.

II.

Die Geschichte von der alten Hexe.

Es war einmal eine alte Hexe, die wohnte auf ihrem Alten-Hexenberge. Da konnten die Leute nicht vorübergehen, denn die Alte hatte einen grossen Sack. Darin gingen alle zugrunde, welche nach oben auf den Berg blickten.

Es war nun einmal ein kleiner Christ, der sagte:

»Ich will zu der alten Hexe ihrem Berge gehen und nicht nach oben sehen, wenn sie mich ruft.«

Er machte sich also auf, sattelte sich eine Ziege statt eines Pferdes und kam zu dem Berge, wo die alte Hexe war. Die sagte zu ihm:

»Kleiner Christ, komm doch herauf zu mir!«

Der aber sah nicht nach oben.

»Sieh doch hierher, kleiner Christ!« rief wiederum die Hexe, aber er tat es nicht, sondern entgegnete ihr:

»Sieh doch du nach unten, Alte!«

Die aber blickte nicht nach unten, sondern rief ihm wieder zu:

»Sieh nach oben, kleiner Christ!«

Der aber blickte nicht nach oben, sondern sagte:

»Blick du hierher nach unten.«

Da blickte die Alte nach unten und stürzte plötzlich herunter, ganz tief in die Erde hinein, so dass nur das eine Bein herausguckte. Da zog sie der kleine Christ mit dem Satteltgurt heraus, band daran einen grossen geflochtenen Lasso und stieg zu Pferde.

Die alte Hexe aber hatte einen Kopf von Eisen. Der kleine Christ aber zog ihr die Zunge heraus und band sie an seinen Sattelriemen fest. So kam er zu Hause an.

Da liess ihn der König rufen, und er ging hin.

»Wie hast du das fertig gebracht, um die alte Hexe zu töten?« fragte der König.

»Ich tötete sie, weil Gott es so wollte,« antwortete der kleine Christ.

Da sagte zu ihm der König:

»Es gibt einen wilden Stier mit goldenen Hörnern, wenn du den tötest, gebe ich dir meine Tochter zur Frau.«

»'s ist recht,« erwiderte der kleine Christ und machte sich auf, sattelte seine kleine Ziege wie ein Pferd, band an den Sattelriemen seinen grossen geflochtenen Lasso und ritt los. Und wie er ankam, rief er:

»Wo ist der Stier mit den goldenen Hörnern?«

»Hier gerade vorn!« erhielt er zur Antwort.

Er ritt also drauf los und traf ihn gerade, wie er die Erde stampfte. Die Hörner glänzten ihm nur so von Gold. Und wie er den Mann witterte, kam er direkt auf ihn zu. Dieser aber zog plötzlich seinen grossen geflochtenen Lasso und fing ihn damit. Dann stieg er von seinem Pferde, der kleinen Ziege. Diese aber blieb fest stehen wie ein Pfahl. Dann erwürgte er

den Stier und tötete ihn, schnitt ihm die Hörner und die Zunge ab und nahm das alles mit zum König.

Da gab ihm der König seine Tochter zur Frau und ausserdem einen Ring.

»Mit diesem Ring kannst du verlangen, was du willst,« sagte zu ihm der König. Er aber sprach:

»Ring! Möge sich ein grosses Haus bilden, für mich zum Wohnen!«

Da bildete sich ein grosses Haus, und dorthin brachte er seine Frau. In der Nähe aber wohnte ein Neger. Der verliebte sich in die Frau des kleinen Christen. Und wie der einmal schlief, zog er ihm den Ring vom Finger. Dann aber sagte er:

»Ring! Durch deine Wunderkraft bringe mich an die andere Seite dieses Sees mit dieser Frau!«

Da war er auch schon auf der andern Seite des Sees.

Wie der kleine Christ aber aufwachte, hatte er keinen Ring mehr. Da rief er den Hund und die Ratte:

»Ihr werdet euch jetzt auf die andere Seite des Sees begeben!«

Da setzte sich die Ratte dem Hund aufs Ohr [und der Hund schwamm los]; mitten im See ruhten sie aus, dann ging es weiter, bis sie auf die andere Seite kamen, wo sich der Neger aufhielt. Da sprach der Hund:

»Vorwärts, Ratte, du bist kleiner als ich!«

Da machte sich die Ratte auf. Der alte Neger und die Frau schliefen aber gerade. So traf ihn die Ratte, huschte leise hinein und zog ihm den Ring ab.

»Dieser Neger soll vier Tage schlafen, Ring!« sagte die Ratte und lief wieder zurück. Wie sie aber an das Ufer des Sees kam, sprach sie:

»Sofort wollen wir am Hause des kleinen Christen ankommen, Ring!«

Und sofort kamen sie an und brachten auch die Frau des kleinen Christen mit.

»Ich befehle jetzt, dass der König seine Tochter wieder zurücknimmt!« sagte der kleine Christ. »Wenn er das nicht will, werde ich alle töten lassen!«

Da nahm der König seine Tochter wieder zurück.

So kam der kleine Christ wieder zu seinem Ringe. Dem Hund und der Ratte aber schenkte er ein grosses Haus, um darin zu wohnen. Er hatte mehr Macht als der König und war Herr über das Land.

III.

Die Geschichte vom Fuchs und vom Frosch.

(Hase und Swinegel.)

Der Fuchs und der Frosch sprachen einmal zu einander:

»Wir wollen spielen,« sagten sie. »Uebermorgen wollen wir spielen.«

Da sprach der Frosch:

»Ich will meine Freunde einladen.«

»Ich will auch meine Freunde einladen,« antwortete der Fuchs.

Sie kamen also zusammen.

»Was wollen wir zuerst spielen?« fragte der Frosch den Fuchs.

»Irgend was wollen wir spielen,« antwortete der, »du sollst angeben was.«

Da sagte der Frosch:

»Wir wollen Ball spielen.«

»Du wirst nicht gewinnen,« entgegnete der Fuchs.

Der Frosch aber sagte:

»Ich werde dich bald herumspringen lassen,« und krämpelte sich die Aermel auf. Dann frug er den Fuchs:

»Worum wollen wir spielen, verdammter Fuchs, Grossmaul?«

Da antwortete der Fuchs:

»Um irgend etwas wollen wir spielen.«

Da sagte der Frosch:

»Gut, um irgend etwas wollen wir spielen.«

Da entgegnete der Fuchs:

»Ich werde um ein gesatteltes Pferd spielen,« sagte er.

»Nun wollen wir also spielen,« sagte der Frosch. »Los, Freunde,« sagte er zu seiner Partei. »Spielt um Dinge, die etwas wert sind, wir werden nicht verlieren, bald sollen die verdammten Füchse verlieren.«

Da frug der Fuchs den Frosch:

»Nun, hast du Mitspieler gefunden?«

»Gewiss,« antwortete der.

Sie spielten also und der Fuchs verlor. Als er nun verloren hatte, frug er wiederum den Frosch;

»Was wollen wir jetzt nun spielen?«

»Sag du selber, was du willst.«

Da sagte der Fuchs:

»Morgen wollen wir von neuem spielen.«

Am andern Morgen also kamen sie wieder zusammen.

»Nun wollen wir wieder spielen,« sagte der Fuchs zum Frosch. Der aber antwortete:

»Wie du willst. Welche Klasse von Spielen wollen wir jetzt spielen?«

»Wir wollen wettlaufen,« sagte der Fuchs, und der Frosch antwortete:

»Gut! Um welches Pferd wirst du spielen?«

»Um meinen dunkelbraunen Pony, nur um diesen,« antwortete der Fuchs. Dann frug er den Frosch:

»Und um welches Pferd wirst du spielen?«

»Ich um meinen hellbraunen Pony,« antwortete der.

Dann sagte der Fuchs zum Frosch:

»Du wirst ja doch nicht im Wettlaufen gewinnen!«

»Und du auch nicht,« entgegnete er dem Fuchs. »Du am allerwenigsten wirst gewinnen, Freundchen, verdammter Fuchs, Falschspieler!«

Da entgegnete dieser:

»Du wirst am allerwenigsten gewinnen, Freundchen Frosch.«

Sie machten sich also auf den Weg, und unterwegs frug der Fuchs den Frosch:

»Wieviel Strecken sollen es sein?«

Der Frosch aber antwortete:

»Vier!«

Nun kamen sie zum Zielstrich und ließen den Einsatz zurück.

»Hier wollen wir alle Wertgegenstände zurücklassen,« sagte der Frosch zu dem Fuchs, »denn du bist ein falscher Spieler.«

»Na ja,« sagte der Fuchs, und sie liefen aus. Und als sie schon eine Strecke zurückgelegt hatten, fragte der Fuchs:

»Wo kommt denn mein Freund Frosch?«

Da schrie dieser aber schon:

»Hier bin ich, Freund Fuchs.«

Da lief der Fuchs wieder eine Strecke. Und als er wieder am Ziele vorbeikam, frug er von neuem:

»Wo kommst du, Freund Frosch?«

Da schrie aber schon der Frosch, um eine Strecke voraus:

»Hier bin ich schon wieder, verdammter Fuchs.«

Der Fuchs aber peitschte sein Pferd, legte wieder eine Strecke zurück und rief von neuem:

»Wo kommst du, Freund Frosch?«

Und wiederum eine Länge voraus quakte der Frosch:

»Hier, hier komme ich.«

Der Fuchs aber galoppierte von neuem, und als er wiederum beinahe beim Zielstrich ankam, rief er wieder:

»Wo kommt denn der verdammte Frosch? Hierher will ich ihn rufen. Wo kommst du denn, Freundchen Frosch?« rief er wieder, als er beinahe beim Zielstrich war.

»Hier bin ich, verdammter Fuchs,« antwortete der.

Da peitschte dieser von neuem sein Pferd. Der Frosch aber rief schon als erster am Zielstrich:

»Woher kommst du denn, Freundchen Fuchs?« als dieser am Zielstrich endlich ankam.

Auf diese Weise wurde der Fuchs besiegt.

IV.

Die Geschichte vom Hund und der Ratte.

Es waren einmal ein Hund und eine Ratte. Da frug man die Ratte:

»Warum durchlöcherst du das Haus der Christen?«

Die Ratte antwortete:

»Weil mich die Katze tötet. Deswegen durchlöchere ich das Haus der Christen.«

[Da frug man die Katze:

»Warum tötest du die Ratte?«

Die Katze antwortete:]

»Weil mich der Knüppel prügelt. Deswegen töte ich die Ratte.«

Da frug man den Knüppel:

»Warum prügelst du die Katze, Freund Knüppel?«

Der Knüppel antwortete:

»Weil mich sonst das Feuer brennt. Deswegen prügle ich feste drauf los.«

Da frug man das Feuer:

»Warum brennst du den Knüppel?«

Das Feuer antwortete:

»Weil mich sonst das Wasser löscht. [Deswegen brenne ich den Knüppel.«

Da frug man das Wasser:

»Warum löschest du das Feuer?«]

Das Wasser antwortete:

»Weil mich der Ochse, die Kuh, das Pferd, das Schaf, weil mich alles trinkt. Deswegen lösche ich das Feuer.«

Da frug man den Ochsen:

»Warum trinkst du das Wasser?«

Der Ochse antwortete:

»Weil mich das Messer schneidet. Deswegen trinke ich das Wasser.«

Da frug man das Messer:

»Warum schneidest du den Ochsen?«

Das Messer antwortete:

»Weil mich der Stein abschleift. Deswegen schneide ich den Ochsen.«

Da frug man den Stein:

»Warum schleifst du das Messer ab?«

Der Stein antwortete:

»Weil mich die Sonne erhitzt. Deswegen schleife ich das Messer ab.«

Da frug man die Sonne:

»Warum erhitzest du den Stein?«

Die Sonne antwortete:

»Weil mich die Wolke bedeckt. Deswegen erhitze ich den Stein.«

Da frug man die Wolke:

»Warum bedeckst du die Sonne?«

Die Wolke antwortete:

»Weil mich der Wind dahinfegt. Deswegen bedecke ich die Sonne.«

Da frug man den Wind:

»Warum fegst du die Wolke dahin?«

Der Wind antwortete:

»Weil die Wolke regnen lässt. Deswegen fege ich sie dahin.«

Da frug man den Regen:

»Warum regnest du?«

Der Regen antwortete:

»Gott befiehlt's mir. Deswegen regne ich. Ich selber regiere mich nicht. Gott regiert den Regen, deswegen regnet es, weht der Wind, fällt der Schnee und ziehen die Wolken. Alles dies befiehlt Gott. Wir allein regieren nicht. Es gibt eben einen, der uns regiert!«

V.

Die Geschichte von der Alten mit ihrem Manne.

(*Hänsel und Gretel*).

Es war einmal ein altes Ehepaar, das war sehr geizig. Die hatten zwei Söhne. Einmal nun sagten sie zueinander: „Wegen denen können wir nicht gut leben. Besser wäre es, wenn wir sie mitten in den Wald führten!“ Und die Frau fuhr fort: „Morgen ganz früh stehst du auf, Alter, und wir führen die zwei Rangen in den Wald!“ — Am andern Morgen also standen sie auf und gingen fort. Und als sie mitten in den dichten Wald gekommen waren, sagte die Frau: „Hier wollen wir sie lassen,“ und versteckten sie. So blieben die beiden Brüder hilflos zurück. Die Alten aber, nachdem sie ihre Kinder zurückgelassen hatten, gingen fort, sehr zufrieden.

„Wo sind unsere Eltern hingegangen, Bruder?“ fragten sie einander und fingen an zu weinen. Nun brach auch die Nacht herein und mitten im Walde mussten sie bleiben. Gegen Morgen aber erblickten sie von weitem ein kleines Licht. Da sagten sie zu einander: „Vorwärts, Freundchen, diesem kleinen Lichte wollen wir nachgehen!“ und folgten ihm. Das Licht aber wanderte und als der Morgen graute, konnten sie's nicht mehr sehen. Und als es Tag wurde, standen sie auch schon vor ihrem Hause. Als sie nun so ankamen, sahen sie ihre Eltern. „Da kommen sie ja wieder, gerad' da vorn, die beiden

Rangen," rief die Frau. „Was fangen wir bloss mit ihnen an?“ fragten sie sich gegenseitig. „Morgen ganz früh, wollen wir sie nochmals fortführen, aber viel weiter, damit sie nicht wieder zurück können!“

Wie es nun Nacht wurde, legten sich alle schlafen. Da hörte der ältere Bruder, wie die Mutter sagte: „Alter, morgen früh gehen wir und bringen sie viel weiter fort. Dann lassen wir sie dort, damit sie nicht wieder zurückkommen!“ „Gut,“ antwortete der Vater. Am andern Morgen aber stand der Junge auf und nahm viel Maiskörner mit. Die streute er auf den Weg. Das war das Merkzeichen, denn er wusste ja, dass die Alten sie wieder in dem grossen Walde verstecken würden.

Nachdem sie also von den Eltern zum zweiten Male, aber viel weiter zurückgelassen waren, kehrten sie wieder zurück, denn die Maiskörner zeigten ihnen den Weg. Und am andern Tage früh kamen sie wieder zu Hause an. „Ihr zwei Rangen was machen wir mit euch?“ sagten die Eltern. Die Mutter aber gab ihnen zu essen und sie assen gut. Am andern Morgen früh aber gingen sie viel weiter fort und nahmen ihre beiden Kinder wieder mit. Diesmal aber blieben die zwei hilflos zurück. Nachdem sie viel herumgeirrt waren, kamen sie zu einem kleinen Häuschen. Dort lebte ein altes Ehepaar. „Ach, ihr lieben Kinder, was macht ihr denn hier?“ rief die Alte. „Wir irren hilflos umher, so kamen wir hierher,“ antworten die beiden Brüder. Da nun die beiden Alten kein einziges Kind hatten, freuten sie sich sehr. „Ach ihr armen Kinder!“ sagten sie. „Wir selber haben keine Kinder, aber Gott hat uns geholfen und hat uns euch hierher geschickt.“ Da behandelten sie die beiden Brüder als ihre eigenen Kinder und kauften ihnen alles, Schuhe, Hüte und Stiefel. „Ach, meine lieben Söhne,“ nannte sie die Alte und freute sich, die beiden aber nannten sie Mama. „Wir haben Glück gehabt, Bruder, dass wir eine so gute Mutter gefunden haben!“ sagte einer zum andern.

Eines Tages nun baten sie ihre Pflegemutter: „Erlaube uns auf die Jagd zu gehen, wir wollen die kleinen Vögel hier herum jagen!“ „Gut, geht nur ruhig, meine Kinder!“ antwortete die Alte. Da sattelten sie ihre Pferde und ritten fort. Wie sie nun zu einem kleinen Hügel kamen, ritten sie hinauf und erblickten von oben in der Ferne ein kleines Haus. Da

wandert, da kam er zu einem Hause. Hier traf er das Schwein. „Wohin gehst du, Freund?“ frug das Schwein. „Weit weg, mein Freund, auf der Erde zu reisen.“ „Ach, du Glücklicher,“ sagte das Schwein. „Gehst du nicht auch fort, Freund?“ frug der Esel. „Wie kann ich fort, morgen früh will man mich schlachten!“ „Sei doch nicht so dumm, Freundchen,“ entgegnete der Esel, „was wirst du dich morgen tot machen lassen, lauf schnell weg, wandern wir beide zusammen!“ Da gingen sie beide fort. Als sie einen Tag gewandert waren, trafen sie die Katze. „Grüss Gott, Freund Katze,“ sagte der Esel. „Grüss Gott,“ antwortete die Katze. „Was machst du denn hier, warum bist du denn so traurig, Freund?“ frug der Esel. „Ich bin traurig, denn ich bin sehr verdriesslich; schon vier Tage habe ich nichts gegessen.“ „Gehen wir zusammen als Kameraden und reisen auf der Erde!“ schlug der Esel vor. „Gut!“ erwiderte die Katze. Sie wanderten also weiter. Die Katze aber setzte sich dem Esel auf den Rücken. Als sie so weiter zogen, trafen sie den alten Hahn. Es waren auch viele Hennen da, aber der alte Hahn war weit weg von ihnen. Der Esel sagte: „Grüss Gott, Freund Hahn!“ „Grüss Gott,“ antwortete der. „Warum bist du so traurig, mein Freund?“ frug der Esel. „Morgen will mich mein Herr schlachten, hat er mir gesagt, deshalb bin ich traurig.“ „Vorwärts Freund, da steig auf meinen Rücken, wir hier sind auf der Reise, wandern auch wir zusammen als Kameraden.“ „Gut,“ sagte der alte Hahn, und es ging weiter. Da kamen sie nachts zu einem einsamen Hause. Dort fand sich zu essen und sie assen. Ein Weilchen später kam brüllend der Tiger. Es war der Herr des Hauses. Da sagte der Esel: „Kameraden, da vorne kommt ein Mensch, der spricht sehr laut. Es ist wohl der Herr des Hauses.“ Es war aber der Tiger. Da sagte der Esel zu dem Schwein: „Du bleibst drin im Hause neben der Tür. Wenn er hereinkommt, erschreckst du ihn durch dein Grunzen. Und die Katze stellt sich mitten auf die Schwelle. Wenn er hereinkommt, zerkratzt du ihm die Rippen. Du Hahn zerpickst ihm den Kopf. Ich selber stelle mich auf die Seite an die Tür. Wenn er hereinkommt, schlage ich nach ihm aus und furze ihn an.“ Richtig kam der Tiger an. Da grunzte ihn das Schwein an: „or, or, or,“ als er herein wollte. Der Esel schlug nach ihm aus. Die

Katze zerkratzte ihm die Rippen. Der Hahn pickte ihm auf den Kopf. Da machte der arme Tiger kehrt und sagte zu seiner Frau: „Frau, als ich in das Haus herein wollte, griffen sie mich von innen her an. Ich weiss nicht, was für Leute es sind. Aber es scheinen Menschen zu sein. Einer hatte einen Prügel, ein anderer einen Pfriemen, ein anderer ein Messer. Ein anderer sagte zu mir „or or or“, als ich herein wollte.“ „Oh, da gehen wir lieber nicht ins Haus,“ sagte die alte Tigerin. Sie gingen also nicht herein und bauten sich anderswo eins. Da waren also jene Herren des Hauses viele Jahre lang und blieben darin wohnen.

So verdankte das Schwein dem Esel sein Leben. Der Hahn und die Katze bedankten sich aber sehr bei ihm, weil sie ordentliche Leute geworden waren.

A European Custom of Pagan times brought over to America

(Halloween at Chicago).

By Jonkheer L. C. van Panhuys, s'Gravenhage.

(Ein europäischer Gebrauch aus heidnischen Zeiten nach
Amerika gebracht [Abend vor Allerheiligen in Chicago]).

Those of the Americanists who, at the close of the Congress of New York in 1902, made the most interesting trip, which was graciously offered to them by the American Museum of Natural History, to various cities in the United States, and arrived the 31th of October at Chicago, may like the narrator, in the evening of that day, have been struck by a festivity, called Halloween, which took place especially among young people, and was commented and spoken of in the news papers of the town.

„We will meet on Halloween
„That night when the spooks and ghosts are seen
„Be sure you arrive a half hour before eight
„For the spirits grow lively before very late . . . etc.

So ran the invitation of the girls basket ball master for three schools, in a news paper. In another paper we were told how apples and nuts, perhaps with a ring cake, had to be the „menu“ for the evening, how Halloween was a maiden festival and in which way the girls could try to get an insight in the character of their intended.

In the neighbourhood of the Hôtel de Prado groups of children walked round with Venetian lanterns and a young child with a sly face came with a toy at my window, to play ghost.

I duly returned that attention by hiding myself much terrified to her great delight behind an easy chair. —

So we meet in America with a curious custom, sprung, as we may see by comparison with the same custom in Europe, from the old pagan belief, — which was later on tolerated or slightly changed by the Church, — that during that night the souls of the dead are walking round (the souls from Purgatory) and that eatables, eaten by the living, will put the ghosts into a cheerful mood.

Much information is given about the custom in England in *Observations on the popular Antiquities of Great-Britain* by John Brand, revised by Ellis, new Edition, vol I, 1883, in the chapter Allhallow Eden, vulgarly Halle 'een, pag. 377—396. On pag. 389 the origin of Druidism is pleaded.

G. F. Northall, in *English Folk-rhymes*, Collection of traditional verses relating to places and persons, customs, superstitions, London, 1892, says a bout the word *halloween* that it derives from the Saxon *haligan*, holy, and gives a rhyme about the custom in Shropshire.

In the Netherlands the custom is, as far as I know, out of use; in Flanders they may still bake the „zieltjes koekjes“ (cakes for the little souls) and, as many souls will be delivered from Purgatory as cakes will have been eaten with religious sense and prayer.

The Gaules, on All Souls day, the first of November, covered tables with eatables in order that the souls of the dead might partake of the same. Bosc and Bonnemère assure us that even untill now the Bretons earnestly believe that in that night the souls of relations and friends do enter their house. In *Schraders Reallexikon der Indogermanischen Altertumskunde*, 1901, is mentioned, sub *Ahnencultus*, that still to this time in Tyrol milk is put on the table on All Saints day and oil is put in the lamp to dress the wound of the poor souls from Purgatory (Meyer, *Deutsche Volkskunde*, S. 275) and to refresh them.

In my lecture I will explain shortly that it was probably by the English, and not by the old Dutchmen, that the custom was brought over from Europe to the United States. For those who are interested not only in the spreading but also in the

arising of Thought in different places on earth, I will conclude with the following extract from the Journal de la société des Américanistes de Paris, Nouvelle Série, Tome I, n° 1, Etudes sur les Indiens de la région de Riobamba, par le Dr. Rivet, pag. 76:

„Les Indiens, au siècle des Incas, offraient aux morts des liqueurs et des aliments, pour que ceux-ci puissent boire et manger. Leurs descendants ont conservé cette coutume. Le jour des Morts, ils s'asseoient au milieu de l'église, une bouteille de chicha ou d'aguardiente devant eux; autour d'eux, de petits pains qu'ils arrosent consciencieusement. Ils donnent à manger aux âmes, tout en priant pour elles: offrande et prière, paganisme et christianisme!“

May the Chicago children keep long their interesting and innocent feast, a token of the folk poetry of former ages.

To our sketch as it was read at Stuttgart we have to add a few facts for the Proceedings of the Congress. Only a few, our subject leading too quickly from American Folklore into the dominion of European History of Civilisation. That the mentioned customs were brought over to Chicago by colonists of Celtic blood is proved by the same customs still existing in Celtic countries. Compare f. i. the Halloween customs given by E. J. Guthrie (Old scottish Customs, London dan Glasgow, Hamilton, Adams and Co, 1885) as: an insight in futurity, burning nuts, cutting an apple, perhaps also: dipping the shirt sleeve and pricking the egg etc. The feasts on the evening of October 31st and on November 1st were one and the same, as will be explained at the end.

As origin of the festivity we find back the feast of the sun god; Combined with the ground idea of Fear for the spirits of the dead. The connexion between these two ideas is shown in the following quotation. Prof. Rhys writes: „Halloween night was the Saturnalia of all that was hideous and uncanny in the world of spirits. It had been fixed at the time of all others when the sun god, whose power had been gradually falling off since the great feast associated with him on the first of August, succumbed to his enemies, the powers of darkness and of winter. It was their first hour of triumph after an interval of subjection, and the popular imagination pictured

them stalking abroad with more than ordinary insolence and aggressiveness¹⁾

The idea of eating cakes for the souls was there fore no other than putting the spirits²⁾ by an offering into a cheerful mood. Guthrie, l. c. pag. 66 gives some more explanation about the feast of the Sun. All fires, save those of the Druids were extinguished from whose altars alone the holy fire had to be purchased. The bon fires (bon means bone) of Halloween bleeze were surrounded in Scotland with a circular trench, symbolical of the Sun.

In the different names we find also an explanation. The first of November, still called New-Years day on the island of Man, was the new years day on the beginning of the winter half year among Fins, Scottish, Danes, Swedish, Britons and Germans³⁾; and called *Calan gaeaf*, i. e. the Calends of winter, by the Welsh and Manx, *Samhanach* and *Samhein*, the feast of the sun, by Scottsih and Irish⁴⁾. *Hollantide* (Hallow-tide) was the English name in Manx. In Whitby and Cleveland the Halloween evening is called according to the surviving custom Nut crack night. A rhyme in Cleveland says:

Nutty crack Neet Ah mount forget
Near neets afvoar Mart' mas day
We hav' a feast o' happles an' nuts
An how we krack away!⁵⁾

As happened with many others the heathen feast of November 1st was proclaimed by the clergy to be a Christian one. The heathen ideas associated with it were altered into a feast to the memory of the souls of the Saints of the Chri-

¹⁾ Rhys, Celtic Folklore. Welsh and Manx. Oxford 1901, pag. 226.

²⁾ Spirits of relatives suppose were considered as a rule benevolent, but gave trouble and caused sickness when not propitiated; anyhow a spirit, even of a departed household dead became a stranger, who is, in the belief of all primitive people, synonymous with an enemy.

³⁾ Finn Magnusen. Den Förste November en Historik-Kalendarisk Undersögelse. Tidskrift for Nordisk Oldkyndighed, 2 bind. Kjöbenhavn 1829, translated by Jhr. M. Hottema D. C. L., Leeuwarden, Fr. Schierbeck, 1835, pag. 2.

⁴⁾ Rhys, l. c. pag. 316, 317 etc.

⁵⁾ County Folklore Vol. II. Published by the Folklore Society. London 1901. Examples collected by Mrs. Gutch., pag. 266.

stian Church. The people kept the custom to remember on the 1st November their dead relatives, but gave up the heathen idea of fear for the dead. To leave room for a feast to the memory of All Saints as well as to the memory of dead relatives, an All Souls day is held in several countries on the 2^d November. With great care and foresight the Fathers of the Church succeeded in purifying those feasts from all heathen reminiscences¹⁾. Of course no obstacle was made against the continuance of old customs when they were no longer associated with anti-christian ideas.

The old custom of beginning a feast the evening before, called in English wake (in Dutch also wake, pronounce wauke), in Latin vigilia, was interdicted by the Concilium of Autisiodorum (Auxerre) in 586. This interdiction seems to have had little or no influence in Celtic Countries from where the Halloween evening has been brought over on American soil.

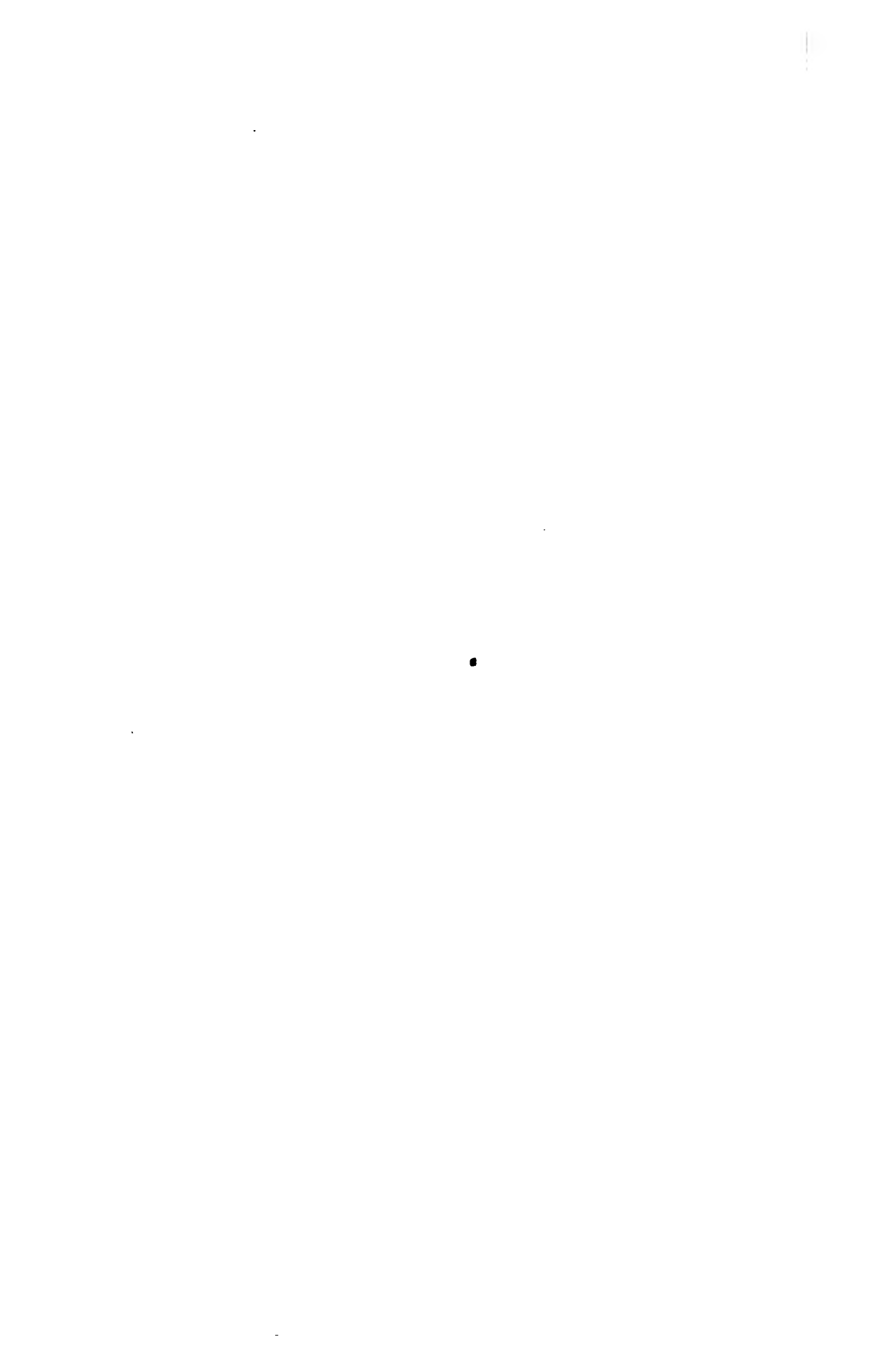
¹⁾ Bengnot. Histoire de la destruction du Paganisme en Occident. Paris Firmin, Didot Frères, 1835, Tome II, Livre XII. — Buddingh. Verhandeling over het Westland, Leyden, 1844, Bls. 377—379, 398—399.



Inhaltsangabe.

	Seite
Organisations-Komitee	V
Programm der Tagung	VII
Verzeichnis der Delegierten	VII
Mitgliederverzeichnis	X
Konstituierende Sitzung	XXIII
Eröffnungssitzung	XXV
Prof. E. T. Hamy, Paris: <i>Le Centenaire du retour en Europe d'Alexandre de Humboldt et d'Aimé Boujard de Bonpland (3 Août 1804)</i> .	XXXV
Prof. Dr. Kapff, Stuttgart: <i>Anteil der Württemberger an der Kolonisation Amerikas</i>	XLVIII
Zweite Sitzung	LVII
Dritte Sitzung	LX
Vierte Sitzung	LXI
Fünfte Sitzung	LXIX
Sechste Sitzung	LXXI
Siebente Sitzung	LXXIII
Geschäftssitzung des Vorstands und Beirats	LXXIV
Achte Sitzung	LXXVI
Allgemeine Geschäftssitzung	LXXVIII
Neunte Sitzung	LXXXI
Festliche Veranstaltungen und Ausflüge	LXXXII
Liste der dem Kongresse überreichten Druckwerke	LXXXVI
W. Ruge, Leipzig: <i>Ein Globus von Gemma Frisius</i>	3
Dr. August Wolkenhauer, Göttingen: <i>War die magnetische Deklination vor Kolumbus erster Reise nach Amerika tatsächlich unbekannt?</i> . .	11
Prof. Jos. Fischer S. J., Feldkirch: <i>Die kartographische Darstellung der Entdeckungen der Normannen in Amerika</i>	31
Prof. Dr. E. Fraas, Stuttgart: <i>Vergleichung der amerikanischen und europäischen Juraformation</i>	41
Prof. Dr. Hans Meyer, Leipzig: <i>Die Vorzeit des Menschen im äquatorialen Andengebiet</i>	47
Dr. Iwan Bloch, Berlin: <i>Der Ursprung der Syphilis (Morbus americanus)</i>	57
Ad. J. Bandelier, New-York: <i>Über Trepanieren unter den heutigen Indianern Boliviens</i>	81
Prof. Dr. Yngvar Nielsen, Christiania: <i>Die ältesten Verbindungen zwischen Norwegen und Amerika</i>	91

	Seite
Dr. Emil A. Göldi, Pará: <i>Altindianische Begräbnisurnen und merkwürdige Ton- und Steinidole aus der Amazonas-Region</i>	445
Dr. Herrmann Mayer, Leipzig: <i>Die Kunst der Xingú-Indianer</i> . (Mit 4 Tafeln)	455
C. O. Ullrich, Sto. Antonio, Rio Grande do Sul: <i>Die Tapes</i>	473
H. von Ihering, São Paulo: <i>Über das natürliche Vorkommen von Nephrit in Brasilien</i>	507
Prof. Dr. Fritz Regel, Würzburg: <i>Die Reste der Urbevölkerung (Indos bravos) in der kolumbischen Westkordillere nach eigenen Beobachtungen im Jahre 1896</i>	517
Sir Clements Markham, London: <i>The Megalithic Age in Peru</i>	521
Comte de Créqui-Montfort, Paris: <i>Fouilles de la mission scientifique française a Tiahuanaco. Ses recherches archéologiques et ethnographiques en Bolivie, au Chili et dans la République Argentine</i> . (Mit 8 Tafeln)	531
Comte de Créqui-Montfort, Paris: <i>Fouilles dans la nécropole préhispanique de Calama. Les anciens Atacamas</i> . (Mit 9 Tafeln)	551
Dr. Max Uhle, Lima: <i>Bericht über die Ergebnisse meiner südamerikanischen Reisen</i>	567
Dr. Max Uhle, Lima: <i>Aus meinem Bericht über die Ergebnisse meiner Reise nach Südamerika 1899—1901</i>	581
Stansbury Hagar, Brooklyn: <i>The Peruvian Asterisms and their Relation to the Ritual</i>	593
Prof. Dr. Karl von den Steinen, Steglitz: <i>Der Verfasser der Handschrift »Arte de la lengua de los Indios Antis ó Campase«</i>	603
Prof. Dr. Karl von den Steinen, Steglitz: <i>Diccionario Sipiho</i>	607
Raoul de la Grasserie, Nantes: <i>De la langue Tehuelche</i>	611
Graf Eric von Rosen, Stockholm: <i>Die Chorotes des bolivianischen Chacos</i> . (Mit 13 Tafeln)	649
Dr. Paul Ehrenreich, Berlin: <i>Verbreitung und Wanderung südamerikanischer Märchen</i>	659
Dr. Robert Lehmann-Nitsche, La Plata: <i>Europäische Märchen unter den argentinischen Araukanern</i>	681
Jonkheer L. C. van Panhuy's, Haag: <i>A European Custom of Pagan times brought over to America. (Halloween at Chicago)</i>	695



Internationaler Amerikanisten-Kongress

**Vierzehnte Tagung
Stuttgart 1904**

Zweite Hälfte

Verlag von W. Kohlhammer

**Berlin W. 35
Derfflingerstrasse 16**


**Stuttgart
Urbanstrasse 14
1906**

**Leipzig
Rossplatz 16**

Druck von W. Kohlhammer in Stuttgart.





L80C.188.3 (148h)
Internationaler amerikanisten-kongr
Toscar Library AXQ1073

3 2044 043 461 789

**This book is not to be
taken from the Library**

